LC 249.4°12 4. EX.

Menschen vom lippischen Boden

LC 249. 4° +2
4. Exemplar.

Menschen vom lippischen Boden

Lebensbilder, herausgegeben von Max Staercke

74

01895175

Detmold 1604

1941/780

Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung, Detmold

LC 249.4° +2
4. Ex.

Druck der Meyerschen Hofbuchdruckerei K.-G., Detmold 1936

Die Mitarbeiter

Ernst Anemüller · Felix Auerbach · Alfred Bergmann · Arnold Berkemeier † · H. v. Borries · W. Butterweck · Friedrich Copei · H. Diehl · Bernhard Ebert · August Falkmann † · August Fischer · Friedrich Gerlach · Fritz Geise · Adolf Gregorius · Hans Kiewning · Karl Klingemann · A. Krawinkel · Gustav Lamberg · Karl Lamprecht · Karl Lohmeyer · Werner Lohmeyer · A. Meier-Böke · Karl Meier-Lemgo · Erich Meinhard · Eduard Meyer-Berlin · Wilhelm Meyer · Heinrich Moeller-Friedrich · Otto Neumann-Hofer · Clara Niemoeller · Berta Oesterhaus · Wilhelm Paulsen · Konrad Petri · W. Pölert · Edda Pohlman-Martin · P. Pothmann † · Eberhard Quentin · Fr. Rosen · Alwine Reinold · Hermann L. Schaefer · Max v. Schönfeld † · Wilhelm Schmiedeskamp · Hans Sprenger · Catharina Staercke · Karoline Stübel · Karl Stukenbrock · Ernst Thelemann · Arnold Theopold · Luise Theopold · Carl Tielker · Ulrich Walter · Wilhelm Weber · Dora Wegele · Karl Wehrhan · August Weßel · August Wiemann · Martin Wolf · Alexander Zeiß

Die Landschaft der Heimat

Lippische Kolonatshäuser

(Schwalenberg)

Lippische Bürgerhäuser

(Bad Salzuflen)

Photogr. Aufn. von Wilh. Pecher-Detmold

Schloß Varenholz

Vorwort

Es geht zu Ende mit der lippischen Selbständigkeit. Lippe wird über kurz oder lang im deutschen Gesamtstaat aufgehen. Wer in diesem kleinen Lande geboren ist oder sich ihm durch seine Lebensarbeit verbunden fühlt, wird an diesem Wendepunkte gedrängt, sich darauf zu besinnen, was ihm selbst dieses Land und sein Menschenschlag bedeutet und darauf, was es im größeren Ganzen des deutschen Volkes bedeutet hat. Das leidenschaftliche Für und Wider des Kampfes um die lippische Selbständigkeit weicht nun, da die Entscheidung gefallen ist, einer ruhigen, von sachter Wehmut gefärbten Würdigung.

Hier ist nicht der Ort, rückblickend die Schwächen der Kleinstaatlichkeit: die Isoliertheit des wirtschaftlichen und staatlichen und die manchmal drückende Enge des geistigen Lebens abzuwägen gegen das, was dieser durch das historische Geschehen zusammengefügte Menschenschlag in der Vertrautheit und Übersichtlichkeit seines Zusammenlebens an dauernden Werten der Wirtschaft, des sozialen Lebens, der erzieherischen Bemühung und der geistigen Auseinandersetzung für das deutsche Volk geschaffen hat. Wohl aber verpflichtet solcher Augenblick zu einem Werk der Pietät und Dankbarkeit. Es gilt, das Andenken derer zu erneuern und für eine ferne Zukunft zu bewahren, die auf lippischem Boden aufgewachsen, Wesentliches für Volk und Menschheit geleistet haben, aber auch derer, die innerhalb dieses kleinen Lebenskreises als Eingeborene oder Zugewanderte ihr Bestes gaben und so als lebendige Gestalten in das Gedächtnis des lippischen Volkes eingegangen sind. Das vorliegende Buch ist diesen „Menschen vom lippischen Boden" gewidmet.

Wer sich nach solchen Menschen umsieht, bedarf nicht der vergrößernden Gläser einer übersteigerten Heimatliebe. Blättern wir durch die Seiten dieses Buches, so überrascht uns der imposante Zug von Gestalten, der an unserem geistigen Auge vorübergleitet, und wir sind gefangen vom Reize vergangenen Lebens und der Vielfalt der Menschenbilder. Da schreiten aus dem fernen Mittelalter herauf die Gestalten der Edlen Herren und streitbaren Bischöfe, der Äbtissinnen und Domherren, der Chronisten, der Dichter und der mächtigen Grundherren. Ihnen folgen die Menschen aus den großen Kriegs- und Glaubenszeiten: der große Weltforscher geht neben dem Hexenbürgermeister, der tapfere Prädikant der Reformation neben dem gelehrten Humanisten. Die Front der Schreitenden verbreitert sich, wo die Männer und Frauen aus der Zeit des deutschen Idealismus an uns vorüberziehen. Den Zug beschließt die schwer übersehbare Zahl mehr oder minder bedeutender Menschen des vergangenen und des gegenwärtigen Jahrhunderts: Ärzte und Forscher, Dichter und Künstler, Lehrer und Pfarrer, Diplomaten und Politiker, Offiziere und Beamte, Erfinder und Züchter, führende Menschen des deutschen wirtschaftlichen und sozialen Lebens, aber auch Heimatforscher, Bauern, Ziegler, Führer des geistigen und politischen Lebens ihrer Heimat. Die Letzten der langen Reihe sind unserer eigenen Erinnerung noch vertraut, waren sie doch Menschen unserer eigenen Lebenswelt.

Wie sehr aber auch die Fülle der Einzelschicksale fesselt, wie sehr wir gepackt werden von dieser verlebendigten Ideengeschichte: alle Einzelgestalten bekommen ihren kräftigen Umriß doch erst im Rahmen ihrer heimatlichen Landschaft, auf dem Untergrunde eines lebendigen Volkstums. Die schönste und schwerste Aufgabe in der Zeichnung dieser Lebensbilder ist immer da gelöst, wo es gelang, das Herauswachsen der Persönlichkeit aus heimatlichem Boden und Volkstum aufzuweisen, nicht minder aber auch den manchmal tragischen Wider-

spruch zwischen einem so verwurzelten und gebundenen Leben und einem größeren geistigen Zusammenhängen verpflichteten genialen Denken und Schaffen darzustellen. (Den bedeutendsten Vorwurf für solche Sicht bietet Grabbes Leben.)

Denn das viel mißbrauchte Schlagwort von der Bodenverbundenheit beleuchtet hier einen wichtigen Zusammenhang: in Lippe waren von jeher Ärzte und Rechtsanwälte, Pfarrer und Lehrer, Gelehrte und Offiziere, deren Väter und Brüder noch auf ihren Bauernhöfen saßen, nichts Seltenes, und bei manchem bedeutenden Familiennamen läßt sich der Ursprung aus dem Volke deutlich verfolgen.

Dieses lippische Volk hat sein eigenes Gesicht; im Laufe von Jahrhunderten haben die Grenzen des kleinen Territoriums, zugleich Glaubensgrenzen, einen eigenen Menschenschlag geschaffen. Der lippische protestantische Bauer ist anders als der katholische Bauer des umgrenzenden Westfalen, er hat nicht nur seine eigene Sprache und Lebensart, sondern auch seinen eigenen Charakter. Wir haben das Glück, eine vorzügliche Schilderung dieses lippischen Bauern von einem seiner besten Freunde zu besitzen: die „Charakteristik der Lippeschen Bauern" von dem Prediger von Cölln in v. Donops „Beschreibung der Fürstlichen Lippischen Lande" aus dem Jahre 1790. Hans Kiewning hat in seinem erschütternden Roman „Von Rechts wegen" wie in Holzschnittart die Köpfe lippischer Bäuerinnen und Bauern umrissen, Korl Biegemann hat sie uns gezeichnet mit den Lichtern versöhnenden Humors.

Die lippischen Ziegler, ursprünglich meist nachgeborene, ärmere Bauernkinder, bleiben auch in der Fremde Lipper von ausgeprägter Eigenart, man kennt sie von Frankfurt bis Dänemark, von der Oder bis nach Holland. Was aber in diesem bäuerlichen lippischen Lande sich an städtischem Leben entwickelte, ist wieder geformt und gefärbt von der Denk- und Sprechweise des Landes. Julie Weerth hat diese behagliche Kleinbürgerwelt, ihre Lebensweise und ihre eigentümliche Umgangssprache in köstlichen Skizzen festgehalten. Innerhalb dieser kleinen, geformten Stammesgemeinschaft aber beobachten wir wieder eine Vielfalt von Menschen verschiedenen Schlages, die sich jeder Typisierung entzieht, eine Verschiedenheit nach Besitz und Bildung, nach Bluts- und nach Ortszugehörigkeit, nach Schicksals- und nach Interessengemeinschaften.

Dieses lebendigen Untergrundes muß man sich bei der Vergegenwärtigung auch all der Menschen vergangener Zeiten bewußt bleiben, wenn man sie recht sehen will. Man kann sie nicht allein verstehen aus dem großen, übergreifenden geistigen Leben ihrer Zeit. Die Silhouette eines Baumes zeichnet sich klar und rein ab gegen den hellen Sternenhimmel der Winternacht, die Gesamtgestalt des Baumes aber findet Wucht und Kraft ihres Ausdrucks erst da, wo ihr Umriß herauswächst aus dem schweigenden Dunkel des nächtlichen Bodens.

* * *

Mit diesem Bande von Lebensbildern wird ein alter Plan seines Verlegers Wirklichkeit. Lippe bekommt mit ihm ein Buch, das an seinem bescheidenen Teile das leisten will, was die „Allgemeine Deutsche Biographie" für das Reich und was die „Westfälischen Lebensbilder" für das Nachbargebiet bedeuten; es ist zugleich ein Beitrag zur Familienforschung und zu einer künftigen lippischen Gesamtgeschichte. Seine schönste Aufgabe aber wäre erfüllt, wenn dieses Sammelwerk als Träger lebendiger Erinnerung zu einem Volksbuch würde.

Detmold, im Oktober 1935.

Max Staercke

Inhaltsverzeichnis

Mittelalter

Seite

Bernhard II. (1140—1224). Edler Herr zur Lippe 17
Magister Justinus (um 1250). Verfasser des Lippiflorium 20
Gerhard zur Lippe (um 1200). Erzbischof von Bremen 22
Bernhard IV. (um 1230), **Simon I.** (1247—1277), **Bernhard V.** (1287—1341), **Simon III.** (1463—1498). Paderborner Bischöfe aus dem Hause der Edelherren zur Lippe 26
Kunigunde zur Lippe (um 1200). Äbtissin von Freckenhorst 31
Simon III. (um 1340—1410). Edelherr zur Lippe 33
Gerhard Schuddekromen-Lemgo (um 1350—1432). Offizial zu Paderborn . . 36
Bernhard VII. bellicosus (1429—1511). Edler Herr zur Lippe 39
Johann von Molenbeck (um 1430—1471). Amtmann der Herrschaft Lippe . . 43
Margareta zur Lippe (um 1550). Äbtissin von Herford 47

Zeit der Glaubenskämpfe

Hermann Hamelmann (1525—1595). Der Streiter für den evangelischen Glauben 51
Johann Dreyer-Lemgo (1500—1541). Reformator in Herford und Minden . . 53
Gottschalk Kropp-Bega (1500—1540). Reformator in Herford und Einbeck . . 54
Johann Westermann (um 1500). Lippstädter Reformator 55
Simon VI. (1554—1613). Regierender Graf zur Lippe 57
Deppe Pflüger (um 1540—1589). Begründer des lippischen Beamtentums . . 61
Levin von Donop auf Wöbbel (1567—1641). Landdrost unter Simon VI. . . 64
Philipp Graf zur Lippe (1601—1681). Stifter des vormals regierenden Hauses „Schaumburg-Lippe" 66
Abraham Theopold (um 1590—1660). Superintendent zu Blomberg . . . 68
Katharina zur Lippe. Gräfin-Regentin nach 1636 70
Hermann Cothmann (1629—1683). Der „Hexenbürgermeister" von Lemgo . . 72
Johann Jakob Zeller. Lippischer Generalsuperintendent, Schöpfer der Kirchenordnung von 1684 76
Joachim Winand (1623—1703). Der erste Senne-Pastor 79
Friedrich Adolph zur Lippe (1697—1718). Regierender Graf 83
Friedrich Adolf Lampe (1683—1729). Evangelischer Kirchenliederdichter . . . 87
Engelbert Kämpfer (1651—1716). Der erste deutsche Forschungsreisende und Japanologe 89
Ernst Kasimir Wasserbach (1664—1709). Diplomat und Historiker 92
Anton Heinrich Küster (um 1700). „Liebhaber und Kenner der lippischen Geschichte" 95

Aufklärung und Idealismus

Seite

Simon August (1727—1782). Regierender Graf zur Lippe 99
Chr. Fr. Helwing (1725—1800). Gymnasialrektor, Bürgermeister u. Buchhändler 101
Casimire zur Lippe (1749—1778). Die Agrar- und Sozialreformerin . . . 104
Ludwig Knoch (1712—1808). Begründer des Lippischen Haus- und Landesarchivs 107
Stephan Ludwig Jakobi (1711—1784). Begründer der künstlichen Forellenzucht . 111
Die Brüggemeyer (1749—1897). Gründer u. Inhaber der Detmolder Tabakfabriken 114
Edler von Hoffmann (1731—1802). Lippischer Kanzler 117
Christian Gottlieb Clostermeier (1755—1829). Lippischer Archivrat . . . 121
Christian Wilh. Dohm (1751—1820). Staatsmann, Diplomat, Geschichtsschreiber 125
Anton Heinrich Pustkuchen (1761—1830). Kantor und Komponist in Detmold . 128
Johann Ludwig Ewald (1748—1822). Generalsuperintendent zu Detmold . . 131
Jak. Ludw. Passavant (1751—1827). Pastor zu Detmold u. Superintendent zu Brake 133
Johann Friedrich Wilhelm Pustkuchen (1793—1834). Pastor und Schriftsteller . 135
Simon Moritz Krücke (1759—1834). Der erste Direktor des Landeslehrerseminars 138
Ernst v. Valentini (1759—1835). Ein Maler 140
Joh. Hermann Krawinkel (1765—1840). Schulmann und Volksfreund . . . 144
Charlotte Diede (1769—1846). „Freundin Wilhelm v. Humboldts" . . . 146
Johann Wilhelm Süvern (1775—1839). Der preußische Schulreformer . . 151
Ferdinand Weerth (1774—1836). Generalsuperintendent und Schulreformer . 153
Friedrich Ernst Ballhorn-Rosen (1774—1855). Lippischer Kanzler . . . 156
Fürstin Pauline zur Lippe (1769—1820) 161
Friedrich Reinert (1769—1820). Lemgoer Gymnasialrektor 163
Wilhelm Arnold Eschenburg (1778—1861). Lippischer Regierungspräsident . . 165
Friedrich Adolf Böger (1767—1839). Fürstl. Lipp. Oberst und Kommandeur der lippischen Kontingente in den napoleonischen Kriegen 168
Christian Friedrich Falkmann (1782—1844). Schulmann und Dichter . . . 171
Alexander Freiherr v. Blomberg-Iggenhausen (1788—1813). Dichter u. Kämpfer in den Freiheitskriegen 172
Peter Ambrosius Hausmann (1786—1871). Ein Pionier der Landwirtschaft . . 175

Im werdenden Reich

Dietrich Karl Piderit (1791—1855). Lippischer Regierungsrat 181
Heinrich Hasse-Salzuflen (1791—1868). Begründer des Bades Salzuflen . . 184
Rudolf Brandes (1795—1842). Pharmazeut und Reiseschriftsteller 187
Johann Bernd Henrich Echterling (1797—1857). Erforscher der lippischen Flora 189
Karl Piderit (1797—1876). Begründer des neuen Landkrankenhauses . . . 191
Heinrich Schierenberg (1800—1851). Mitglied der Nationalversammlung in der Paulskirche zu Frankfurt 194
Moritz Leopold Petri (1802—1873). Ein Wegweiser zu Deutschlands Einigung 196

Seite

Theodor Heldman (1801—1872). Lippischer Regierungspräsident 200
Christian Dietrich Grabbe (1801—1836) 204
Karl Ziegler (1806—1867). Schriftsteller 208
Friedrich Begemann (1803—1829). Der Dichter der „Blumen von der Saale" . 211
Friedr. August Rosen (1805—1837). Sanskritforscher, Universitätsprof. zu London 214
Georg Rosen (1820—1891). Orientalist und kaiserlicher Generalkonsul . . . 218
Johann Barthold Jobstharde (1797—1858). Bauer und Führer aus der Erweckungszeit 222
Küster Sauerländer (1817—1899). Ein Lehrer in der Erweckungszeit . . . 225
Georg Christ. Rudolf Brockhausen (1805—1888). Dichter und Pastor zu Horn . 227
Heinrich Theopold-Blomberg (1812—1896). Arzt und Volksfreund . . . 229
Rudolf Kulemann (1811—1889). Pastor, Dichter und Schriftsteller 231
Ferdinand Freiligrath (1810—1876) 232
Malwida von Meysenbug (1816—1903). Die Idealistin 234
Theodor Althaus (1822—1852). Dichter, Schriftsteller und vormärzlicher Politiker. Vorläufer eines nationalen Sozialismus 240
Georg Weerth (1822—1856). Der erste Arbeiterdichter 245
Franz Hausmann (1818—1877). Stadtsyndikus zu Horn, Reichstags- und Landtagsabgeordneter 249
August Falkmann (1817—1890). Rechtsanwalt, Archivar und Schriftsteller . . 252
Otto Preuß (1816—1892). Schöpfer der Landesbibliothek 254
Rudolf Cruel (1820—1892). Predigtgeschichtlicher Forscher und Dichter . . 257
Christoph Wilhelm Kracht (1811—1902). Begründer der mechanischen Leinenweberei in Lemgo 260
August Pichler (1771—1857). Der Schöpfer des Detmolder Hoftheaters . . 262

Jahrhundertwende

Wilhelm Süersen (1827—1919). Leibzahnarzt Kaiser Wilhelms I. 269
Theodor Piderit (1828—1912). Begründer des wissenschaftlichen Systems der Mimik und Physiognomik 271
August Eschenburg (1823—1904). Lippischer Staatsminister 274
Otto Thelemann (1828—1898). Konsistorial- und Schulrat 277
August von Kluckhohn (1832—1893). Professor der Geschichte an der Universität zu Göttingen 279
Emil Zeiß (1833—1910). Ein Maler der lippischen Heimat 282
Bernhard Steusloff (1836—1897). Gymnasialdirektor zu Lemgo 285
August Topehlen (1832—1904). Gründer der Anstalt Eben-Ezer in Lemgo . . 288
Adolf Rebbe (1839—1926). Schulpolitiker und Heimatschriftsteller . . . 294
Heinrich Schacht (1840—1912). Der erste Erforscher der heimischen Vogelwelt . 298
Hermann von Voechting (1847—1917). Prof. der Naturwissenschaften zu Tübingen 300

Seite

Ludwig Quentin und Wilhelm Busse (1847—1930). Bürgermeister in Herford . 302
Albrecht Jordan (1848—1923). Gymnasialdirektor zu Lemgo 305
Otto Weerth (1849—1930). Geologe und Heimatforscher 307
Adolf Pohlman-Hohenaspe (1854—1920). Bodenreformer 310
Karl Bömers (1848—1888). Schriftsteller und Dichter 314
Ernst Graf und Edler Herr zur Lippe-Biesterfeld (1842—1904). Regent des Fürstentums Lippe 316
v. Lengerke-Steinbeck (1825—1906). Politiker und Landtagspräsident . . . 318
Max Freiherr von Gevekot (1845—1916). Lippischer Staatsminister . . . 320
Wilhelm Schemmel-Wüsten (1839—1909). Konservativer Führer . . . 323
Oskar Asemissen (1844—1900). Rechtsanwalt und Landtagsabgeordneter . . 325
Georg Deppe (1857—1915). Schulmann 327
Alois Baldenecker (1858—1925). Lippischer Oberforstmeister 329
Felix Rosen (1863—1925). Professor der Botanik an der Universität Breslau . 331
Heinrich Schwanold (1867—1932). Schulmann und Heimatschriftsteller . . 333
Die Steneberg und Barntrup (1805—1925). August Christian Steneberg . . 335
Friedrich Blankenburg-Lippstadt (1809—1903) 337
Wilhelm von Borries auf Eckendorf (1815—1890). Ein Pionier der Landwirtschaft 339
Wilhelm Pape-Dudenhausen (1819—1899). Ein lippischer Jäger . . . 341
Carl Weber d. Ält. (1824—1907), **Bruno Müller** (1848—1913), **Carl Weber d. Jüng.** (1858—1923). Die Gründer der Oerlinghauser Leinenindustrie . 343
Wilfried Paulsen (1828—1901). Der Kartoffelzüchter 345
Eduard Hoffmann (1832—1894). Begründer der Hoffmannschen Stärkefabriken 348
Wilhelm und August Klingenberg (1835—1913). Begründer der lithographischen Kunstanstalten in Detmold 351
Ernst Klaßmeyer-Kirchheide (1840—1926). Orgelbauer 353
Rudolph Blankenburg (1843—1913). Ein Führer der Deutschamerikaner . . 356
Gustav Küstermann (1850—1919). Ein erfolgreicher Deutschamerikaner . . . 358
Bernhard Hausmann (1857—1927). Begründer der Blomberger Holzindustrie . 359
Ernst Küster (1860—1909). Begründer der Zelluloidwarenindustrie in Schötmar . 362
Ludwig Altenbernd (1819—1890). Heimatdichter 364
Luise Koppen (1855—1923). Schriftstellerin 366
Karl Junker-Lemgo (1850—1912). Schöpfer des wunderlichsten lippischen Hauses 368
Wilhelm Oesterhaus (1840—1927). Erforscher der lippischen Mundart . . 370
August Bolhöfer (1849—1917). Heimatdichter 371
Friedrich Wienke (1863—1930). Der Zieglerdichter 373

Stammbaum der Edlen Herren, Grafen und Fürsten zur Lippe 377

Namen-Verzeichnis 379

Quellen-Verzeichnis 386

Verzeichnis der Lebensbilder

alphabetisch geordnet

	Seite
Altenbernd, Ludwig	364
Althaus, Theodor	240
Asemissen, Oskar	325
Baldenecker, Alois	329
Ballhorn-Rosen, Friedrich-Ernst	156
Begemann, Friedrich	211
Blankenburg-Lippstadt, Friedrich	337
Blankenburg, Rudolph	356
Blomberg-Iggenhausen, Freiherr von	172
Böger, Friedrich Adolf	168
Bömers, Karl	314
Bolhöfer, August	371
Borries auf Eckendorf, W. von	339
Brandes, Rudolf	187
Brockhausen, Georg Christ. Rudolf	227
Brüggemeyer, Die	114
Busse, Wilhelm	302
Clostermeier, Chr. Gottlieb	121
Cothmann, Hermann	72
Cruel, Rudolf	257
Deppe, Georg	327
Diede, Charlotte	146
Dohm, Christian Wilhelm	125
Donop, Levin von, auf Wöbbel	64
Dreyer-Lemgo, Johann	53
Echterling, Joh. Bernd Henrich	189
Eschenburg, August	274
Eschenburg, Wilh. Arnold	165
Ewald, Johann Ludwig	131
Falkmann, August	252
Falkmann, Christian Friedrich	171
Freiligrath, Ferdinand	232
Gevekot, Max Freiherr von	320
Grabbe, Christian Dietrich	204
Hamelmann, Hermann	51
Hasse-Salzuflen, Heinrich	184
Hausmann, Bernhard	359
Hausmann, Franz	249
Hausmann, Peter Ambrosius	175
Heldman, Theodor	200
Helwing, Chr. Fr.	101
Hoffmann, Edler von	117
Hoffmann, Eduard	348
Jakobi, Stephan Ludwig	111
Jobstharde, Johann Barthold	222
Jordan, Albrecht	305
Junker-Lemgo, Karl	368
Justinus, Magister	20
Kämpfer, Engelbert	89
Klaßmeyer-Kirchheide, Ernst	353
Klingenberg, Wilh. u. Aug.	351
Kluckhohn, August von	279
Knoch, Ludwig	107
Koppen, Luise	366
Kracht, Christoph Wilhelm	260
Krawinkel, Joh. Hermann	144
Kropp-Bega, Gottschalk	54
Krücke, Simon Moritz	138
Küster, Anton Heinrich	95
Küster, Ernst	362
Küstermann, Gustav	358
Kulemann, Rudolf	231
Lampe, Friedrich Adolf	87
Lengerke-Steinbeck, von	318

Seite

Lippe, Edle Herren und Grafen zur
Bernhard II 17
Bernhard IV, Bischof von Paderborn 26
Bernhard V, Bischof von Paderborn 26
Bernhard VII. bellicosus . . . 39
Casimire 104
Ernst zur Lippe-Biesterfeld . . . 316
Friedrich Adolf 83
Gerhard, Erzbischof von Bremen . . 22
Katharina 70
Kunigunde, Äbtissin von Freckenhorst 31
Margareta, Äbtissin von Herford . 47
Pauline 161
Philipp 66
Simon August 99
Simon I., Bischof von Paderborn . 26
Simon III., Bischof von Paderborn . 26
Simon III. 33
Simon VI. 57
Meysenbug, Malwida von 234
Molenbeck, Johann von 43
Müller, Bruno 343
Oesterhaus, Wilhelm 370
Pape-Dudenhausen, Wilhelm . . . 341
Passavant, Jakob Ludwig 133
Paulsen, Wilfried 345
Petri, Moritz Leopold 196
Pflüger, Deppe 61
Pichler, August 262
Piderit, Dietrich Karl 181
Piderit, Karl 191
Piderit, Theodor 271
Pohlman-Hohenaspe, Adolf 310
Preuß, Otto 254
Pustkuchen, Anton Heinrich 128

Seite

Pustkuchen, Johann Friedr. Wilhelm . 135
Quentin, Ludwig 302
Rebbe, Adolf 294
Reinert, Friedrich 163
Rosen, Felix 331
Rosen, Friedrich August 214
Rosen, Georg 218
Sauerländer, Küster 225
Schacht, Heinrich 298
Schemmel-Wüsten, Wilhelm . . . 323
Schierenberg, Heinrich 194
Schuddekromen, Gerhard 36
Schwanold, Heinrich 333
Stenebergs, Die 335
Steusloff, Bernhard 285
Süersen, Wilhelm 269
Süvern, Johann Wilhelm 151
Thelemann, Otto 277
Theopold, Abraham 68
Theopold, Heinrich 229
Topehlen, August 288
Valentini, Ernst von 140
Voechting, von 300
Wasserbach, Ernst Kasimir 92
Weber, der Ältere, Carl 343
Weber, der Jüngere, Carl 343
Weerth, Ferdinand 153
Weerth, Georg 245
Weerth, Otto 307
Westermann, Johann 55
Wienke, Friedrich 373
Winand, Joachim 79
Zeiß, Emil 282
Zeller, Johann Jakob 76
Ziegler, Karl 208

Übersicht nach Sachgebieten

Regenten des Landes und Kirchenfürsten

Regenten:

Seite

Bernhard II. (1140—1224) 17
Simon III (um 1340) 33
Bernard VII (1429—1511) 39
Simon VI (1554—1613) 57
Philipp zur Lippe (1601—1681) 66
Katharina zur Lippe (um 1636) 70
Friedrich Adolph (1697—1718) 83
Simon August (1727—1782) 99
Casimire zur Lippe (1749—1778) 104
Pauline (1769—1820) 161
Graf Ernst zur Lippe-Biesterfeld (1842—1904) 316

Kirchenfürsten:

Bernhard IV., Bischof zu Paderborn (um 1230) 26
Gerhard, Erzbischof von Bremen (um 1200) . 22
Simon I., Bischof zu Paderborn (1247—1277) 26
Bernhard V., Bischof z. Paderborn (1287—1341) 26
Simon III., Bischof z. Paderborn (1463—1498) 26

Äbtissinnen:

Kunigunde zur Lippe, Äbtissin zu Freckenhorst (um 1200) 31
Margareta zur Lippe, Äbtissin zu Herford (um 1550) 47

Politik:

Chr. Friedr. Helwing (1725—1800) . . . 101
Christian Wilhelm Dohm (1751—1820) . . 125
Johann Wilhelm Süvern (1775—1839) . . 151
Heinrich Schierenberg (1800—1851) . . . 194
P. Rudolf Kulemann (1811—1889) . . . 231
Theodor Althaus (1822—1852) 240
Franz Hausmann (1818—1877) 249
v. Lengerke-Steinbeck (1825—1906) 318
Wilhelm Schemmel (1839—1909) 323
Oskar Asemissen (1844—1900) 325
Otto Thelemann (1828—1898) 277
Adolf Rebbe (1839—1926) 294
Rudolf Blankenburg (1843—1913) 356
Adolf Pohlman-Hohenaspe (1854—1920) . . 310

Staatsdienst und Gemeindedienst:

Seite

Gerhard Schuddekromen, Offizial zu Paderborn (1350—1432) 36
Johann v. Molenbeck (1430) 43
Deppe Pflüger (1540) 61
Levin v. Donop (1567—1641) 64
Hermann Cothmann (1629—1683) 72
Ernst Kasimir Wasserbach (1664—1709) . . 92
Ludwig Knoch (1712—1808) 107
Edler v. Hoffmann (1731—1802) 117
Chr. Gottl. Clostermeier (1755—1829) . . . 121
Ernst von Valentini (1759—1835) 140
Friedrich Ernst Ballhorn-Rosen (1774—1855) 156
Wilhelm Arnold Eschenburg (1778—1861) . 165
Friedrich Adolf Böger (1767—1839) . . . 168
Dietrich Karl Piderit (1791—1855) . . . 181
Moritz Leopold Petri (1802—1873) . . . 196
Theodor Heldman (1801—1872) 200
Christian Dietrich Grabbe (1801—1836) . . 204
Karl Ziegler (1806—1867) 208
Otto Preuß (1816—1892) 254
August Eschenburg (1823—1904) 274
Ludwig Quentin u. Wilh. Busse (1847—1930) 302
Freiherr v. Gevekot (1845—1916) 320
Alois Baldenecker (1858—1925) 329

Kirche, religiöse Bewegungen:

Gerhard Schuddekromen, Offizial zu Paderborn (1350—1432) 36
Hermann Hamelmann (1525—1595) . . . 51
Johann Dreyer-Lemgo (1500—1541) . . . 53
Gottschalk Kropp-Bega (1500—1540) . . . 54
Johann Westermann (um 1500) 55
Abraham Theopold (1590—1660) 68
Johann Jakob Zeller (1684) 76
Joachim Winand (1623—1703) 79
Friedrich Adolf Lampe (1683—1729) . . . 87
Johann Ludwig Ewald (1748—1822) . . . 131
Jakob Ludwig Passavant (1751—1827) . . 133
Joh. Frdr. Wilh. Pustkuchen (1793—1834) . 135
Ferdinand Weerth (1774—1836) 153
Joh. Barthold Jobstharde (1797—1858) . . 222
Küster Sauerländer (1817—1899) 225

Seite

Georg Christ. Rudolf Brockhausen-Horn (1805—1888) 227
Rudolf Cruel (1820—1892) 257
August Topehlen (1832—1904) 288

Schule:

Chr. Fr. Helwing (1725—1800) 101
Simon Moritz Krücke (1759—1834) . . . 138
Kantor Krawinkel (1765—1840) 144
Johann Wilhelm Süvern (1775—1839) . . 151
Friedrich Reinert (1769—1820) 163
Ferdinand Weerth (1774—1836) 153
Joh. Bernd Henr. Echterling (1797—1857) . 189
Christian Friedrich Falkmann (1782—1844) . 171
Rudolf Cruel (1820—1892) 257
Otto Thelemann (1828—1898) 277
Georg Deppe (1857—1915) 327
Adolf Rebbe (1839—1926) 294
Albrecht Jordan (1848—1923) 305
Bernhard Stensloff-Lemgo (1836—1897) . . 285
Otto Weerth (1849—1930) 307
August Topehlen (1832—1904) 288
Heinrich Schwanold (1867—1932) 333

Landwirtschaft, Gewerbe, Industrie:

Christian Friedr. Helwing (1725—1800) . . 101
Stephan Ludwig Jakobi (1711—1784) . . 111
Die Brüggemeyer (1749—1897) 114
Peter Ambrosius Hausmann (1786—1871) . 175
Christoph Wilh. Kracht (1811—1902) . . 260
Die Stenebergs (1805—1925) 335
W. v. Borries auf Eckendorff (1815—1890) . 339
Wilhelm Pape-Dudenhausen (1819—1899) . 341
Carl Weber, Bruno Müller (1824—1913) . 343
Wilfried Paulsen (1828—1901) 345
Eduard Hoffmann (1832—1894) 348
Gebr. Klingenberg (1835—1913) 351
Ernst Klaßmeier (1840—1926) 353
Gustav Küstermann (1857—1919) 358
Bernhard Hausmann-Blomberg (1857—1927) 359
Ernst Küster (1860—1909) 362

Wissenschaft, Literatur, Musik, Kunst:

Engelbert Kämpfer (1651—1716) 89
Christian Friedrich Helwing (1725—1800) . 101
Stephan Ludwig Jakobi (1711—1784) . . . 111
Christian Wilhelm Dohm (1751—1820) . . 125
Anton Heinrich Pustkuchen (1761—1830) . . 128
Ernst v. Valentini (1759—1835) 140
Charlotte Diede (1769—1846) 146
Frhr. v. Blomberg-Iggenhausen (1788—1813) 172

Seite

Rudolf Brandes (1795—1842) 187
Moritz Leopold Petri (1802—1873) 196
Chr. Dietrich Grabbe (1801—1836) . . . 204
Karl Ziegler (1806—1867) 208
Friedrich Begemann (1803—1829) 211
Friedrich August Rosen (1805—1837) . . . 214
Georg Rosen (1820—1891) 218
Georg Christ. Rud. Brockhausen (1805—1888) 227
Rudolf Kulemann (1811—1889) 231
Ferdinand Freiligrath (1810—1876) . . . 232
Malwida v. Meysenbug (1816—1903) . . 234
Theodor Althaus (1822—1852) 240
Georg Weerth (1822—1856) 245
August Pichler (1771—1857) 262
Theodor Piderit (1828—1912) 271
August v. Kluckhohn (1832—1893) 279
Emil Zeiß (1833—1910) 282
Hermann v. Voechting (1847—1917) . . . 300
Adolf Pohlman-Hohenaspe (1854—1920) . . 310
Karl Bömers (1848—1888) 314
Felix Rosen (1863—1925) 331
Luise Koppen (1855—1923) 366
Karl Junker-Lemgo (1850—1912) 368

Heimatforschung und Heimatdichtung

Magister Justinus (um 1250) 20
Ernst Kasimir Wasserbach (1664—1709) . . 92
Anton Heinrich Küster-Blomberg (um 1700) . 95
Ludwig Knoch (1712—1808 107
Christian Gottlieb Clostermeier 1755—1829) . 121
Joh. Bernd Henrich Echterling (1797—1857) 189
Heinrich Schierenberg (1800—1851) . . . 194
Moritz Leopold Petri (1802—1873) . . . 196
August Falkmann (1817—1890) 252
Otto Preuß (1816—1892) 254
Adolf Rebbe (1839—1926) 294
Heinrich Schacht (1840—1912) 298
Otto Weerth (1849—1930) 307
Karl Bömers (1848—1888) 314
Heinrich Schwanold (1867—1932) 333
Ludwig Altenbernd (1819—1890) 364
Wilhelm Oesterhaus (1840—1927) . . . 370
August Bolhöfer (1849—1917) 371
Friedrich Wienke (1863—1930) 373

Heilkunde:

Heinrich Hasse-Salzuflen (1791—1868) . . 184
Rudolf Brandes (1795—1842) 187
Karl Piderit (1797—1876) 191
Heinrich Theopold-Blomberg (1812—1896) . 229
Wilhelm Süersen (1827—1919) 269

Verzeichnis der Abbildungen

Seite

Die Landschaft der Heimat 3
Lippische Kolonatshäuser 3
Lippische Bürgerhäuser 3
Schloß Varenholz 3
Siegel Bernhard II. als Abt von Dünamünde . 19
Siegel der lippischen Bischöfe zu Paderborn . . 24
Grabplatte Bernhard V. im Dom zu Paderborn 24
Statue Simon I. am Südgiebel des Paderborner Domes 24
Siegel der Bischöfe Simon I. und Bernhard IV. von Paderborn; Gerhard von Bremen und Otto II. von Münster 27
Graf Simon VI. zur Lippe (1554—1613) . . 56
Simon August, Regierender Graf zur Lippe (1727—1782) 96
Casimire, Regierende Gräfin zur Lippe . . . 104
Friedrich Adolf Lampe (1683—1729) . . . 112
S. F. W. Brüggemeyer (1749—1825) . . 112
Christ. Friedr. Helwing (1725—1800) . . . 112
Chr. Wilh. Dohm (1751—1820) 112
Joh. Ludw. Ewald (1748—1822) 128
Friedrich Adolf Böger (1767—1839) . . . 128
Wilhelm Arnold Eschenburg (1778—1861) . 128
Ferdinand Weerth (1774—1836) 152
Georg Weerth (1822—1856) 152
Otto Weerth (1849—1930) 152
Friedrich Ernst Ballhorn-Rosen (1774—1855) 156
Friedr. August Rosen (1805—1837) . . . 156
Georg Rosen (1820—1891) 156
Fürstin Pauline zur Lippe (1769—1820) . . 160
Rudolf Brandes-Salzuflen (1795—1842) . . 184
Med.-Rat Hasse-Salzuflen (1791—1868) . 184
Moritz Leopold Petri (1802—1873) . . . 184
Theodor Heldman (1801—1872) 184
Friedrich Leopold Petri (1774—1850) . . . 192
Karl Piderit (1797—1876) 192
Dietrich Karl Piderit (1791—1855) . . . 192
Cristian Dietrich Grabbe (1801—1836) . . 204
Ferdinand Freiligrath (1810—1876) . . . 232
Franz Hausmann (1818—1876) 248
Küster Sauerländer (1817—1899) 248
Malwida von Meysenbug (1816—1903) . . 248

Seite

Luise Koppen (1855—1923) 248
Otto Preuß (1816—1892) 256
August Eschenburg (1823—1904) 256
Theodor Piderit (1828—1912) 256
Wilhelm Süersen (1827—1919) 256
Otto Thelemann (1828—1898) 280
August von Kluckhohn (1832—1893) . . . 280
Bernhard Steusloff (1836—1897) 280
Heinrich Schacht (1840—1912) 280
Hermann v. Voechting (1847—1917) . . . 304
Ludwig Quentin (1847—1930) 304
Albrecht Jordan (1848—1923) 304
Adolf Pohlman-Hohenaspe (1854—1920) 304
Ernst Graf und Edler Herr zur Lippe-Biesterfeld (1842—1904) 316
Max Freiherr von Gevekot (1854—1916) . 316
von Lengerke-Steinbeck (1825—1906) . . . 316
Wilhelm Schemmel (1839—1909) 316
Karl Bömers (1848—1888) 328
Oskar Asemissen (1844—1900) . . . 328
Georg Deppe (1857—1918) 328
Heinrich Schwanold (1867—1932) 328
W. Paulsen-Nassengrund (1828—1901) . . 336
W. v. Borries auf Eckendorf (1815—1890) . 336
Eduard Hoffmann (1832—1894) 336
August Christ. Steneberg (1845—1925) . . 336
Carl Weber der Jüngere (1858—1923) . . 344
Bruno Müller (1848—1913) 344
Carl Weber der Jündere (1858—1923) . . 344
Wilhelm Klingenberg (1835—1913) . . . 352
Ernst Klaßmeyer-Kirchheide (1840—1926) . . 352
Rudolph Blankenburg (1843—1913) . . . 352
Bernhard Hausmann (1857—1927) . . . 352
Chr. Wilh. Kracht (1811—1902) 368
Ernst Küster (1860—1909) 368
Karl Junker (1850—1913) 368
Alexander Zeiß (geb. 1861) 368
Wilhelm Oesterhaus (1840—1927) . . . 372
August Bolhöfer (1849—1917) 372
Ulrich Volkhausen (Korl Biegemann) (geb. 1854) 372
Friedrich Wienke (1863—1930) 372

Mittelalter

Bernhard II. (1140–1224)

Edler Herr zur Lippe

Unter den Menschen vom lippischen Boden steht am Eingang der reichen und bedeutungsvollen Landesgeschichte die Heldengestalt eines Mannes, der die deutsche Treue verkörpert, der nach hartem Ringen am Ende seiner bewegten irdischen Wallfahrt den Frieden gefunden hat, den er so lange vergeblich gesucht hat. Ein Bahnbrecher des Deutschtums ist er gewesen, daheim und in fremden Landen. Zwei blühende Städte im Lipperlande verdanken ihm ihre Entstehung, und die heimische Kolonie im fernen Baltenlande verdankt neben anderen Pionieren seiner Tatkraft Werden und nachmalige Bedeutung. Er war eine große und stolze Erscheinung, die das Urteil über ihn rechtfertigt: „Westfalen (Lippe) mag ihn mit Stolz den Seinen nennen, und auch Livland, einst ein kräftiges Glied am deutschen Körper, nun von ihm geschieden, aber der Wiedervereinigung harrend, kann ihm seine Achtung nicht versagen."

Ihm, dem lippischen Odysseus, dem tapferen Kriegsmanne, dem milden Landesherrn und Städteerbauer „diesseits und jenseits des Waldes", dem schlichten Mönche und Klostergründer, dem weithin gebietenden Bischof in den uns immer noch teuren Ostseeprovinzen, vom Blute und Schweiße unserer Väter fruchtbar gemacht, ist das älteste geschichtliche Heldenlied erklungen, von dem uns die deutsche Geschichte Kunde gibt, und dieser Sang ist angestimmt worden im Lande Siegfrieds und Teuts, in dem heiligen Walde, da Germaniens scharfbezahnte Wölfe Romas stolze Aare zerrissen, im Lande Hermanns, des Befreiers Deutschlands.

Bernhards II. Vater war der Edle Herr Hermann I. zur Lippe, seine Mutter eine westfälische Fürstentochter, wahrscheinlich die Schwester Eberwins von Freckenhorst. Wann und wo der lippische Odysseus geboren ist, wissen wir nicht. Wir können aber annehmen, daß er um 1140 auf der väterlichen Burg Lipperode das Licht der Welt erblickt hat. Weil noch ein älterer Bruder vorhanden war, bestimmten die Eltern ihren jüngeren Sohn für den geistlichen Stand und brachten ihn auf die Domschule zu Hildesheim, „wo die Weisheit auf dem Stuhle saß und die Demut das Haus baute".

Nachdem er schon im jugendlichen Alter Domherr geworden war, rief ihn der Vater zurück, weil sein älterer Bruder gestorben war und es nun galt, das schwarze Kleid mit der Rüstung, das Buch mit dem Schwerte zu vertauschen, Erbe und Stammhalter zu werden. Seine Unterweisung im Waffenhandwerk erhielt er von Heinrich dem Löwen, der ihn als Knappe zu Gehorsam und treuer Pflichterfüllung anhielt, der aber auch den rauhen Ritter ohne Milde und Schonung aus ihm machte, wie er uns später entgegentritt. Entgegen dem damaligen Brauch, erhielt er auf der väterlichen Burg zu Lipperode den Ritterschlag. Piderits dagegen vorgebrachte Meinung kann gegen andere Zeugnisse nicht aufrechterhalten werden. Die Kämpfe, die die Großen des Reiches gegen die wachsende Macht Heinrichs des Löwen begannen, riefen Bernhard schon 1166 auf den Kriegsschauplatz gegen den Erzbischof Wichmann von Magdeburg und seine Verbündeten. Auch in der Folgezeit blieb er seinem Waffenmeister treu, als dieser vom Kaiser seiner Herzogtümer Sachsen und Bayern verlustig erklärt worden war. Er verteidigte des Herzogs Sache in Westfalen, schlug 1179 den Grafen Simon von Tecklenburg, verwüstete die Gegend um Soest und verbrannte Medebach. Dann half er dem Löwen auf seinen Kriegszügen in Sachsen. Zur Beilegung der Streitigkeiten hatte der Kaiser im Jahre 1168 einen Reichstag nach Würzburg einberufen, als der Welfe noch seine Gunst genoß. Daher erklärt sich auch wohl die freundliche Aufnahme, deren der Edle Bernhard II. sich dort zu erfreuen hatte, wo er auch die Erlaubnis zur Anlage der Stadt Lippstadt erhielt. Auf dem Hoftage, den Friedrich I. Pfingsten 1184 zu Mainz feierte, haben sich diese Ereignisse nicht abgespielt, wie früher angenommen wurde. Damals mag auch Lemgo entstanden sein, dessen Gründung auf Bernhard II. zurückgeführt wird. Daß dieser gemeinsam mit dem geächteten Heinrich dem Löwen seine Waffen gegen Kaiser und Reich erhoben hat, kann ihm keineswegs zur Ehre gereichen, wenn auch zugegeben werden muß, daß damals

ein kleiner Dynast nicht seinen eigenen politischen Neigungen folgen, nicht nach nationalen Gesichtspunkten handeln konnte. Nicht aus freiem Antriebe, aus Widerspenstigkeit hatte Bernhard gehandelt, sondern als treuer Bundesgenosse seines Lehrers im Waffenhandwerk, mit dem er in Freundschaft verbunden war, dem er mancherlei Wohltaten und Vorteile verdankte, mit dem er ein Bündnis abgeschlossen hatte. Diesem treu zu bleiben, vor keinen Folgen zurückzuschrecken, war die Aufgabe jedes wackeren Ritters. Auch der Kaiser scheint ihm seine Gegnerschaft nicht besonders nachgetragen zu haben. Sein Besitztum wurde nur wenig geschmälert und das ihm Genommene bald wieder zurückgegeben. Urkundlich nachweisen läßt sich nur, daß der Erzbischof von Köln „wegen der Bedrückungen, die er der Kölner Kirche zugefügt", ihm ein Lehen nahm und es dem ihm treu ergebenen Grafen Heinrich I. von Arnsberg († 1185) überließ; doch erhielt es Bernhard am 25. März 1186 bereits wieder zurück.

„Als nun der Friede verbürgt, da kehrt der edele Ritter
Samt dem treuen Gefolg wieder zur Heimat zurück,
Nimmt das entfremdete Gut in Besitz, überweist es den Bauern,
Das verkommene Land neu zu bebauen bedacht.
Alle die Nachbarn helfen dabei, der Reiche, der Arme
Suchen ihm nützlich zu sein, war er auch früher ihr Feind.
Rings verbreitete sich schnell sein Ruf, und preisliche Tugend
Macht von Tag zu Tag mehr noch den Ritter berühmt." (Lippiflorium, v. 299—302.)

Verheiratet war der lippische Odysseus mit Heilwig Gräfin von Ahr, Tochter des Grafen Ulrich (nicht Gerhard) von Ahr. Daß die Hochzeit, wie Winkelmann meint, nach Beendigung des sächsischen Krieges, etwa 1182, stattgefunden habe, trifft nicht zu, sonst wäre der älteste Sohn, als er 1194 die Stellvertretung seines Vaters und die Vogtei über Kloster Liesborn übernahm, erst 12 Jahre alt gewesen. Die Heirat muß also früher, vielleicht um 1170, gewesen sein.

Aus der Ehe gingen 11 Kinder hervor: 1. der Nachfolger Hermann II. (reg. 1197—1229); er war vermählt mit Oda von Tecklenburg; 2. Otto, Dompropst von Utrecht und dann Bischof daselbst von 1215—1227; 3. Bernhard, Propst zu Emmerich, dann Bischof von Paderborn von 1228—1247; 4. Dietrich, Propst zu Deventer († 1227); 5. Gerhard, Erzbischof zu Bremen; 6. Hedelinde, Aebtissin zu Bassum; 7. Gertrud, die gelehrte Aebtissin zu Herford; 8. Kunigunde, Aebtissin zu Freckenhorst; 9. Adelheid, Aebtissin zu Elten im Cleveschen; 10. Heilwig, vermählt mit Graf Gottfried von Ziegenhain; 11. Beatrix, vermählt mit Graf Heidenreich von Lauterberg am Harze.

Als guter Hausvater wollte Herr Bernhard auch ein trefflicher Landesvater sein. Da galt es zunächst, die alten Gegner zu versöhnen und ihnen Beweise ernstgemeinter Friedensliebe zu erbringen. Er suchte auch seinen Standesgenossen in der näheren und weiteren Umgebung sich zu nähern, schlichtete Streitigkeiten und war bemüht, Handel und Wandel im Lande zu heben. In dieser Beziehung war die Gründung des Klosters Marienfeld von besonderer Bedeutung, das er in Gemeinschaft mit Widukind von Rheda, Ludger von Woldenburg und anderen Edlen unter Zustimmung des Bischofs Hermann II. von Münster im Jahre 1185 ins Leben rief. Das Kloster wurde mit 12 Brüdern aus dem Zisterzienserorden eröffnet, deren Arbeitsamkeit es gelang, in kurzer Zeit eine wüste, öde Gegend zu einem kleinen Paradiese umzugestalten. „Eine Oase erblickt der Wanderer inmitten sandiger Wüste."

Im Jahre 1191 finden wir Bernhard noch einmal bei Heinrich dem Löwen, der zurückgekehrt war, um sich wieder in den Besitz seines Herzogtums zu setzen und als Parteigänger des Aufrührers Tankred Heinrich VI. die Krone zu entreißen. An den Kämpfen hat er sich jedoch nicht mehr beteiligt. Hielt ihn doch schon ein hartnäckiges Gichtleiden davon ab, durch das er schließlich völlig gelähmt wurde. Da faßte er den Entschluß, von der Regierung des Landes zurückzutreten und als Mönch in das von ihm gegründete Kloster Marienfeld einzutreten. Nachdem er die Einwilligung seiner Gemahlin eingeholt hatte, übergab er seinem Sohne alle Habe und zog sich vor der Welt in den stillen Klosterfrieden zurück.

Bevor seine Aufnahme als Mönch erfolgt war, faßte er trotz seiner Krankheit den Entschluß, an einem Kreuzzuge gegen die heidnischen Livländer teilzunehmen, die das von dem Augustinermönch Meinhard dort 1185 begonnene Missionswerk zu hintertreiben suchten. Er genas auch von seiner Krankheit und traf im Frühjahr 1198 in Livland ein, wo er am 24. Juli an dem siegreichen Treffen bei dem heutigen Riga teilnahm. Dann trat Bernhard in das Kloster Marienfeld als

Mönch ein, verließ es aber im Jahre 1211 wieder, um an den weiteren kriegerischen Ereignissen im Baltenlande teilzunehmen. Er nahm Aufenthalt bei den Zisterziensern in Dünamünde, zu deren Abt er bald darauf gewählt wurde, nachdem er vorher die Priesterweihe empfangen hatte. Als solcher nahm er an dem Kriege der vereinigten Liven und Letten unter deutscher Führung gegen die Esten teil und übernahm auf Ersuchen des Papstes auch die Teilung des eroberten Landes, nachdem deswegen unter den Deutschen Streit entstanden war. Dann kehrte er nach Deutschland zurück, um neue Streiter zu sammeln. Im Sommer 1217 ging er wieder nach Livland. Vorher hatte er sich nach Rom gewandt, um vom Papste die Genehmigung zum Empfang der bischöflichen Weihe zu erbitten. Diese erfolgte durch seinen Sohn Otto, Bischof von Utrecht, in Aldensele, dem heutigen Oldenzaal. Er erwählte Selburg an der Düna als Bischofssitz, suchte das Christentum im Lande zu befestigen und die Grenzen seines Bistums zu erweitern.

Noch einmal kam eine schwere Prüfung über das Baltenland, als die Russen und Litauer einfielen. Blutenden Herzens wandte sich der greise Held nach der Heimat zurück, besuchte seine Tochter in Herford, weihte eine Kapelle auf der Schauenburg und am 4. September 1222 gemeinsam mit den Bischöfen von Minden, Münster und Osnabrück drei Hauptaltäre in der neuerbauten Klosterkirche von Marienfeld, „ein alter Herr, voll des apostolischen Geistes", wie es in der Marienfelder Chronik heißt. Damals wurde auch die von Bernhard gegründete Marienkirche in Lippstadt geweiht.

Mit zahlreichen westfälischen Kreuzfahrern kehrte Bernhard in sein Bistum zurück. An der Ymer (Jenner) wurden die Esten vernichtend geschlagen, Ende August 1224 auch die Russenfeste Dorpat genommen, ein für das gesamte Land wichtiges Ereignis, das Bernhard allerdings nicht mehr erleben sollte. Er starb Ende April 1224 auf seinem Bischofssitz Selburg, sanft und friedlich, und nicht als Märtyrer, wie er gehofft hatte. Als Todestag wird der 28., 29. oder 30. April bezeichnet. Die Leiche wurde nach dem Kloster Dünamünde gebracht, dessen Abt er gewesen war, das ihm seinen Aufschwung verdankte. Das Grab ist uns nicht erhalten; es mag bei der Zerstörung des Klosters im Jahre 1228 vernichtet worden sein.

„Zu Dünamünde schlummert Bernhard nun;
Doch ist damit sein Leben nicht begraben:
Es ist der Segen großer Geistesgaben,
Daß sie noch dann, wenn wir im Grabe ruh'n,
Viel schöne Blüten treiben."

Siegel Bernhards II.
als Abt zu Dünamünde
1201

Magister Justinus (um 1250)

Verfasser des Lippiflorium

Westfalen-Lippe, das Land der roten Erde, ist nicht reich an literarischen Denkmalen der älteren Zeit, aber es gibt den Schauplatz ab zu der ältesten germanischen Dichtung, die wir mehr ahnen denn kennen, zu den geschichtlich verbürgten Heldenliedern, die einstmals dem Befreier Germaniens gesungen worden sind. Und nicht nur ist in Westfalen das älteste geschichtliche Heldenlied erklungen, wir nennen auch den frommen Sänger unser eigen, der seinen lauschenden Stammesgenossen den Heiland der Welt als Volksherzog lieb und teuer werden ließ, der den Heliand anstimmte, ein Werk, das nach Vilmars Urteil das einzige wahrhaft christliche Epos ist, in dem das in deutsches Fleisch und Blut übergegangene Christentum sich ausspricht.

Freilich vermochte der Lipper der rührsamen und kunstvollen höfischen Poesie keinen Geschmack abzugewinnen, trotz einem Reinhold von der Lippe, der uns zwei derartige dreistrophige Lieder religiösen Inhalts hinterlassen hat. Lieber als an die fremden Stoffe der das geistliche Rittertum vertretenden Gralsritter oder der Ritter der Tafelrunde des Königs Artus, die die Blüte des weltlichen Rittertums verherrlichen, hielt man sich bei uns an die mannhaften Helden des heimischen Landes, und so hat auch einer von ihnen im 13. Jahrhundert seinen Sänger gefunden: der Edle Herr Bernhard II. zur Lippe, der Erbauer Lemgos und Lippstadts, dessen seltenes Heldenleben den lippischen Magister Justinus in Lippstadt zu seinem in glänzenden lateinischen Distichen verfaßten Lippifloriger oder Lippiflorium begeisterte.

Über den Verfasser unseres Heldengedichtes ist nur wenig bekannt*). Er selbst bezeichnet sich als Zeitgenosse Bernhards III. zur Lippe, der von 1230—1264 regierte. Nach einer Urkunde vom Jahre 1309 (Lipp. Reg., Nr. 583) soll er gegen Ende des 13. Jahrhunderts als Schulrektor in Lippstadt gewirkt haben. Nach Möller (Alte Nachrichten, SS. 97, 304) war er Lippstädter von Geburt. Der Bischof Simon von Paderborn aus dem Hause Lippe (1247—1277) soll ihn haben studieren lassen, was Justinus veranlaßte, seinem Wohltäter das Lippiflorium zuzueignen. Daß er, wie alle gelehrten Dichter des Mittelalters, Geistlicher war, versteht sich von selbst; Möller läßt ihn 1206 (?) Kanonikus in Hörter sein, ohne eine Quelle für seine Behauptung anzugeben. Nach der Vermutung Althofs hat er vielleicht gleich seinem Amtsnachfolger, Magister Volmar, und manchen Dichtern der Zeit Frankreichs Schulen besucht und sich in der dort (besonders zu Paris) eifrig geübten lateinischen Verskunst vervollkommnet. Unser Epos dürfte um das Jahr 1250 entstanden sein. Piderit, Möller, Grupen u. a. geben bestimmte, aber einander widersprechende Jahre an, ohne ihre Behauptungen quellenmäßig zu begründen.

Weil Justinus seine Dichtung als für den Schulgebrauch bestimmt ausdrücklich erklärt, muß in erster Linie der vom Dichter beabsichtigte Zweck der gewesen sein, die Liebe zum angestammten Herrscherhause zu pflegen und das Studium der lateinischen Sprache und Verskunst zu fördern. Nebenher hat das Werk auch seinen geschichtlichen Wert, da es die älteste selbständige Quelle der lippischen Geschichte ist und in glaubwürdiger Weise Tatsachen überliefert, die in den anderen Geschichtswerken der Zeit nicht berichtet werden. Allerdings war zur Zeit der Abfassung des Lippifloriums seit Bernhards II. Jugendjahren schon ein Jahrhundert und seit seinem Tode ein Menschenalter verflossen, so daß die Erinnerung an einzelne Geschehnisse verblaßt oder verschwunden war; deshalb kommt Scheffer-Boichorst hinsichtlich des in der Dichtung hervortretenden auffallenden Mangels an geschichtlichen Einzelheiten unter Berufung auf eine Stelle im Epos (V. 40) zu dem naheliegenden Schlusse, daß der Dichter nur „quantum fama docet" (soviel die Überlieferung lehre) uns überliefere und den „Inhalt einer armen Sage auf dem Grunde einer reichen Szenerie" male. Demgegenüber muß darauf hingewiesen werden, daß der an dieser Stelle im Lippiflorium vorkommende Ausdruck fama damals einen weiteren Begriff umfaßte als heutzutage. Im Mittelalter

*) Vgl. Lamprecht, K., Bernhard II., Edler Herr zur Lippe, der Gründer Lippstadts, Lippstadt 1914.

bedeutet fama sowohl die mündliche als auch die schriftliche Überlieferung. Winkelmann will sogar wissen, daß Justinus bei seiner Arbeit die Chroniken Arnolds von Lübeck, Heinrichs von Lettland und Alberts von Stade benutzt habe. Wenn er uns auch den Beweis für diese Behauptung schuldig bleibt, so wird doch in der Dichtung selbst mehrfach auf schriftliche Unterlagen hingewiesen (V. 427 f., V. 809 f.), „und es ist von vornherein wahrscheinlich, daß sich der Dichter, bevor er an die Ausführung seines Werkes ging, auf alle mögliche Weise mit der Geschichte seines Helden vertraut gemacht hatte, wozu es ihm bei seinen Beziehungen zu den Gliedern der Regentenfamilie nicht an Gelegenheit fehlen konnte. Wenn Justinus bemerkt, daß ihm die Taten Bernhards nicht vollkommen bekannt seien, so will das für unsere Frage nicht viel besagen; daß er mehr wußte, als er berichtet, kann man aus Vers 915 schließen, wo es heißt, daß die vollständige Schilderung der Taten Bernhards das ungläubige Staunen der Leser hervorrufen würde. Auch betont er in den vorhergehenden Versen, daß es ihm nur um eine kurze Darstellung zu tun gewesen sei." Es muß daran festgehalten werden, daß Justinus kein rein geschichtliches Gemälde bieten, sondern den lehrhaften Zwecken seiner Dichtung entsprechend aus dem reichen Leben unseres Helden dichterisch ausgeschmückte Einzelbilder vorführen wollte. Zum Glück bieten sich dem Geschichtsforscher in zahlreichen Urkunden und Aufzeichnungen von Zeitgenossen ausreichende Unterlagen für eine ausführlichere Darstellung des Lebenslaufes unseres lippischen Odysseus, und es ist uns bereits in vielen Fällen möglich, festzustellen, wie weit Justinus geschichtliche Vorkommnisse berichtet und was in seinem Werke zu den Erdichtungen zu zählen ist.

Das Lippiflorium ist in sieben Handschriften auf uns gekommen, von denen zwei aus dem 16. Jahrhundert in der Landesbibliothek in Detmold sich befinden; die ältere davon soll aus einer Sammlung des bekannten Geschichtsschreibers Hermann Hamelmann herrühren; die jüngere ist im Jahre 1577 von Hermann Scherer (Latomus) geschrieben. Außerdem ist noch eine plattdeutsche gereimte Übersetzung des Heldengedichts unter der Bezeichnung „Dat Lippiflorer" vorhanden, das nach den Schlußversen am St. Viktorstage (6. März) 1487 vollendet wurde. Auf Bitten der Augustiner-Nonnen zu Lippstadt, wahrscheinlich von einem dortigen Geistlichen verfaßt, wurde es dem Edelherrn Bernhard VII. (1430—1511) feierlichst überreicht, weil er das baufällige Kloster wiederum ausgebaut, Mißbräuche abgeschafft und andere gute Einrichtungen getroffen hatte. Es schließt mit den Worten:

„Godt gheve uns syn hemelryck,
En tho beschouwen ewichlick.
A : m : e : n."

Gerhard zur Lippe (um 1200)

Erzbischof von Bremen

„Vir nobilis et generosus comes, omni honestate praeditus, ... qui gladio seculari plusquam spirituali suam ecclesiam et terram defendebat.

Meibom, Chron.

Kirche und Landesherrschaft waren im späteren Mittelalter noch viel enger miteinander verbunden als selbst in den Zeiten, wo der protestantische Landesfürst zugleich Bischof seiner Kirche war. — Die Bistümer waren ja nicht nur, wie heute, Sitze kirchlicher Regierungen, sondern machtvolle Territorialstaaten. Das gilt im besonderen von den niedersächsischen Bistümern. Der durch geopolitisches Wissen geschärfte historische Blick erkennt heute, wie politisch genial Karl der Große handelte, als er an die Tore der „Weserfestung" eine Reihe von Bistümern legte, die das unterworfene Sachsenland nicht nur geistig beeinflußten, sondern auch machtpolitisch beherrschten: Paderborn, Osnabrück, Münster. Und es gehört in denselben Zusammenhang, daß die Bischöfe dieser Gebiete oft weniger Priester des Herrn, als streitbare und streitlustige Ritter waren. Zielbewußte Machtpolitik ließ gerade in Niedersachsen die kleinen Landesherren sich den Interessen der Kirche verbinden: die Kirche wählte ganze Reihen ihrer Bischöfe, z. B. aus den Häusern Lippe, Rietberg, Ravensberg, vor allem, als mit der Zerschlagung des großen Stammesherzogtums der Welfen unter Heinrich dem Löwen das politische Schwergewicht der kleinen Landesherrschaften zunahm. Auf der anderen Seite war die Gunst der Kirche eine der wesentlichsten Voraussetzungen für den Aufstieg der kleinen Grafengeschlechter.

Diese Zeitverhältnisse muß man beachten, will man die Bischöfe, die aus dem lippischen Grafengeschlecht hervorgegangen sind, als Kirchenfürsten und als Menschen recht würdigen. Denn diese Verflechtung von geistlichen und territorialen Interessen drängte sie zu einer Politik, die von der nachträglich urteilenden historischen Betrachtung aus bald gelobt, bald verdammt wird. Gerühmt wird etwa die Ostlandpolitik der lippischen Edelherren und Bischöfe, streng verurteilt dagegen der aus ähnlichen Wurzeln erwachsene Vernichtungskampf Gerhards von Bremen gegen die freien Stedinger Bauern.

Eine gerechte Beurteilung ist um so schwerer, als sich wenig konkrete Zeugnisse über Leben und Persönlichkeit dieser Bischöfe finden, als wir somit darauf angewiesen sind, vom Leben und Werk auf die Persönlichkeit zu schließen. Dieser Mangel mag damit zusammenhängen, daß das Interesse für menschliche Individualität erst mit der Renaissance erwacht. So leuchtet in den Zeugnissen nur hin und wieder ein persönlich bedeutsamer Zug vom dunklen Hintergrunde mittelalterlichen Lebens hervor. Dafür dürfen wir aber, wollen wir den schwachen und flüchtigen Umrissen Farbe und Form geben, getrost zu einer bebilderten Handschrift des Mittelalters, zur Minneliedersammlung, zum Sachsenspiegel, zu einem Totentanz greifen. Denn wir gewahren das gleiche Gesetz des Lebens und die typisch gleiche Form in den Gestalten hier und dort. Eine biographische Darstellung der lippischen Bischöfe kann darum weniger die einzelnen Menschen beschreiben, als einen Eindruck geben von der Teilnahme solcher Menschen unseres engeren Heimatkreises an dem eigentümlichen Leben und Handeln des Mittelalters.

Die stärkste und zugleich umstrittenste Persönlichkeit aus der Reihe der „lippischen" Bischöfe ist der Erzbischof Gerhard II. von Bremen, dem das Urteil unserer Tage den bösen Titel „der Stedingerschlächter" beigelegt hat. Man sieht in ihm heute den Willensträger und das Werkzeug einer vernichtenden römischen Kirchenmacht, die sich bemühte, die unbequemen Reste eines freien germanischen Bauerntums auszurotten, den letzten Widerstand eines im germanischen Glaubensdenken verharrenden Bauernvolkes zu brechen.

Sein Leben und sein Werk waren ungewöhnlich. Er war einer der Söhne Bernhards II., des bedeutenden Kampfgenossen Heinrichs des Löwen, unter dem die lippische Herrschaft eigentlich erst geworden ist. Das Haus Lippe war um jene Zeit eng mit der Kirche verbunden: Bernhard selbst zog noch als Greis zum Glaubenskampfe in das heidnische Livland und starb als Bischof

von Selonien, drei seiner Söhne nahmen einen Bischofssitz ein: Otto war Bischof von Utrecht, Gerhard Erzbischof von Bremen, der jüngste, Bernhard, rettete das Bistum Paderborn vor dem Verfall. Alle drei Brüder waren keine edelherrlichen Pfründennutzer, sondern Männer der Tat, ihres großen Vaters würdig, Bischöfe, die unter der Stola das Schwert trugen, in Zeiten der Not und der Gefahr von ihren Bistümern als Retter gerufen.

Gerhard war bei seiner Berufung im Jahre 1219 seit drei Jahren schon Propst zu Paderborn gewesen. Aufgewachsen war er in einer Zeit, da die letzten Machtkämpfe zwischen Welfen und Staufern in furchtbaren Bürgerkriegen das Reich erschütterten. Es war auch noch wilde und friedlose Zeit, als die Bremer Synode ihn, den Vertreter eines bedeutenden Herrscherhauses, zum Erzbischof von Bremen wählte, zunächst allerdings unter dem Protest der Hamburger Synode, die damals noch mit dem Bremer Episkopat vereinigt war. — Das Bistum hatte in den vergangenen Jahrzehnten schwer gelitten. Es war in den Kämpfen zwischen Welf und Waibling hin und her gezerrt worden. Die Herrschaft Stade war ihm verlorengegangen, Holstein und Dithmarschen hatten die Dänen geraubt. Die Machtkämpfe zwischen den Vertretern der Gegenparteien, Hartwich II. und Gerhard von Osnabrück, hatten Ansehen und Macht des erzbischöflichen Amtes zerstört. Wenn der Sieg der Staufer schließlich auch eine Reihe von Friedensjahren brachte, so warteten des neuen Bischofs doch auf die Dauer große politische Aufgaben.

Er löste die ersten glänzend, indem er in jahrelangem Kampf mit den Welfen die Herrschaft Stade zurückholte und die Dänen, ihre Verbündeten, in der Schlacht bei Mölln 1225 und später bei Bornhöved derart schlug, daß sie Holstein räumten und Dithmarschen an das Bistum zurückgaben. Nicht so glücklich war Gerhard in seiner Ostlandpolitik. Livland ging dem Bistum Bremen verloren, weil der Papst seine Rechte nicht anerkannte und unterstützte. Durch seine kriegerischen Erfolge setzte sich der neue Erzbischof auch in seinem Bistum durch, Hamburg stimmte nachträglich seiner Wahl zu, und nun mußte auch der Papst in seine Berufung einwilligen.

Eine mächtige Territorialmacht von mehr als nur örtlich begrenzter Bedeutung war so in Bremen aufgebaut worden. Die anfangs widerstrebende Bremer Bürgerschaft beugte sich, wenn auch nur widerwillig, unter die erzbischöfliche Gewalt, die offenbar nach einer Herrschaftsstellung im nordischen Raume strebte. Nur an einer Stelle noch begegnete Gerhard entschlossenem Widerstand: bei den Stedinger Bauern. Dieses Bauernvolk, das im Marschgebiet der unteren Weser wohnte, hatte in den Kämpfen um das Bistum durch kluge Politik und mannhafte Unterstützung der einen oder anderen Kriegspartei eine solche freie und unabhängige Stellung errungen, wie sie selbst für Bauern des 13. Jahrhunderts eine Seltenheit war. Unter Gerhards Vorgängern hatte es sich ungestraft gegen die Ministerialen des Bistums erheben können, es hatte sogar jede Zahlung der dem Bischof schuldigen Steuern und Abgaben rundweg verweigert. Solche Widersetzlichkeit mochte in den Zeiten der Schwäche hingehen, für einen mächtigen Territorialherrn wie Gerhard war sie eine unerträgliche Rebellion, die um so weniger geduldet werden konnte, als die geplante Wiederaufbauarbeit im Bistum mit abhängig war von den fälligen Tributen des reichen Stedinger Landes. Indessen zögerte er ein Eingreifen gegen die Stedinger so lange hinaus, als ihn andere politische Aufgaben fesselten.

Die kriegerischen Bauern waren stärker und wachsamer als Gerhard dachte. Sein erster Vorstoß im Jahre 1229 mißlang völlig: am 25. Dezember 1229 fiel Gerhards Bruder Hermann von der Lippe, der Führer der gegen die Stedinger gesandten Truppen in einer Schlacht, die das Heer völlig vernichtete. — Kämpfe wie diese waren in der Zeit, als sich die Landeshoheit nur mühsam durchsetzte, nichts Seltenes. Aber der Tod des eigenen Bruders mußte den mächtigen Erzbischof noch mehr als die Niederlage durch rebellische Bauern erbittern, war doch schon 1227 auch sein anderer Bruder, Bischof Otto von Utrecht, auf dem Moore von Coevorden von friesischen Bauern erschlagen, ein weiterer Bruder, Dietrich, Propst von Deventer, von Bauern in schwerer Gefangenschaft gehalten worden. Das gab dem weiteren Kampfe erst die ungeheure Härte und Erbitterung, ließ Gerhard jetzt jedes Mittel wählen, das zur Vernichtung der verhaßten Rebellen führen konnte. Der erste Abschnitt des Kampfes war ein rein territorialer Machtkampf gewesen. Gerhard als erfahrener Politiker mußte erkennen, daß er auf völligen Sieg nur hoffen durfte, wenn er weltliche und geistliche Machtmittel großen Ausmaßes aufwandte. Es gab keine furchtbarere Waffe als die kirchliche Verketzerung.

So begann eine ganz neue Phase des Kampfes mit dem berüchtigten Beschluß der Bremer Diözesansynode vom 17. März 1230, in dem

— zum ersten Male — furchtbare Anklagen gegen die Stedinger erhoben werden. In der Urkunde heißt es:

„Gerhard, von Gottes Gnaden der heiligen Bremischen Kirche Erzbischof, Allen, die diese Schrift vernehmen werden, Heil in Christo!"

„Bekannt sei sämtlichen Christgläubigen, daß unter unserem Vorsitz auf der Synode der Bremischen Kirche öffentlich und feierlich in folgender Weise das Urteil ist gefragt worden: Dieweil es offenkundig, daß die Stedinger der Kirche Schlüssel und die heiligen Sakramente völlig verachten, daß sie die Lehre unserer heiligen Mutter, der Kirche, für Tand achten, daß sie überall Geistliche jeder Regel und jeden Ordens anfallen und töten, daß sie Klöster wie Kirchen durch Brand und Raub verwüsten, daß sie ohne Scheu sich erlauben, Schwüre zu brechen, daß sie mit dem Leib des Herrn abscheulicher verfahren, als der Mund aussprechen darf, daß sie von bösen Geistern Auskunft begehren, von ihnen wächserne Bilder bereiten, bei wahrsagerischen Frauen sich Rats erholen und ähnliche verabscheuungswürdige Werke der Finsternis üben, daß sie, darob oft und öfters erinnert, der Buße verschlossen, sich nicht scheuen, jede Mahnung zu verlachen — dieweil solches offenkundig, sind sie deswegen für Ketzer zu erachten und zu verdammen? Hierauf erging das Urteil folgenden Inhalts: Dieweil zweifellos feststeht, daß das wider die Stedinger Vorgebrachte gemäß ist der Wahrheit, so sind diese für Ketzer zu erachten und als solche zu verdammen. Und da dies Urteil von allen Prälaten von allen Geistlichen, weltlichen wie klösterlichen Standes, gebilligt worden, so haben wir beschlossen, die Stedinger für Ketzer zu erklären.

So geschehen zu Bremen auf der Synode am Tage Laetare Jerusalem."

Gerhard hatte seine Waffe klug gewählt. Die Zeit war voll Ketzerhaß und Ketzerverfolgung. Gregor der Neunte, ein Greis, hatte sie in Deutschland ins Leben gerufen, in seinem Auftrage wirkte der furchtbare Konrad von Marburg allenthalben als Inquisitor. Im Namen der Kirche jagten die Dominikaner, die „Spürhunde des Herrn", überall nach Ketzern und Ketzerei; wer als Ketzer gebannt wurde, war verloren.

Der Beschluß der Synode war nur ein Auftakt. Die rebellischen Bauern waren Böseres, waren Bann und Interdikt gewöhnt, sie rüsteten sich hinter ihren Verschanzungen zum Kampfe und warteten in Ruhe ab. Gerhard trieb die Gelder für einen neuen Kampf zusammen. Er gewann auch die Unterstützung der Dominikaner, die landauf, landab gegen die Ketzer predigten. Endlich arbeitete er fieberhaft daran, Kaiser und Papst für den Kampf zu gewinnen. Der Kaiser zögerte noch. Der Papst unterstützte Gerhard, wenn auch erst mit Zurückhaltung. Er bestätigte zunächst die Exkommunikation der Stedinger und sprach dann am 26. Juli 1231 den Bann aus. Seine Bulle war ein Aufruf „an die Edlen und Mächtigen der Nachbarschaft, ihre Ungläubigkeit auszurotten". Jetzt griff auch der Kaiser ein. Auf dem Reichstag zu Ravenna März 1232 wurden furchtbare Ketzergesetze für die deutschen Lande erlassen. Nach langen Verhandlungen traf endlich im Oktober 1232 eine Bulle des Papstes ein, die die Kreuzpredigt gegen die Stedinger gestattete.

Und nun begann ein furchtbares Kesseltreiben. Aus ganz Deutschland strömten Kreuzfahrer — oft fragwürdiger Herkunft — herbei. Ihre undisziplinierte Masse wurde indessen noch durch die entschlossenen und wachsamen Stedinger zu Paaren getrieben. Erdrückenden und gefährlichen Zuzug brachte erst eine neue Bulle des Papstes, die den Kreuzfahrern gleichen Ablaß verhieß wie den Teilnehmern an einem Kreuzzuge. Jetzt rückten neue Heeresmassen aus ganz Norddeutschland und darüber hinaus in Bremen ein, vor allem aus Paderborn, Münster, Verden, Osnabrück und Hildesheim, Westfalen, Engern, auch wohl aus Lippe. Die Hilfe der Bremer Bürgerschaft wurde gewonnen, der Dienstadel des Erzbistums stand zur Verfügung. Ein wildes Heer brach mordend und brennend in Oststedingen ein. Die Stedinger standen allein. Sie wehrten sich tapfer, sie vermochten sogar das riesige Kreuzheer noch einmal am Hemmelskamper Walde zu schlagen. Dessen Führer, der Oldenburger Graf Burchard, fiel. Weststedingen war nicht erobert worden.

Aber das Ende war abzusehen. Eine Chronik der Zeit meldet: „Wie Gewitterwolken zogen die Scharen der schwarzen Mönche durch die westfälischen Gebiete und durch die von Ketzerverfolgungen schon aufgeregten Rheinlande". Kreuzfahrer aus aller Welt, Fürsten, Grafen und Herren ritten in die Bischofsstadt ein, das Gott wohlgefällige Werk der Ketzervernichtung mit vollenden zu helfen. Schreckte jetzt der Papst auch vor dem Letzten zurück: es war zu spät. Gerhard, der Erzbischof, ließ nicht locker. Die Übermacht der Kreuzfahrer sammelte sich in Bremen, sie zog

Bernhard III., 1215

Bernhard IV., 1236

Simon I., 1253

Bernhard V., 1324

Siegel der Paderborner Bischöfe aus dem Hause Lippe

Grabplatte Bernhards V. im Dom zu Paderborn

Statue am Südgiebel des Paderborner Domes, wahrscheinlich Simon I. darstellend

Landesbibliothek · Bibliothèque

unter dem Schutz der Bremer Flotte und dem Geleit der Klerisei weserabwärts, gegen die Verschanzungen der Stedinger. Bei Altenesch kam es zum Kampfe. Das kleine Häuflein der freien Bauern erwartete mit kurzen Schwertern und langen Knebelspießen, entschlossen zum Letzten, die Scharen der gepanzerten Ritter. Über das Feld hin klang wie ein Schlachtruf der dumpfe Gesang der Mönche: „Media vita in morte sumus ...“ und peitschte die Kreuzfahrer auf. Wie tapfer sich auch die Stedinger, Männer und Weiber, wehrten, sie wurden von der Übermacht erdrückt, zersprengt, geschlagen, ermordet. Das Bild einer alten Chronik zeigt, wie die nur mit dem Schurzfell leicht bekleideten Stedinger, das kurze Schwert in den Händen, verzweifelt in die Schwerter der über und über gepanzerten Ritter rennen. Darunter stehen die schweren Worte: „aldus namen de stedinge eren ende“.

Im Leben Gerhards war diese furchtbare Vernichtung der Stedinger nur ein Abschnitt; er starb hochbetagt, nach einem Leben voll großer Erfolge für sein Erzbistum. Aber dieses große und starke Leben wird überschattet von der Blutschuld von Altenesch. Vergleichende historische Betrachtung wird freilich von der Feststellung einer schweren persönlichen Schuld sich erheben zur Erkenntnis einer dem Einzelwillen und der Einzelschuld überhobenen historischen Tragödie; der Knechtung und Vernichtung der freien Bauern durch Feudal- und Landesherrschaft, die das Signum dieser Jahrhunderte sowohl in Deutschland als auch in Frankreich und England war.

Bernhard IV. (um 1230), Simon I. (1247 – 1277), Bernhard V. (1237 – 1341), Simon III. (1463 – 1498)

Paderborner Bischöfe aus dem Hause der Edelherren zur Lippe

In seiner Geschichte des Archidiakonats Lemgo in der mittelalterlichen Diözese Paderborn*) hat der Verfasser, Pfarrer Gerlach in Lemgo, auch jener lippischen Persönlichkeiten gedacht, die im Mittelalter den Paderborner Bischofsstuhl inne gehabt haben.

Der erste Paderborner Bischof aus dem Geschlecht der Edelherren zur Lippe war

Bernhard IV.

der schon vorher erwähnte Sohn des großen Bernhard II., der Bruder des Erzbischofs Gerhard von Bremen und des Bischofs Otto von Utrecht. Welch merkwürdige, politisch zerrissene Zeit war es doch, als in den Wirren und Sorgen des Paderborner Hochstifts dieser lippische Edle auf den Bischofsstuhl berufen wurde. In der sonst so festgefügten Ordnung der katholischen Kirche gab es Päpste und Gegenpäpste, Bischöfe und Gegenbischöfe. So auch im Paderbornischen um das Jahr 1223. Mittels einer gefälschten Papstbulle hatten Teile des Domkapitels Hermann von Brakel zum Bischof berufen und dem rechtmäßigen Inhaber des Bischofsamtes, Oliver, den Platz streitig gemacht. Oliver, ein schwacher Mann, wurde durch den Grafen von Oldenburg abgelöst, der aber den Anforderungen der damaligen Zeit auch nicht gewachsen war und der auf den Bischofsstuhl zu Utrecht ging, als Otto zur Lippe in der Schlacht bei Coevorden gefallen war. Um diese Zeit sah es im Paderbornischen böse aus. Gegensätze im Domkapitel und Stiftsklerus, Gegensätze in der Paderborner Bürgerschaft, materielle Begehrlichkeit bei so vielen, die ein öffentlich-kirchliches Amt bekleideten, Stellen- und Pfründenjägerei im übelsten Ausmaß, Verweltlichung in der Kirche allüberall. Dazu eine aktuell-politische Bedrohung des Hochstiftes Paderborn durch den Erzbischof von Köln, der mit Waffenmacht in das Hochstift eingedrungen war. Die politische, wirtschaftliche und kirchliche Not war aufs höchste gestiegen, als sich in dem jüngsten Sohn des Edelherrn Bernhard II., der den Namen seines großen Vaters trug, ein geeigneter Nachfolger fand. Im Dom zu Bremen legte ihm sein dort regierender Bruder, der Erzbischof Gerhard, die Hand auf. Mit einer Entschlossenheit ohnegleichen ging der neue Bischof, Bernhard IV., an die Reformation des Hochstifts in geistlichen und weltlichen Dingen. Schon im Jahre 1231 war für die Ordnung der Diözesanverhältnisse der Grundstein gelegt. Zu den neu gegründeten Archidiakonaten gehörte Lemgo, das in den Jahren vorher von Bernhard II., dem Vater des tatkräftigen Bischofs, zur Stadt erhoben worden war. Bischof Bernhard, ein Sohn der Stadt Lemgo, war gleich seinem Vater um die Entwicklung dieser neuen Stadtgründung nach Kräften bemüht. Ihre Erhebung zum Archidiakonat, zum kirchlichen Verwaltungsmittelpunkt des größten Teiles des heutigen Landes Lippe, eingeschlossen Schildesche und Herford, wurde für das gewaltige wirtschaftliche und kulturelle Aufblühen Lemgos von entscheidender Bedeutung. Bischof Bernhard IV. trug die Erinnerung an den Lippehof in Lemgo, wo er mit seinen später auch zu hohen Kirchenämtern aufgestiegenen Geschwistern die Jugendjahre verlebt hatte, dankbar in seinem Herzen. Wie das Hochstift Paderborn ihn zu den glanzvollsten unter seinen Bischöfen zählt, so mag auch Lemgo, mag Lippe ihn zu den großen Söhnen der Heimat zählen und eine dankbare Erinnerung gebührt ihm, der in alten Zeiten so unendlich viel zum Ruhm und zur Entwicklung der lippischen Heimat beigetragen hat.

Das Haus der Edelherren zur Lippe hat dem Hochstift Paderborn, neben Bernhard IV., drei weitere Bischöfe geschenkt, Simon I., Bernhard V. und Simon III., drei Persönlichkeiten, die „Höhe- und Glanzpunkte in der mittelalterlichen Geschichte des Bistums bedeuten". Es war eine eigenartige Erscheinung, daß jedesmal in ge-

*) 1932 in der Regensbergschen Buchhandlung in Münster erschienen.

Siegelabbildungen

Simon I.
Bischof von Paderborn
1253

Bernhard IV.
Bischof von Paderborn
1236

Otto II.
Bischof von Münster
1250

Gerhard II.
Erzbischof von Bremen
1252

fahrvoller Lage des Hochstiftes Paderborn ein Mann aus dem Lemgoer Archidiakonat auftrat, die Krisis bannte und geordnete Zustände schaffte.

Simon I.

Bischof Simon I., regierend von 1247—1277, war ein Enkel des großen Edelherren Bernhard, Sohn Hermanns II. zur Lippe und der Tecklenburgerin Oda. Vom Großvater mütterlicherseits, dem wilden Simon von Tecklenburg, der Fehde auf Fehde häufte, und der als Erzschenk von Mainz endete, erbte der Enkel Namen, Veranlagung und Geschick. Wahrscheinlich auf dem Lippehof zu Lemgo geboren, genoß er, für den geistlichen Stand bestimmt, eine ausgezeichnete Erziehung. Magister Justinius läßt ihn in seinem berühmten Lippiflorium als „redegewandt" fortleben, und sein Geschick und seine Vorliebe für die Architektur werden ihm rühmend nachgesagt. Umstritten ist sein schöpferischer Anteil an dem Bau des Kölner Domes, unbestritten sein Anteil an der Vollendung des Paderborner Domes, an der Schaffung der Skulpturen an der Südseite des Domes. Hierfür bewilligte ihm der Erzbischof von Mainz, der sich bei den Reliquien des hl. Liborius von seinen Gallensteinschmerzen befreit fühlte, eine Kollekte, ohne deren Ertrag der kunstschöpferische Bischof schwerlich sein Werk hätte vollenden können. Auch der Weiterbau und die architektonische Ausgestaltung der Nicolaikirche zu Lemgo werden ihm als Verdienst angerechnet. Daß der nicht nur im kanonischen und geistlichen Recht, sondern auch in den Künsten bewanderte Bischof ein streitbarer Kriegs- und Fehdemann war, wird uns dadurch bewiesen, daß er zur Vergrößerung seiner Macht seinem Bruder Bernhard das Schloß Rheda raubte, ohne daß ihm daraus ein Nachteil erwuchs. Gerade weil er ein so streitbarer Kriegsmann war, gestützt freilich auf seinen in Lippe regierenden Bruder, auf den in Bremen als Erzbischof regierenden Oheim Gerhard, auf den in Münster als Bischof regierenden Bruder Otto, schien er dem Domkapitel der rechte Mann zu sein, die bedrohte Freiheit des Hochstifts Paderborn zu wahren. Bischof Bernhard IV., sein Vorgänger und Oheim, einer der größten Bischöfe, war gewiß ein großer Mann. Aber der Neffe hat ihn als politischer Führer und Feldherr, der einer ganz anderen und gefährlicheren Welt von Feinden gegenüberstand, weit überragt. „Wie ein Löwe" stürzte sich Simon auf die Erbfeinde Paderborns; „grausig wütete der Bischof", sagen die Geschichtsschreiber. 1254 bei Dortmund gestürzt und von dem Kölner Erzbischof in grausamer Gefangenschaft gehalten, mußte Bischof Simon I. für den Augenblick kapitulieren, tiefste Demütigung blieb ihm nicht erspart. Aber zuletzt schaute alle Welt auf den tollkühnen Bischof. Der Papst Alexander IV. gebot dem Kölner Einhalt, der sich sogar in Rom entschuldigen mußte. Simon durfte sein Gebiet befestigen und erhielt volle Jurisdiktion. Er sprach stolz von „seinen Ländern und Untertanen", schloß Bündnisse und befestigte überall seine Herrschaft. Simon triumphierte über den Riesen von Köln, den Erzbischof, der Städte und Burgen niederwarf, Könige ein- und absetzte, der keinen Pardon kannte, der nach dem Wort des Regensburger Bischofs ein „Blutmensch" war. Nach dem Tode dieses Kölner Erzbischofs wählten die Rheinländer und Westfalen den lippischen Simon auf dem Paderborner Bischofsstuhl einmütig zu ihrem Haupt und Führer; ihm zuerst legte man den Titel „Erzbischof" bei. Seinem Ruhm und seinen Erfolgen tat es keinen Abbruch, daß sein ungemein fehdereiches Leben mit Schulden und Verpflichtungen abschloß. Das Paderborner Domkapitel beschloß jedenfalls 1286, daß alle in dem langen Freiheitskampf gemachten Schulden von den Nachfolgern zu tilgen seien, und was er sonst versehen hatte, ließ man ihm verzeihend nach. Wie sein Leben, so war sein Tod. Vor den revolutionären Aufständen der Paderborner Bürger nach Salzkotten fliehend, starb er zwischen dem 6. und 9. Juli 1277: „die Blüte der Bischöfe, die Blüte des Adels". Wie um Bernhard II. und Bernhard VII. bellicosus, wie um die streitbarsten und fehdereichsten des Lippischen Herrschergeschlechts, wand sich auch um diesen Paderborner Bischof nach seinem Tode ein reicher Sagenschatz.

Bernhard V.

Der großen Zeit Simons folgte für das Bistum eine Zeit politischer Lethargie, eine Zeit des Verfalls. Die Zustände wurden unhaltbar, eine kraftvolle Persönlichkeit zwingendes Erfordernis. Wieder fiel das Auge auf einen lippischen Edelherrn, auf den Dompropst Bernhard zur Lippe, den das Domkapitel schon unter dem Bischof Günther von Schwalenberg zum Tutor des Hochstifts ernannt hatte (1309). Zu dem Besitz der weltlichen Herrschaft fügte Bernhard im Jahre 1321 die bischöfliche Gewalt hinzu und begann damit das glänzendste Pontifikat, das das mittelalterliche Paderborn gesehen hat. Er war

etwa um das Jahr 1287 auf der Falkenburg geboren, von ausgezeichneter Erziehung und vornehmer Gesinnung, die er überall zur Schau trug. „Auch ein feiner Stil in den Urkunden zeugt dafür." Schon mit 18 Jahren wird Bernhard Dompropst zu Paderborn und Minden. Vom Jahre 1306 wird berichtet, daß er mit seinen Eltern und Geschwistern, der lippischen Ritterschaft und den Bürgern von Lemgo die nach Lemgo übergesiedelten Dominikanerinnen einführte, und daß er ihnen in feierlicher Prozession entgegenzog und sie in dreischrittigem Siegestanze in die Nicolaikirche geleitete. Als er den bischöflichen Thron bestieg, waren zur Huldigung erschienen der Landgraf von Hessen, die Grafen von Everstein, von Schwalenberg, Rietberg und Ravensberg, die Edelherren von Büren und der Ritter aus Lemgo v. d. Busche. Bischof Bernhard V. setzte das Werk seines Oheims fort. Einen Ring von Burgen zog er um das Land, von der Hünenburg bei Büren bis zur Krukenburg bei Helmarshausen, deren heutige Ruinen ahnen lassen, welche Bedeutung die stolze Burg vordem gehabt hat. Jeden Widerstand im Bistum erstickte er. Den rebellischen Adel gewann er durch „das Recht des befreiten Standes", die Städte durch kluges Entgegenkommen. Selbst die Stadt Paderborn war bereit, ihn als Bischof wieder in ihren Mauern aufzunehmen, was kein Bischof im vorangegangenen Jahrhundert hätte hoffen dürfen. Beim Papste war er persona gratissima; ein Schreiben Johanns XXII. vom Jahre 1329 bezeugt es. Am 30. Januar 1341 starb er. Im Dom zu Paderborn wurde er beigesetzt. Sein Grabstein ist dort noch zu sehen.

Sein Ansehen bei seinen Zeitgenossen war besonders groß, weil das Bistum Paderborn bald nach seinem Tode an Geltung verlor. Der Sturz des Hochstiftes war so tief, daß es Papst Bonifaz IX. 1399 für 100 Gulden an einen obskuren italienischen Kuriaten verschleuderte!

Simon III.

Erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts, von 1463 bis 1498, erstand ihm unter dem lippischen Simon III. ein Nachfolger aus der Edelherrenfamilie derer zur Lippe, der letzte große Bischof, den sie stellte. Die Zwischenzeit war von Wirren allerlei Art ausgefüllt. Der von 1400—1414 regierende Bischof Wilhelm von Berg war verjagt worden. Der böse Dietrich von Mörs, Erzbischof von Köln, wurde Administrator des Hochstifts, Verwalter in dem Sinne, daß er das Hochstift seinem Herrschaftsbereich einzuverleiben versuchte. In diesem Kampf war es auch ein Lipper, Allrad v. d. Busche aus Lemgo, der an der Spitze des Domkapitels den jahrzehntelangen Freiheitskampf gegen den Kölner Erzbischof führte. Dieser Freiheitskampf endete zwar mit dem politischen Siege Paderborns, des Hochstifts. Aber er brachte unendliches Leid über diejenigen, die sich dem Hochstift als Verbündete in diesem Kampf zur Verfügung gestellt hatten. Das war die Zeit der Soester Fehde. Der Geschichtsschreiber Gerlach bezeichnet den lippischen Anteil an dieser Fehde als eine „unbesonnene Politik des jungen lippischen Edelherrn Bernhard VII.". Für das lippische Land hatte sie jedenfalls den Nachteil der völligen Zerstörung Blombergs (Juni 1447), die Zerstörung Detmolds und Uslens und die Brandschatzung Lemgos um den Riesenbetrag von 26 000 Gulden. Vorangegangen war die Eversteinsche Fehde um 1407, auch eine Erscheinung aus den Kämpfen um die Freiheit und Selbständigkeit des Hochstifts, wo das blühende Rischenau vom Erdboden verschwand und viele andere Ortschaften und Kapellen in Flammen untergingen. Wilhelm von Berg, der Laienbischof jener Epoche, brachte sich im ganzen Bistum um allen Kredit und bewies seine Ungeeignetheit dadurch, daß er für die Ehe mit der schönen Nichte Dietrichs von Mörs und 20 000 Fl. Mitgift auf das Bistum verzichtete und ein Liebesleben auf der Ravensburg dafür eintauschte. Neben dem Lemgoer Allrad v. d. Busche war es der Offizial Schuddekromen aus Lemgo, der als geistlicher Führer im Domkapitel in diesen schweren Zeiten des Paderborner Hochstifts Bestand und Ehre des Bistums zu verteidigen wußte. Um so erfreulicher war es, daß sich nach diesem Zwischenspiel der obengenannte lippische Junker Simon als Bischof fand, ein Sohn des unter geheimnisvollen Umständen schon im Alter von 26 Jahren verstorbenen und in Wilbasen beigesetzten regierenden Edelherrn Simon IV. Bischof Simon, sein zweiter Sohn, war entweder auf dem Schlosse zu Brake, das seiner Mutter als Witwensitz zugewiesen worden war, geboren oder auf dem Lippehof, wohin die Mutter um die Jahre seiner Geburt verzogen ist. Jedenfalls verbrachte er seine ganze Jugendzeit in Lemgo, und die Lemgoer betrachteten ihn als ihren Mitbürger. Bei seiner Erhebung zum Bischof marschierten die Lemgoer Schützen nach der bischöflichen Residenz Neuhaus, und der regierende Bruder Bernhard VII., der „Fehdereiche", hat dafür dann später für eine von diesen Festschützen gemachte sehr

hohe Bierrechnung aufkommen müssen. Der Lebensweg Bischof Simons war nicht uninteressant. Mit 16 Jahren war er Student in Erfurt, mit 22 Jahren Domherr zu Paderborn, später für den stellvertretenden Verweser des Bistums, des schon genannten Erzbischofs Dietrich von Köln, lebenslänglicher Provisor des Hochstifts. Am Todestage Dietrichs, dem 14. Februar 1463, bestieg Simon dann den bischöflichen Stuhl. Schon als Provisor des Hochstifts, etwa um 1453, bewies der geistliche Junker und nachmalige Bischof, daß „er in Waffen gewandt" war. An der Seite der westfälischen Truppen nahm er an Jürgen Spiegel, ehemaligen Generalissimus des Erzbischofs Dietrich, blutige Rache. Dieser Jürgen Spiegel war es, der als Führer der böhmischen Söldnerscharen Dietrichs im Jahre 1447 Blomberg zerstört hatte, der das Schloß Brake in Flammen aufgehen ließ, Detmold und Salzuflen verwüstete, Horn um 3000 Fl. und Herford um 16 000 Fl. preßte und das ganze Land devastierte. Um 1457 saß Jürgen Spiegel gefangen auf der Burg zu Wünnenberg. Bischof Simon holte ihn mit eigener Hand aus dem Verlies und schleifte ihn in die lippische Heimat, die Jürgen vor sechs Jahren verwüstet hatte, und in Erinnerung an das furchtbare Unglück sperrte er ihn ein und „peinigte" ihn. Was das zu bedeuten hatte, braucht nicht weiter ausgeführt zu werden. Gewiß war Simon nach dem Zeugnis seiner Zeitgenossen auch „gelehrt in kirchlichen Dingen" und in der geistlichen und weltlichen Verwaltung des Bistums von besonderen Fähigkeiten. Aber er war wie seine Vorfahren und nicht weniger wie sein streitbarer regierender Bruder Bernhard bellicosus Kriegen und Fehden zugetan, darin berühmt und berüchtigt, wie ja die ganze zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts das entsetzliche Bild einer inneren Zerfleischung und Zerstörung zeigte, dem erst der vom Kaiser verkündete Ewige Landfrieden (1495) in etwa ein Ende bereitete. Im Jahre 1491 erlitt der alte, vom Fehdeleben erschöpfte Bischof Simon einen Schlaganfall, und am 7. März 1498 starb er als der letzte Bischof aus dem Archidiakonat Lemgo, als der letzte Bischof aus dem regierenden lippischen Fürstengeschlecht, das dann fünfzig Jahre später sich der evangelischen Lehre zuwandte. Die Heimatstadt Lemgo bewahrte ihrem bischöflichen Mitbürger ein treues Gedenken. Bis zur Einführung der Reformation wurde für ihn in der Nicolaikirche an hohen Feiertagen gebetet. Im Dom zu Paderborn, wo man ihn beisetzte, ist der ihm gesetzte Leichenstein allerdings verschwunden, und nur in der Geschichte des Bistums lebt er in dem wechselvollen Auf und Nieder seines Episkopats fort.

In fast drei Jahrhunderten des ausgehenden Mittelalters hatte das Haus Lippe dem Hochstift Paderborn vier hervorragende Bischöfe gestellt. Nicht zuletzt ein Beweis für die politische und wirtschaftliche Kraft, die es in jenen bewegten Zeiten verkörperte. Politischer Sinn und kriegerische Entschlossenheit begründeten die Erhaltung einer von alters her überkommenen Herrschaft. Wirtschaftlich war das Geschlecht von alters her reich, und ein kluger Sinn hielt diesen Reichtum zusammen und vermehrte ihn, besonders durch Zueignungen Heinrichs des Löwen nach den sächsischen Kriegen. Dieser Reichtum nicht zuletzt wurde auch die Grundlage für das Emporsteigen so vieler lippischer Edler auf die Bischofsstühle Nordwestdeutschlands. Daß sich die Stellung von lippischen Edlen für die Bischofsämter gelohnt hat, lehrt die Geschichte. Besonders vom Paderborner Hochstift aus wurden die politischen Eroberungen und die Vermehrung von Landbesitz durch das Haus Lippe stärkstens gefördert. Unter dem Krummstab konnten die regierenden Lipper ihre Macht befestigen und erweitern. Mit Zustimmung Paderborns konnten sie die trutzige Falkenburg erbauen. Man arbeitete sich gegenseitig in die Hände. Dabei blieb im allgemeinen ein gutes Einvernehmen bestehen, auch nach der Reformation. Paderborn verargte es zwar im besonderen dem lippischen Edelherrn Bernhard VIII., daß er sich, jahrhundertelange Waffenbrüderschaft vergessend, von der alten Lehre abwandte. Aber geblieben ist trotz der vielen Prozesse um angemaßte Hoheitsrechte über von Lippe in Anspruch genommene Gebiete der Geist alter Verbundenheit doch bis auf den heutigen Tag. Auch die Bischöfe der letzten Jahrhunderte waren — vom Streit um Falkenhagen abgesehen —, so wenig sie auch staatsrechtlich mit dem Lande zu tun hatten, Lippe zugetan.

Kunigunde zur Lippe (um 1200)

Äbtissin von Freckenhorst

Unter den zehn Kindern des Edelherrn Bernhard II. zur Lippe und seiner Gemahlin Heilwigis von Are stand Kunigunde an sechster Stelle. Über ihr Lebensschicksal ist urkundlich nur wenig bekannt. Sie war Äbtissin des Klosters Freckenhorst im Münsterlande, das von dem Edlen Everard und seiner Gemahlin Geva am Weihnachtstage des Jahres 851 gegründet wurde, wenn die darüber erhaltene Urkunde nicht gefälscht worden ist. Kunigunde wurde hier Äbtissin, weil ihr Vater Bernhard Vogt des Klosters Freckenhorst war.

In den Urkunden wird ihr Name nur einmal genannt in einer uns ganz nebensächlich erscheinenden Angelegenheit, als Zeugin in einem Streit des Dechanten Friedrich von Freckenhorst mit der Äbtissin Gertrud von Meteln um den Zehnten aus dem Haupthof und den zwei dazugehörigen Hoven in Einen [1]).

Ihre Gestalt aber ist uns überliefert in der schönen Sage vom Heiligen Kreuz von Freckenhorst, das sie dem Kloster schenkte und dessen Auffindung (Kreutzen, Krützen, Krützing) noch heutigentags in Freckenhorst mit Prozession und Kirmes feierlich begangen wird. In der Überlieferung der Sage hat Kunigunde zu zwei Äbtissinnen das Vorbild gegeben; einmal der ehrwürdigen frommen Frau, die sich das Kreuz erbetete und der es durch ihren Bruder wieder geraubt wurde, der dafür zur Sühne nach Livland zog (Bernhard II., der Vater zog nach Livland); und zum anderen der Äbtissin, unter deren Regiment das Kreuz wieder in das Kloster zurückkehrte. Tatsächlich ist zu Zeiten Kunigundes das wundertätige, kostbar mit Edelsteinen geschmückte Reliquiar in Kreuzesform nach Freckenhorst gekommen. Die fromme Sage weiß folgendes darüber zu berichten:

„In alten vergangenen Zeiten lebte im Kloster Freckenhorst eine ehrwürdige Äbtissin, edel von Geburt, aber noch edler in ihrer Frömmigkeit und Demut. Tag und Nacht betete sie zu Gott und mühte sich ihm zu dienen. Und es kam ihr einst der Wunsch, durch Eingebung des Heiligen Geistes, Gott zu bitten um eine Gabe und ein Heiligtum, daraus sie erkennen möchte, daß sie in seiner Gunst und Gnade stände und durch welches Heiligtum Kloster und Kirche möchten verziert und erhöht werden zu allen Zeiten. Da geschah eines Tages, als sie im Gebet lag und Gott darum anflehte, das Wunder: durch das Gewölbe der Kirche kam ein schönes heiliges Kreuz vom Himmel und fiel vor der Äbtissin Füße nieder auf einen Stein des Estrichs und blieb darauf stehen, als wäre es in Wachs gedrückt, und alle die edlen Steine, die darin waren, funkelten und leuchteten. Als die Äbtissin das schöne Kreuz und große Mirakel sah, war sie sehr erschrocken, und vor lauter Freude mußte sie weinen. Als sie ruhiger wurde, rief sie den Priester, der das heilige Kreuz mit großer Ehrfurcht auf den Altar setzte. Wie großer Lobgesang Gott und dem heiligen Kreuz geschah von all der Versammlung, ist nicht zu sagen. Und sie hielten es in großen Ehren Tag und Nacht.

Da geschah es zu einer Zeit, daß der Äbtissin Bruder kam und ihr klagte, daß er durch die Gewalt seiner Feinde um all sein Land und Erbe gekommen wäre. Das betrübte die Äbtissin im tiefsten Herzen, und aus großem Mitleid sagte sie zu ihrem Bruder: „Ich besitze ein Kleinod und großes Heiligtum, das mir vom Himmel gekommen ist; wenn du es bei dir trügest, ohne allen Zweifel, dann würdest du über deine Feinde siegen und dein Gut wiederkriegen." Da drang der Bruder mit heftigen Bitten in sie, ihm das Kreuz zu geben, so daß sie endlich überwunden ward und sagte: „Mein großes Heiligtum kann ich dir nur geben gegen Bürgschaft, daß ich es sicher wieder von dir zurückerhalte." Da versprach ihr der Bruder 60 Ritter als Bürgen für die Zeit, bis er ihr das Kreuz zurückbrächte. Da gab sie es ihm, und er nahm es mit großer Freude. Als er

[1]) Dieser Vergleich wurde in demselben Jahre von dem Bischof Dietrich III. von Münster bestätigt und dabei hervorgehoben, dieser Zehnte sei der Kirche zu Freckenhorst von seinem Vorgänger Otto verliehen, nach Wilmans (U.-B. 96) im Jahre 1216, Freckenhorst verlange die zehnte Garbe (decimationem manipulorum), die Äbtissin in Meteln dagegen behaupte, daß der Zehnte in fest stehender Abgabe (annona) zu leisten sei. Der Vergleich laute dahin, daß von dem Haupthofe 24 Scheffel, von den beiden zugehörigen Hoven (24+12=) 36 Scheffel zu leisten seien.

nun das Heiligtum hatte, überwand er alle seine Feinde und hatte bald sein Gut wieder. Doch jetzt kamen böse Gedanken in sein Herz, und er wollte seiner Schwester das Heiligtum nicht wiedergeben. Aber der Ritter Meinung und Rat war, daß er es der Schwester wiederbringen sollte, denn sie wollten frei sein von dem Gelübde, das sie der Schwester getan. Wollte er aber das Kreuz wiederhaben, dann sollte er es sich mit gewaltsamer Hand holen, nachdem er zuvor sein Wort gelöst. Da brachte er es zurück mit großem Dank und ehrte das Kreuz Tag und Nacht. Eine kurze Zeit verging, da kam ein Teil der Ritter, Soldaten und Knechte und nahm der Äbtissin das heilige Kreuz wieder fort mit gewaltsamer Hand. Wie nun die ehrwürdige Äbtissin sah, daß sie war beraubt ihres größten Heiligtums durch ihren Bruder, wurde sie so betrübt, daß sie in schwere Krankheit fiel und starb. Als das ihr Bruder hörte, erschrak er sehr und dachte, was er getan hatte, und daß er die Ursache sei des Todes seiner Schwester. Er bat Gott um Vergebung seiner Sünde und zog nach Livland, um dort für den Christenglauben zu kämpfen. Das Kreuz aber nahm er dahin mit, und es wurde dort von allen in hohen Ehren gehalten.

Da geschah es einst, als der Priester vor dem Altar stand und Messe halten wollte und das heilige Kreuz mit großer Pracht und vielen Kerzen auf den Altar gesetzt wurde, daß in der Stadt großer Auflauf entstand und es hieß, Feinde seien vor dem Tor. Die Kirche leerte sich, und der Priester brach die Messe ab und vergaß das Kreuz fortzunehmen. In der Kirche aber war einer zurückgeblieben namens Legwyk, zu ihm kam eine Stimme von dem Himmel und sprach: „Geh zurück zu dem Altar, nimm das heilige Kreuz und steck es in deine Tasche und bring es zu einem Ort und Kloster, das da heißt Freckenhorst." Er erschrak, lief aber eilends zum Altar und tat, wie ihm befohlen war. Als er an das Tor kam, da war schon ruchbar, das Kreuz sei aus der Kirche genommen, und es wurden die Straßen bewacht und die Tore geschlossen, daß man den Dieb finden möchte. Da war Legwyk in großer Not, bat Gott und rief das heilige Kreuz um Hilfe an, damit kriegte er einen guten Mut, trat kühnlich zu der Pforte und der Brücke, wo die Soldaten und Knechte Wache hielten. Hört ein groß Mirakel. Als er zur Brücke kam, da sah er, er ganz allein, wie das heilige Kreuz aus seiner Tasche kam und in das Wasser sprang. Die Soldaten und die Knappen betasteten und besahen und befragten ihn mit allem Fleiß. Da sie aber nichts bei ihm fanden, ließen sie ihn gehen. Als er einen guten Weg gegangen war, dachte er: lieber Herr Gott Vater, nun bin ich ja quitt des heiligen Kreuzes, das mir so höchlich ist befohlen worden, und sah mit herzlichem Verlangen in seine Tasche. Da fand er das heilige Kreuz wieder darin und begann vor großer Freude zu weinen. Er wanderte weiter und kam eines Abends spät in eine Stadt, da fand er bei einer Witwe Herberge und befahl der Frau seine Tasche mit dem Kreuz über Nacht zur Bewachung; sie schloß sie in ihre Kiste. Zur Mitternacht aber sah sie draufstehen viele brennende Kerzen und hörte die heiligen Engel aus dem Himmel singen. Die Kammer war erfüllt mit so süßem Ruch, daß sie erschrak und dachte, das müßte groß Heiligtum sein. Des Morgens, als der gute Legwyk reisen wollte und seine Tasche forderte, leugnete sie, er hätte sie ihr nicht zu hüten getan, wurde ganz zornig und schwor, sie hätte sie nicht. Legwyk weinte vor Betrübnis, doch dachte er, Gott würde ihn nicht verlassen, und ging seiner Wege. Und wie er so ging und dachte und bat inniglich, daß er es möchte wiederkriegen, und sah mit ganzem Glauben in seine Tasche, da fand er das heilige Kreuz wieder bei sich. Da sagte er Dank und Lob Gott dem Herrn und dem heiligen Kreuze, daß sein Gebet erhört war, und wanderte weiter bis zu dem Ort, dahin er das Kreuz bringen sollte. Und kam nach Gronhorst, das liegt bei Freckenhorst, da ließ er das Kreuz. Und ging mit großer Eile nach dem Kloster und erzählte der Äbtissin und dem ganzen Konvent alles, was sich mit ihm und dem Kreuze zugetragen hatte. Da bereitete sich die edle und ehrwürdige Äbtissin mit ihren Jungfrauen und Herren, sie zogen hinaus mit Kreuzen, Fahnen und all ihrem Heiltum und empfingen das heilige Kreuz mit großen Ehren und Lobgesang, dankten und benedeiten Gott dem Herrn, daß er ihnen solches Heiligtum hatte wiedergegeben, und brachten es in die Kirche, wo das liebe heilige Kreuz noch heutzutage ist, und geschehen da viele Wunder und Zeichen."

Simon III. (um 1340–1410)

Edelherr zur Lippe

Unter den Regenten seines Geschlechts ragt Simon III. als Kriegs- und Staatsmann hervor, und als Landesherr hat er sich namentlich durch seinen Unionsvertrag von 1368 (pactum unionis) um Lippe verdient und in der Heimatgeschichte berühmt gemacht. — Die lippischen Herren hatten seit Bernhard II. ihr Gebiet von den Stammbesitzungen an der Lippe aus nach Norden und Osten zu bedeutend erweitert, hatten die Herrschaft Rheda mit Burg und Stadt, mit Vogteirechten über verschiedene Klöster, die Ämter Enger und Quernheim mit der festen Burg Enger, den größten Teil der Grafschaft Schwalenberg erworben und in den Schlössern Varenholz und Holzminden ihr Besitztum bereits bis an die Weser und an die Grenze der Grafschaft Everstein vorgeschoben. Aber im Jahre 1344 war durch die Landesteilung zwischen Simons Vater Otto und dessen Bruder Bernhard V. das Gebiet wieder in zwei Hälften gerissen, die Herrschaft diesseits und jenseits des Waldes mit den Hauptstädten Lemgo und Lippstadt. Ja, als nach Ottos Tode die erstere an seinen Sohn Simon III. fiel, dessen jüngerer Bruder Otto zum geistlichen Stande bestimmt und Domherr in Köln war, mußte sich der Erstgeborene trotz allen Sträubens zu einer nochmaligen Teilung oder doch zeitweiligen Abfindung Ottos mit Land und Leuten verstehen. Ein auf Klage Ottos vom Grafen Wilhelm von Berg und Ravensberg veranlaßter Rechtsspruch seiner Mannen entschied damals (um 1365): „da Junker Simon und Junker Otto Brüder sind von Vater und Mutter und gleich Besippte sind zur Herrschaft von der Lippe, so sagen wir, daß Junker Otto von Rechte die Herrschaft von der Lippe halb eignet". So tief war damals bereits das Prinzip der gleichen Erbberechtigung bei den Stammgütern der reichsständischen Dynasten in Sitte und Rechtsansicht eingedrungen, zu einer Zeit, wo den Nachgeborenen zahllose kirchliche Pfründen offenstanden.

Dennoch machte es Simon zu seinem Lebensziel, die getrennten Gebiete nach Möglichkeit wieder zu vereinigen und künftige Teilungen in seinem Hause zu verhüten. Fast gleichzeitig starb sein Oheim Bernhard V. mit Hinterlassung einer Witwe Richardis von der Mark, einer an den Grafen Otto von Tecklenburg verheirateten Tochter Heilwig und einer Enkelin von seiner verstorbenen Tochter Mechthild, Gemahlin des Grafen Heinrich von Holstein. Graf Otto setzte sich unter dem Namen eines Vormundes seiner Tante und deren Kinder in den Besitz jenseits des Waldes und traf mit der ganzen Familie über Erbfolge, Wittums- und Brautschatzrecht eine Vereinbarung zu Lippstadt. Die Erbfolge wurde zunächst seinen künftigen Kindern vorbehalten. Simon hatte gehofft, nach seines Oheims Tode die ganze Herrschaft wieder in seine Hand zu bekommen, obwohl der Ausdruck der Teilungsurkunde nicht klar und bestimmt zu seinen Gunsten sprach, und setzte alles daran, dieses Ziel in Güte oder mit den Waffen zu erreichen. Zunächst suchte er seine Städte und Burgmannen, insbesondere Lemgo, in sein Interesse zu ziehen, fand auch bei den Verwandten seiner Mutter, den Grafen von der Mark, Rat und Beistand. Es gelang ihm sogar, die Witwe Richardis und deren Tochter Heilwig, welche es bisher mit Tecklenburg hielten, völlig umzustimmen und durch drei mit ihnen errichtete Verträge (9. April 1366) seinem Ziele näherzukommen. Beide erkannten ihn als einwäldigen Erbherrn der ganzen Herrschaft Lippe an, verzichteten unter Vorbehalt von Wittums- und Brautschatzansprüchen auf ihre pfandschaftlichen und anderen Rechte an Städten und Burgen und überließen ihm die Städte Lippstadt und Horn, welche ihnen gehuldigt hatten. So erlangte Simon ohne Schwertstreich, freilich nur mit großen Opfern für die Lebenszeit der Frauen, den Besitz eines großen Teiles des streitigen Gebietes oder doch Anwartschaft auf künftigen Rückfall. Die Burg Lipperode und die Herrschaft Rheda aber blieben in Tecklenburgischen Händen und andere Burgen in Pfandschaft von Gläubigern. Bevor Simon sich zum Kampfe rüstete, galt es noch, durch ein wichtiges Werk der Politik das Gewonnene und alle künftigen Erwerbungen seinem Hause dauernd zu sichern. Nach dem Vorbilde der großen Kurstaaten, welchen zehn Jahre zuvor (1356) die goldene Bulle das

goldene Privileg der Unteilbarkeit verliehen hatte, erstrebte er ähnliches für sein Haus. Zuerst gewann er die Stadt Lemgo für diesen Gedanken (28. August 1366), bald darauf Lippstadt, nicht ohne Gegenkonzessionen durch eine Reihe vorteilhafter Privilegien, und am 27. Dezember 1368 wurde für das ganze Land die unter dem Namen pactum oder privilegium unionis bekannte Urkunde ausgestellt. Simon bestimmt darin, daß für ewige Zeiten seine ganze Herrschaft diesseits und jenseits des Waldes „aling althosamende und ungedelet eveliken tho bliven unde wesen schall", daß Ritter, Städte und alle Bewohner seiner Herrschaft nach seinem Tode nur in eine Hand huldigen und nur einen Herrn haben sollen, der ein Erbe zur Herrschaft von der Lippe sei. An Primogenitur war derzeit noch nicht zu denken, statt dessen wird bestimmt, daß unter mehreren Manneerben oder evtl. rechten Erben derjenige Herr sein soll, an welchen sich die Hauptstädte Lippe und Lemgo (deren Eintracht vorausgesetzt wurde) kehren würden. Zugleich geloben die Städte Blomberg, Horn, Detmold und die Burgmannen der Schlösser, nur dem einen Erben zu huldigen, welchem die beiden Hauptstädte folgen würden. Die Urkunde enthält die ältesten Grundzüge der Landesverfassung: Unteilbarkeit und Einherrschaft, männliche und evtl. weibliche Erbfolge und Wahlrecht der beiden Hauptstädte. Dieses Wahlrecht ist niemals praktisch geworden, im Anfange des 16. Jahrhunderts definitiv aufgegeben und Primogenitur an seine Stelle getreten. Der Unionsvertrag ist eins der ersten Beispiele von Einführung einheitlicher Erbfolge, in den kleinen Dynastien vielleicht das einzige Beispiel einer trotz aller Anfechtungen unverletzt erhaltenen Satzung dieser Art. Es ist mehrmals von den späteren Kaisern bestätigt worden und hat sich durch alle Konflikte in den letzten Jahrhunderten bewährt.

Weniger glücklich in seinen Kriegszügen machte doch Simon auch in Waffen seinen Namen geehrt und gefürchtet. Noch bevor es zum Kampfe gegen Tecklenburg kam, überfiel die Stadt Minden die Schlösser Blotho und Varenholz an der Weser und veranlaßte Simon dadurch zu einem Rachezuge in das Mindensche, wobei die Stadt Lübbecke erobert und verbrannt wurde. Aber vom Jahre 1370 an finden wir ihn dreißig Jahre lang, durch kürzere und längere Waffenstillstände unterbrochen, in Fehde gegen die Tecklenburger und ihren mächtigen Bundesgenossen Wilhelm von Berg und Ravensberg. Urkunden und Chroniken berichten über wechselnde Erfolge, namentlich über das Hauptereignis des ganzen Krieges. In einem Treffen im Ravensbergischen gegen Ende 1370 fiel Simon mit vielen seiner Ritter in die Hand seiner Feinde und wurde, wahrscheinlich in der Burg Rheda, über drei Jahre lang gefangengehalten, während sein Bruder Otto sich der Landesregierung annahm, und einige Vasallen, welche eigene Schlösser besaßen, sie der verwaisten Familie als Zuflucht anboten. Über seine Befreiung, angeblich bei Eroberung der Burg Rheda durch die zum Schutze des Landfriedens verbündeten Fürsten, haben wir nur widersprechende Nachrichten. Jedenfalls mußte der Gefangene ein hohes Lösegeld zahlen, zu welchem Engelbert von der Mark, gegen Verpfändung von Lippstadt, 8000 Mark Silber herschoß. Nach der unsicheren Nachricht späterer Chronisten soll Simon dem Grafen Otto auch seine Tochter zur Ehe gegeben und zugunsten dieser und ihrer etwaigen Kinder auf Rheda verzichtet haben, letztere aber kinderlos gestorben sein. Daher der Wiederausbruch der Fehde. —

Bald nach seiner Befreiung finden wir Simon, ungebeugt an körperlichen und geistigen Kräften, wieder in Tätigkeit, schon im Februar 1376 mit seinem jungen Sohne Bernhard auf dem Fürstentage und Turnier in Göttingen, im nächsten Jahre zu Minden am Hofe des Kaisers Karl, welcher sich auf der Reise nach Frankreich dort aufhielt. Von der Stadt Herford auf vier Jahre zu ihrem Schutzherrn erkoren, bekämpfte er längere Zeit deren abgesagte Feinde, das Geschlecht der Korven, gen. Schmising, oder schlug sich mit anderen Feinden herum. Vergeblich machten die meisten Fürsten und viele Städte Westfalens den Versuch, durch einen Bund zum Schutze des Landfriedens (zu Soest 1385), dem auch Lippe und Tecklenburg beitraten, die zunehmenden Fehden und Räubereien zu unterdrücken, es war nur von kurzer Wirkung. Nicht lange darauf (1389) verbündeten sich Herzog Otto von Braunschweig, Hermann von Everstein und Heinrich von Hamburg gegen die Lipper, um ihnen Holzminden zu entreißen. Dann finden wir Simon wieder im Kampfe mit Tecklenburg, wobei ihm sein Schwager Otto von Hoya, der eben zum Bischof von Münster erwählt war, kräftige Hilfe leistete, aber auf einem Streifzuge gegen Steinfurt von Balduin von Steinfurt überfallen und gefangen wurde. Es gelang indes Simon, im Bunde mit den Brüdern von Hoya und der Stadt Münster, Steinfurt zu erobern und den Bischof zu befreien. Daraus entwickelte sich ein weiterer Kriegszustand zwischen Otto von Tecklenburg gegen Münster und Osnabrück, wobei ersterer unterlag. Graf

Otto, von Feinden bedrängt, mit dem eigenen Sohne zerfallen, vor der Feme angeklagt, starb zu Münster eines plötzlichen Todes. Endlich kam es zwischen dessen Sohne Nikolaus und den lippischen Herren, durch Vermittlung von vier Grafen von Rietberg, zu einem vorläufigen Friedensschluß (Mai 1400), dem auch Herzog Wilhelm von Berg, damals Bischof von Paderborn, beitrat. In dieser Lage blieb es, bis Simons Urenkel gegen Zahlung einer Geldsumme definitiv auf Rheda verzichtete. Der lange Krieg hatte zwar die lippischen Herren mit schweren Kriegsschulden belastet, wodurch wichtige Gebietsteile, wie das Amt Enger, in die Hand von Pfandgläubigern kamen, dagegen wurde gleichzeitig, um 1400, ein neues Gebiet, die Herrschaft Sternberg, vorläufig pfandweise, von Schaumburg erworben.

Während Simon alt und gichtkrank auf dem Schlosse zu Brake lebte und seinem Sohne die Regierung überließ, wurde sein Lebensabend noch einmal durch politische und militärische Ereignisse und getäuschte Hoffnungen lebhaft bewegt. Durch seine Gemahlin Irmgard von Hoya mit dem Gemahl ihrer Schwester, dem Grafen von Everstein, verwandt, schloß er mit diesem ein Schutz- und Trutzbündnis, aus welchem sich die Erbverbrüderung vom 6. Juni 1403 entwickelte. Die Grafschaft Everstein, ein ansehnlicher Landstrich im fruchtbaren Wesertal zwischen Hameln und Holzminden, wurde mit der Herrschaft Lippe zu einem Gebiete vereinigt, welches nach dem Verblühen des Stammes an den überlebenden fallen sollte, also voraussichtlich an Lippe, denn Simons Sohn Bernhard, welcher sich in demselben Jahre mit einer Gräfin von Mörs verheiratete, war zur Fortpflanzung des Stammes bestimmt. Graf Hermann aber hatte nur noch eine Tochter in Kinderjahren, und beide Väter entsagten einer Wiederverheiratung. — Dieses Bündnis aber erregte die Eifersucht der benachbarten Welfenfürsten, der Brüder Heinrich und Bernhard von Braunschweig. Ein Kriegsfall ward bald gefunden, als Simon die von Heinrich verfolgten Brüder von Reden in sein Schloß Varenholz aufnahm. Die beiderseitigen Heerhaufen rückten ins Feld und trafen am 19. September 1404 am Ohrberge bei Hameln zusammen. Das braunschweigische Heer wurde nicht nur vollständig geschlagen, sondern auch Herzog Heinrich mit vielen seiner Ritter, darunter Graf Otto von Hallermund, von Bernhard VI. mit eigener Hand gefangengenommen. Der kostbare Gefangene wurde in der Falkenburg in strenger Haft gehalten. Vergeblich versuchte sein Bruder Bernhard durch Klage bei König Ruprecht und dem Papste, ihn zu befreien. Er mußte sich unter anderen Bedingungen zu einem Lösegeld von 100 000 Goldgulden in fünf Terminen verstehen (22. Juni 1405). Nachdem aber eine kleine Zahlung von 5000 Gfl. oder wenig mehr geleistet war, gelang es dem Herzog, nicht nur Entbindung von seinen Eiden, sondern auch den Bannstrahl des Papstes und die Reichsacht des Königs gegen Lippe und Everstein zu erwirken. Die Oberacht entfesselte ein Heer von Feinden gegen sie, welche zunächst die Burg Polle an der Weser eroberten und Jahr für Jahr verheerende Einfälle in das lippische Land machten. Die Lipper wehrten sich tapfer drei Jahre lang, nachdem aber der Graf von Everstein im Januar 1408 zu Hameln seinen Separatfrieden mit den Welfen gemacht, worin er seine Tochter Elisabeth mit der Grafschaft Everstein als Brautschatz einem Sohne Heinrichs zur Ehe versprach, mußten auch sie sich endlich zum Frieden bequemen (zu Polle am 7. April 1409) und sich damit begnügen, durch Befürwortung ihrer Feinde aus Acht und Bann zu kommen, aber auf die Frucht der Erbverbrüderung verzichten. So ist durch Eidbruch und Verrat die Grafschaft Everstein an Braunschweig gekommen. — Simon, welcher an diesem Kriege persönlich nicht mehr teilnahm, hat den Friedensschluß nicht lange überlebt, er starb am 17. Februar 1410 auf dem Schloß zu Brake.

Gerhard Schuddekromen-Lemgo (um 1350 – 1432)

Offizial zu Paderborn

Gerhard Schuddekromen, kurz Gerd genannt, war der aufgeweckte Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns und Ratsherrn der Stadt Lemgo in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Seine Jugend fiel in eine stürmische Zeit; sie hallte wider von Waffenlärm, von den Kämpfen des kühnen Simon III. zur Lippe und seiner getreuen Lemgoer, von ihren verwegenen Beutezügen, aber auch von der Hiobspost der Niederlage und von der Klage des berechnenden Rates, daß man für die unselige Tecklenburger Fehde und den im Burgverließ zu Rheda schmachtenden Edelherrn so viel Geld aufbringen müsse. Gern eilte der lebhafte Knabe zu dem malerischen Marktplatze mit dem stolzen Rathause und den Laubengängen, wo der ihm wohlbekannte Richter Hermann Weise Recht sprach, mit der Münzstätte und ihren eigenartigen Bildwerken, dem Weinkeller und den riesigen Fässern, den Gildehäusern und den vielen Verkaufsbuden, bei denen auch der Oheim Lefhard seinen Stand hatte. Hier traf Gerd manche interessanten Persönlichkeiten, wie die Barkhausen, die Sluderkoken, die so viel von ihren weiten Reisen erzählen konnten, von der Pracht Lübecks, wo damals (1375) gerade Kaiser Karl IV. mit unglaublichem Pomp seinen Einzug gehalten und selber voll Staunen die üppige Stadt mit Rom, Venedig, Florenz und Pisa verglichen hatte, von der Märchenstadt Wisby, die jene noch gesehen hatten, ehe Waldemar Atterdag sie plünderte und die große Feuersbrunst ausbrach, von dem fernen Stockholm und der wundervollen Meerfahrt dorthin. Bei einem andern Oheim, Hermann, der beim Schlachterhause, dem sog. Fleischscharren, gegenüber der zweitürmigen Nikolaikirche wohnte, ein gar frommer Mann war und später sein Besitztum für ein Armenhaus vermachte, sah der kleine Neffe die im Mittelalter so beliebten kirchlichen Aufzüge, schaute verwundert auf die Chorknaben in den weißen Röcklein, die, unter Leitung des Rektors und seiner Lokaten (Hilfslehrer) Psalmen und Hymnen singend, mit dem alten Pfarrherrn Hermann von Lesede und seinen vielen Kaplänen und Benefiziaten die Kirche innerhalb der ausgedehnten Einfriedigung umwandelten. Hier bei der Nikolaikirche lag auch die Schule, die Gerd bald aufsuchte, um Lesen und Schreiben und das für die gebildete Welt unentbehrliche Latein zu erlernen, wahrscheinlich nach der berühmten, aber diffizilen Grammatik des Alexander de Villa Dei [1]), gegen welche unsere heutigen Lateinfibeln an den höheren Schulen ein Kinderspiel sind. Die Lemgoer Lateinschule genoß damals guten Ruf; bedeutende Männer, wie Rektor König, Rektor Fritzeler, unterrichteten an ihr; Schüler aus allen Gegenden Deutschlands fanden sich hier ein, aus Köln, Münster, Hildesheim, Mainz, gar aus dem stolzen Lübeck. Nach Absolvierung der Schule trat Gerhard in den geistlichen Stand ein und bildete sich, da bei der damaligen vom Staate anerkannten geistlichen Gerichtsbarkeit für den gehobenen Kleriker juristische Ausbildung verlangt wurde, zum Notar aus. Als Vorbild mochte ihm der heimische geistliche Notar Johann Junghe vorschweben, der als glänzender Redner und Vertrauensmann des Rates sehr angesehen war und auf dessen wie des Landesherrn Empfehlung im Jahre 1377 von Kaiser Karl IV. zum Freigrafen von Biest bei Lemgo ernannt wurde und in Prozessen fungierte, die weit über die lippischen Landesgrenzen hinausgingen, in denen selbst Rat und Bürger von Hildesheim, von Gandersheim, die Innungsmeister von Halle, ja der Erzbischof von Magdeburg verwickelt waren. Als Notar finden wir den jungen Schuddekromen nachweislich zuerst im im Jahre 1386; er blieb es etwa 14 Jahre lang. Manche amtlichen Schriftstücke aus dieser Zeit, von seiner eigenen Hand mit kräftigen Zügen niedergelegt, bewahren die Lemgoer Archive. Als Notar stieß Gerd auch mit zwei berühmten Westfalen des Mittelalters zusammen, im Jahre 1386 mit dem gelehrten päpstlichen Abbreviator und Skriptor Dietrich von Niem, dem späteren Bischofe von Verden († 1398), der zu Lemgo seine Verwandten im Marienkloster, die Schwestern Mechtild und Adelheid, besuchte, und im Jahre 1400 mit dem Protonotar Hermann Dwerg in Herford, dem großen Wohltäter seiner Vaterstadt

[1]) Eine solche Grammatik in der Handschrift des 14. Jahrhunderts fand ich vor einiger Zeit im Stiftsarchiv zu Lemgo.

und dem Förderer der studierenden Jugend. Bald nach 1400 scheint Gerd an das Offizialat zu Paderborn, die höchste geistliche Behörde der Diözese, gekommen zu sein, wurde auch Kanonikus am Stifte Busdorf[1]), welche Würde nur vornehme und wohlhabende Geistliche wegen der hohen Aufnahmegebühren erlangen konnten. Gerd, der nicht nur von Hause begütert war und durch sein Notariat allerhand erworben haben mochte, hatte auch zwei Lemgoer Benefizien, eins in der Nikolaikirche, die sog. Schettersche Kommende, welche ihm der Rat zugewiesen, und ein anderes in der Johanniskirche vor dem Stadttore, das Andreas- und Katharinenbenefizium, eine Stiftung der adligen Familie von dem Busche, welches ihm die Marienschwestern für geleistete Dienste übertragen hatten. Daß der so beliebte, diensteifrige Mann Neider bekam, konnte nicht ausbleiben; eine häßliche Anschwärzung durch einen Amtsbruder überwand er jedoch siegreich. Um das Jahr 1406 ist Schuddekromen bischöflicher Offizial und Generalvikar, erster Beamter und höchster Richter der Diözese Paderborn. Er erhielt hiermit eine Stellung, die das heutige Amt eines ersten bischöflichen Beamten wegen der bevorzugten Rechtslage der mittelalterlichen Kirche weit überragte. Aber mit diesem glänzenden Avancement brachen bitterböse Zeiten für den neuen Offizial an. Seit 1401 war Bischof von Paderborn Herzog Wilhelm von Berg, ein junger Mann in den zwanziger Jahren, eine despotische Natur, dem die glänzende Stellung als weltlicher Kirchenfürst genügte, der aber auf die vorgeschriebenen geistlichen Weihen verzichtete bzw. dieselben immer wieder auf spätere Zeiten hinausschob. Dieser Laienbischof verfeindete sich durch sein rigoroses Vorgehen mit dem Domkapitel, mit den Ratsherren und Bürgern der Stadt Paderborn, mit dem altehrwürdigen Kloster der gelehrten Benediktiner auf Abdinghof, kurz mit allen, die seinem ungemessenen jugendlichen Stolze nicht entgegenkamen; er verfeindete sich auch mit den lippischen Edelherren, griff zu ihren Ungunsten in die Eversteinsche Fehde ein, hauste gar scheußlich im lippischen Lande, so daß, nach dem Berichte eines Zeitgenossen, die armen Bauern in solche Not gerieten, daß sie ihren Hunger mit Feldkräutern und Schweinefutter stillen mußten. In Lemgo, das der Herzog jedoch nicht einnehmen konnte, war man sehr erbittert; der Freigraf erließ schon Femebriefe, die der Unheilstifter aber abfing. Schuddekromen war entsetzt über die Untaten und Schroffheiten seines Herrn und litt schwer. Da entließ Wilhelm den aufrechten Mann und gab seine Stelle einem andern, der trefflich zu katzbuckeln verstand, dem Gobelin Person. Die Paderborner sind auf diesen ihren Mitbürger so stolz, weil er ein Buch „Cosmidromius" geschrieben hat; aber Gobelin hat darin sehr viel aus andern Büchern abgeschrieben, und seine eigenen Erlebnisse, die er schildert, sind manchmal sehr phantastisch. Wie es nun häufig denen ergeht, die aus der Haut anderer ihr Leder schneiden, so erging es auch Gobelin. Nach zwei Jahren hatte er als Offizial vollständig abgewirtschaftet und wurde von Herzog Wilhelm als Dechant nach Bielefeld abgeschoben, von wo er aber auch bald nach neuen Ungeschicklichkeiten abziehen mußte. Den Laienbischof ereilte gleichfalls die Vergeltung. Als der Unersättliche nach dem im Jahre 1414 freigewordenen Erzbistum Köln angelte, aber dem mächtigen Grafen Dietrich von Mörs unterlag, benutzten die erbitterten Paderborner Domherren seine Abwesenheit, setzten ihn, da er immer noch ungeweiht war, kurzerhand ab, schlossen im Verein mit Rat und Bürgerschaft die Tore Paderborns und boten die Verwaltung des Bistums dem neugewählten Kölner Erzbischofe an. Dietrich sagte zu. Wilhelm von Berg aber, die Hoffnungslosigkeit seiner Lage gegenüber den übermächtigen Feinden erkennend, dankte ab, steckte kaltlächelnd rund 20 000 Gulden, die man ihm als Abfindungssumme bot, in seine Tasche, übernahm die Grafschaft Ravensberg, heiratete die Tochter des Grafen Nikolaus von Tecklenburg und lebte herrlich und in Freuden auf der Sparrenburg bei Bielefeld, bis man ihn im Jahre 1428 in der Neustädter Kirche beisetzte. Sein Abzug aber bedeutete die Wiederkehr Schuddekromens, seine Niederlage war der Triumph des schmählich Entlassenen. Der Erzbischof Dietrich, jetzt Administrator von Paderborn, berief selber den ehemaligen Offizial auf seinen Posten zurück, der, vom Domkapitel, den Beamten und dem Rat der Stadt aufs freudigste begrüßt, seinen Einzug in den Sternberger Hof[1]), den Sitz des Offizials, hielt. Die durch Gobelin in Verruf gekommene Verwaltung wurde wieder hergestellt; ein freundlicher und vornehmer Ton herrschte wieder im

[1]) Das nicht weit vom Dome zu Paderborn gelegene Busdorfstift war — abgesehen von der Propstei — auch der besseren bürgerlichen Geistlichkeit zugänglich, während das Domstift für den adligen Klerus reserviert war.

[1]) Der Sternberger Hof zu Paderborn (heute Landgericht) war auch das Absteigequartier der Bischöfe, wenn sie in ihre Residenz einkehrten.

Geschäftsgange; die Städte und Landesherrschaften, die fortwährend mit der höchsten geistlichen Behörde zu verhandeln hatten, atmeten auf. Man war im 15. Jahrhundert soldatisch, kriegerisch, schlug sich um Kleinigkeiten, legte aber trotz aller Schattenseiten auf zuvorkommendes, konventionelles Wesen größten Wert. Durch 18 Jahre führte Schuddekromen also sein Amt, von hoch und niedrig verehrt. Er war Vertrauensperson, sachlicher Beurteiler, Ratgeber, Freund, Wohltäter. Überall, wo er nur helfen kann, ist er zur Stelle. Etwa zwei Stunden von Lemgo entfernt liegt in entzückender Lage, eingebettet in waldreichen Bergen, das Dörfchen Hillentrup. In der Eversteinschen Fehde hatten die Braunschweiger es erbarmungslos zugrunde gerichtet. Trotz aller Anstrengungen konnte es nicht wieder hochkommen; vergeblich mühte sich der aus Lemgo stammende Pastor Geilhop für seine armen Bauern ab. Da hörte Schuddekromen davon, sprang ein, half, empfahl, bewilligte überdies eine allgemeine Sammlung und legte so den Grund für das Aufblühen des Ortes. Um das Jahr 1426 hatte der Offizial die Freude, einen angesehenen Lemgoer, den Alrad von dem Busche, Sohn Sweders des Jüngeren, geboren auf dem sog. Buschhofe, gelegen an der Westecke der heutigen Echternstraße, als Dompropst in sein Amt einzuführen. Dieser Alrad wurde für Paderborn von größter Bedeutung, indem er es war, der den Bestand des sechshundertjährigen Hochstifts gegenüber den Annektionsplänen des Kölner Erzbischofs sicherte.

Gern weilte Offizial Schuddekromen in seiner alten Heimatstadt. Er sah ihren Aufstieg, ihren sich mehrenden Reichtum, ihre Geltung in der Hansa, den Luxus der Patrizier, die Pracht ihrer Frauen, die in gold- und silberverbrämten Gewanden, behangen mit Perlen und Edelsteinen, einhergingen, er sah den frohen Übermut der Bürger, die ihre Neider mit starker Hand niederschlugen, es selbst mit Osnabrück und Braunschweig aufnahmen und viele tapfere Ritter gefangen in ihren Turm am Johannistore in Eisen sperrten. Es war die Glanzzeit der alten Hansastadt; hochgesonnene Männer, wie die Kothmann, Krusen, Warberg, Milinchtorp wachten über Wohlstand, Ehre und Sicherheit der Bürger. Zum letzten Male kehrte der Offizial zu Lemgo im Jahre 1432 ein, als Wohltäter und Freund von den Armen im Schuddekromschen Hospital aufs ehrfurchtsvollste aufgenommen. Noch einmal schaute er von hier auf den Kirchplatz mit der Schule, den frohen Knaben und ihren Lehrern; er denkt an seine sonnige Kindheit, an die, welche ihm teuer waren, die hier im Schatten der Kirche jetzt schlafen. Da setzte er den Toten ein steinernes Licht, wie es in jenen Zeiten üblich war, und stattete es mit einer Rente von hundert Gulden aus. Dafür mußten die armen Leute im Hospital das Licht besorgen, es abends beim Dunkelwerden anzünden und des Morgens löschen. Im Dunkel der Nacht sollte es künden, daß die Stätte der Toten sei eine lichte Stätte des Friedens, der Tod nur eine Pforte zu einem andern höheren Leben. Bald darauf ging auch Gerd heim für immer.

Bernhard VII. bellicosus (1429 – 1511)

Edler Herr zur Lippe

Man nennt ihn den „Streitbaren". Aber das waren all seine Vorfahren auch gewesen, nur war Bernard VII. noch tapferer und kühner als sie. Schon als Sechzehnjähriger zog er zu Felde. Den Grafen Dietrich von Mörs, Erzbischof von Köln, Bruder seiner Großmutter Elisabeth, seinen und seines Bruders Simon Vormund seit des Oheims Otto Tode (1433), gab er leichten Herzens preis. Den hochfahrenden Mann mit dem grausamen Blick mochte er nicht leiden; er schlug sich auf seiten des jungen Clever Herzogs Johann, dessen höfisches und geziertes Wesen ihm zusagte, verständigte sich wegen Lippstadts und begann mit jenem „wohlgemut" die berühmte Soester Fehde. Betreut von dem lippischen Amtmann Johann von Molenbeck nahm er an den wütenden Stürmen der Clever und Soester auf das kölnische Werl teil, die aber durch die zähe Gegenwehr der Bürgermeister Gerhard Mellin und Eberhard Roist allemal scheiterten. Vor Werl erreichte den jungen Edelherrn auch die niederschmetternde Botschaft, daß der zornentbrannte Großoheim mit zahllosen zusammengewürfelten wilden Kriegsvölkern sengend und brennend ins lippische Land eingebrochen sei. Der Herbeieilende schaut in Flammen seinen Geburtsort, das hochgelegene Blomberg; knapp entgeht er der Gefangennahme und gelangt auf Schleichwegen zum Grafen Otto von Schaumburg, dessen Tochter Anna seine Verlobte ist. Vom Söller der weit ins Land lugenden Burg blickt er zurück gen Süd auf seine Heimat, auf welche der grimme Kölner seine Bärentatze gelegt hat, unter deren grausamen Druck das schöne Land aus tausend Wunden blutet. Das war die erste bittere Enttäuschung des jungen Helden, der noch manchmal im Leben erfahren mußte, daß unter den Grundtugenden, die das menschliche Handeln regeln, die Klugheit der Tapferkeit drei Punkte voraus hat und daß Tapferkeit nur, wenn sie mit Klugheit gepaart ist, Erfolge erzielt. Der frühe Tod des Vaters Simon IV. (1429) und die dadurch bedingte einseitige Erziehung mögen das unbesonnene, wenn auch frische Vorgehen Bernards entschuldigen. Über seinen Tod hinaus wirkten die Folgen der unseligen Böhmenzeit, die Hessen zum Lehnsherrn der lippischen Edelherren machte, woraus hundert Jahre später der finanzielle Ruin und die Demütigung Bernards VIII., des schwächlichen Enkels Bernards VII., resultierte. Wie ein hitziger Spieler, der immer wieder durch einen neuen Coup sein Glück zu korrigieren sucht, schritt Bernard zu neuen Unternehmungen, um neue Kosten, neuen Verdruß, schließlich aber glückliche Treffer zu buchen. Die Mindener Fehde schloß ab mit 4000 Florin Schulden, die Tecklenburger mit 3700, ganz abgesehen von der Plünderung Schötmars, dem Brande des Falkenberger Schlosses, der ärgerlichen Flucht nach Wiedenbrück und dem Verluste vieler tapferer „Männer, Knechte und Jungen"; für die hessische Fehde berechnete Bernard seinem Bruder Simon einen Schaden von 2000 fl., an deren Zahlung dieser jedoch nicht dachte; die münstersche Stiftsfehde brachte jahrelange Auseinandersetzungen mit Friedrich von Wend, dessen „unverschämtes" Benehmen den Edelherrn ungemein reizte; neue Verwicklungen mit Minden und Braunschweig ergaben wieder häßliche Mißhelligkeiten. Der Rat von Lemgo, überdrüssig der Kämpfe und Zahlungen, verweigerte Hilfeleistung und erklärte schroff, es sei Zeit, an Frieden zu denken. Auch das verbündete Herford vertröstete auf eine spätere Zeit. Zur Hildesheimer Fehde müssen abermals Anleihen gemacht werden. Die Schlösser zu Blomberg, Detmold, Alverdissen, Falkenberg, Brake, Barntrup, Schwalenberg werden mit zahlreichen anderen landesherrlichen Besitzungen und Einkünften verschachert und wandern von einer Pfandschaft in die andere. Auch die noch zu Lippe gehörende Hälfte von Lippstadt war für 1600 Gulden versetzt worden. Die Schulden bei den Städten steigerten sich immer mehr. Die Hansastadt Lemgo, immer an der Spitze der übrigen Landesstädte, verbot schließlich unter hoher Strafe ihren Bürgern, ohne ausdrückliche Genehmigung des Rates Kriegsdienste zu leisten. Als Bernard im Jahre 1508 wegen einer kaiserlichen Umlage nochmal bei den Städten vorsprach, erhielt er neue Absage und neue Vorwürfe. Da gestand der

alternde Mann voll Bitterkeit: ja, er habe Fehden führen müssen, um den Frieden zu erhalten; er selbst habe keinen Gewinn davon gehabt, vielmehr Leib, Leben und Gut darangesetzt und dabei viel versplittert. Es muß dem alten Haudegen ein hartes Geständnis vor seinen Untertanen gewesen sein. Um vor Kaiser Maximilian nicht blamiert dazustehen, machte er neue Zugeständnisse. — Was verstanden doch die Krämer, die immer nur ihre Gulden rollten, von hohem Mute und ritterlichem Dreinschlagen! War Freiheit und Ehre des Landes nicht tausendmal mehr wert als Kisten und Kasten, gespickt mit allen möglichen Geldsorten! Was bedeutete gegenüber dem in aller Welt gewonnenen Ruhme das Sinken des Geldwertes während seiner Regierungszeit um mehr als die Hälfte! Welche Lust, als er, Bernard, im Bunde mit den Westphalen die Spiegel demütigte, die einst sein Land gebrandschatzt hatten, als er mit dem Bruder Simon den Desenberg stürmte und jene wie ein Wurm am Boden sich krümmten, als er den frechen Anton von Zerßen wie noch so manchen andern gleichgesinnten Genossen bändigte und in das Burgverlies zu Brake einsperrte, als er gar die übermütigen Erfurter in Angst jagte, als die münsterschen Ratsherren vor seiner nicht mißzuverstehenden Drohung sich demütig beugten, als er den Mindenern, diesen elenden Pferdedieben, mit Steinbüchsen in die Stadt schoß und die Kornfelder und Obstplantagen rund umher zu Boden trat, als er die Waldecker peinigte, die in seines Bruders Land eingebrochen waren, als er als kommandierender General der verbündeten Truppen von Osnabrück, Minden, Schaumburg, Hoya, Diepholz, der niedersächsischen Hansastädte und seiner Lipper, unter denen sich auch die getreuen Horner befanden, siegreich ins Hannoversche einrückte, Sarstedt stürmte und Wunder der Bravour ausführte! Welch Hochgefühl, als der stolze Erzbischof Ruprecht ihn, Bernard, um Hilfe anflehte und ihm für diese die Schlösser und Städte Arnsberg und Eversberg mit den Ämtern sowie das Marschallamt zu Westfalen nebst Zubehör und Einkünften zur Hälfte verpfändete! Wenn auch die kölnischen Landstände den Marschalltitel nicht anerkennen wollten, wenn auch der Sicherheit halber Johann von Cleve in die Pfandschaft aufgenommen werden mußte, wenn schließlich auch die Sache auf ein Abenteuer hinauslief und im Jahre 1481 die Schlösser wieder an den Erzbischof Hermann von Hessen zurückgegeben werden mußten! Hatte ihn Hermann nicht statt dessen — für seine guten Dienste in der Paderborner Administrationsangelegenheit — zum kölnischen Geheimrat mit einer jährlichen Pension von 60 fl. ernannt und ihm das Tragen des hübschen Hoffrackes bewilligt! Außerdem einen Strich durch alle übriggebliebenen Schulden aus der Böhmenzeit, aus dem Eversberger Abenteuer und anderen Differenzen gemacht! Hatte er, Bernard, die Tecklenburger Affäre nicht doch noch zum glücklichen Abschluß gebracht und über 7000 fl. herausgeschlagen! War er nicht oberster Amtmann und Schützer des Paderborner Hochstifts geworden! War ihm dieses, das vor der durch ihn mit großen Opfern durchgesetzten Erhebung seines Bruders Simon zum Bischof (1463) einem hilflosen Wrack glich, nicht zu höchstem Danke verpflichtet, und erhielt dadurch nicht auch wieder sein Land Lippe festen Halt und Widerstandskraft! Reihten sich nicht dem befreundeten Paderborn an die verwandten Schaumburger sowie die Rietberger, Hoyaer und Diepholzer, in deren Familien er seine Töchter verehelicht hatte! Gehorchten ihm seine Schwiegersöhne nicht freudig aufs Wort! Schloß nicht schließlich Minden, wo jetzt sein Schwager Heinrich residierte, glücklich den Kreis der Verbündeten ab! — In der Tat hatte Bernard alles getan, was in seinen Kräften stand, sein Land zu sichern und seine Städte zu fördern. Wie viele Verträge und Landfriedensbündnisse war er eingegangen, als deren vornehmster Zweck gerade die Sicherheit der reisenden Kaufleute, der Schutz des Handels und des Handwerks angegeben wird. Wo lippische Händler überfallen, geplündert oder mißhandelt waren, war der Edelherr zur Stelle, griff persönlich ein, wenn es im eigenen Lande, oder machte entschiedene Vorstellungen, wenn es anderswo, wie bei den Überfällen im Tecklenburger Gebiete, geschehen war. Die Stadt Lemgo, die erste und vornehmste des lippischen Landes, erreichte unter Bernards Regierung ihre höchste politische Freiheit. Im Jahre 1482 erstand sie endgültig das Freigericht, im Jahre 1487 die Hälfte des städtischen Gerichtes mit der Berechtigung, die andere Hälfte von dem Bürger Nolte Eliges zu erwerben, welchem Bernard diese schon im Jahre 1479 verkauft hatte*). Die landesherrlichen Mühlen waren nach und nach in den Besitz von Städtern gekommen, um 1455 die Langenbrücker Mühle, um 1460 die Mühlen an der Bega in der Grevenmarsch, und als Bernard im Jahre 1503 sie wieder einlöste, mußte er der Stadt Sicherheit leisten, daß von diesen wichtigen Punk-

*) Die Gogerichtsbarkeit hatten die Lemgoer bereits seit 1397. (Wiedereinlösung war stets vorbehalten.)

ten an den Stadtgräben seitens der landesherrlichen Dienerschaft nichts Feindliches wider die Stadt unternommen würde. Nach dem Privileg von 1457 entschied der städtische Rat über die Aufnahme von Zugewanderten selbst gegen berechtigte Ansprüche anderer. Die so erworbene Machtfülle der Stadt kommt prächtig in der sogenannten Regimentsnottel vom Jahre 1491 zum Ausdruck: Der Rat ist Herr, er allein! Er entscheidet über Krieg und Bündnis, er sperrt Übeltäter ein, er allein wacht über Freiheit und Gerechtsame der Stadt. Auch die übrigen Städte, zum Teil nach der böhmischen Verheerung neu erstanden, blühten empor; sie konnten alle mehr oder weniger der Geldkalamität Bernards abhelfen, selbst das aufstrebende, seit 1488 Stadtrechte besitzende Salzuflen, und ernteten dafür wichtige Steuer- und Zollprivilegien. Einen besonderen Aufschwung nahm Bernards Geburtsort Blomberg *) durch die dort um 1460 durch das tragische Geschick einer armen Frau entstandene Wallfahrt, die durch den Edelherrn durch großzügige Anlage einer Kirche und eines Klosters gefördert wurde. Um 1499 berechnete dieser selber seine dafür gemachten Aufwendungen im Werte von weit über 10 000 Gulden. Hiermit berühren wir eine Seite Bernards, die uns einen Blick in sein Privatleben gestattet und manche sympathische Eigenschaften an ihm offenbart. Als Condottiere plünderte er in seinen Feldzügen ohne Gewissensbedenken Kirchen und Klöster, und doch war er, den der Bischof Albert von Minden einen Räuber und Brandstifter gescholten hatte, ein kirchlich gesonnener Mann, der selber die Aachenfahrt mitgemacht hatte, seinen ältesten Sohn Simon durch einen Bischof aus der Taufe heben ließ, allzugern, wenn es möglich gewesen wäre, zwei seiner Kinder, Elisabeth und Bernard, im geistlichen Stande gesehen hätte, die eine als Äbtissin zu Herford, den andern als Bischof von Paderborn. Er stand zu zahlreichen Klöstern und Stiftern in Beziehung, zu den Minoriten, Augustinern, Zisterziensern, Fraterherren, Trinitariern, Karthäusern, Kreuzherren, deren Gebetsvereinigungen er als Mitglied angehörte und denen er viel Gutes tat. In der Not rief man ihn als Beschützer an, so das Herforder Stift unter Margarete von Gleichen, das Quernheimer in seinen Streitigkeiten mit den Mindener Domherren Mandelslo und Hake, die Marienschwestern von Lemgo, die sich in ihren Privilegien bedroht glaubten, die Benediktiner von Helmarshausen gegen den Amtmann von Geismar, Johann von Winzingerode, der sich über das vereinbarte Recht hinwegsetzte und an einem Diener des Klosters vergriffen hatte. Für das energische Eintreten für die Observanten zu Lemgo erhielt er mit seinem Bruder Simon ein besonderes Lob von dem Papste Pius II. Die Lemgoer Augustiner-Kanonessen auf dem Rampendahle konnten den Edelherrn nicht genug rühmen, der sie einstmals aus schwerer Bedrängnis gerettet hatte. Sie hatten gefehlt! Bei der Gründung des Klosters im Jahre 1448 war bei Niederlegung der Rechte und Pflichten der Schwestern bestimmt worden, daß diese Leinen und Wollenzeug wohl für ihren eigenen Gebrauch herstellen, aber nicht im Handel vertreiben durften, um den einheimischen Händlern keine Konkurrenz zu machen. Die Schwestern in ihrer Einfalt kümmerten sich nicht um diese Vertragsbestimmung und verkauften ihre Wolle in aller Welt. Die Sache kam ans Licht; die Wandschneider beschwerten sich, der Rat nahm die Rechtsverletzung verteufelt ernst und wollte den Schwestern den Prozeß machen. Diese unter ihrer Oberin, Mutter Geseke Segherdes (Armbroster) waren bestürzt. Da griff der Landesherr ein. Ein freundliches Schreiben ersuchte den Rat, die Verfehlungen, die vielleicht aus Not begangen seien, nicht zu streng aufzufassen und ihm zu Liebe darüber hinwegzusehen. So kam das Kloster mit einem Verweise davon und zahlte nur eine mäßige Entschädigung. Bernard kannte nur zu gut an eigener Person die Schwäche der menschlichen Natur; vielleicht erinnerte er sich auch daran, daß er selber von der klösterlichen Schmuggelware für seinen Haushalt Einkäufe gemacht hatte. Selbst schwach, war er gütig gegen Fehlende, großherzig aber gegen seine treuen Diener. Seine Geheimsekretäre stiegen zu Ehren und Wohlstand empor, Sander von Horn, Johann Pagendarm, Christian Kleinsorge, Bernard Stolte, vor allem der getreue Gottschalk Kulraven, dem er die Stelle eines Kanzlers zu Paderborn verschaffte. Auch seinen illegitimen Nachkommen, deren er aus seinem unseligen Verhältnis mit der Neuhäuserin Ilse Trump ein ganzes Schock hatte, erwies er sich gnädig, und mehrere von ihnen, wie der Kanzler mag. Bernard, der Braker Amtmann Anton und die Sprossen der Liese, die mit Albert von Exter vermählt war, haben später in der lippischen Geschichte eine nicht unbedeutende Rolle gespielt.

*) Vorzüglich durch den reichen Brautschatz der Walburg von Bronkhorst, der ersten Gemahlin Simons V., konnten die Verpfändungen zu Blomberg wieder eingelöst werden.

In den letzten Jahren seines Lebens zog sich Bernard mehr und mehr zugunsten seines ältesten Sohnes Simon V. von den Regierungsgeschäften zurück, ohne sie jedoch ganz aufzugeben. Er erlebte noch die Schaumburger Erbverbrüderung, weilte zu einer Fürstentagung auf dem Bonstapel, dem höchstgelegenen Berge im nördlichen Lippe, von wo er noch einmal wie zum Abschiede sein zu Füßen inmitten waldreicher Höhenzüge wie ein paradiesisches Eiland sich ausbreitendes Vätererbe grüßen kann, um bald den Weg alles Irdischen anzutreten. Aber der alte, hochgewachsene Soldat ist zähe, er trotzt den Schmerzen; man fertigt für seinen gichtischen Körper ein eigenes Tragbett an, man sucht ihm Erleichterung zu verschaffen, man bringt ihm die letzten Früchte. Am 2. April 1511 ist Bernard auf dem Lippehofe zu Lemgo gestorben. Machtvoll als Fürst, liebenswürdig als Mensch steht er da, trotz all seiner Schwächen, unter den lippischen Herrschern vielleicht allein berechtigt, neben den großen Begründer ihrer Dynastie, Bernard II., zu treten. Auf einem prachtvollen Katafalk wird seine Leiche aufgebahrt; die Kapelle des Lippehofes erstrahlt im Kerzenlichte, duftet von Blumen und Weihrauch, hallt wider von geistlichen Liedern. Unter dem Geläute der Glocken bringt man den toten Helden zur Stadt hinaus; langsam geht's hinauf den alten Blomberger Weg, hinauf zu seiner Stadt, in der vor 81 Jahren die Mutter, Herzogin Margarete von Braunschweig, in seliger Mutterfreude ihm das Leben schenkte, wo seine Gemahlin, Anna von Schaumburg, in der hochragenden gotischen Klosterkirche schon 16 Jahre ruht und wo nun auch er ruhen wird nach dem Lärm und dem Waffenspiel der irdischen Tage.

Johann von Molenbeck (um 1430 – 1471)

Amtmann der Herrschaft Lippe

In nur wenigen Generationen hat die von Molenbeckſche Sippe geblüht. Ein Rittergeſchlecht, das nicht umſonſt den gezähmten Pferdekopf im Wappen führte, aber auch ein Geſchlecht, das ſich des ſeltenſten Reichtums und des größten Anſehens rühmen durfte. Ihren Namen trugen die von Molenbeck wahrſcheinlich von der Ortſchaft bei dem gleichnamigen Kloſter Möllenbeck im Lande Schaumburg. Jedenfalls ſind ihre älteſten Beſitzungen, teils Allod, teils Lehn des Kloſters, dort nachweisbar. Aber auch in den heute lippiſchen Ämtern Hohenhauſen, Sternberg und Brake beſaßen ſie Höfe und ganze Dörfer, Herbrechtsdorf und Aſendorf, den Meierhof Wülſentrup, die Dörfer Göſtrup, Silixen und Homeien.

Genau um die Mitte des 13. Jahrhunderts erſcheint urkundlich der erſte Hermann von Molenbeck als Lehnsvaſall des Biſchofs von Minden, und dieſe Mindener Lehnsſtücke liegen wieder größtenteils im lippiſchen Amt Sternberg, das halbe Dorf Sonneborn mit Hagen und Zehnten, Höfe, Zehnten und Hagen zu Selbeck, Oſſendorf und Struchtrup und außerhalb dieſes Amts doch im Zuſammenhang ausgedehnte Güter bei Grießem im Kreiſe Hameln. Der Mindener Lehnshof hat wegen der Lehnsrührigkeit dieſer Stücke einen dauernden Kompetenzſtreit mit den Grafen von Holſtein-Schaumburg, hatte aber doch wohl das beſſere Recht. Wenn auch das ſchaumburgiſche Lehen der Molenbecks im einzelnen nicht mehr genau feſtzuſtellen iſt, gehörte zu ihm doch noch eine Anzahl zum Teil inzwiſchen verdunkelter Zehnten und Gehölze in der Barntruper Feldmark, Meierhöfe zu Bega, Zehnten zu Hardiſſen und Humfeld, Güter in Brüntrup, Moſſenberg und Großenmarpe, Schatzungen in Böſingfeld. Die Osnabrücker Lehnsſtücke lagen hauptſächlich im Kirchſpiel Melle bei Herford, Corveyer Lehn war u. a. der Vietshof zu Grießem. Wie dieſer anſehnliche Beſitzſtand ſich chronologiſch zuſammenſetzte, wird ſchwerlich noch zu erweiſen ſein. Manches davon wurde auch im Lauf der Zeiten wieder verkauft, verpfändet, vertauſcht. In ſeiner Hauptmaſſe lagerte er ſich in weitem Umfange um die Stadt Barntrup und wurde dort noch weſentlich dadurch abgerundet, daß die Molenbecks mit den Herren von Wierborn die beiden Höfe Wierborn und Mönchshof beſaßen, zunächſt gemeinſchaftlich als Samtgut und nach Ausſterben der Wierborns als eigentümliches Allod.

Urſprünglich mögen einzelne Glieder der Familie ihren Lehnsherren perſönlich Gefolgſchaft geleiſtet haben. Als ſie jedoch ſchon ſtark zuſammengeſchrumpft war, ſtanden ſie lediglich in Dienſten der Grafen von Sternberg. Im Jahre 1377 wurde dieſe Grafſchaft an Schaumburg verkauft. Aus dieſer Zeit mag das ſchaumburgiſche Lehen herrühren, das aber gewiß aus ehemals ſternbergiſchen Lehnsſtücken zuſammengeſetzt war. Als dann die Grafen von Holſtein-Schaumburg in ſchwierigſte Geldverlegenheiten gerieten, haben ſie 1400 erſt Schloß und Stadt Barntrup und das Dorf Salzuflen und am 30. Mai 1405 die ganze Herrſchaft Sternberg an die Edelherren zur Lippe verpfändet. Mit dieſem Übergang wurden auch die Molenbecks nebſt anderen Rittergeſchlechtern lippiſche Untertanen, ſie gehörten aber niemals dem lippiſchen Lehnsadel an.

Zu Beginn dieſes 15. Jahrhunderts iſt ein Johann von Molenbeck das Familienoberhaupt und hat zwei Söhne, Johann und Cord. Um dieſen jüngeren Johann handelt es ſich, der ältere ſtarb etwa 1425. Schon in dieſer früheſten Zeit ſpringen die Molenbecks dauernd als Bankiers ein und haben ihren privaten Vorteil davon. Das Kirchſpiel Bega wird ihnen verpfändet, das Schloß Sternberg, die große Heuer zu Blomberg, der Zehnte zu Meinberg mit einer Vorzugshypothek auf die Falkenburg, der Zehnte zu Kleinenmarpe.

Der Regent Simon IV. zur Lippe ſtarb ſehr jung, 1429 oder 1430. Da er ſich erſt im Juli 1426 verheiratet hatte, hinterließ er zwei Söhne von zwei und knapp einem Jahre, Bernhard (VII.) und Simon. Sein Bruder Otto, Domherr zu Köln, übernahm die Vormundſchaft, ſtarb aber ſchon 1433. Als nächſter Verwandter wurde der Großoheim Dietrich von Moers, Erzbiſchof zu Köln, deſſen Schweſter Eliſabeth Simons IV. Mutter geweſen war, von der Landſchaft ein-

stimmig zum Vormund gewählt. Jetzt war auch unseres Johann von Molenbecks Zeit gekommen. Um einer ärgerlichen Teilung der lippischen Herrschaft vorzubeugen, hatte Simon III. in seinem Erlaß vom 27. Dezember 1368 seine Burgmannen und Städte für alle Zeit zu Bürgen für die Unteilbarkeit des Landes eingesetzt und ihnen bei Erbfolgestreitigkeiten die Entscheidung anvertraut. In der Verkündung dieses berühmten pactum unionis, sozusagen der Magna Charta des lippischen Landes, haben später die lippischen Landstände ihre Geburtsstunde und die Grundlage zu einer landständischen Verfassung erkennen wollen. Wenn auch noch Jahrhunderte vergehen sollten, ehe es zu ordnungsmäßigen Landtagen kam, leitete sich doch aus dem Akt von 1368 ganz von selbst die Teilnahme gewisser Kreise der Bevölkerung an Vormundschaften im Regentenhause her. Immer wenn eine Vormundschaft eintrat, hatte bisher in Ermangelung einer ständigen Regierung neben dem agnatischen Vormund ein sogenannter „geschworener Rat", zusammengesetzt aus Bürgermeistern und Mitgliedern der Ritterschaft, und an seiner Spitze noch ein besonderer „Amtmann der Herrschaft Lippe", wie sein offizieller Titel lautete, die Verwaltung übernommen. So war es noch während der Unmündigkeit Simons IV. gewesen.

Der Domherr Otto hatte als Vormund seinen eigenen Amtmann und seinen eigenen geschworenen Rat gehabt. Beide traten nach seinem Tode zurück. Wenn jetzt Johann von Molenbeck als Amtmann der Herrschaft Lippe verantwortlicher Landesverweser wurde, muß er ein vorzüglicher Vertrauensmann des Kölner Erzbischofs gewesen sein. Um Einzelheiten der inneren Verwaltung scheint sich aber Dietrich von Moers während seiner Vormundschaft kaum gekümmert zu haben. Doch hat er sehr bald die kriegerischen und finanziellen Kräfte seiner Mündel für seine immer unruhigen und ehrgeizigen politischen Pläne auszunutzen gewußt. Johann von Molenbeck hatte insofern für seine Pflegebefohlenen ein übles Erbe übernommen, als ihre Vorfahren mit ihren vielen Fehden das Land wirtschaftlich schwer geschädigt hatten. Gegen diese Fehden, die eigentlich nie abrissen, aber nicht immer urkundlich zu erfassen sind, hat Molenbeck das Land durch Schutz- und Trutzbündnisse mit Nachbarn zu bewahren gesucht. Auch war er ehrlich bemüht, alte Sünden zu beseitigen und vornehmlich versetzte Pfandstücke, die für die Beschirmung der Herrschaft lebensnotwendig waren, wieder einzulösen. Meist gelang es ihm nur dadurch, daß er neue Anleihen gegen anderweitige Hypotheken aufnahm oder eben wieder mit eigenem Gelde einsprang.

Politisch steht er vor einer heillosen Krisis, die ganz Westfalen in Flammen versetzen wird. Dietrich von Moers, der sich im weltlichen Gewande wohler fühlte als in seinem geistlichen Ornat als Erzbischof, kannte nur einen Lebenszweck, seinen Einfluß als Reichsfürst am Rhein und in Westfalen uferlos auszudehnen. Dabei geriet er in Zwistigkeiten mit dem Herzog von Cleve-Mark und der aufblühenden Handelsstadt Soest, die zwar eine alte kölnische Stadt war, aber seit Mitte des 13. Jahrhunderts die Reichsunmittelbarkeit besaß. In ihrer Bedrängnis sagten beide im Juni 1444 dem Erzbischof Fehde an. Soest lag jetzt dem Herzog Johann in den Ohren, die beiden lippischen Edelherren als Bundesgenossen nicht zu übersehen. Ein übler Auftrag! Dietrich von Moers ist ihr Verwandter, ihr Vormund, sie waren bisher seine natürlichen Parteigänger gewesen, namentlich als er sich zum Administrator des Hochstifts Paderborn aufwarf. Am 22. Juni hat sich Herzog Johann in der jetzt clevischen Stadt Soest huldigen lassen. Eine Woche später kommt er nach Lippstadt, um auch dort als Pfandesherr die Huldigung entgegenzunehmen. Lippstadt, die älteste Stadt des lippischen Regentenhauses, war im Jahre 1376 an den Grafen Engelbert von der Mark für 8000 westfälische Silbermark versetzt worden und war inzwischen mit der Grafschaft Mark an Cleve gekommen. Es sieht doch fast wie Feindseligkeit aus, wenn Bernhard zur Lippe ebenfalls am 29. Juni in Lippstadt einreitet, um sich trotz seiner Unmündigkeit als Erbherr huldigen zu lassen, obwohl er politisch in der Stadt nichts mehr zu sagen hat. Oder entsprach er doch einer liebenswürdigen Einladung? Jedenfalls verpflichtet sich Herzog Johann bei diesem Zusammentreffen durch einen Revers, Lippstadt sofort gegen Rückzahlung der Pfandsumme herauszugeben. Bernhard hat das Geld nicht, er kann es nicht hindern, daß Lippstadt einen Monat später dem Erzbischof Dietrich ebenfalls den Krieg erklärt.

Herzog Johann wirft einen zweiten Köder hin. Er will auf die Rückzahlung der Pfandsumme verzichten, wenn ihm die Halbscheid der Stadt für ewige Zeiten zum freien Eigentum abgetreten wird, während er die andere Hälfte den lippischen Edelherren überläßt. Ein Kondominium! Bedingung aber ist, daß Lippe gemeinsame Sache gegen den Erzbischof macht. Johann

von Molenbeck ist an diesen Besprechungen beteiligt. Hat er eingedenk der zwingenden Rücksichten auf den Erzbischof überhaupt eine Wahl? Noch am Anfang des Jahres, als man annahm, den ganzen Soester Streit durch das Reichskammergericht entscheiden zu lassen, hatte man ihn bevollmächtigt, die erforderlichen Zeugen zu laden und zu verhören. Dadurch war er nicht unwesentlich daran beteiligt, daß das Urteil damals gegen Soest ausgefallen war. Man könnte es verstehen, daß Bernhard in seiner Jugendhitze darauf versessen war, gerade Lippstadt, das uralte Stammhaus seiner Sippe, wieder zu gewinnen. Aber um diesen Preis? Um die halbe Stadt? Man nahm das Angebot an und verschloß sich für ewige Zeiten der Wiedereinlösung der ganzen Stadt. Schon Zeitgenossen haben über diesen unbedachten und übereilten Handel arg den Kopf geschüttelt. War Bernhard doch falsch beraten? Man steht vor einem unlösbaren Rätsel. Vielleicht rechnete man damit, beim Friedensschluß auch die andere Hälfte der Stadt als Kriegsbeute heimzubringen. Doch nichts ungewisser als der Ausgang eines Krieges.

Unmittelbar nach Abschluß dieses für die Zukunft der lippischen Herrschaft unübersehbar unheilvollen Vertrages tummelte sich schon Bernhard mit seinen Vasallen und Söldnern im Felde. Die damalige Kriegskunst bestand wesentlich darin, daß die feindlichen Mannschaften in großem Bogen aneinander vorbeizogen, auch mal eine Feste berannten, sich aber meist damit begnügten, die Ländereien der Gegner zu verwüsten, alles zu zerstampfen und zu verbrennen, mit Vorliebe die ganze Ernte, im Winter schlief man dann aus. Beute machen, Gefangene, um viel Lösegeld herauszuschlagen, das war das Hauptziel der Kriegsführung! So kam man trotz jahrelangen Umherziehens kaum vorwärts, nirgend wurde eine ernsthafte Entscheidung erfochten. Da standen seit Februar 1447 böhmische Söldner wegen eines Waffenstillstandes untätig, aber kriegsbereit in Thüringen. Dietrich warb sie an und vereinigte sich mit ihnen am 10. Juni an der Weser, es mögen etwa 12 000 Mann gewesen sein. Zunächst nahm er blutigste Rache in Lippe. Am 15. Juni wurde Blomberg, die Residenz der Edelherren, verbrannt und bis auf die Grundmauern zerstört. Dabei ging auch das Hausarchiv in Flammen auf. Vergebens war Bernhard herbeigeeilt, er konnte sich knapp auf abenteuerlicher Fahrt in Sicherheit bringen. Ebenso wurden das Schloß zu Brake, Detmold und Uslen verbrannt und dem Erdboden gleichgemacht, Lemgo und Horn kauften sich frei. Inzwischen aber hatte sich Johann von Molenbeck mit einer Handvoll entschlossener Draufgänger in die ihm versetzte Falkenburg geworfen und hatte die anstürmenden Böhmen trotz Übermacht und Kriegsmaschinen mit blutigen Köpfen fortgejagt. So hatte er, wenn auch nicht das Land, doch die Ehre gerettet. Was aber unter den Augen dieses hemmungslosen Kirchenfürsten von Köln an Greueln geschehen war, lesen wir in einem Kriegstagebuch: „Darna vorherden und vordelgeden se dat lant, dreven grote sunde, schande und tyrannie an junferen, frouwen, klosteren, kerken, klusen, geistliken personen und preesteren, den se groten hoen und smaheit deden vor den altaren, nemen de kelke, dar se misse deden, nemen de monstrantien, smetten dat hillige sacramente up de erden. Disse und dergeliken deden se vel, des de heiden und Turken nau gedaen solden hebben. Got dem heren moet it erbarmen, dat de christen solke bischope und prelaten hebben sollen."

Im Frühjahr 1446 war Bernhard VII. sein eigener Herr geworden, ließ sich aber von seinem Amtmann weiter betreuen. Die Fehde ging schließlich nach allgemeiner Erschöpfung zu Ende, ohne daß einer Sieger war. Herzog Johann behielt Soest und er behielt auch die Lippstädter Halbscheid. Es scheint nicht, daß sein Bundesgenosse Bernhard außer mit der Beute, die er allenfalls selbst gemacht hatte, irgendwie entschädigt wurde. Aber sein Land war für Jahre hinaus ein Trümmerfeld! Wiederholt hatte sich Bernhard verpflichtet, Johann von Molenbeck um seiner langjährigen Dienste willen schadlos zu halten, aber immer neue Geldmittel mußte er herbeischaffen, immer mehr wurde ihm der Landesherr verpflichtet. Neue Fehden tauchten auf, kaum kam man zu Atem. Noch kurz vor seinem Abgang im Jahre 1456 war Johann von Molenbeck an einem Projekt beteiligt, das wegen seines Reizes nicht unerwähnt bleiben mag. Die Böhmen hatten schließlich von dem Kölner Erzbischof keinen Sold bekommen und drohten, sich im Hochstift Paderborn zu rächen. Da Dietrich von Moers als Administrator keinen Trost zu geben vermochte, wandte sich das Domkapitel an die beiden lippischen Edelherren um Beistand und verdingte sich, den Erzbischof zu ersuchen, Simon, der bereits seit etwa 1452 Domherr war, zum lebenslänglichen Provisor des Stifts zu machen. Die lippische Landschaft war damit einverstanden und Molenbeck hatte sich für die militärische

Hilfe verbürgt, aber der Handel blieb Projekt. Landfriedensbündnisse sorgten allmählich für Ruhe.

In seinen letzten Lebensjahren begann der alte Haudegen über sein künftiges Seelenheil nachzugrübeln. Seine Vorfahren hatten in Ottbergen eine Kapelle gestiftet. Sie genügte ihm nicht. Er überwies dem Kloster Möllenbeck sein Tornamt, ein Pachtgut des Stifts, und bestimmte jährliche Gedächtnisfeiern mit Vigilien und Messen. Auch baute er auf seinem Hof in Lemgo neben dem Johannistor ein Franziskanerkloster. Namentlich aber beschäftigte er sich mit der Verteilung seines umfangreichen Nachlasses. Er selbst hatte, obwohl er verheiratet gewesen war, keine Kinder. Seine Schwester Sophie (Figge) hatte den Paderborner Domherrn Rickwin von Kerßenbrock geheiratet. Ihre Kinder, seine Neffen Johann und Gerlach von Kerßenbrock, wurden seine Erben. Sein Bruder Cord, der in osnabrückische Dienste getreten war, hatte nur einen Sohn Johann, der eine Wend geheiratet hatte, und eine Tochter, die mit Lubbert von Westphal vermählt war. Mit diesem jüngsten Johann starb dann das Geschlecht von Molenbeck aus. Ihr großer Besitz und Reichtum kam an die Familien Kerßenbrock, Wend und Westphal. Unser Johann starb im Jahre 1471.

Margareta zur Lippe (um 1550)

Äbtissin von Herford

Graf Bernhard VII. von der Lippe, der Streitbare (bellicosus) (1430—1511) hatte aus seiner Ehe mit Anna von Schaumburg, der Erbin der Grafschaft Sternberg († 23. 9. 1495), sieben Kinder. Es waren Bernard, Domherr zu Köln, Anna, verheiratet mit Otto von Hoya, Elisabeth, verheiratet mit Rudolph von Diepholz, Margareta, später Gattin von Johann von Rietberg, Margareta, Äbtissin, Irmgard, die Jodocus von Hoya vermählt wurde, und Simon, der Nachfolger seines Vaters. Hamelmann stellt (Opera S. 391) die Äbtissin Margareta nicht als Schwester, sondern als Tochter des Grafen Simon V. hin, der von 1511—1536 regierte. Dieser Annahme stimmen neuere Forscher bei.

Ihr Vater Simon blieb der katholischen Lehre treu, konnte es aber nicht hindern, daß infolge seiner zweiten Ehe mit Magdalena von Mansfeld die Kinder nach seinem Tode unter der Vormundschaft Philipps von Hessen im evangelischen Glauben erzogen wurden. Schon früh trat Margareta nach damaliger Sitte in das Kloster zu Herford ein, wo sie von der Äbtissin Anna von Limburg bald als Helferin (Koadjutorin) angenommen wurde. Ob der Äbtissin, die gut katholisch war, die evangelische Gesinnung Margaretas nicht bekannt war, ist zweifelhaft. Bei der Beurteilung der damaligen Verhältnisse ist zu berücksichtigen, daß im Stifte Herford die neue Lehre schon Einzug gefunden hatte, daß aber der katholische Geist noch vorherrschte.

Im Jahre 1565 wurde Margareta Äbtissin in Herford. Ihr konnte es nur recht sein, als bald den Evangelischen im Stifte die Gleichberechtigung zuerkannt wurde, so daß auch der Äbtissin jüngeren Schwester Magdalena diese Würde zuteil werden konnte (1585—1604).

Durch den dem lippischen Hause doppelt verschwägerten Grafen Johann von Hoya, Bischof von Osnabrück, Münster und Paderborn, wurde Margareta auch Äbtissin des Klosters Freckenhorst und am 8. Juli 1570 als solche bestätigt und eingeführt. Am 13. August unterschrieb sie die Aufzeichnung der Wahlhandlung. Weil der Bischof ein entschiedener Gegner der „neuen Lehre" war und gegen evangelische Geistliche mit Entschiedenheit durchgriff, muß angenommen werden, daß Margareta bei ihrer Wahl die Versicherung abgegeben hat, die katholische Religion in Freckenhorst hochhalten zu wollen. Gleichwohl verweigerte sie schon im Februar 1572 eine Visitation ihres Klosters durch den Bischof. Näheres läßt sich nicht angeben, weil die Quellen schweigen. Es wird in Freckenhorst wohl nicht anders gewesen sein wie in Warendorf, wo bei dieser Gelegenheit festgestellt wurde, daß die Taufformeln nicht gehalten, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt ausgeteilt, die hl. Ölung nicht gespendet, Seelenmessen nicht gehalten wurden.

Aus den Klosterrechnungen ergibt sich, daß der Kirche nur wenig gedacht, daß der größere Teil des Einkommens für weltliche, bürgerliche Zwecke verwandt wurde.

Auffallend ist, daß Margareta auch noch als Äbtissin des Klosters Borghorst vorkommt, das im Jahre 965 von Berta, der Witwe Bernards von Borghorst, und deren Tochter Hatwiga gegründet wurde. Nach einer im Freckenhorster Dechanei-Archiv vorhandenen Urschrift starb Margareta als dreifache Äbtissin am 7. Juni 1578.

Zeit der Glaubenskämpfe

Hermann Hamelmann (1525 – 1595)

Der Streiter für den evangelischen Glauben

In der aus Anlaß der 250jährigen Jubelfeier der Meyerschen Hofbuchhandlung zu Detmold (vorher Lemgo) herausgegebenen Festschrift finden sich in den Jahren von 1559 (?) bis 1590 fast alljährlich Schriften von Hermann Hamelmann angezeigt, darunter auch die bekannten geschichtlichen Werke, die, viel umstritten, noch immer ihren Wert haben und auch behalten werden. Nicht minder wichtig ist das, was Hamelmann als streitbarer Theologe geschrieben hat, Schriften, die ihn uns zeigen „als einen sehr gelehrten und auch innerlich frommen Theologen, der keiner Geschichtslügen fähig war, höchstens sich irren konnte, wenn seine Berichterstatter nicht ganz zuverlässig waren oder sein Gedächtnis ihn im Stiche ließ".

Aus seinem Leben sei hier kurz angeführt, daß er im Jahre 1525 als Sohn eines Notars, der später Priester wurde, in Osnabrück geboren wurde. Nachdem er hier die Stiftsschule bei der Neustädtischen Kirche besucht und außerdem noch Privatunterricht genossen hatte, ging er auf das Paulinum nach Münster (Westfalen), sodann auf die Schulen zu Emmerich und Dortmund. So gründlich vorbereitet, studierte er in Köln Theologie und erhielt seine erste Anstellung als Meßpriester an der Servatiuskirche zu Münster i. W., um von dort (1552) als Pfarrer nach Kamen zu gehen, wo er sich der Reformation zuwandte. Als er am Trinitatisfeste 1553 öffentlich zur neuen Lehre sich bekannte, wurde er ausgewiesen. Nach kurzem Aufenthalt in Emden ging er nach Wittenberg, um sich mit Melanchthon über die Abendmahlslehre zu beraten. Im August 1553 erhielt er eine Pfarrstelle an der „Lieben-Frauen-Kirche" zu Bielefeld-Neustadt. Nach kaum zweijähriger Tätigkeit wurde er abermals vertrieben, fand aber gleich darauf im Herbst 1555 (nicht 1554) Anstellung als Pfarrer zu Lemgo, wo durch die Erkrankung eines Geistlichen ein Vikariat bei dem Pastor Karstian an der Marienkirche in der Neustadt frei geworden war. Graf Bernhard VIII. zur Lippe (1536—1563) war ein treuer Anhänger des lutherischen Glaubens, und der Augsburger Religionsfriede (1555) hatte allen religiösen Streitigkeiten ein vorläufiges Ende gemacht. In Lemgo wurden ihm zwei Frauen von der Seite gerissen. Zum dritten Male verheiratete er sich mit der Schwester eines Rostocker Professors der Rechte, Klara Prott („Perottin") aus Lemgo, die ihm vier Töchter und einen Sohn Johannes schenkte, dem wir 1600 in Rostock begegnen. Obschon sein Gehalt nur gering war, gehört doch der Lemgoer Aufenthalt zu der glücklichsten Zeit seines Lebens. Bleibende Verdienste hat sich Hamelmann hier auch erworben durch die Vermehrung einer hier schon vorhandenen Büchersammlung, die 1561 in der Marienkirche aufgestellt wurde.

Eine schwere Pestzeit (1556) öffnete ihm Vieler Herzen, auch solcher, die bis dahin der evangelischen Lehre feindlich gegenübergestanden hatten. Neben Piderit, Cotius, dem Hofprediger Wilhelm Torrentinus gehörte Hamelmann zu den Geistlichen, die mit der Aufgabe betraut wurden, die lippische Kirchenordnung von 1538 durchzuprüfen „und das papistische Wesen überall abzuschaffen". Wie ein Blitz aus heiterem Himmel ereilte Hamelmann ganz plötzlich der Befehl des Grafen, das Land zu verlassen. Fremde Einflüsse scheinen die Ursache dieses sonst unverständlichen Befehls gewesen zu sein. Ueber Braunschweig und Hamburg ging der Verbannte nach Rostock, wo er am 1. Juni 1558 seine 29 Lehrsätze über das Abendmahl vortrug und verteidigte. Bald darauf kehrte er auf Bitten der Lemgoer Bürgerschaft in seine Stellung zurück und wurde durch Thomas Stonebuckius wieder in sein Amt eingeführt.

Am 8. März 1559 fand in Detmold eine Kirchenversammlung (Synode) statt, wo eine streng lutherische Kirchenordnung aufgestellt und beraten wurde. Der Vorschlag, Hamelmann zum Generalsuperintendenten der Grafschaften Lippe, Spiegelberg und Pyrmont zu ernennen, wurde von den Grafen nicht angenommen, weil sie es nicht mit dem Herzog von Kleve verderben wollten, dessen Kanzler Blatten von Hamelmann schwer beleidigt worden war. In Paderborn hatte übrigens Hamelmann einen weiteren Widersacher, den Kanzler Hermann von Cölln, der den Bischof Rembert von Paderborn veranlaßte, am

30. März 1559 Beschwerde gegen Hamelmann zu erheben und ihn bald darauf wegen seiner katholikenfeindlichen Schriften zu verklagen. Seine Stellung wurde weiter erschüttert, als der ihm gewogene Kanzler Bernhard von der Lippe (1558) starb und der der reformierten Lehre zuneigende Magister Jonas Tunte aus Hameln zum Nachfolger bestimmt wurde. Bald darauf gerieten beide in einen heftigen Streit, der zu Hamelmanns Absetzung führte. Auf eine vielseitig unterstützte Bittschrift der Lemgoer vom 25. August 1565 wurde Hamelmann unter bestimmten Bedingungen erlaubt, im Amte zu bleiben.

Zunächst beschäftigte ihn die Lehre der Wiedertäufer; mit einem ihrer Anhänger hatte er am 7. März 1566 in Lemgo einen Meinungsaustausch, über den er in seiner Schrift: „De Paedobaptismo" 1572 berichtet. Inzwischen war sein Ruf bis ins Ausland gedrungen. So finden wir ihn zur Erledigung theologischer Angelegenheiten 1566 in Vianen (Südholland), Antwerpen (1567), wie er auch mit den lutherischen Gemeinden weit über die Grenzen seines Vaterlandes in vielfacher Verbindung stand.

Nachdem Bernhard VIII. am 15. April 1563 gestorben war, sank Hamelmanns Einfluß bei der vormundschaftlichen Regierung des Lippischen Landes mehr und mehr. Seine Meldung zu der Stelle eines Hofpredigers wurde abschlägig beschieden. Die Kräfte, die im Geheimen gegen ihn wirkten, ließen den streitbaren Mann kaum noch zur Ruhe kommen. Nur zu gern folgte er deshalb einem Rufe, der am Ende des Jahres 1568 durch Herzog Julius von Braunschweig an ihn erging und wurde erster evangelischer Generalsuperintendent zu Gandersheim. Seine Einführung erfolgte am 12. Februar 1569. Dürftige Besoldung (110 Tlr.) veranlaßte ihn, die Stelle bereits 1572 wieder aufzugeben und nach Oldenburg zu gehen, wo er durch eine Kirchenordnung der Oldenburgischen Landeskirche ein entschieden lutherisches Gepräge gab. Hier starb er auch am 26. Juni 1595, nicht am 27. Juni, wie irrtümlich auf seinem Grabstein steht. In der Lambertikirche zu Oldenburg fand er seine letzte Ruhestätte.

Hamelmanns theologische und geschichtliche Arbeiten füllen eine ganze Bücherei. Als die zu seinen Lebzeiten erschienenen Schriften sehr selten geworden waren, entschloß sich der Lipper Ernst Kasimir Wasserbach (geb. 1654, gest. 1709), Hamelmanns geschichtliche Werke zu veröffentlichen. Der Philosoph Leibniz war es, der dem Herausgeber die Hamelmannschen Handschriften zugänglich machte. Das Werk erschien im Jahre 1711 unter dem Titel: „Hamelmanni Opera genealogico-historica de Westphalilia et Saxonia inferiori" und ist bis zu der kritischen Neuausgabe durch Clemens Löffler (1908—1913) für alle Freunde westfälischer Geschichte unentbehrlich gewesen. Darin sind auch die vielfachen Mängel und Unrichtigkeiten beseitigt, die der Wasserbachschen Ausgabe anhaften und vielfach Hamelmann selbst zugeschrieben worden sind. Die erste Ausgabe reformationsgeschichtlicher Arbeiten folgte von 1586 ab von Oldenburg aus.

Hamelmann war ein Kämpfer, der für die von ihm als Wahrheit erkannte Lehre mit aller Entschiedenheit eintrat. Mit Recht nennt ihn Kayser (Hamelmanns Beziehungen zu Diepholz, S. 191) einen „Typus jener dem Reformationszeitalter eigenen kernigen Gestalten, welche, nachdem sie einmal mit der alten Kirche gebrochen haben, nun mit den evangelischen Glaubens- und Lebensanschauungen so verwachsen, daß sie unwillkürlich ihre Person mit der von ihnen vertretenen Sache identifizieren (gleichstellen) und auch andere nur nach der Uebereinstimmung mit ihnen zu würdigen wissen. In dieser Beschränktheit liegt ihre Kraft. Es verbindet sich jugendfrische Begeisterung, mutiges Bekenntnis, opferwillige Hingabe mit starkem Individualismus, der ja immer lebensvoll wirkt, selbst wo er mit rücksichtsloser Schroffheit auftritt oder menschliche Ordnungen einfach ignoriert und sich dadurch das Martyrium eines unsteten und ruhelosen Lebens bereitet.

Was seine Veröffentlichungen anbetrifft, so sind seine theologischen Schriften der Vergessenheit anheimgefallen. Die auf die Geschichte des Humanismus und der Reformation sich beziehenden Werke sind trotz ihres trockenen Stils und schlechten Lateins immer noch unersetzlich. Zahlreiche seiner Handschriften befinden sich in den Büchereien zu Wolfenbüttel, Oldenburg, Hamburg u. a. Es sind noch viele bisher ungehobene Schätze darin verborgen.

Johann Dreyer-Lemgo (1500 – 1541)

Reformator in Herford und Minden

Dieser für die engere Kirchengeschichte bedeutsame Reformator wurde um 1500 in Lemgo als Sohn des Ratsherrn Bernhard Dreyer geboren. Durch seinen Oheim, den Augustiner-Provinzial Hermann Dreyer, kam der jugendliche Johannes nach dem Tode seines Vaters in das Augustinerkloster zu Herford. Es war das die bewegte Zeit, als in Lemgo der Konrektor Heinrich von Hameln (1520), der Priester Heinrich Tönjesing (1522), der Magister Engelbert Preine und dessen Sohn Hermann, der Konrektor Nevelin Möllenbeck (1524) u. a. durch das Lesen Luther-scher Schriften reformatorischen Grundsätzen sich zugeneigt hatten. Zu den Anhängern der neuen Lehre gehörte auch Johann Dreyer, der seit 1521 von dem alten Lehrer Luthers in Erfurt, Dr. Gerhard Hecker († 1536 zu Osnabrück), für Luther gewonnen worden war, aber erst nach dem Todes seines Oheims sich offen zur neuen Lehre bekannte (1524).

Diese hatte durch Jakob Montanus, den Beichtiger im Herforder Süsternhause, auch Eingang im dortigen Bruderhause gefunden. Hier kam es deswegen zu einer Spaltung, indem ein Teil der Brüder durch Bartholomäus Amelen und Johannes Neer am 17. September 1525 erklären ließ, daß sie sich der Schriften und Lehren Dr. Luthers enthalten und nach der Lehre der einzigen und wahren Kirche leben und sterben wollten.

Diese ungeklärten und auf die Dauer unhaltbaren Verhältnisse veranlaßten Johann Dreyer, im Jahre 1530 nach Wittenberg zu gehen, um dort die lutherische Glaubenslehre an der Wiege der Reformation zu studieren. Nachdem er hier etwa zwei Jahre studiert hatte, kehrte er 1532 nach Herford zurück. Hier wurde er erster Pfarrer an der Münsterkirche. Als solcher hat er durch eine treffliche Kirchenordnung das neue kirchliche Leben vorbildlich gestaltet. Dabei schlug er u. a. vor, das Bruderhaus in Herford aufzuheben. „Wo man Ordinanzen (Kirchenordnungen) macht, da wird kein Frater- oder Schwesternhaus geduldet." Die Äbtissin Anna von Limburg wandte sich an Luther, der gegen Dreyer die Partei der Brüder ergriff und am 31. Januar 1532 an den Rat der Stadt Herford ein Schreiben richtete, in dem er betonte: „Denn solche Klöster und Brüderhäuser mir aus der Maßen gefallen." Am 22. April 1532 schrieb Luther durch Melanchthon an die Äbtissin in derselben Angelegenheit und sandte zugleich auch eine mit Melanchthon aufgesetzte Darlegung über die Behandlung der Brüder an die „Klosterherren" zu Herford. Darauf bestätigte die Äbtissin die Privilegien des Brüderhauses am 20. Mai 1532.

Dr. Dreyer, unterstützt von dem Rate der Stadt, gab sich damit nicht zufrieden, worauf die Äbtissin sich abermals an Luther wandte. Dieser schrieb am 24. Oktober 1534 nochmals an den Herforder Rat, der darauf beigab und anordnete, die Brüder nicht weiter zu beunruhigen.

Diese und andere Unstimmigkeiten erschütterten Dreyers Stellung, so daß er es vorzog, Herford zu verlassen. Er starb 1544 als Pfarrer an St. Martini in Minden.

Gottschalk Kropp-Bega (1500 – 1540)

Reformator in Herford und Einbeck

In Herford fand die kirchliche Erneuerung schon frühzeitig Eingang, trotz des Widerstrebens der Äbtissin Anna von Limburg, die den Evangelischen die Mitbenutzung des ihr unterstehenden Münsters verbot. Die Radewiger St. Jakobikirche aber war um 1530 aus durchsichtigen Gründen geschlossen worden und wurde erst gegen 1590 nach gründlicher Wiederherstellung für den Gottesdienst wieder freigegeben. Nur das Stift mit der Kirche zu St. Marien stand den Lutheranern zur Verfügung und hatte in Johann Hortensius einen „treufleißigen" Prediger bekommen.

Der eigentliche Herd der Bewegung in Herford war das Augustinerkloster. Nach dem Abgange des letzten katholischen Priesters Anton Meyer predigte hier Johann Christian im reformatorischen Sinne. Als er nach Salzuflen ging, trat Albert Lonner (Lonicerus) an seine Stelle.

Zu den Mönchen, die im Augustinerkloster schon früh zur neuen Lehre übertraten, gehörte Gottschalk Kropp, der um 1500 in Bega geboren wurde und in seiner Jugend in das Kloster eingetreten war. In dem Jahre 1521 finden wir ihn in Wittenberg, wo er am 4. Oktober als „lector theologie conventus Erfordiani" immatrikuliert wurde. Seine ungewöhnlichen Geistesgaben fanden allseitige Beachtung, so daß er schon nach wenigen Wochen zum Bakkalaureus (pro biblia und pro formatura) ernannt wurde. Damit hatte er den von Papst Gregor IX. zunächst an der Pariser Universität eingeführten untersten akademischen Grad für Theologen erreicht. Am 28. November 1523 wurde er Lizentiat. Mit Johann Westermann, dem Reformator von Lippstadt, zusammen, erhielt Kropp das theologische Doktorat am 3. Februar 1523. Diese Verleihung fand noch unter den althergebrachten Formen statt. Schon am 2. Januar 1523 hatte Dr. Martin Luther durch Spalatin den Festbraten für diese Feier vom Kurfürsten erbeten und auch rechtzeitig erhalten. Promotor war der Prof. Andreas Rudolph Karlstadt (Bodenstein), der seit 1513 an der Hochschule in Wittenberg wirkte und seit 1517 Anhänger Luthers war.

Nachdem Kropp nach Herford zurückgekehrt war, wurde er Prior in seinem Kloster. Mit Dr. Johann Dreyer zusammen wirkte er 1524/25 für die Einführung der Reformation in Herford. Noch im Jahre 1525 erhielt er einen Ruf nach Einbeck, wo er ebenfalls als Reformator auftrat und als Superintendent im Jahre 1540 starb.

Johann Westermann (um 1500)

Lippstädter Reformator

Hauptträger in der lippischen „Samtstadt" Lippstadt war Johann Westermann aus Münster, der schon in früher Jugend in das Augustinerkloster in Lippstadt eintrat. Mit seinem Ordensbruder Hermann Koiten (Kothe) aus Beckum ging er zur Hochschule nach Wittenberg, wo er am 5. August 1510 als „Prior Lippien. ord. divi Aug." immatrikuliert wurde. Im Jahre 1520 wurde er Bakkalaureus, 1522 Lizentiat, am 3. Februar 1523 Doktor der Heiligen Schrift. Ende 1523 oder Anfang 1524 kehrte er nach Lippstadt zurück und begann mit Koiten die Verkündigung der neuen Lehre. Auch der Prior des Klosters, Johann Hunschius, und der Pater des Süsternhauses, Tilmann Menzel, stellten sich auf ihre Seite. Vergeblich versuchte der 1526 vom Erzbischof von Köln gesandte geistliche Kommissarius, Johann Romberg aus Kierspe, dem Luthertum in Lippstadt ein Ende zu machen. Der Erzbischof Hermann von Köln forderte schließlich Prior und Konvent der Augustiner in Lippstadt auf, die beiden Prädikanten Westermann und Koiten als Anhänger der „verdoempten" lutherischen Lehre zu seinem Inquisator nach Köln zur Verantwortung zu schicken, nachdem der nach Lippstadt entsandte erzbischöfliche Kommissar „Ungehorsams halber" nichts habe ausrichten können.

Die arg bedrängten Augustiner, die längst nicht alle auf Seiten Westermanns und seines Anhanges standen, wandten sich vertrauensvoll an den gut katholischen Grafen Simon zur Lippe, der ihnen seine Vermittlung auch zusagte, wobei der Graf aber betonte, daß er „der lutherischen Materien kein Anhänger sein könne".

Es ist hier nicht der Ort, auf diese verwickelten Streitigkeiten, die mit allerhand weltlichen Händeln verquickt waren, näher einzugehen. Nach vielfachen ergebnislosen Verhandlungen rückten im Jahre 1535 am Tage Mariä Himmelfahrt (15. August) der Herzog von Kleve und der Graf zur Lippe samt dem Grafen Johann von Rietberg mit zahlreicher Mannschaft in die durch enge Blockade zur Übergabe gezwungene Stadt. Die Bürger wurden gezwungen, ihre bisherigen Prädikanten zu entlassen. Dr. Westermann ging über Münster nach Geismar, Koiten als Prediger nach Dortmund und wohl nicht nach Detmold, wie andere Quellen angeben; Hermann Halevat kam nach Rietberg, Wilhelm Cappel aus Büren, der am 20. August 1531 in Lippstadt die erste deutsche Messe gelesen hatte, als Hilfsprediger (Adjunkt) nach Neuenkirchen, Jakob Leidgen, ein Lippstädter Kind, nach Tecklenburg. Der frühere Augustiner-Prior (nicht Dominikaner-Prior, wie es in den Lippischen Regesten irrtümlich heißt, — Lippstadt hat nie ein Dominikanerkloster gehabt) Johann Hunschius war schon 1532 als Nachfolger des Kaplans Hermann Swager nach Lemgo gegangen. Tilmann von Menzel soll nach den Ausführungen des Prof. Dr. Heppe gleichfalls in Lemgo gewirkt haben. Diese Ansicht beruht auf einem Irrtum oder einer Verwechslung. Tilmann Gercken, der sich nach seinem Geburtsorte Menzel im heutigen Kreise Lippstadt auch „von Menzel" nannte, war in Lippstadt Pater-Rektor des Süsternhauses St. Annen Rosengarten und hatte sich, durch Westermann gewonnen, im Jahre 1526 der Reformation zugewandt. Am 16. August 1535 mußte er mit den anderen Prädikanten Lippstadt verlassen und wandte sich nach Soest, wo er vielleicht aushilfsweise an der Kirche Maria zur Höhe gewirkt hat. Fest steht nach einer zeitgenössischen Quelle, dem „Daniel von Soest" (Dialogon, V. 721 ff.), daß er in Soest eine aus Lippstadt entwichene Begine geheiratet hat. Aus derselben Quelle (V. 1455) ergibt sich ferner, daß er mit einem früheren Mönche und Organisten, Johann von Salzkotten, von Lippstadt nach Soest gekommen ist und diesen hier mit der Witwe des Soester Reformators Borchwede, der früheren Begine Toni, getraut hat. Bis 1540 war er Pfarrer in Meiningsen und bis 1548 Prädikant in Dinker, beides Orte im jetzigen Kreise Soest. Durch das Interim vertrieben, wurde er Pfarrer zu Nebel in Mecklenburg. Seine Wirksamkeit in Lemgo ist also keineswegs verbürgt.

Wir können von Dr. Johann Westermann nicht Abschied nehmen, ohne des von ihm 1524

in Lippstadt gedruckten „Katechismus" zu gedenken, der das älteste literarische Denkmal der evangelischen Kirche in Lippe und in ganz Westfalen bildet. Das Buch führt den Titel: „Eyn christlyke vhtlegyge der teyn gebodde/ Des gelovens/ Vn vader unses/ vm Augustiner cloester tor Lippe (Lippstadt) yn der Vasten gepreket dorch broder Johan Westermann Doctor der hilligen scryft/ In dem yaer M. D. XXIIII." Es handelt sich also um Katechismuspredigten, gehalten in der Fastenzeit, die der Verfasser hat drucken lassen „to nuttyheit den kinderen un clenen van verstande" und „tho deinste den sympelen eynveldige Harten". Ein 1525 von ihm herausgegebenes zweites Schriftchen trägt den Titel: „Eyn suverlyke Underwisinge/ wo man beden schal unde von der Prozession in der Crüce Weke." In der lippischen Kirchengeschichte wird Dr. Joh. Westermann immer seinen Platz behaupten können.

Graf Simon VI. zur Lippe

1554—1613

Landesbibliothek · Detmold

Simon VI. (1554 – 1613)

Regierender Graf zur Lippe

Simon VI., Graf zur Lippe, der bedeutendste unter den lippischen Regenten und unter seinen Zeitgenossen eine hervorragende Erscheinung, wurde zu Detmold am 15. April 1554 als einziger Sohn Bernards VIII. und der Katharina von Waldeck geboren. Er folgte seinem Vater, seit 1563 unter Vormundschaft, besuchte mit seinem Hofmeister und dem Magister Thodenus, einem der Philippistischen Richtung angehörigen Wittenberger Theologen, die derzeit berühmte Schule zu Straßburg, und zu seiner weiteren Ausbildung die Höfe des Herzogs Julius zu Wolfenbüttel und des Landgrafen Wilhelm zu Kassel, an deren Vorbilde er herangereift ist. Während seines Aufenthaltes in Kassel vermählte sich dort seine Schwester Magdalene mit Wilhelms jüngstem Bruder Georg zu Darmstadt und wurde dadurch die Stammutter des jetzigen herzoglichen Hauses. Schon früh suchte er eifrig anregenden Verkehr in großen Kreisen und Bekanntschaften, welche für sein späteres Leben wichtig wurden. Am jülichschen Hofe nahm er nicht nur viermal an Hochzeiten der herzoglichen Kinder teil, sondern geleitete auch die älteste mit dem Herzog von Preußen vermählte Tochter Eleonore als Vertreter des Herzogs Julius von Braunschweig bei der Heimfahrt nach Königsberg, wie seine Schwester bei der Heimfahrt nach Darmstadt, vertrat den Landgrafen Wilhelm bei der Hochzeit eines Herzogs von Württemberg in Stuttgart und besuchte die Höfe in der Nähe und Ferne. Kaum zwanzigjährig trat er mit drei jungen Pfalzgrafen und dem Grafen Ludwig von Nassau in Verbindung, um sich an einem Feldzuge für die abgefallenen Provinzen gegen die Spanier in Brüssel zu beteiligen. Als aber der Plan in Detmold und Kassel entdeckt wurde, bot man alles auf, den einzigen Stammerben des Hauses vor einem so gefährlichen Unternehmen zu bewahren und ließ ihn wenige Tage vor der blutigen Schlacht auf der Mooker Heide zurückholen. — Nachdem er sich im Jahre 1578 mit Irmgard, einer der rietbergischen Erbtöchter, vermählt und dadurch die Grafschaft Rietberg erworben hatte — während die andere Schwester Waldburg, Erbin des Harlinger Landes, sich mit dem Grafen Enno von Ostfriesland verheiratete — trat er im folgenden Jahre, nunmehr volljährig, die Regierung seiner beiden Grafschaften an. Da aber die kurze unerfreuliche Ehe kinderlos blieb, so fiel Rietberg nach Irmgards Tode ebenfalls an Enno. In der Aussicht auf das Erlöschen seines Hauses wurde Simon, erst 29 Jahre alt, mehrere Jahre lang von einer krankhaften Melancholie befallen, er gedachte der Regierung zu entsagen, sich in die Waldeseinsamkeit zurückzuziehen und wollte sich auf den Trümmern der Falkenburg eine Wohnung erbauen. Zu diesem Zweck errichtete er sein erstes Testament, worin er über seine Nachfolge disponierte. Von verschiedenen Heiratsplänen verfolgt, entschloß er sich 1586 zu einer Verbindung mit Elisabeth, der Tochter Ottos von Schaumburg und beseitigte damit den streitigen Anspruch der Schaumburger auf Einlösung versetzter Gebietsteile des Landes. Dieser überaus glücklichen Ehe entsprangen fünf Söhne und fünf Töchter. Bei der Geburt des ältesten Sohnes Bernhard drückte der Vater seine Freude über den langersehnten Erben durch eine bleibende Stiftung zugunsten aller Pfarrer des Landes aus.

Während seiner ganzen Regierung bewährte Simon sich als Selbstherrscher; die unverhältnismäßig zahlreichen Beamten und Agenten, welche er in und außer Landes hielt, waren nur Ratgeber und Werkzeuge in seiner Hand. Dabei zeichnete er sich durch eine unerschöpfliche, ja unbegreifliche Vielttätigkeit aus, ebenso in den kleinsten Angelegenheiten des Landes und Hofes, selbst bei häufiger und langer Abwesenheit, wie in den weitreichenden Kreisen seiner Politik, deren Fäden er in Händen hielt. Gleichzeitig hatte er den niederländischen Krieg, wie die gefahrvolle Lage in Westfalen, wie den Türkenkrieg in Ungarn, wie die Vorgänge am Kaiserhofe im Auge. Mit reicher Sachkenntnis und Erfahrung im praktischen Leben verband er Liebe zur Wissenschaft und Kunst und korrespondierte mit Gelehrten. Bald arbeitete er mit Alchimisten im Laboratorium, bald saß er an der Orgel seiner Schloßkapelle, bald malend an der Staffelei und interessierte sich nicht minder für Astrologie, Architektur und Ingenieurkunst. Die lateinische Sprache war ihm so

geläufig wie die deutsche, er verstand auch französisch, italienisch, holländisch. — Als Regent trat er auf allen Gebieten, dem kirchlichen, polizeilichen, gerichtlichen, wirtschaftlichen und finanziellen, als Reformator auf und suchte die bis dahin stabilen Zustände des Landes im modernen Geiste zu entwickeln. So ging unter seiner Regierung das Land aus dem mittelalterlichen Feudalstaate in den fürstlichen Polizeistaat über. Am meisten lag ihm die Pflege der Justiz am Herzen, welche bis dahin nur von seiner Kanzlei als Audienzgericht geübt wurde. Er errichtete nach dem Vorbild des Kammergerichts ein Hofgericht zu Lemgo mit ausführlicher Gerichtsordnung, dessen Unterhaltung er zur Hälfte auf eigene Kosten übernahm, und schuf damit ein Institut, welches sich fast drei Jahrhunderte lang zum Nutzen des Landes bewährt hat. Es folgten weitere Gesetze über die Strafjustiz, eine Konsistorialordnung für die geistliche Gerichtsbarkeit sowie eine mehrmals revidierte Polizeiordnung nach dem Muster der Reichspolizeiordnung. Die damals so allgemein verbreiteten, bei dem Volke beliebten und von den Geistlichen unterstützten Hexenverfolgungen suchte er in seinem Lande, so viel er vermochte, zu beschränken und protegierte die gleichfalls verhaßten Juden, deren Vertreibung aus dem Lande von den Ständen gefordert, aber erst nach seinem Tode durchgesetzt wurde. Während seiner Minderjährigkeit war eine Kirchenordnung mit streng lutherischen Dogmen und kirchlichem Ritual erlassen. Allein Simon neigte schon früh einer freieren Glaubensansicht zu und begünstigte die Theologen in dieser Richtung, wie den von Wittenberg vertriebenen Thodenus, Meno Alting zu Emden, Chr. Pezel zu Bremen, Urban Pierius, ebenso wie die von der katholischen Reaktion verfolgten Exulanten der Nachbarschaft. Erst allmählich reifte bei ihm der Entschluß, auch in Lippe eine gereinigte Lehre, wie er es nannte, ohne von der Basis der durch den Religionsfrieden geschützten Augsburger Konfession zu weichen und möglichst auf friedlichem Wege einzuführen. Es gelang ihm, fast sämtliche Gemeinden des Landes zu reformieren. Er geriet aber dadurch mit der mächtigen Stadt Lemgo, welche an ihrem Luthertum und ihrer privilegierten kommunalen Selbständigkeit festhielt, in einen durch Ausbruch einer förmlichen Revolution (1609) geschärften zehnjährigen Streit. Dieser Kampf um kirchliche und dynastische Interessen wurde bald mit Waffen, bald mit der Feder und an beiden Reichsgerichten geführt, nicht ohne Einmischung benachbarter Fürsten und Städte, selbst der Hansa und Holländer, und endigte erst 1617 mit einem Friedensschluß, durch welchen die Stadt zwei lutherische Kirchen behielt. Bei Einziehung von katholischem Kirchengut hielt der Graf streng darauf, daß dasselbe nicht dem Domanium einverleibt, sondern nur für Kirchen, Schulen und milde Zwecke verwandt werde, insbesondere die Einkünfte des im Jahre 1596 mit Paderborn geteilten Klosters Falkenhagen. Zwei andere Klöster gingen in evangelische Damenstifte über, ein drittes zu Detmold wurde in ein aus dem Falkenhagener Fonds dotiertes reformiertes Gymnasium verwandelt. — Auf militärischem Gebiet wurde zwar sein Wunsch, Soldaten zu halten, von den Landständen nicht unterstützt, sie bewilligten ihm nur einen Soldatenschatz für eine Garnison im Schlosse Detmold, dagegen suchte er die Landmiliz allmählich auszubilden und zu bewaffnen und begünstigte besonders die städtischen Schützen und deren Schießspiele oder Schützenfeste als eine Schule wehrhafter Männer. Er füllte seine Rüstkammer mit Waffen aller Art, legte eine Geschützgießerei an und ließ durch holländische Ingenieure eine allen modernen Ansprüchen entsprechende Festung zu Lipperode erbauen. Zu Brake baute er nach dem Plane eines italienischen Architekten das große und glänzend ausgestattete Schloß, welches ihm seit 1586 bis zu seinem Tode als Residenz diente, sowie ein anderes in Varenholz, ein drittes zu Oesterholz. — Nicht minder tätig war er auf wirtschaftlichem Gebiete. Durch Ablösung von Pfandschaften, Ankauf zur Zusammenlegung zerstreuter Meiergüter mit ihren Abgaben und Diensten, bildete er neue Meiereien, suchte die Bewirtschaftung seiner großen Forsten einträglicher zu machen und war leidenschaftlich bemüht, Anteile an den Salinen zu Salzuflen und Westerkotten zu erwerben und deren Betrieb durch neue Methoden zu verbessern und den Salzhandel zu erweitern. Dagegen machte er schlechte Erfahrungen mit dem Bergbau, welchen er anfangs außer Landes, dann auch im eigenen Lande betrieb, vollends mit der Goldmacherei, zu welcher er, wie so viele Fürsten seiner Zeit, sich durch Schwindeleien verleiten ließ. Seine Hoffnungen auf Silbergewinn veranlaßten ihn zur Anlage und zum Betrieb einer Münzstätte, nachdem er dazu vom Kaiser und Kreise Privilegien erwirkt hatte. Auf Vermehrung seines Domanialbesitzes war er auch außer Landes bedacht. Als ihm das Lehngut Ulenburg im Stifte Minden heimfiel, setzte er sein Recht gegen den Widerspruch von Bischof und Domkapitel im schwierigen Prozeß-

wege energisch durch und wußte das Besitztum auch weiterhin gegen alle Eingriffe zu verteidigen. Längere Zeit besaß er die Beyenburg bei Elberfeld als Pfandschaft von Cleve, ebenso von Schaumburg und Krudenburg und Schlangenhol an der Lippe unweit Wesel. Bei diesen Erwerbungen außerhalb Lippes hatte Simon die Dotierung seiner nachgeborenen Söhne im Auge, um sie möglichst mit Land und Leuten auszustatten. In einer Zeit, wo Landesteilungen fast bei allen Reichsständen üblich und vom Reichshofrate begünstigt waren, wollte er die in seinem Hause hergebrachte Unteilbarkeit des Landes aufrechterhalten. Er erwirkte deshalb (1593) eine Bestätigung des pactum unionis von 1368 und Befestigung des Primogeniturrechts durch den Kaiser und beschränkte sich für drei nachgeborene Söhne auf Paragialbesitzungen. Dieses Testament von 1597, wiewohl viel bestritten, ist zu einem wichtigen Fundamentalgesetze des Hauses geworden.

Mit den Landständen lebte er im allgemeinen in freundlichen Verhältnissen, obwohl er deren finanzielle Hilfe in ungewöhnlichem Maße in Anspruch nahm. Unter seiner Regierung wurden neben den hergebrachten Reichs- und Kreissteuern zuerst dauernde Steuern zu Landeszwecken eingeführt, die Hofgerichtssteuer und der Soldatenschatz, oder für Schuldentilgung wie die Trankfteuer von Bier usw. In der Zeit seiner höchsten Finanznot kamen zahlreiche Steuerprojekte (darunter schon 1609 eine Erbschaftsteuer) zur Sprache und teilweise zur Ausführung. Dennoch hinterließ der Graf bei seinem Tode eine Schuldenlast von 800 000 Talern, an welcher seine Nachfolger noch lange zu tragen hatten.

Diese Finanznot rührte fast allein von den auswärtigen Beziehungen des Grafen her, welche seinen Tatendrang und Ehrgeiz weit mehr befriedigten, als die Regierung seines kleinen Landes. Er entwickelte eine gewaltige Tätigkeit nicht nur zugunsten einzelner reichsständischer Häuser, wie Oldenburg, Ostfriesland, Schwarzburg, Stift Corvey, wo er als kaiserlicher Kommissar fungierte, oder Waldeck, wo er als Mitvormund fast allein regierte, oder als Vermittler, wo es sonst Streit zu schlichten gab, wie Minden, Schaumburg, Hoya, Bentheim, Herford, Paderborn, Nassau, Everstein, Mansfeld, sondern für den ganzen westfälischen Kreis, dem er seine beste Lebenszeit widmete. Er unterhielt Beziehungen zu den niederländischen Provinzen, nach Ungarn, am meisten aber mit dem Kaiser Rudolf in Prag. — Voll Bewunderung über den Aufschwung der jungen Republik stand er mit zahlreichen Kriegs- und Staatsmännern der Niederlande in schriftlichem oder persönlichem Verkehr, so mit dem Prinzen Moritz von Oranien, welchen er persönlich zuerst im Feldlager von Lingen kennenlernte und beim Einzug in die eroberte Festung begleitete, so mit anderen Nassauern, von Philipp von Hohenlohe, Eberhard von Solms, Olivier von Tempel. Schon im Jahre 1591 übernahm er im Auftrage des Kaisers mit dem Grafen Valentin von Ysenburg und einigen kaiserlichen Räten eine Gesandtschaft nach Brüssel, um mit Parma und P. E. von Mansfeld Friedensverhandlungen zwischen Spanien und den Niederlanden anzuknüpfen. Wiewohl erfolglos, war diese Reise für die Entwicklung des Grafen als Staatsmann und Diplomat von großem Einfluß. Seitdem gingen öfter schriftliche Verhandlungen aus den Niederlanden mit dem Kaiser durch seine Hand. Als er später (1602) in einer geheimen Sendung des Kaisers nach dem Haag reiste, um durch Besprechung mit dem Prinzen Moritz, mit Oldenbarneveldt und den Generalstaaten die Republik zum Anschluß an das Deutsche Reich zu gewinnen, erreichte er zwar seinen Zweck, aber der Kaiser zögerte unschlüssig, und so wurde der günstige Moment verpaßt. Ebenso erging es, als der Graf während der Friedensverhandlungen von 1607—1609 zu einer gleichen Mission vom Kaiser berufen war.

Für Westfalen war der Kampf um die kölnische Kurwürde und mehr noch der vierzigjährige Krieg in den Niederlanden eine verhängnisvolle Zeit. In ihr wurde Simon einstimmig zum Kreisobersten gewählt und übernahm das Amt mit den besten Vorsätzen, aber alle Hoffnung auf kräftige Unterstützung seiner Defensionspläne wurden durch die politisch und konfessionell gespaltenen und zerfahrenen Stände getäuscht. Besonders der verunglückte Feldzug von 1599 war für den Grafen Simon um so schmerzlicher, da er, obwohl seine besten Offiziere treu zu ihm hielten und ihm das Zeugnis gaben, daß er redlich seine Pflicht getan, grundlosen Verdächtigungen nicht entging. Seine Versuche, die Schuldigen kriegsrechtlich zu bestrafen, wurden vereitelt. Von einzelnen Ständen wurde er sogar für die Kriegsschäden verantwortlich gemacht, und seine Ansprüche auf Ersatz der zum Teil aus eigener Tasche bestrittenen Kriegskosten sowie auf Gehalt als Feldherr und Kreisoberst wurden verzögert, verkürzt oder ganz verweigert. Daher die drückende Finanznot seiner letzten Jahre. Nach solchen Erfahrungen suchte er

sich wiederholt von seinem dornenvollen Amte als Kreisoberst zu befreien, wurde aber nicht bloß von den Kreisständen, sondern auch von anderen protestantischen Fürsten, und besonders durch den Wunsch des Kaisers, gegen den er jederzeit eine exzessive Ergebenheit bewies, davon abgehalten. Nach seinem Tode fand man lange Zeit keinen Nachfolger.

Mit dem Kaiser Rudolf stand er zeitlebens in Korrespondenz und gesandtschaftlichem Verkehr. Im Jahre 1594 wurde er vom Kaiser aus eigenem Antrieb zum Reichshofrat, später zum Kammerherrn ernannt und führte öfter kaiserliche Kommission in Streitigkeiten verschiedener Reichsstände oder bei dem westfälischen Kreise aus. — Seit 1596 nahm besonders der Türkenkrieg sein Interesse und seine Tätigkeit in Anspruch. Mehrmals schickte er Hilfstruppen des westfälischen Kreises nach Ungarn und würde selbst ein Regiment dahin geführt haben, wenn er in Westfalen hätte abkommen können.

Schon seit dem Rheinfeldzuge trug Simon sich mit dem Entschluß, sich in Prag niederzulassen und erwarb dort ein eigenes Haus auf dem Hradschin. Obwohl evangelischer Konfession, obwohl hinlänglich bekannt mit den Gefahren an dem intrigenreichen Hofe des launenhaften, an Verfolgungswahn leidenden Kaisers und gewarnt von seinen Prager Freunden, hatte er es auf ein kaiserliches Hofamt abgesehen. Er kam aber nur zeitweilig auf einige Monate nach Prag, beteiligte sich hier eifrig an den Sitzungen des Reichshofrats als Vizepräsident und lebte im Verkehr mit Reichsbeamten, böhmischen Magnaten und Künstlern.

Der neue Kaiser Matthias setzte das bisherige Verhältnis zu Simon fort, bestätigte ihm seine Würden, lud ihn zu einer persönlichen Besprechung auf den Reichstag zu Regensburg von 1613 ein und suchte auch schriftlich seinen Rat über die Lage Ungarns und die Pläne Bethlen Gabors. Der Graf, dessen Gesundheit schon lange durch einen Schlaganfall erschüttert, jetzt ernstlich bedroht war, folgte dennoch gegen den Wunsch seiner Familie, seiner Landstände und Ärzte dem Rufe des Kaisers, mußte aber vor Schluß des Reichstages, auf welchem die kirchlichen Parteien scharf aneinanderstießen, nach Brake zurückkehren. Nach einigen leidensvollen Monaten schloß der Tod am 7. Dezember 1613 seine schon fast erblindeten Augen und damit ein vielbewegtes Leben voll aufopfernder Tätigkeit für den westfälischen Kreis, den Kaiser und sein Land. Reich an Kämpfen und Aufregungen, an unerfüllten Hoffnungen und Plänen.

Deppe Pflüger (um 1540 – 1589)

Begründer des lippischen Beamtentums

Der Beamtenstand ist ein Kind der neueren Zeit. Der lippische Beamtenstand datiert von der Regierungszeit Simons VI. (1563—1613). Die Vorgänger Simons waren noch fast ganz mit ihren Lehnsmannen aus dem niederen Adel ausgekommen. Simon aber stellte dem Staate weit größere Aufgaben und bedurfte dazu neuer Kräfte. Auf allen Gebieten sehen wir unter seiner Regierung Anfänge und neue Wege. Er hat das Gerichtswesen neu geordnet, die Grundbücher eingeführt. Aus seiner Regierungszeit stammen die ältesten Landesgesetze. Auf ihn gehen die lippischen Domänen zurück. Er hat versucht, durch Bergbau dem lippischen Boden Schätze zu entreißen und hat durch seine Versuche und Mutungen wenigstens festgestellt, daß die Tiefe unseres Heimatbodens keine Schätze erwarten läßt. Das Detmolder Gymnasium hat er gegründet. In den Renaissanceschlössern Brake und Varenholz hat er sich ein Denkmal gesetzt. Wie kein anderer der lippischen Landesherren ist er auch, namentlich als Kreisoberster des westfälischen Kreises, in den Bann der großen Politik gezogen worden.

Man hat versucht, ihm den Beinamen „der Große" zu geben. Wenn schon einmal in jeder Dynastie ein „Großer" vorhanden sein mußte, dann hatte unter den lippischen Landesherren allerdings Simon VI. am meisten Anspruch darauf. Die neuen Aufgaben machten neue Helfer notwendig, und jetzt entwickelt sich der ganz in der Hand des Landesherrn befindliche Beamtenstand. Mit ihm ersteht ein Verwaltungsverfahren, wie wir es im heutigen „Beamtenstaat" gewohnt sind, und wie es seine Spuren in den geordneten Aktengängen des Archivs hinterlassen hat, während uns aus früherer Zeit fast nur Urkunden und Register erhalten sind.

Der lippische Beamtenstand entstammt zum überwiegenden Teile dem städtischen Bürgertum, auch der Städte in Lippes Nachbarschaft. Der niedere Adel, der bis zu Simon VI. fast ausschließlich die Verwaltung des Landes besorgt hatte, tritt mehr und mehr zurück. Das die anderen Volksteile an Zahl so überragende Bauerntum findet erst im 19. Jahrhundert nach der Aufhebung der Grundhörigkeit den Weg zum Beamtendienst.

Unter den wenigen höheren Beamten, die der Bauernstand dem Staate schon früher gestellt hatte, finden wir aber schon unter Simon VI. zwei bedeutende Männer. Es sind dies der tüchtige Jurist und Verwaltungsmann Dr. Bartold Frohne aus Asemissen und die bedeutendste Persönlichkeit in Simons Umgebung, sein Geheimsekretär Deppe Pflüger.

Von Deppe Pflügers persönlichen Verhältnissen wissen wir leider nur sehr wenig. Seine bäuerliche Herkunft ist uns bekannt, nicht aber sein Geburtsort. Da er einen Bruder in dem damals noch lippischen Heepen hatte, könnten wir diesen Ort vermuten, wenn nicht die Annahme von Nienhagen oder Dehlentrup, wo wir Plögerhöfe finden, näher läge. Denn Pflüger ist nichts anderes als der gute lippische Name Plöger, den Deppe in das damals noch junge Hochdeutsch übertragen hatte. Und dieser Name weist auf lippische Herkunft hin. In Detmold kann Deppe dem lippischen Lehnsmann v. Hoerde aufgefallen sein, der ihn in seinen Dienst nahm, und dessen Schloß Boke bei Delbrück er 1578 als Kastellan verwaltete. Im Dienste v. Hoerdes hatte Deppe Pflüger Gelegenheit, seine Bildung zu erweitern. Wir wissen nicht, ob er ganz Autodidakt war oder auch zeitweise eine Höhere Schule besuchen konnte. Jedenfalls war seine Bildung mangelhaft geblieben, und das Lateinische hat ihm später immer noch Schwierigkeiten gemacht. Als ihn aber nach v. Hoerdes Tode Graf Simon 1579 in seinen Dienst nahm, war er ein fertiger Mensch.

Deppe Pflüger hat auch nicht viel Zeit mehr, seiner Ausbildung zu leben, nicht einmal, sich langsam das Vertrauen seines neuen Herrn zu erwerben, denn nur zehn Jahre sind ihm an dessen Seite beschieden. Es ist deshalb gut, daß Simon ihm sofort das vollste Vertrauen entgegenbringt und ihn in die wichtigste Stelle beruft. Dies Vertrauen hat Pflüger im vollsten Maße gerecht-

fertigt. Als Geheimsekretär hat er in den zehn Jahren fast den gesamten Schriftwechsel Simons bearbeitet. Darüber hinaus läßt ihn Simon auf dem damals recht bedeutenden Gebiet der äußeren Politik arbeiten. Die Rietberger Angelegenheit — Simon war ja durch seine Ehe mit der Erbtochter von Rietberg ein Jahrzehnt Rietbergs regierender Graf — überläßt er ihm selbständig. Fünfmal schickt er ihn als Gesandten an den kaiserlichen Hof in Prag, Preßburg und Wien, viele Male an die benachbarten Fürstenhöfe, mit denen Simon manche verwickelte und auch höchst familiäre Angelegenheiten zu erledigen hat. Und dieser lippische Bauernsohn, der sich seine Bildung mühsam erworben hat, weiß sich auf dem höfischen Parkett so sicher zu bewegen, daß er sich überall die höchste Achtung erwirbt. Mit dem sicheren Blick des Diplomaten erfaßt er schnell das Terrain und die Personen, findet immer die richtigen Wege und kehrt nie ohne Erfolg zurück. Als er einmal in Begleitung zweier adliger und zweier bürgerlicher Räte in Hamm mit den cleveschen Räten zu verhandeln hat, nennt ihn der Biograph Simons VI., Falkmann, das eigentliche Haupt der Gesandtschaft.

Die geistige Überlegenheit dieses Bauernsprößlings anzuerkennen, muß seinen, den bevorzugteren Ständen entsprossenen Kollegen sehr schwer geworden sein. Bedenken wir doch einmal die damalige Lage des Bauernstandes! Simon hat den Standesvorurteilen Rechnung getragen, indem er ihm den Ratstitel vorenthielt. Ob das die Stellung Pflügers erleichtert oder erschwert hat, wissen wir nicht. Vielleicht aber war es Veranlassung seines Herrn, daß ihn der Bischof von Osnabrück zum Rat ernannte. Hatte er doch auch für diesen, wie auch für andere fürstliche Nachbarn gelegentlich Geschäfte mitbesorgt. Insbesondere war er Vertrauensmann der Herforder Äbtissin, einer Tante Simons.

Die Erfolge von Pflügers Auftreten und die gewonnene Achtung fielen auf seinen Herrn zurück. Wir dürfen annehmen, daß dieser davon Nutzen gezogen hat, als er sich wenige Jahre nach Pflügers Tode zum Kreisobersten des westfälischen Kreises wählen ließ, in ein Amt, das sonst die Herzöge des Kreises für sich in Anspruch nahmen.

Können wir Pflüger als den lippischen Außenminister bezeichnen, so sind ihm aber auch innere, namentlich wirtschaftliche, Angelegenheiten anvertraut. Der Bauernsohn war der gegebene Mann, als es galt, domaniale Eigenwirtschaften einzurichten. Das war ein neuer Weg der Verwertung des großen landesherrlichen Grundbesitzes. Gehörte doch dem Grafen als Grundherrn etwa die Hälfte der lippischen Bauernstellen! Um die Naturallieferungen der grundhörigen Bauern aufzunehmen, und um das Abgabenvieh bis zu seiner Verwertung unterbringen und füttern zu können, hatten die herrschaftlichen Burgen Meiereibetriebe, die sich aber von den späteren Domänen wesentlich unterscheiden. Diese Eigenwirtschaften und Verpachtungsbetriebe, wie sie Simon nach dem Vorgange der Rittergüter wünschte, waren etwas Neues. Neues aber nur in der Organisation, eigentumsrechtlich bedeuten sie nur eine Verwertung der grundherrlichen Rechte in anderer Form.

Zur Einrichtung dieser Eigenwirtschaften gab es schwierige Verhandlungen mit den Meiern der Höfe und den anderen berechtigten Grundherren zu führen. Die Meier waren zum Abzug zu bewegen, zu entschädigen oder auf einen anderen Hof zu setzen, denn der Weg des Bauernlegens, das den deutschen Osten verheert hat, wurde erfreulicherweise verschmäht. Grundherren, die ebenfalls Rechte an die fraglichen Höfe hatten, mußten abgefunden werden. Ein Druckmittel hatte man gegen sie nicht. Da zeigte sich Pflüger wieder als Meister am Verhandlungstisch. Schwierige Verhandlungen, wie namentlich bei der Domäne Büllinghausen, führte er zu einem allseitig befriedigenden Ergebnis.

Die zweite Aufgabe war die Verpachtung der neuen Domänen an Zeitpächter. Hier war man ohne jede Erfahrung, und es war weder geraten, den Pächter zu scharf anzufassen, noch die Pachtungen zu verschenken. Der lippische Bauernsohn war aber nicht nur ein trefflicher Diplomat, sondern auch ein guter Wirtschafter. Seine Verträge wurden die Muster für die späteren. Auf seine glatten Erfolge wird es zurückzuführen sein, wenn Simon an der Einrichtung von Domänen ungemein Gefallen fand und damit später übers Ziel hinausgeht, so daß seine Nachfolger einige Domänen wieder abgestoßen haben.

In dem Jahrzehnt, in dem Deppe Pflüger an hervorragender Stelle tätig sein konnte, wird uns von keinem Fehlschlag oder Mißerfolg berichtet. Sein Herr hat es auch nicht an Anerkennung und Dankbarkeit fehlen lassen. Dürfen wir schon vermuten, daß er seinem bewährten Helfer statt des lippischen Ratstitels den osna-

brückischen verschaffte, so hat er ihm seinen Dank auch durch ein wertvolles Geschenk schon nach fünfjähriger Tätigkeit erwiesen. Er schenkte seinem treuen Diener, der sich kurz vorher mit der Lemgoer Bürgertochter Anna Cothmann verheiratet hatte, den früher de Wendschen Hof in Lemgo. Die Ehe ist wahrscheinlich kinderlos geblieben. Schon im Sommer 1589 entriß ihn ein plötzlicher Tod seinem Herrn und dem lippischen Lande. Er wird kaum die 50 Jahre überschritten haben. Er hinterließ, wie Falkmann sagt, eine fast unausfüllbare Lücke.

Die Persönlichkeit Deppe Pflügers hat viel Gewinnendes: schlicht, bescheiden, gewandt, ohne das Eckige vieler Niedersachsennaturen. Aber er ist kein aalglatter Diplomat, sondern verdankt seine Erfolge seiner sachlichen Sicherheit und Überlegenheit. Er hat den lippischen Bauernstand in den Kreis des neuen höheren Beamtentums würdig eingeführt.

Levin von Donop auf Wöbbel (1567–1641)

Landdrost unter Simon VI.

Wenn man verdienstvolle Männer aus entfernten Jahrhunderten in unsere Zeiten versetzen könnte, so würden sie sich, gegenüber vielen, die nach ihnen kamen, vorteilhafter auszeichnen. Levin von Donop, dessen Geschlecht vor und nach ihm dem Lande so viele vortreffliche Männer geschenkt hat, verdient es, späteren Geschlechtern bekannt, ja als Vorbild aufgestellt zu werden. Sein Vater war Gabriel von Donop auf Donop und Wöbbel, Herzoglich Braunschweigischer Geheimer Rat und Großvogt zu Celle, und die Mutter: Margarethe von Oberg aus dem Hause Dudenstädt. Er wurde im Jahre 1567 geboren, und seine Eltern, die diesen Zeitpunkt noch lange überlebten, konnten nicht allein für seine Ausbildung, sondern auch dafür sorgen, daß diese ihm und den Nebenmenschen zum Segen wurde. Ihre Wohlhabenheit und übrigen Verhältnisse kamen dabei sehr zustatten.

Levin machte damit den Anfang, daß er nach erhaltenem vorläufigem und dann noch fortgesetztem besonderem Unterricht von einem eigenen Hauslehrer in mehreren Fächern der Wissenschaften die damals in gutem Ruf stehende öffentliche Schule in Celle besuchte. Er gehörte hier nicht mit unter die Zahl gewöhnlicher Schüler, vielmehr unter diejenigen, welche sich durch Fleiß, Ordnung und gute Sitten gegen andere merklich auszeichneten. Im Jahre 1584 wurde er in Begleitung eines besonderen, mehr die Welt und Menschen kennenden, also gelehrten, Aufsehers, nach Wittenberg und dann nach Marburg auf hohe Schulen geschickt, und nachdem er vier Jahre lernend verbrachte, weiter auf Reisen, durch Holland, England, Frankreich, die Schweiz und Italien, bis nach Neapel. Von da begab er sich, nachdem ihm sein Mentor dort durch den Tod entrissen wurde, über Rom, Venedig und Wien nach Hause zurück.

Im Jahre 1599 war sein Vater gestorben. Levin hinterließ er die Güter Donop und Wöbbel, dazu noch ein ansehnliches mütterliches Vermögen, das Kammergut Rangen und die Gefälle im hessischen Amte Zierenberg, in Pfandschaft für 20 000 Taler damaligem schwerem Gelde, sowie 1603, gemeinschaftlich mit seinem Bruder Gabriel von Donop das vom Landgrafen eingezogene Kloster Lippoldsberg mit Zubehör.

Die Übernahme der durch diese Besitztümer bedingten Verantwortlichkeiten ließ es ihm geraten erscheinen, dem in jüngeren Jahren angetretenen Dienst als Kammerjunker und Regierungsrat beim Landgrafen von Hessen vorerst zu entsagen und seine reichlich gesammelten Kenntnisse der lippischen Heimat zu widmen. Hierzu wurde er noch um so mehr gereizt, da ihm von dem in jener Hinsicht so verehrungswerten Grafen Simon VI. zur Lippe die Landdrostenstelle übertragen wurde. In dieser konnte er, da er zugleich Geheimer Rat und Lenker aller höheren Staatsgeschäfte war, mehr Gutes noch als in Kassel stiften, wo sein Wirkungskreis an sich enger war. Obendrein erlaubte ihm der Dienst des Landdrosten eine nähere Aufsicht über seine Stammgüter. Der inzwischen ausgebrochene Dreißigjährige Krieg mit seinen schrecklichen Folgen für den Zustand der Länder Deutschlands machte guten Rat teuer. Der Landgraf Wilhelm zu Hessen, der Levin von Donop ohnehin sehr ungern verloren hatte, suchte nun aufs neue, ihn wieder an sich zu bringen. Doch waren die Bande, die ihn jetzt an Lippe knüpften, zu fest geschlossen, als daß er sie ganz hätte zerreißen können, besonders da die kriegerischen Verheerungen sich auch über das lippische Land verbreiteten. Er willigte ein, daß er zwar dem Wunsche des Landgrafen in der Hauptsache sich fügte, ohne jedoch dem Geburtslande sich entziehen zu wollen. Graf Otto als Vormund Simon Ludwigs gab seine Zustimmung. Mit Beibehaltung seiner lippischen Stelle wurde Donop des Landgrafen Wirklicher Geheimer Rat, und zwei Landesherren teilten sich in seine verdienstvolle Arbeit. In beiden Ländern stiftete er so viel Gutes, als die immer allgemein fortdauernde Zerstörung des von ihm nicht überlebten Krieges es nur gestatten wollte. Verbesserungen bei der hohen Schule zu Marburg und dem ganzen Fache des Unterrichts der Jugend, vorzüglich aber im lippischen Lande zeugen da-

von. Ein gewissenhafter guter Verwalter eigenen Vermögens, war sein Wirken auf eine zweckmäßigere Einrichtung der hiesigen herrschaftlichen Kammerverfassung, ohne Druck der Untertanen und des arbeitenden Staatsdieners, heilsam. Nützliche Landesverordnungen gingen nicht weniger aus ihm hervor, wie das die dem Geiste der damaligen Zeit ganz sich anpassende Polizeiordnung von 1620, die Münz- und Taxordnung von eben dem Jahre und andere ihnen vor und nacherschienene Beweise abgeben.

Durch seine während einer vieljährigen Verwaltung wichtiger Staatsämter bewiesene Fähigkeit, ausgebreitete Kenntnisse, Erfahrung, von Einflößungen jeder Art unabhängige, nur ganz allein durch Selbstüberzeugung geleitete Rechtschaffenheit und unverbrüchliche Treue, Anhänglichkeit, teils an zwei Landesherren zugleich, durch sein unermüdliches Streben um das Wohl beider Staaten und seinem natürlichen Hang, jedem Bedrückten die Last nach Möglichkeit gerne zu erleichtern, erwarb er sich das volle Zutrauen und den gerechten Dank des Volkes, sowie die Liebe und Verehrung seiner Zeitgenossen. Wenn die Regierung Simons VI. so segensreich geworden ist für das lippische Land, dann nicht zuletzt, weil dieser Herrscher es verstanden hat, sich in seinem Kanzler Deppe Pflüger und später in Levin von Donop ausgezeichnete Mitarbeiter zu sichern. Wie Pflüger, so hat sich auch Levin von Donop in der Geschichte Lippes um die Jahrhundertwende 1500/1600 ein Denkmal gesetzt.

Philipp Graf zur Lippe (1601 – 1681)

Stifter des vormals regierenden Hauses „Schaumburg-Lippe"

Der politisch so weise Simon VI. hat durch das dem jüngsten Sohne Philipp vererbte Paragium Alverdissen dem Lande eine schwere Bürde auferlegt. Daß sich der große Land- und Waldbesitz im Amte Blomberg noch heute im Eigentum des Hauses Bückeburg befindet, ist eine Folge der von Simon VI. vorgenommenen Verfügung. Philipp nahm 1626 im Schloß zu Alverdissen Wohnung und lebte dort ehelos, aber nicht ohne Vergnügen, seinen Tag.

Plötzlich erhielt sein Leben durch einen Todesfall eine unerwartete Wendung. Am 15. November 1640 starb zu Bückeburg Otto VI. Graf von Holstein-Schaumburg, 26 Jahre alt, infolge des berüchtigten Hildesheimer Banketts. Mit ihm erlosch sein altes Geschlecht, und sein Gebiet fiel nach allen Seiten auseinander. Der ungewöhnlich verwickelte Erbfall rief eine Masse von Prätendenten in die Schranken, welche sich beeilten, durch reelle oder symbolische Besitzakte Stücke des vakanten Gebietes in Besitz zu nehmen oder gegen Störungen Verwahrung einzulegen. — Die Mutter des Verstorbenen, Gräfin Elisabeth zur Lippe, damals 48 Jahre alt, blieb unter dem Schutze einer schwedischen Besatzung im Schlosse zu Bückeburg. Sie war unbestrittene Erbin des ganzen allodialen Hausvermögens, zu welchem auch die Herrschaft Bergen in Nordholland gehörte. Letztere verkaufte sie an einen Holländer und die holsteinischen Besitzungen gegen eine Abfindung von 145 000 Talern an Dänemark und den Herzog von Holstein-Gottorp. Der sonstigen Prätendenten suchte sie sich zu erwehren, und vor allem war sie geschickt und erfolgreich gegen die von Lippe aus geltend gemachten Erbansprüche. In ihrem Kampf um das Erbe wurde sie hervorragend von ihrem Bruder, dem Grafen Philipp auf Alverdissen, unterstützt. Dieser hatte sich nach dem Tode seines Neffen zum Beistande seiner Schwester nach Bückeburg begeben. Für sich selbst machte er anfangs keine Ansprüche, wenigstens nicht auf Land und Leute, betrachtete vielmehr seinen Bruder Otto als künftigen Regenten. Er würde holländische Kriegsdienste vorgezogen haben und verweilte deswegen lange im Haag. Als aber Elisabeth nicht Otto, sondern ihm alles, was sie vom schaumburgischen Gebiet besaß und noch ferner zu erwerben hoffte, testamentarisch zuwandte (3. Juli 1643), begab sich Philipp selbst mit einem Rechtsgelehrten der Universität Rinteln nach Stockholm an den Hof der Königin Christine. Er scheint deren Gunst gewonnen zu haben, denn er erwirkte einen Befehl an die schwedische Regierung zu Minden (7. Oktober), die Gräfin Elisabeth im Besitze der mindenschen Lehngüter zu belassen. Wie Elisabeth, so wünschten auch die schaumburgischen Landstände den Grafen Philipp zum Regenten und huldigten ihm.

Jetzt war der Moment günstig, auch die hessischen Lehen, über welche man schon lange mit der Landgräfin in Verhandlungen stand, zu erwerben, denn Hessen wollte die drei Ämter nur demjenigen lippischen Blutsverwandten überlassen, welcher auch das übrige Gebiet innehatte und dasselbe dem hessischen Landesverbande unterwarf. Bei einem Besuche des Grafen am Hofe zu Kassel fand er die Landgräfin willig, mußte sich aber verpflichten, eine hessische Prinzessin, die Tochter des verstorbenen Landgrafen Moritz, Sophie (29 Jahre alt), zu heiraten und erhielt gleich darauf die hessische Belehnung (25. Oktober 1644).

Allein, es traten neue Schwierigkeiten ein. Der Reichshofrat, an welchen der Streit der schaumburgischen Witwe gegen das Domkapitel zu Minden übergegangen war, entschied zugunsten des letzteren (18. Dezember 1645), und als das Urteil eben vollzogen werden sollte, starb Elisabeth am 19. Juni 1646. Die schwedische Regierung glaubte sich nun berechtigt, die mindenschen Lehnsämter, um welche sich Torstensohn und der Pfalzgraf Karl Gustav eifrig bewarben, einzuziehen, und infolge davon wurde zugleich die hessische Belehnung wieder gefährdet. Auch andere Prätendenten, wie Graf Otto zur Lippe und die Regierung zu Detmold, machten Ansprüche an den Nachlaß der Verstorbenen und suchten sich dessen zu bemächtigen. In dieser Lage schien die

Sache für den Grafen Philipp verloren. Es trat indes wiederum eine günstige Wendung ein, sofern die Königin Christine ihn vorläufig im Besitze beließ, und die Landgräfin beschloß, den Schaumburger Erbfall an den Friedenskongreß in Münster und Osnabrück zu bringen. Sie verlangte die streitigen Gebietsteile als Entschädigung für die von Hessen im Bunde mit Schweden aufgewandten Kriegskosten und setzte diesen Anspruch unter Berufung auf eine Zusage Gustav Adolfs mit Hilfe von Schweden und Frankreich gegen den Einspruch des kaiserlichen Gesandten durch. Unter Vermittlung Oxenstiernas kam nun zu Münster (19. Juli 1647) ein weitläufiger Vertrag mit dem Grafen Philipp zustande, nach welchem die ganze Grafschaft Schaumburg zwischen ihm und Hessen geteilt und sein Anteil dem hessischen Lehensverbande unterworfen wurde. Durch weitere Verträge zu Kassel wurde der Plan dahin ausgeführt, daß Philipp die Ämter zu Bückeburg, Stadthagen, Hagenburg, Arnsburg und einen Teil von Sachsenhagen bekam und schließlich die ganze Verteilung zwischen Schaumburg-Lippe, Hessen und Braunschweig durch den westfälischen Frieden besiegelt. Seitdem nannte Philipp seinen Anteil an dem Gebiete „Schaumburg-Lippe", zum Unterschiede gegen das hessische Schaumburg.

Eine Versöhnung mit seinem Bruder Otto, der am Ende seines Lebens (1657) mit allen seinen großen Erbschaftshoffnungen gescheitert war, brachte er nicht fertig, stand aber mit dem durch inneren Zwist tief gespaltenen regierenden Hause Lippe stets auf gutem Fuße. Er bemühte sich mit bestem Erfolg, die Wunden zu heilen, welche der große Krieg seinem Lande geschlagen hatte und machte sich durch humanes Regiment bei seinen Untertanen sehr beliebt. Durch sein Testament (1668) führte er die Primo genitur-Erbfolge ein, während sein zweiter Sohn die lippischen Paragien erhielt. Er starb in hohem Alter am 18. April 1681.

Abraham Theopold (um 1590 – 1660)

Superintendent zu Blomberg

Zur Zeit der Reformation hatten sich die Bewohner der Grafschaft Lippe unter dem Grafen Bernhard VIII. zunächst dem lutherischen Bekenntnis zugewandt. Aber der Nachfolger dieses Grafen, Simon VI., neigte infolge seiner regen Beziehungen zu den Niederlanden und zu Hessen stark zum reformierten Bekenntnis und suchte dieses in seinem Lande einzuführen. Nun stand ihm zwar als Landesherrn nach damaligem Brauch ohne weiteres das „jus reformandi" über die Kirche zu, aber er wußte, daß eine plötzliche und gewaltsame zweite Reformation zu heftigen Glaubenskämpfen führen und deshalb ihm selbst und seinem Lande wenig förderlich sein werde. Aus diesem Grunde ging er behutsam vor. Er berief den reformiert gesinnten Magister Heinrich Dreckmeier als seinen Hofprediger und Superintendenten nach Detmold. Durch allmähliche Besetzung frei werdender Pfarrstellen mit reformierten Predigern, durch Kirchenvisitationen des Superintendenten und durch den Einfluß der neugegründeten Provinzialschule in Detmold wurden dann die Lipper nach und nach mit dem reformierten Bekenntnis bekannt und vertraut gemacht. So konnte endlich am 5. Juni 1605 in Detmold das Heilige Abendmahl zum ersten Male nach reformierter Weise gefeiert werden. Hier und da regte sich zwar Widerspruch. Besonders die stets eigenwilligen und steifnackigen Bürger der alten Hansestadt Lemgo jagten die ihnen aufgezwungenen reformierten Prädikanten zum Tore hinaus und ließen es wegen ihres lutherischen Glaubens auf eine Fehde mit ihrem allergnädigsten Landesherrn ankommen. Aber im ganzen hielt das lippische Volk sich ruhig und nahm das reformierte Bekenntnis an.

Der Sohn und Nachfolger Simons VI., Graf Simon VII., setzte die kirchlichen Pläne seines Vaters fort, und unter den reformierten Predigern, die er im Zuge dieser Entwicklung in Dienst und Pflicht nahm, befand sich auch der junge Magister Abraham Theopold, der Sohn des Superintendenten und Professor Theologiae Johannes Theopold zu Zerbst in Anhalt.

Abraham Theopold, der der Stammvater der heute in Lippe noch zahlreich blühenden Familie Theopold geworden ist, wurde im Jahre 1616 nach Blomberg als Prediger gesandt. In dieser Gemeinde traf er als seinen älteren Amtsbruder den Pastor Piderit an, den Verfasser der Lippischen Chronik. Piderit hing noch im Innern am Luthertum und war dem reformierten Bekenntnis abhold, trat aber nicht als offener Gegner hervor, weil ihm sonst Amtsentsetzung geblüht hätte. Natürlich mußte der feurige und im reformierten Bekenntnis festverwurzelte Abraham Theopold mit einem Amtsgenossen von solcher Gesinnung in Streit geraten. Zunächst blieb es bei kleineren Reibereien, aber im Jahre 1628 brach offene Fehde zwischen den Amtsbrüdern aus. Es kam so weit, daß Piderit, gerade von einer Gasterei kommend, versuchte, seinen Amtsbruder in der Kirche an der Vornahme einer Taufe zu verhindern — und zwar, wie Theopold in seiner Beschwerde darüber schreibt: „gotteslästerlich mit Sakrament und Gottes Krankheit fluchend und wie ein rasender Hund auf mich beißend". In einem anderen Falle hatten die Blomberger gar den erbaulichen Anblick, daß Piderit, als Theopold das Abendmahl austeilte, sich an den Altar drängte und seinem Amtsbruder den Kelch wegzureißen suchte. Trotz dieser „kollegialen Unterstützung" und trotz eines literarischen Angriffs des Rintelner Professors Menzer auf die von Theopold verfochtene reformierte Lehre von der Prädestination vermochte aber der junge Magister der Theologie sich durchzusetzen. Er war seiner Gemeinde 41 Jahre lang ein eifriger und gewissenhafter Seelsorger, auf den alle Gemeindemitglieder mit Achtung und Verehrung schauten.

Über den engen Blomberger Pfarrbezirk hinaus aber gewann Abraham Theopold dadurch Bedeutung, daß er in höherem Lebensalter Superintendent und vertrauter Berater des regierenden Grafen Hermann Adolf in Kirchen- und Schulangelegenheiten wurde. Diese Tätigkeit kann man nur dann ganz würdigen, wenn man sich vergegenwärtigt, wie sehr durch den verderblichen und unseligen Dreißigjährigen Krieg, der damals gerade sein Ende erreicht hatte,

Deutschland und mit ihm die Grafschaft Lippe verheert und zugrunde gerichtet war. Nicht nur war die wirtschaftliche Blüte des damals hauptsächlich Ackerbau treibenden Landes durch Niederbrennen der Bauernhöfe, fast völlige Vernichtung des Viehstandes und Verwüstung der Felder zerstört. Nein, fast schlimmer noch war die sittliche Verkommenheit der dem Schwert entronnenen Menschen, ihre mit schlimmstem Aberglauben verbundene Unwissenheit, ihre Unlust zu geregelter Arbeit, ihre Neigung zu Gewalttat, Diebstahl und Empörung, alles unvermeidliche Folgen langer, greuelvoller Kriegsjahre. Erschwert wurden diese betrüblichen Umstände noch dadurch, daß infolge der Kriegswirren auch die Beamtenschaft schwer heruntergekommen war, daß sich eine Menge unwissender, roher und gewissenloser Persönlichkeiten in gemeindlichen, staatlichen und selbst in kirchlichen Stellungen befand, die alle Ansätze zu neuer Ordnung und zur Besserung der Wirtschaftsverhältnisse im Keime zu ersticken drohten.

Hier griff Abraham Theopold in tatkräftiger Weise und mit unbestechlichen Händen ein. Es ist noch jetzt ein äußerst eindrucksvolles Promemoria von ihm aus dem Jahre 1652 vorhanden, durch das er den Grafen auf eine Reihe schwerer Mißstände hinweist, die im Kirchen- und Schulwesen und auch in sonstigen staatlichen Verhältnissen eingerissen waren. Dabei begnügt er sich nicht mit fruchtlosem Jammern und Klagen, sondern macht in jedem Falle gleich auf Mittel und Wege aufmerksam, um die Schäden zu beheben oder wenigstens zu mildern. Vor allem schlägt er vor, ein Lippisches Generalkonsistorium zu errichten, das durch häufige Kirchenvisitationen und durch Verhängung scharfer Kirchenbußen die nachlässig und zuchtlos gewordenen Geistlichen und Laien zur Ordnung und gewissenhafter Amtsversehung anhalten solle. Ebenso dringend verlangt er nach Errichtung von Dorfschulen, die mit brauchbaren Lehrern zu besetzen seien, denn den verwilderten und verarmten Leuten sei nur dadurch wirklich zu helfen, daß sie von Jugend an richtig erzogen würden. Ferner verlangt er, daß die Provinzialschule in Detmold, auf der klassische Bildung gelehrt wurde, ausgebaut und mit tüchtigen Lehrern versehen werde, die auch imstande seien, ihren Schülern als gutes Vorbild zu dienen. Schließlich ermahnt er die hochgestellten Personen, die Grafen und Ritter des Landes, dem Volk kein schlechtes Beispiel zu geben, sondern sich der Kirchenzucht zu fügen und den Kirchendienern das gebührende und notwendige Ansehen zu gewähren.

Entsprechend diesen Vorschlägen Theopolds und mit seiner tatkräftigen Unterstützung hat Graf Hermann Adolf versucht, seinem daniederliegenden Lande wieder aufzuhelfen. Natürlich waren die vorhandenen Mittel infolge der Kriegsverluste sehr dürftig und deshalb ging der Wiederaufbau nur ganz langsam vonstatten. Es hat noch lange Zeit über das Ableben des greisen Blomberger Superintendenten hinaus gedauert, ehe auch nur einigermaßen das von ihm gewiesene Ziel erreicht und die frühere Blüte wenigstens zum Teil wieder herbeigeführt war.

Aber daß er in schwerster Notzeit dies Ziel wies, und daß er mit unermüdlichem Eifer Hand anlegte an seiner Erreichung, das soll ihm unvergessen sein! Möge jeder Lipper dankbar seiner gedenken, wenn er Gelegenheit hat, den kunstvoll behauenen und jetzt in der Blomberger Kirche aufgestellten Grabstein des hervorragenden und verdienstvollen Mannes zu betrachten.

Katharina zur Lippe (um 1636)

Gräfin-Regentin nach 1636

Thronfolgestreitigkeiten hat es in Lippe des öfteren gegeben. Eine von ihnen hat während des Dreißigjährigen Krieges eine mutige junge Fürstin, die Gräfin Katharina, Witwe des 27jährig verstorbenen Grafen Simon Ludwig, durchgefochten. Bei der Austragung dieses Thronstreites haben sogar die Waffen geklirrt, wenn auch kein Blut vergossen wurde.

Katharina war eine geborene Gräfin von Waldeck, die Vormünderin ihrer drei Söhne, von denen der älteste beim Tode des Vaters eben erst vier Jahre alt war. Jene Vormundschaft war durch ein Reichskammergerichtsmandat vom 9. Februar 1637 der Gräfin ausdrücklich bestätigt worden und ihr zugleich als Ratgeber und zweiter Vormund ihr Vater, der Graf Christian von Waldeck, zur Seite gesetzt, sie selbst feierlich vereidigt und zur Landesregentin ernannt worden. Während sich dies ereignete, befanden sich die drei jüngeren Brüder des verstorbenen Grafen auf Reisen, kehrten aber alsbald zurück und nahmen ihren Wohnsitz im Detmolder Schlosse, in welchem auch die Gräfin mit ihren drei Söhnchen lebte, und begannen nach kurzer Anwesenheit schon einen teils offenen, teils im geheimen geführten Feldzug gegen ihre Schwägerin. Die Seele desselben war der älteste der Brüder, Johan Bernhard, der alle möglichen und noch mehr unmöglichen Mittel in Bewegung setzte, um sich in erster Linie die Herrschaft und den Besitz zu sichern. Er ließ sich die Schlüssel nicht nur des Detmolder Schlosses, sondern auch anderer herrschaftlicher Gebäude aushändigen, vereidigte die Schloßwache auf seinen Namen, schickte ihm ergebene Personen mit Notar und Zeugen in die Amtshäuser und Städte des Landes, diese für sich beanspruchend, hervorhebend, daß er bisher mit seinen Brüdern die Güter ungeteilt besessen habe, auf welchen Vorwand die Gräfin erwiderte: „Sie könne dann mit demselben Recht Notar und Zeugen nach Konstantinopel schicken und beim Großtürken Besitz ergreifen lassen." Denn nach überliefertem Brauch wurde alles schriftlich behandelt, und die Federhelden hatten viel zu tun, nicht nur bei dem hin und her geführten Schriftwechsel, sondern auch bei allerhand literarischen Veröffentlichungen, die unter den merkwürdigsten Titeln erschienen und bald von den einen, bald von den anderen Parteigängern eifrig verbreitet wurden.

Immer klarer trat die Absicht des Grafen hervor, nicht etwa das Land im Namen seines Neffen zu regieren, sondern sich der Regierung selbst zu bemächtigen. Von verschiedenen Seiten wurden Einigungsversuche unternommen, die daran scheiterten, daß die Gräfin in keinerlei Teilung des Landes willigte, sondern dasselbe später ungeschmälert ihrem Sohn übergeben wollte.

Nach dem Tode ihres Vaters, der Vormund gewesen, verlangte Graf Johan Bernhard die Auslieferung seiner drei Neffen und drohte, sie mit Gewalt unter seine Aufsicht zu bringen. Die Gräfin widersetzte sich dem beharrlich, in der Furcht, wie sie schreibt, „daß, wenn auch nicht ihr Schwager, doch seine italianisierten Minister ihren Waislein eine ungesunde Feige beibringen möchten". Um ihre Söhne rechtzeitig in Sicherheit zu bringen, setzte sie sich mit dem Anführer einer in Rinteln liegenden Truppenschar heimlich in Verbindung, ließ ihn mit einem zweiten Offizier am 10. August 1638 nach Detmold kommen und wußte ihm ihre beiden Knaben — der jüngste war noch zu klein — einzuhändigen, worauf die beiden Gräflein unter sicherem Geleit nach Marburg gelangten, der damaligen Residenz des Landgrafen Georg II. von Darmstadt, der nach dem Tode des Vaters der Gräfin durch Verfügung des Reichskammergerichts zum Mitvormund ernannt worden war. Graf Johan Bernhard war über diesen ihm gespielten Streich aufs höchste entrüstet. Er machte ein großes Geschrei über diesen „lippischen Prinzenraub", wie er ihn bezeichnete, der eine „weit aussehende, gewaltsame, ärgerliche, widerrechtliche, arglistige und tückische Entführung so zarter junger Kinder von so vornehmem Hause einen abscheulichen Menschenraub oder Plagium darstelle". Zugleich berief er die lippischen Landstände zu einem Landtag, aber sie kümmerten sich nicht darum, da sie allmählich den Charakter und die Absichten des Grafen durchschaut hatten und sich mehr und mehr auf die

Seite der Gräfin stellten, um ihr in ihrem Kampf um das Recht des Erstgeborenen beizustehen. Der Bitte der Gräfin, zu ihr ins Schloß zu kommen, suchten sie zu entsprechen, obwohl es ihnen Graf Johan Bernhard bei 500 Goldgulden Strafe verboten hatte; sie fanden aber die Tore verschlossen.

Nachdem Gräfin Katharina ihre beiden ältesten Söhne in Sicherheit wußte, traf sie klugsinnig ihre Vorbereitungen, um sich nun auch in den Besitz des Schlosses zu setzen. Sie benutzte Anfang Mai 1640 eine kurze Abwesenheit des Grafen Johan Bernhard dazu, einen ihr ergebenen Magister an den sich mit kaiserlichen Mannschaften in Hamm aufhaltenden Feldmarschall Grafen von der Wahl, der sicherlich wußte, daß Kaiser Ferdinand II. der Gräfin, deren Vater ihm dereinst auf der Jagd das Leben gerettet, wohlgesinnt war, zu senden und um seine Hilfe zu bitten. Der Graf kam mit etwa 400 Mann zu Fuß und 140 zu Pferde nach Detmold, „um en passant den gräflichen Personen die Hände zu küssen". Von Graf Johan Bernhard und seinen Brüdern, die von ihrem Hofpersonal umgeben waren, wurde er vor dem Schloß empfangen. Als sie ihn zur festlichen Bewirtung hineingeleiten wollten, erwähnte jener, daß ihn seine Soldaten begleiten möchten; die Grafen lehnten dieses jedoch ab, da ihnen durch den Prager Friedensschluß Neutralität und Freiheit von militärischen Besatzungen zugesagt worden war. Graf von der Wahl bestand jedoch darauf und hob hervor, daß seine Stellung als Feldmarschall und seine persönliche Ehre diese Begleitung erfordere, und daß er, falls man es ihm verweigere, dies als eine Beleidigung ansehen und dem Kaiser davon Mitteilung machen würde.

Das blieb nicht ohne Eindruck auf die Grafen, die nun dem General eine Begleitung von 25 Mann zugestanden. Als er, von diesen gefolgt, neben dem Grafen Johan Bernhard die Zugbrücke betrat, drängten seine übrigen Truppen hinterher, was den Schloßhauptmann Wrede veranlaßte, sofort die Zugbrücke, die aus zwei Teilen bestand, aufziehen zu lassen, so daß sich der General mit wenigen Begleitern auf dem äußeren Schloßhofe befand, abgeschnitten von den Seinen. Voller Empörung befahl der General, sogleich die Brücke fallen zu lassen und rief seinen jenseits des Grabens befindlichen Offizieren zu, sie sollten die noch unter ihnen weilenden beiden jüngeren Brüder des Grafen niederstechen, falls ihm ein Leid geschehe. Da mußte schon der Befehl befolgt werden; ein Teil der kaiserlichen Truppen drang alsbald ein, der übrige wurde in der Stadt untergebracht, während sich der General mit seinen Offizieren zur Gräfin Katharina begab und dort bis Mitternacht verblieb. Am nächsten Morgen rückte die gesamte Streitmacht mit klingendem Spiel vor das Schloß, der General machte wiederum mit seinen Offizieren der Gräfin seine Aufwartung, die ihre Gäste hocherfreut bewirtete. Zur Mittagstunde verabschiedete er sich von ihr und wurde von den drei Grafen bis zur Brücke geleitet. Hier wandte er sich zu seinen Leuten mit dem knappen Befehl: „Herauf, Burschen, und tut, was euch befohlen!" Die Soldaten stürzten sogleich ins Schloß, entwaffneten die Besatzung und besetzten die Wälle und sämtliche Posten. Während sich dies ereignete, stand Gräfin Katharina am Fenster ihrer Wohnung und verfolgte das Schauspiel, das sich vor ihren Augen abspielte. Der General winkte ihr freundlich zu und bedachte auch die verdutzten drei gräflichen Brüder mit einem spöttischen Abschiedsgruß, dann kehrte er an der Spitze seiner Truppen, mit Ausnahme jener im Schloß zur Besatzung verbliebenen, nach Hamm zurück.

Jetzt war Katharina wieder Herrin im Schloß wie im Land, und sie konnte ihre Macht ungehindert ausüben auf Grund der vom Grafen von der Wahl hinterlassenen schriftlichen Anordnung, daß alle die, „welche die kaiserlichen Mandate nicht respektierten und mit dem Feinde korrespondierten", in Arrest zu nehmen seien. Sie machte davon mehrfach Gebrauch und ließ sogar verschiedene Personen, von denen sie nichts Gutes erwarten konnte, im Zimmer des Grafen Johan Bernhard verhaften, als sie sich bei diesem befanden. Nun ward auch dem Grafen selbst der Boden zu heiß unter den Füßen; er verließ wenige Tage nach diesem Vorfall das Schloß, aus dem sich schon vorher seine Brüder entfernt hatten.

Gräfin Katharina vermählte sich einige Jahre später mit dem Kaiserlichen General-Feldmarschall-Leutnant Herzog Philipp Ludwig von Holstein-Sonderburg und starb, erst 37 Jahre alt, nach sechzehnjähriger Ehe. Sie wurde in der Gruft der Nikolaikirche zu Lemgo begraben.

Frisch, keck, mit sichtlicher Freude an wagemutigen Unternehmungen, nicht klein zu bekommen durch allerhand Widerwärtigkeiten und Intrigen, so lernt man Gräfin Katharina kennen. Sie liebte den Kampf auch um des Kampfes willen, ihren ganzen Ehrgeiz einsetzend, als Frau Siegerin zu bleiben.

Hermann Cothmann (1629 – 1683)

Der „Hexenbürgermeister" von Lemgo

Die Cothmanns gehörten zu den Patriziergeschlechtern, die dem alten Lemgo seine Bürgermeister, Räte und Richter stellten. Eine alte Grabtafel in der Marienkirche vom Jahre 1435 ist einem Hermann Cathemann gesetzt. Zwei Brüder Cothmann stifteten im Jahre 1569 das Geld zum Wiederaufbau des kleineren Turmes der Nikolaikirche.

Das prächtige Haus auf der Neustadt erwarben im Jahre 1625 die Eltern des späteren „Hexenbürgermeisters", Diderich Cothmann und Catharina Goehausen, als eine zu ihrem „angefangenen Kaufhandel bequeme Wohnung". Zur Bezahlung der Kaufsumme lieh ihnen ihr Schwager und Bruder, der Schaumburgsche Rat und Professor an der Universität Rinteln Dr. Hermann Goehausen 250 Taler, die mit 12½ v. H. zu verzinsen waren. Aber obgleich der wohlbegüterte Verwandte noch einmal 200 Taler vorstreckte, wollte der Kaufhandel nicht gedeihen. Bei den schlimmen Kriegszeiten wohl begreiflich. Nach fünfjährigem Besitz mußte Cothmann sein Haus verpfänden. So ist zu vermuten, daß auch die Jugend der Kinder nicht sorgenlos war.

Dennoch ging sowohl der im Jahre 1629 geborene Hermann, wie sein Bruder Johann Franz, zur Universität, um die Rechtswissenschaft zu studieren. Freilich, Hermann war „ein elender Stipendiat und mußte aus fremden Mitteln leben". Die Schulden des Vaters waren im Jahre 1656 auf mehr als 1000 Taler angewachsen, und die Witwe des Dr. Goehausen klagte auf Rückzahlung.

Um diese Zeit brach ein ungleich furchtbareres Schicksal über die Familie herein. Die Hausfrau wurde in den Hexenprozeß verwickelt, der im Jahre 1652 anhub und in drei Jahren 38 Opfer forderte. Die Mutter des Mannes, der später zum schrecklichsten Verfolger der Hexen und Hexer werden sollte, wurde „wegen verübter Zauberei" zum Feuertode verurteilt, darnach zum Schwerte begnadigt „und demnächst darauf dero Körper in die Erde verscharret".

Ihr Sohn Hermann war damals fünfundzwanzig Jahre alt. Wie mag er über die mörderische Justiz wider seine Mutter gedacht haben? Hielt auch er seine Mutter für eine Giftmischerin? Man ist versucht, zwischen dem, was ihm und den Seinen damals angetan wurde, und dem, was er später den andern antat, einen Zusammenhang zu sehen. Übrigens war auch der Stadtsekretär Berner, damals schon Fiskalis und später Cothmanns Kollege und unersättlicher Spürhund, einer „Hexe" Sohn.

Von jener Studienzeit Hermanns berichtet sein späterer Schwager und erbitterter Gegner Erich de Baer: „Zu Jena war er mein Tischgenosse. Es war damals sein Mut nicht groß, fürnehmlich, da ihm der schlechte Nachklang von wegen seiner Mutter folgte. Ich half ihm, wie ich konnte, rekommendierte ihn meinem Vater selig bestermaßen, daß er ihm in seiner Notdürftigkeit mit 200 Thalern unter die Arme griff und zwar deren 100 ihm aus der Faust schenkte und ihm eine Tochter mit einer ehelichen Aussteuer versprach und zur Ehe gab. Er aber hat mit Undank, Haß und Verfolgung mich gelohnt."

Als 1658 der Vater starb, kehrte Hermann nach Lemgo zurück, um sein völlig verschuldetes Erbe anzutreten. Die Gläubiger forderten den Besitz des Hauses. Da rettete ihn die Heirat mit der um zwei Jahre älteren Christina de Baer, Tochter des Dissener Vogts Wilhelm de Baer. Er blieb Besitzer des Hauses, doch war sein Wohlstand gering. Er war entschlossen, ihn auf alle Weise zu mehren, und schon lange, bevor er Bürgermeister wurde, warf man ihm vor, daß er für Darlehen „dreifachen Judenzins nehme".

Das Regiment der Stadt lag seit vielen Jahren in den Händen von vier Bürgermeistern, deren eines Paar, Kerkmann-Müller, mit dem andern, Kleinsorge-Wippermann, im Vorsitz des „Neuen Rats" jährlich wechselte, während dem andern Paar jeweils die Führung des „Alten Rats" verblieb. Kleinsorge von der Altstadt und Kerkmann von der Neustadt waren, wie der dauernd amtierende Stadtsekretär Berner, gelernte Juristen. Der brutal herrschsüchtige Kerkmann hatte jenen Hexenprozeß entfesselt, dem auch Cothmanns Mutter zum Opfer gefallen war. Er

hatte die Zahl seiner Gegner dadurch vermehrt. Hermann Cothmann war nicht unter ihnen. Kalt rechnender Streber, schlug er sich von vornherein auf die Seite Kerkmanns. Anders Dr. Sprute, der Sohn jener Böndelschen, der, ebenso wie der Oberstleutnant Abschlag, den ersten Angriff der Hexenrichter siegreich abgeschlagen und in einem langen Prozeß gegen die Stadt für seine Mutter einen Freispruch durch Universitätsentscheidung erwirkt hatte. Diese Niederlage wurmte den eiteln Greis und seine Freunde aufs empfindlichste. Kühner traten jetzt die Gegner hervor. Öffentlich tadelte der Kaufmann Rottmann als „Wortwahrer der Gemeinheit" und Dietrich Adolf Kleinsorge, des Bürgermeisters ältester Sohn, als Syndikus der Stadt das ungetreue, leichtfertige und eigensüchtige Regiment Kerkmanns.

Da holte der 78jährige zu dem Schlage aus, der alle Gegner vernichten sollte. Er nahm im Jahre 1665 den Hexenprozeß wieder auf, gegen den Willen der alten Bürgermeister Kleinsorge und Wippermann und unter Mißachtung des Rechtsschutzes, der Abschlag und der Böndelschen zustand. Doch war der Widerstand der Besonnenen immer noch so stark — besonders des scharfsinnigen und rechtskundigen Anwalts D. A. Kleinsorge —, daß der kränkelnde Kerkmann sich nach einem jüngeren Helfer umsah, dem er die schwere Last des Hexenprozesses übertragen konnte.

Er fand ihn in Hermann Cothmann, der am 16. Januar 1666 zum Direktor des peinlichen Gerichts ernannt und vereidigt wurde. Drei Tage später fiel Abschlags Haupt. Die Böndelsche war schon vier Wochen vorher geköpft. Da im selben Jahre Kerkmann und die beiden andern alten Bürgermeister starben — Kleinsorge war nicht wiedergewählt —, übernahm Cothmann, auch ohne dem Rat anzugehören, die Rolle Kerkmanns, dessen Freunde im Rat, besonders der Siegler Kuckuck und der alte Sekretär Berner, sich eng mit ihm verbündeten.

Die Männer — so heißt es in einer späteren Klage beim Reichskammergericht — „taten, was sie wollten, denn sie waren Kommissare und Magister, Brandmeister, Ankläger, Richter und Henker zugleich und brauchten keine Verantwortung ihrer Prozeduren zu geben". Da auch der Vertreter der Berufungsinstanz, der gräfliche Kanzler Tilhen, sowohl mit der Kerkmannschen wie Cothmannschen Sippe verwandt und verschwägert war und die Lemgoer Methoden deckte, konnten jetzt „die Herren von Lemgo" ein unerhörtes Schreckensregiment aufrichten und ihre Widersacher vernichten.

Der zur Besonnenheit und Vorsicht im Hexenprozeß mahnende Pastor Andreas Koch wurde von zahlreichen Weibern, die man eigens zu diesem Zwecke verhaften und foltern ließ, als Zauberer „beklafft" und geköpft. Rottmann, von Kleinsorge glänzend, doch vergebens verteidigt, erstach sich nach der ersten Folter mit einem Messer. 37 Justizmorde waren das Ergebnis des Jahres 1666. 1667, wo Cothmann neben Berner zum Bürgermeister gewählt wurde, waren es 27. Zwei Ratsherren, die als Deputierte die Greuel nicht mehr mitmachen wollten, wurden abgesetzt, ein anderer, der Bäckermeister Dierking, der als Mitglied des Rats sich gegen Cothmanns Diktatur aufzulehnen wagte — „sie wären Menschen und keine Krautköpfe" —, entging dem tödlichen Prozeß nur durch die Flucht und klagte über jene Verfolgung Cothmanns länger als ein Jahrzehnt beim Reichskammergericht. Die Geistlichen sagten zu allem Ja und Amen. Nur Magister Kemper, der Vater Engelbert Kämpfers und einst eifriges Mitglied der Inquisition, war durch das Schicksal seines Amtsbruders und Schwagers Koch endlich an der Gottwohlgefälligkeit solcher Hexenausrottung irre geworden.

Den Brüdern Kleinsorge wurde die Verfasserschaft eines Pasquills aufgehalst, das die himmelschreienden Rechtsmethoden der Lemgoer und Detmolder Herren in scharfer Satire geißelte. Der jüngere Kleinsorge rettete sich durch die Flucht ins Heer des Großen Kurfürsten, der ältere, ein herrliches Beispiel geistiger Freiheit und unerschütterlichen Mutes, wurde an Stelle des Bruders verhaftet und saß drei Jahre auf dem Sternberg gefangen. Es war sein Glück, daß auf Wunsch des Grafen die Behandlung seines Falles dem Lemgoer Rat entzogen und zwei Detmolder Kommissaren übertragen wurde. Solange er gefangen saß, hielt man mit der Hexenverfolgung inne. Drei Tage nach seiner Freisprechung ließ Cothmann, nur um neue Hexenaussagen gegen ihn zu beschaffen, aufs neue verhaften, foltern, köpfen, brennen: so fielen im Jahre 1669 noch 8 Opfer, unter ihnen der alte Apotheker Wellmann, der „das Zauberwerk für eitel Phantasey" erklärt hatte. Dafür wurde er lebendigen Leibes verbrannt, nachdem er die gewünschte Aussage gegen die Kleinsorgen geliefert hatte.

Die massenhaften von Cothmann veranlaßten Justizmorde nach satanischer Folterung der armen Opfer fordern unser sittliches Urteil heraus. Dürfen wir aber bei einem einzelnen von Schuld sprechen, da es sich beim Hexenwahn doch offenbar um eine Massenpsychose handelt? Handelten also nicht jene Lemgoer Hexenrichter in dem guten, wenn auch falschen Glauben, mit der Ausrottung der Hexen und Zauberer ein Gott wohlgefälliges Werk zu tun?

Wer die 191 im Lemgoer Stadtarchiv aufbewahrten Prozesse studiert, wird bald vier Perioden der Verfolgung unterscheiden, die in der Prozeßführung — Zeugenverhör, Universitätsbefragung, Folter, Urteil — wie in den Antrieben zur Verfolgung erheblich voneinander abweichen. Für die erste Periode, 1564 bis um 1600, ist dies bezeichnend: die Richter prüfen sorgfältig, weisen leichtsinnige Verleumdungen zurück und zeigen keinerlei persönliche Gehässigkeit. Die Folter ist noch einigermaßen menschlich, die Strafe meist Landesverweisung, selten der Feuertod. Auch Freisprechungen kommen vor. Die zweite Periode, 1614 bis 1637, also zum größten Teil im Dreißigjährigen Kriege, zeigt Verschärfung der Tortur bis zu unüberbietbarer Bestialität — viele werden zu Tode gefoltert —, die Strafe ist zuerst durchweg Verbrennung, später meist das Schwert. Aber auch hier sind persönliche Beweggründe bei der Inquisition nicht wahrnehmbar. In der dritten Periode, 1652 bis 1654, bleibt die Leichtfertigkeit und Grausamkeit des Verfahrens die gleiche, doch ist hin und wieder, besonders bei Abschlag und der Witwe Böndel, Feindseligkeit der Richter spürbar. Bei der letzten, von Cothmann geleiteten Verfolgung aber handelt es sich einzig und allein um einen politischen Kampf, den pflichtvergessene und eigensüchtige Machthaber gegen ihre Kritiker und Gegner führten. Kaltblütig brauchten sie dabei den Hexenprozeß als wirksamste Waffe. Sie waren Nutznießer des Volkswahns, den sie mit peinlichstem Eifer nährten und pflegten. Bezeichnend ist schon das Zahlenverhältnis der Männer und Frauen. Unter 81 Opfern der zweiten Periode waren nur 4 Männer, unter den 72 der Jahre 1666—1669 dagegen 22. Einem der Torturherren entfuhr einmal auf dem Rathause die Äußerung, die jene Männer vernichtend kennzeichnet, „sie müßten noch 14 Personen weg haben, ehe sie mit dem Hexenprozeß aufhörten oder sie kriegten selbst einen Prozeß an den Hals". Der Henker selbst, Meister David Claus, fühlte sich beschwert. „Der Teufel möchte das Handwerk holen, wenn es den Leuten in der Marter oder sonsten vorgesagt würde, was sie bekennen sollten."

Wie aber ist es zu begreifen, daß die Bürger den Mann, der ihnen zur furchtbarsten Geißel ward, von 1667 an Jahr um Jahr bis zu seinem Tode, mit zwei Ausnahmen, zum ersten Bürgermeister wiederwählten? Nun, die einen wählten ihn, weil sie von ihm begünstigt wurden, die andern, weil sie ihn fürchteten. Rottmann und Dierking waren warnende Beispiele. Als 1675 zwei mutige „Wortwahrer der Gemeinheit" Cothmanns Wiederwahl widersprachen, weil sie in ihrem „Gewissen keine geringe Skrupel bekommen, ob es verantwortlich, einen Mann in den Rat und zum Bürgermeister zu willigen, von dem es ruchbar, daß er geizig und eigensüchtig sei, der bei dem Stadtwesen gegen den gemeinen Nutzen sich zu bereichern gesucht und fast auf allerhand Weise, die nur in Lemgo zu denken, mit anderer Leute Schaden seinen Vorteil gesucht", da erzwang Cothmann, daß die beiden aus dem Rat gestoßen wurden.

Da es in seiner Hand lag, zu bestimmen, gegen wen der Hexenprozeß zu eröffnen sei, aus dem es für den einmal Verhafteten kein Entrinnen gab, so war er in der Tat beinah Herr über Leben und Tod seiner Mitbürger. Wenn es trotzdem im Jahre 1678 elf Bürger wagten, sich im Namen der bedrängten Bürgerschaft beim Grafen über ihn zu beschweren, so darf man schon daraus auf das Übermaß seiner Sünden schließen. Die Leute klagen nicht etwa über die Hexenverfolgung, die seit acht Jahren ruhte, sondern über die brutale Willkür bei der Festsetzung der öffentlichen Abgaben. „Es ist ein Jammer anzusehen, wie die Stadtdiener bei Zahlungsunfähigkeit ohne weiteres Kühe und Hausgeräte wegnehmen, ja den armen Leuten bei harter Winterzeit ihre Betten aus den Häusern tragen und mit der armen Leute großen Schaden an die Juden verkaufen." Cothmann sei ein schrecklicher Flucher, ein Wucherer, ein ungerechter und eigensüchtiger Mensch. Kein Fremder ziehe in die Stadt, vielmehr suchten ihre Kinder anderswo Unterkunft, weil Lemgo „jetziger Zeit eine verachtete Stadt sei, die vorher hoch angesehen war". Der Graf hatte für die eingehend begründete Klage taube Ohren. Es folgen neue erschütternde Klagen von 17, hernach noch einmal von 30 Bürgern. Der Landesherr möge sich erbarmen, sei er doch „Statthalter Gottes in diesem Lande". Da griff der hohe Herr endlich ein: er ließ die elf „Meuterer" ins Gefängnis

werfen und verurteilte jeden zu 100 Talern Geldbuße.

So gedieh des Hexenbürgermeisters Hafer kräftig weiter.

Bis zum 30. Lebensjahre war er bis über die Ohren verschuldet gewesen, „ein elender Stipendiat". Am Ende seines Lebens besaß er drei Häuser, 22 Gärten und zahlreiche Ländereien rings um die Stadt und einen Haufen Obligationen. Im Jahre 1675 ließ er sich, „wegen der großen Mühe, die er mit der Münsterschen Einquartierung gehabt", Immunität, d. h. Freiheit von allen städtischen Lasten, erteilen.

Seine Machtstellung schien unerschütterlich. So wagte er's noch einmal, 1681, seinen geliebten Hexenprozeß zu erneuern — vielleicht, um den Rest seiner Gegner zu vernichten. Noch stand ja im „schwarzen Buch" eine lange Reihe von Namen verzeichnet. Das erste Weiblein, das geholt wurde, die Blattgarstsche, bekannte aus Angst schon ohne Folter und wurde zum Lohn dafür „begnadigt" zum Schwerte. Aber bei der zweiten, Maria Rampendahl, Frau des Barbiers Hermensen, geschah das Unerhörte, daß sie trotz furchtbarer wiederholter Folter nicht bekannte, aber — zum Leidwesen Cothmanns — auch nicht starb. Sie wurde auf ein Universitätsgutachten hin zur Landesverweisung verurteilt und verklagte dann, von tüchtigen Anwälten beraten, ihre Peiniger beim Landesherrn. Als das nicht half, verklagte sie den Lemgoer Rat samt dem Landesherrn beim Reichskammergericht.

Cothmann schäumte vor Wut ob solcher Frechheit. Er, der nur immer Ankläger und Richter gewesen, mußte nun in langen, mühseligen Schriftsätzen seine schandbaren Methoden verteidigen. Das hat ihm den Rest seines Lebens gründlich vergällt. Leider kam die Stadt mit der Hälfte der Prozeßkosten davon. Jene unerhört tapfere Frau aber, die ein Kind an der Brust trug, als Cothmann sie verhaften ließ, hat dem Schurken sein teuflisches Handwerk gelegt und gewiß vielen das Leben erhalten. Als des Bürgermeisters gierig zusammengerafftes Vermögen in Gefahr kam, verging ihm mit einem Schlage alle Lust, „zur Ehre Gottes" Menschen zu morden.

Am 4. Februar 1683 ist er, erst 53jährig, nach längerem Siechtum gestorben.

In seiner Familie herrschte Hader. An seinem einzigen Sohn erlebte er eitel Schande.

Sein Tod war qualvoll, wie sein Leben — ein von Herrschsucht, Habsucht und Haß erfülltes Leben — unselig gewesen war. In unserer Seele Seligkeit oder Unseligkeit haben wir Menschen den Himmel oder die Hölle. Darum dürfen wir schon auf Erden gewiß sein: auch in des Hexenbürgermeisters Leben haben Gottes gerechte Gerichte gewaltet.

Johann Jakob Zeller

Lippischer Generalsuperintendent, Schöpfer der Kirchenordnung von 1684

Bis zum Jahre 1903 war das Amt des leitenden Geistlichen (Generalsuperintendenten) der lippischen Landeskirche mit einem Pfarrdienst in der reformierten Gemeinde Detmold verbunden. In dies Doppelamt berief der Graf Simon Henrich im Jahre 1677 den bis dahin als Prediger in der reformierten Gemeinde Rees am Niederrhein stehenden Johann Jakob Zeller. Er wurde am 30. Oktober 1677 in der alten reformierten Kirche in Detmold in sein neues kirchliches Amt eingeführt und hat es bis zu seinem Todestage, 12. Oktober 1691, verwaltet. Im Chor der genannten Kirche wurde seine Leiche beigesetzt, dahin getragen von Ratsherren der Stadt, begleitet von der gräflichen Familie, den Predigern des Landes und zahlreichen Männern und Frauen.

Generalsuperintendent Zeller war von Geburt ein Schweizer. Er entstammte einer angesehenen Patrizierfamilie der Stadt Zürich. In seinem Pfarramt am Niederrhein kam er in nähere Verbindung mit dem namhaften holländischen Theologen Jodokus von Lodenstein, der gerade in dem Jahr, in dem Zeller als Generalsuperintendent nach Detmold kam, als Prediger in Utrecht gestorben ist. Lodenstein ist für die theologische und die persönlich christliche Entwicklung Zellers bestimmend geworden, dessen ernst christlicher frommer Sinn von jenem Erneuerer des Lebens in der niederländischen und deutschen reformierten Kirche entscheidend beeinflußt worden war. Lodenstein war gegen ein ausgeartetes weltlich gewordenes, verfallendes Christentum in seiner Heimat aufgetreten, er selbst ein „lebendiges Bild ungefärbter Gottseligkeit, ein Kämpfer im Gebet, ein wunderbar begabter Prediger, ein kluger und beständiger Held im Glauben".

Es war für das noch unter den unheilvollen Folgen des großen deutschen Krieges seufzende lippische Land ein großer Gewinn, daß ein unter so bedeutsamem Einfluß stehender, wissenschaftlich und charakterlich durchgebildeter und gereifter Mann, wie Zeller es war, zum Kirchenführer bestellt wurde. Ihm wird nachgerühmt, daß er in der Gemeinde Detmold als Prediger und Seelsorger in großem Segen gewirkt habe. Ein Zeichen von hingebender Pflichttreue war es jedenfalls, daß er in seiner letzten Lebenszeit, als er von Gicht geplagt wurde, immer noch seines Amtes als sonntäglicher Prediger waltete. Er ließ sich aus seiner der Kirche schräg gegenüberliegenden Wohnung mit Erlaubnis des ihn hochschätzenden Landesherrn in einer Sänfte von zwei Soldaten der Schloßwache in das Gotteshaus tragen und predigte dort in einem Stuhl vor dem Altar. Aber die hervorragende Stelle, die Johann Jakob Zeller in der Geschichte der lippischen Kirche einnimmt, ist durch einen anderen und besonderen Umstand gegeben: er ist der Verfasser der im Jahre 1684 herausgegebenen und seitdem bis auf den heutigen Tag für das kirchliche Leben grundlegenden Kirchenordnung geworden. Die große Aufgabe wartete auf Zeller, als er 1677 auf den lippischen Boden kam, und sie zu erfüllen, war er gerade der geeignete Mann. Man hat die Lippische Kirchenordnung von 1684 als ein Meisterwerk ihrer Zeit bezeichnet. Dabei muß allerdings die durch ihre Entstehungszeit bedingte Eigenart des umfangreichen Werkes besonders unterstrichen werden. Aber diese alte Kirchenordnung zu lesen, ist auch heute noch der Mühe wert. Sie ist belehrend und in den meisten Abschnitten erbauend zugleich, in manchen Beziehungen noch immer maßgebend und wegweisend.

Als Generalsuperintendent Zeller, im Jahre 1678 mit Abfassung einer Kirchenordnung beauftragt, schon zwei Jahre später einen unter Benutzung sowohl der älteren lutherischen Kirchenordnung des Landes (1571) als auch der kurpfälzischen Friedrichs des Frommen (1563) ausgearbeiteten Entwurf vorgelegt hatte, wurde dieser zunächst einigen berufenen Beurteilern zur Begutachtung zugestellt, nämlich je drei Theologen und Nichttheologen, die letzteren waren der Konsistorialpräsident Gottschalk, der Kanzleidirektor Dr. Wippermann und ein Dr. Hoffmann, die ersteren die Superintendenten Hildebrand in Lüdenhausen, Schröder in Horn und der Pastor Lampe in Detmold, der Schwiegersohn Zellers und Vater des nachmals berühm-

ten Friedrich Adolf Lampe. Diese sechs Männer haben auf den Inhalt wie auf die Fassung des Entwurfs vielfach eingewirkt, wie sich aus ihren noch vorhandenen gutachtlichen Äußerungen ergibt. Der erste Entwurf selbst ist nicht mehr vorhanden. Trotz der Mitwirkung der genannten verschiedenen Gutachter zur Feststellung der nun vorliegenden endgültigen Fassung zeigt diese ein einheitliches Gepräge, das von dem überragenden Einfluß Zellers stammt.

Der eigentliche Zweck der neuen Kirchenordnung, auf die man schon Jahrzehnte vor Zellers Berufung nach Detmold oft hingezielt hatte, war die fortgesetzte Reinigung des Kirchenwesens von allem, was dem lauteren Evangelium noch zuwider war. Schon im Anfang des Jahrhunderts hatte der kenntnisreiche, politisch nicht unbedeutende und theologisch wohl gebildete Graf Simon VI., der erste lippische Landesherr, der mit seiner Familie das heilige Abendmahl nach reformierter Weise feierte, den seinem kirchlichen Reformationswerk widerstrebenden Lemgoern versichert, er wolle niemanden gegen sein Gewissen in Religionssachen beschweren und in Glaubenssachen nichts abändern oder den Bürgern etwas aufbürden, sondern „nur das papistische Ceremoniell, welches in den Kirchen übriggeblieben, abgeschafft wissen". Um diesem Ziel näherzukommen und immer wiederholten Vorstellungen besonders aus dem Kreise der lippischen Landesgeistlichkeit gerecht zu werden, hatte man schon Zellers Amtsvorgänger, den frommen und einsichtigen Generalsuperintendenten Sustmann, mit Abfassung einer neuen Kirchenordnung beauftragt. Aber sein nicht nur alsbald angefangenes, sondern im Entwurf auch zum Abschluß gebrachtes Werk ist nicht ins Leben getreten. Darauf deutet die Bemerkung in dem Landesherrlichen Publikationsdekret der Kirchenordnung vom 9. Juni 1684, daß die „nicht unbilligen" Verbesserungen, deren Notwendigkeit bei der alten Kirchenordnung sich gezeigt hätten, „unter der ersten Hand unvollzogen bestecken blieben", nun aber „durch die zweite Mühe ganz von neuem sorgfältig und mit großem Fleis und Vorsichtigkeit entworfen, zusammengetragen und Uns zur Revision und Approbation in Unerträglichkeit zugestellet worden". Das Lob der Sorgfalt, großen Fleißes und Vorsichtigkeit bei Abfassung der Kirchenordnung durch die „zweite" Hand Zellers ist zweifellos berechtigt, und die weitere Äußerung in demselben Dekret, die Kirchenordnung finde „innerhalb und außerhalb des Landes bei allen christlich und rechtlich Gesinnten eine große Approbation", war gewiß zutreffend. Es konnte kaum anders sein bei einem kirchlichen Grundgesetz, das in seiner Präambel ernst und feierlich verkündet: „In den Kirchen und Gemeinen dieser Graf- und Herrschaften sol keine andere Lehre noch von Predigern geführt noch von Zuhörern angenommen werden, denn die ihren gewissen Grund hat in den göttlichen canonischen Schriften Alten und Neuen Testamentes, welche für die einige Grundregel und vollkommene Richtschnur aller heilsamen Lehre rechten Glaubens und heiligen Gott wohlgefälligen Lebens erkannt und derowegen auch zum Grund dieser Kirchen-Ordnung hiermit gesetzet seyn sol." Neben der Heiligen Schrift wurde auf die altchristlichen und die reformatorischen Bekenntnisschriften verwiesen, besonders den zu alleinigem Gebrauch in Kirche und Schule vorgeschriebenen Heidelberger Katechismus, „nicht zwarn als gleich hoher Authorität und Würde mit den heiligen Schriften der Propheten und Aposteln, sondern als ein aus denselben wohl verfasseter und darauf klärlich gegründeter Auszug der Lehre der Wahrheit, welche zur Gottseligkeit ist".

Man wird, selbst vom heutigen Standpunkt aus, nicht bestreiten können, daß die Kirchenordnung ihre soeben wiedergegebenen Grundsätze im allgemeinen, besonders aber in ihren Vorschriften über die Verwaltung des Predigtamtes und das amtliche wie persönliche Verhalten der Pfarrer und Kandidaten, mit Einsicht und Umsicht, mit offensichtlicher Milde, aber auch mit nötigem Ernst durchführt. Daß wenige Jahrzehnte nach dem das wirtschaftliche sowie das religiöse und sittliche Leben verheerenden Dreißigjährigen Kriege solche echt evangelische, die Kirche wirklich ordnenden Richtlinien amtlich gegeben werden konnten, das verdient alle Anerkennung und ist für den in erster Linie an der Entstehung der Kirchenordnung beteiligten und für sie verantwortlichen Generalsuperintendenten Zeller ein hohes Lob.

Das ausgesprochene Lob schließt nicht aus, daß die Kirchenordnung sich in wesentlichen Punkten als ein nur schwaches Kind ihrer Zeit erweist und insoweit tatsächlich nicht zu wirklicher, geschweige dauernder, Durchführung gekommen ist. Hinsichtlich der doch stark gesetzlich gefärbten Predigerkonvente z. B. bemerkt achtzig Jahre nach Erlaß der Kirchenordnung der damalige Generalsuperintendent, sie seien „schon vor langen Jahren" wegen allerlei Ursachen abgeschafft worden. Zu ihrer immerhin nützlichen Wiedereinführung würden verschiedene neue Einrichtungen erfordert

werden. Lebensunfähig waren auch — dies scheinbar von vornherein — manche vorgeschriebene Formen der Kirchenzucht und öffentlichen Kirchenbuße, die auch vor den ernsten und weisen Grundsätzen des Katechismus nicht bestehen können. Manche in das Polizeigebiet übergreifende harte Strafbestimmungen der Kirchenordnung wird heutzutage kein Verständiger billigen. Vor allem aber wird, obwohl die Kirchenordnung Kirchenälteste und geordnete Presbyterien kennt — allerdings nur von den Klassensuperintendenten eingesetzt —, eines schmerzlich vermißt: die Kirche baut sich nicht aus den Gemeinden auf, die nicht einmal ihre eigenen Ältesten wählen durften und denen auch sonst wesentliche, ihnen zustehende Rechte und Befugnisse vorenthalten blieben. Die vom Landesherrn ernannten Superintendenten und das Konsistorium haben auch da, wo es sich nach gesunden, auf dem Wesen der Kirche beruhenden Grundsätzen nicht gebührt, das entscheidende Wort. Es hat fast zweihundert Jahre gewährt, bis (1877) in dieser Beziehung unsere heimische Kirche zu einem entscheidenden Fortschritt kam. Aber welcher Geschichtskundige hätte schon für die Zeit gegen Ende des 17. Jahrhunderts wirksame Ansätze zu einer Presbyterial- und Synodalverfassung der Kirche erwartet? Bemerkenswert bleibt immerhin, daß unter den obengenannten ersten Beurteilern der Zellerschen Kirchenordnung doch eine Stimme — es war die des Superintendenten Hildebrand — sich erhob, die in auffallender Weise als Vorandeutung einer viel späteren Entwicklung gelten kann.

Die Kirchenordnung von 1684 war zunächst auf die in Lippe ganz überwiegenden reformierten Gemeinden berechnet, aber es wurden auch die „Prediger und Gemeinden in denen also genannten Lutherischen Kirchen dieser Grafschaft zu deren gleichmäßiger Observation angewiesen", gleichwohl mit erheblichen Beschränkungen, so daß die Gewissensfreiheit voll gewahrt blieb. Wenn die Kirchenordnung wollte, daß die Lutheraner nicht „vom allgemeinen Gottesdienst sich absentieren und dadurch die Gemeinden trennen und ärgern" sollten, so war das wohl nur im Interesse wohlgemeinter Ökumenizität gewünscht und verordnet, aber freilich zumal bei den auch für andere Gottesdienstverächter angedrohten Strafen nicht ganz unbedenklich.

Zum Schluß sei hervorgehoben, daß die Kirchenordnung selbst sich nicht als unfehlbar und für alle Zeit endgültig angesehen hat. Das Publikationsdekret enthält in dieser Beziehung einen deutlichen Hinweis und einen von gutem kirchlichen Verständnis zeugenden Vorbehalt. Um so mehr verdient der Name des frommen, gelehrten, auch menschliche und zeitliche Schranken wohl kennenden Verfassers der Kirchenordnung ein bleibendes ehrendes Gedenken im lippischen Lande und in seiner Kirche.

Joachim Winand (1623–1703)

Der erste Senne-Pastor

1623 ist er geboren, 1703 gestorben, der Pastor Joachim Winand, der alle Zeit seines Lebens ein armer, getretener Knecht war und am Ende doch ein hochgestimmtes Loblied auf Gottes schöne Erde sang.

Um der Wahrheit willen darf nicht verschwiegen werden, daß Ehren Winands Lebensweg weit unter der Schwelle lauterer Heiligkeit verlief; ja man darf sagen, ihm habe sogar oft jenes Maß von bloßer Wohlanständigkeit gefehlt, das bei einem Diener Gottes billig vorausgesetzt werden muß. Zu Zeiten war er wohl weniger vom heiligen Geist besessen, als von jenem ganz und gar unheiligen Geist, der in den Köpfen der Menschen mächtig rumort, wenn sie zuviel des leidigen Branntweins getrunken haben. In Heiligenkirchen, wo er in jungen Jahren amtierte, ließ Winand mehr durch seine Kehle fließen, als er bezahlen konnte; und die Schnapsgroschen liefen schließlich zu Talerschulden zusammen. Hinter dem Zechtische ließ er dann seine Pfarrkinder mit schimpflichen Worten über seine Zunge laufen, es gab Ärger und Streit, und alles in allem war er seiner Gemeinde gerade das Gegenteil von einem guten Hirten. So kam es denn, daß den Pastor Winand im Jahre 1670 eines Tages die Nachricht traf, er sei seines anstößigen Lebenswandels wegen aus dem geistlichen Amte entlassen.

Das war eine harte Strafe. Der Roggen auf dem Pfarracker schoß eben in die Halme, und das Kohlgemüse grünte im Garten, da sollte er Haus und Acker verlassen. Nun hätte er nicht Joachim Winand heißen müssen, wenn er jetzt still ausgezogen wäre; nein er begegnete seinem Nachfolger mit Trotz; er werde nicht eher ausziehen, bis ihm alle Frucht bezahlt sei, sagte er und verblieb ruhig im Pfarrhause; er verfehlte auch nicht, den neuen Pfarrer im Krughause mit lärmenden Worten herabzusetzen. Nur konnte am Ende alles nicht helfen: Joachim Winand mußte mit Schande abziehen.

Nun saß er da in großer Armut, mit einer Frau und vielen Kindern, mit viel Schuld und vielen Schulden. Was sollte er tun in solcher Bedrängnis? Es blieb ihm nichts, als Buße und Besserung zu geloben, de- und wehmütig bei der Obrigkeit anzuklopfen, daß man ihm doch irgendwo wieder die Gnadentür zu einer Pfarrstelle öffnen möge. Ob nun auch der Herr Generalsuperintendent sein eigener Schwager war, so hätten auch die inständigsten Bitten wohl kein Gehör gefunden, wenn der Gefallene der gräflichen Regierung nicht hätte aus einer Verlegenheit helfen können. Weit hinten in der Senne, wo sich Hase und Fuchs gute Nacht sagten, hatte nämlich der Graf ein neues Dorf, Haustenbeck, gegründet. Die armen Leute, die sich hier angesiedelt, wurden vorerst von dem Pastor in Schlangen geistlich versorgt. Aber bald wurde die Klage laut, die zarten Kindlein wüchsen heran wie das liebe Vieh und die alten Leute möchten den beschwerlichen Weg nicht mehr machen. Darum bat man um einen Pfarrer. Aber nur zur Strafe konnte man jemanden in diese Wüstnis schicken; und weil man keinen ärgeren Sünder hatte, besann man sich auf Joachim Winand, der so, im Jahre 1671, mit der Haustenbecker Pfarrstelle weniger begnadet denn bestraft wurde.

*

Eine Pfarrstelle in Haustenbeck: das bedeutete nun keineswegs ein wohlbehäbiges Pastorenhaus mit einem Lindenbaum davor und Weinlaub an den Fenstern; ach nein, Winand mußte noch demütigst um ein Haus bitten, das schon jahrelang wüste gestanden. Eine Kirche gab es auch nicht in Haustenbeck, im Krughause wurde vielmehr noch die Predigt gehalten. Joachim Winand war es nicht einmal verstattet, das Abendmahl auszuteilen, die Kindlein zu taufen und die Eheleute zu kopulieren, das blieb vorerst dem Pastor zu Schlangen vorbehalten. Und schließlich, bis ins hohe Alter, mußte er vergeblich auf ein Gehalt warten.

Winand hatte gehofft, die Landesherrschaft werde ihm erst einen Gnadenlohn gewähren, bis die Gemeinde selbst die wenigen Taler zu einem Pfarrergehalt aufbringen konnte. Aber die Leute in dem neuen Dorfe waren und blieben so ärm-

lich, daß sie das Wenige nicht aufzubringen vermochten. So blieb dem Pastor nichts übrig, als eine Bittschrift nach der andern an den Herrn Grafen zu richten. Von Jahr zu Jahr klagte er die gleiche Not: daß er nun schon so lange in dem Dorfe gesessen, mit Singen und Predigten seine Pflicht getan, doch habe er sich noch nicht eines Hellers zu erfreuen gehabt. „Ich habe kein ander Handwerk gelernt, mein Brot zu verdienen, denn das Predigen", klagte er, „und nach des Herrn Christi und des Apostels Pauli Lehre ist doch jeder Arbeiter seiner Speise, ja seines Lohnes wert!" Er breitete sein Leid in jämmerlichen Briefen an den Grafen aus; er leitete sie durch die Hand der Gräfin, damit der Frau weicheres Gemüt sich seiner erbarme; er schrieb in härteren Worten an die Räte in Detmold, daß er vor Not wohl etwas tun möchte, was vor Gott und den Menschen, vor sich selbst und seinen Kindern eine Sünde wäre. Und es blieb am Ende doch bei der alten Not. Dem Zweiundsiebzigjährigen erst wurde ein Gehalt von 12 Talern gewährt. Das letzte Schriftstück noch aus Winands Hand, das in dem Bündel seiner Personalia aufbewahrt wird, ist eine klägliche Bitte, er schäme sich — nach fünfundzwanzigjähriger Amtszeit in Haustenbeck — noch mit dem abgetragenen alten Mantel auf die Kanzel zu gehen, so möge man ihm doch das Geld zu einem neuen bewilligen.

Was für ein Leben! Neun unmündige Kinder saßen um den Tisch; und damit auch etwas auf dem Tisch stand, mußte der Vater Winand fleißig die Hände rühren, mußte roden, graben, säen und Futter für seine beiden Kühe schneiden. Das Feuerholz schleppte er auf seinem Rücken aus dem lippischen Walde zusammen. Er mußte jede Gabe mit Dank annehmen und eifrig darüber wachen, daß ihm kein Groschen von den Akzidenzien entging. Dazu kam das große und kleine Ungemach: da waren ihm die Kühe dahingestorben, da hatte das Kriegsvolk seine Habseligkeiten weggeplündert, da waren ärglicherweise aus der Heiligenkirchener Amtszeit die alten, unbezahlten Rechnungen über Vortband, Muskatnüsse, Branntwein und andere gute oder schlechte Dinge.

Winand mußte auch erfahren, daß dem Armen, um seine Not zu doppeln, manche Bitternis widerfährt, die dem reichen Manne gewiß erspart bleibt. Es gab in der Senne grobe Gesellen, die da glaubten, sie könnten den ihnen vorgesetzten Pastor wie ihren Holzknecht anfahren. Sonntags predigte er seinen Pfarrkindern alle christlichen Tugenden, und Montags schmähten lose Buben hinter ihm her, als wäre er ein fahrender Trödelmann. Er hatte vor allem zwei arge Gegner: die freche Wächtersche aus dem Wirtshause und den Bauerrichter Hermann Meyer, den sie den Lahmen Schneider nannten. Die Partei der Gegner, jene beiden an der Spitze, brachte das böse Gerücht auf, Winand hielte es im geheimen mit den Papisten und wäre in Delbrück auf der Messe gesehen worden. Sie schrieben an die gräfliche Regierung, mit diesem Pfarrer sei der Gemeinde gar nicht gedient, und man möge ihn abberufen. Selbst dem Commissarius Dreyer vermochten sie dunkle Beschuldigungen ins Ohr zu flüstern; und eines Tages fand sich der Haustenbecker Pastor in Detmold im Arresthaus wieder, er wußte selber nicht warum.

Man darf es Winand nicht verübeln, daß er zu Zeiten wohl Neigung spürte, diese kümmerliche Wache Zions zu verlassen und auf andere Art sein Brot zu verdienen. Einmal gedachte er zu seinem Bruder in die Pfalz zu ziehen; ein Zeugnis, daß er sich als Pfarrer wohl geführt, hatte er schon in der Tasche. Er sprach davon, daß er Verwalter auf einem Gute im Delbrückischen werden wollte, — und blieb dann am Ende doch in Haustenbeck. Er erschien eines Sonntags einfach nicht mehr zur Predigt; als man zu ihm schickte, um zu fragen, gab er zur Antwort, er wolle nun im Kruge nicht mehr predigen, man solle ihm endlich eine Kirche auferbauen. Und nun betrieb Winand mit Eifer und auch mit Erfolg den Kirchenbau, wohl mit dem Gedanken, daß sich damit seine Stellung in der Gemeinde verbessern möchte.

Schmerzlich war es für Joachim Winand, und er klagte diese Not in mancher Bittschrift, daß er nur ein notdürftiger Pfarrer, ein Pastor mit halben Rechten und Pflichten war; dadurch mußte sein Ansehen in der Gemeinde arg verkleinert werden und ihm mancher Groschen an Tauf- und Traugeldern entgehen. Weil alle Vorstellungen bei der Herrschaft keine Frucht zeitigten, so begann Winand aus eigener Vollmacht das Abendmahl zu spenden und Kinder zu taufen; und er bemerkte auch wohl, daß sich damit sein Ansehen festigte. Aber als eines Sonntags der Pastor mit einigen Kirchgängern aus der Predigt kam, sprang ihm der Lahme Schneider in den Weg und schrie ihn an, daß er kein Recht habe, Kinder zu taufen. Ärgerlicher aber war noch die Begebenheit in Franz Beckers Hause. Der Bauerrichter hatte es angestiftet, daß der Schlangener Pastor dort zur Taufe bestellt worden war. Winand war aufgebracht über diesen Eingriff, er

schalt, daß der andere Pastor ihm das Brot vor dem Munde wegnähme, kam auch mit der Bademutter ins Gezänk, im Eifer riß er ihr das Taufwasser aus der Hand, und nun wurde Winand mit Scheltworten aus der Tür gestoßen. Jetzt mochte es scheinen, als sollte es ganz zu Ende sein mit Winands Pfarramt. Aber diese Händel brachten nun eine günstige Wendung für den leidgeprüften Sennepastor: er wurde jetzt in alle Rechte eines Pfarrers eingesetzt.

Wir finden es recht schade, daß von Winands Predigten nicht eine erhalten ist. Wenn wir aber die überlieferten Papiere richtig ausdeuten, so war seine Rede nicht einem sanften Winde zu vergleichen; nein, er liebte es, seine Pfarrkinder mit recht derben Worten in die Rippen zu stoßen. Vielleicht ist es erlaubt, den Joachim Winand in eine Reihe zu stellen mit seinem berühmt gewordenen Amts- und Zeitgenossen, dem Jobst Sackmann, der das Wort Gottes seinen groben Bauern recht um die Ohren schlug. Immer wird noch erzählt, daß Winand von der Kanzel herunter gescholten habe: Ihr Haustenbecker! Ihr Rübendiebe! Und meinen Drehum habt ihr auch mitgenommen! —

Dann konnte er wieder scherzen und munter plaudern; und einer seiner Nachfolger preist den ersten Haustenbecker Pastor noch ein Jahrzehnt später:

„Kurzweilig war er immer und gar durchaus nicht stolz,
grub selber in dem Garten und haute selbst das Holz,
und säete und pflanzte und ackerte das Feld.
An Frohsinn fehlt' es nimmer, wenn auch an Brot und Geld."

Er war immer unter seinem Sennevolk; er war der erste, der einbrechenden Banden wehrte; er stand, weil er selbst arm wie Hiob war, dem Herzen der armen Leute brüderlich nahe; und als etliche Gemeindeglieder sich bei der Regierung für ihn verwandten, mußten sie anerkennen: er hat viel Leid mit uns geteilt!

*

Joachim Winand hatte gerade ein Vierteljahrhundert in dem Heidedorfe gewirkt, und man schrieb inzwischen das Jahr 1695, da setzte er die Feder an und schrieb viele Blätter voll, er hobelte und feilte lange an den Worten und Sätzen, bis alles, was er zu sagen hatte, in gefälligen Reimen auf dem Papier stand. Er schrieb es noch einmal säuberlich nieder und setzte auf die Vorderseite den Titel:

Kurze und wahrhaftige Beschreibung
der
Neuen Dorfschaft Haustenbeck
sonst genannt
das Lippische Neue Dorf
von Ehren Joachimo Winand p. t. Pastorn
daselbst.

Eine wahrhaftige Beschreibung? Nun dürfte man erwarten, daß Winand ein Klagelied anstimmt über dieses armselige Dorf in der Sennewüste. Aber nun überrascht er uns mit einem Hymnus auf sein Pfarrdorf, auf den Stifter der Siedlung und schließlich auf den lieben Gott, „der dem Herrn Grafen hat sein Herz gerührt, daß er dies neue Dorf gestiftet an". Haustenbeck ist nun nicht mehr das Jammertal, über das er ehedem so manchmal geklagt hat, nein, es ist „berühmt bis Frankfurt und an dem ganzen Rhein". Was für Herrlichkeiten gibt es hier nicht zu sehen! „Hier sieht man die wilden Pferde mit ihren Füllen, in der Brunftzeit hört man auch die Hirsche brüllen." — „Hier tun sich die Lerchen in die Höhe schwingen und ihr Tireli mit heller Stimme singen." — „Hier werden auch von vielen Orten hergebracht die mageren Immen und werden sehr fett gemacht." — „Sollte man auf die Hügel und Berge gehn, vier Herren Länder kann man mit Augen sehn." — „Die Kirche ist nahe und einem jeden für der Tür, die Mahlmühl liegt auch gar harte dafür." — „Kömmt man denn endlich in die Herberge hinein, da heißt es willkomm, sei willkommen, liebster Freund mein; darin gibts ein herrlicher guter Branntewein, der manchem tut laben das matte Herze sein." — Und wie nun in Winands Versen die Früchte wachsen und reifen: der schönste und herrlichste braune Kohl, die Rüben, Wurzeln und Balzernacken, die süßen und sauren Kirschen, Pfirsiche, groß wie ein Hühnerei, die Birnen, Zwetschen und Äpfel, die Hasel-, Lambert- und welschen Nüsse, die weißen und roten Rosen, die Erbsen und Vietzbohnen, Radies, Kukumern, Kürbis und Salat, der Sommer- und Winterroggen! — „Ich halte dafür, wenn man's täte pflanzen, es wüchsen auch Zitronen und Pomeranzen!"

So lobt Joachim Winand, der armselige Prediger in der Wüste, mit drolligen Übertreibungen die Haustenbecker Senne. Wenn man es liest, möchte man glauben, die dürre Heide müßte wohl in des Paradieses Nähe gerückt sein. Man möchte aber auch wissen, wie sich Winands Sinn so hat

wandeln können. Vielleicht treffen wir den Kern seiner Gedanken in diesen Versen:

„Wer auch hier tut fleißig arbeiten und spinnen,
der kann mit Gott und Ehren sein Brot gewinnen,
Wer wollt an solchem Ort nicht wohnen und bauen,
mit seinem Vieh, seinen Kindern und Frauen.
Wohlan alle, die ihr ganz nichts eigenes habt,
kommt nur her, kommt nur kühnlich an diese Statt!
Die ihr wohnet auf fremden Höfen und Häusern,
und euch manchmal die Tür müsset lassen weisen,
kommt her, kommet und säumet euch nicht zu lang:
ich zweifle nicht, ihr werdet mir noch sagen Dank!"

Hier spüren wir Winands Absicht: er wollte gewiß neue Siedler in die Senne ziehen; und wir tun ihm wohl kein Unrecht, wenn wir zwischen seinen eigenen Sorgen um das liebe Brot und diesem Preislied auf Haustenbeck eine gewisse Verbindung sehen. Aber durch seine Verse schwingt doch noch ein anderer Ton, der nicht aus Berechnung und Absicht gedeutet werden kann. Wir glauben, daß sich dieses Loblied losrang aus dem ganz ursprünglichen Bedürfnis einer mißhandelten Seele, einmal zu jubeln statt immer nur Kummer zu tragen, einmal zu triumphieren statt immer nur in Demut zu bitten. Und konnte Joachim nicht jauchzen aus überschwenglicher Freude über die wirkliche Welt, so baute er sich sein Haustenbeck aus Bildern und Träumen. Er stillte die große, im Leben unerfüllte Sehnsucht im Gedicht; und sofern diese Deutung richtig ist, rücken wir Winands ergötzliche Verse in die Reihe wahrer Dichtung. Wem aber seine Verse zu unmelodisch klingen, der erinnere sich, daß es eine dürre Zeit in dem Werden der deutschen Dichtung war, jene Zeit des Barock, in die Winands Gedicht nach Gesinnung, Bildgehalt und poetischer Form einzuordnen ist.

*

Es heißt, Winand habe sein Gedicht an einem Neujahrsmorgen von der Kanzel vorgelesen. Er war inzwischen ein alter Mann geworden; er hatte sich mit den Kümmernissen des Lebens ausgeglichen; weit hinter ihm lagen die Torheiten der jungen Jahre, er hatte reichlich gebüßt; verstummt waren auch die Feindseligkeiten, er war für alle Senneleute nur noch der alte Joachim.

Eines Sonntagsmorgens hatte er gepredigt. Aber nachmittags sahen ihn die Nachbarsleute nicht, wie sie es gewohnt waren, durch die Felder gehen; und abends hieß es: der alte Joachim ist gestorben. Und da man ihn unter der Kirchhofslinde begrub, da weinten alle Dorfleute, als wäre ihr Vater dahingegangen.

Aber sollte er denn wirklich tot sein? Gingen nicht die Geister der Verstorbenen um in manchen Nächten? In der Senne jedenfalls ging es von Mund zu Mund, und manche Leute wollten es wahrhaftig gesehen haben, der alte Winand stünde in stillen Sommernächten auf, besähe seine Kirche und seine Linde, ginge dann von Haus zu Haus, durch die Felder und durch das Bachtal, am alten Hause vorbei, und wenn er alles zu seinem Gefallen befunden, dann segne er Menschen und Fluren und kehre zurück zum Himmelsfrieden. So lebte er im Volke, das immer so gern an Zauber und Spuk glauben möchte, fort als der gute Geist der Senne. Seine Späße und die Geschichten von seiner mitleidwürdigen Armut wurden vom Vater auf den Sohn weitergegeben. „Jocheims Keller" heißt noch heute jene Vertiefung in der Heide, auf dem halben Wege zwischen dem Walde und dem Dorfe gelegen, da der Alte einst das Holz lagerte, das er aus dem Walde geschleppt hatte.

Nach ihm kamen andere Pfarrer, eine ganze Reihe, gewiß viele gelehrte, rechtgläubige, christlich-milde, ehrenwerte Männer. Aber nicht diese Gelehrten, Frommen und Untadeligen, sondern der alte Joachim lebte fort im Gedächtnis der Geschlechter; denn er war barfuß gegangen, er hatte sein Holz auf dem Rücken getragen, er hatte „viel Leid mit ihnen geteilt", — er war, so darf man wohl sagen, ein guter Christ gewesen.

96.166 F

Friedrich Adolph zur Lippe (1697 – 1718)

Regierender Graf

Eine Zierde der Stadt Detmold sind der Kanal mit der Allee und das Palais mit dem Palaisgarten. Beides verdankt die Stadt dem Grafen Friedrich Adolph, welcher 1697 bis 1718 regierte. Er war das älteste unter 16 Kindern des Grafen Simon Henrich und der Gräfin Amalia, durch welche die holländischen Herrschaften Vianen und Ameiden nebst anderen Herrlichkeiten vorübergehend an Lippe kam. M. Weerth sagt von ihr: „Sie war eine geborene Gräfin Dohna, eine hochgebildete, geistreiche Dame, prachtliebend, energisch, zielbewußt, ehrgeizig für sich und ihre Familie, streng reformiert." Sie leitete und beeinflußte die Erziehung des Erbgrafen, von dem es heißt, „er war sehr begabt, zeigte aber schon früh, daß er sich seiner Stellung wohl bewußt war, und durch die Unterwürfigkeit, mit welcher seine Umgebung ihn als ihren zukünftigen Herrn behandelte, befestigte sich in ihm die Neigung zum Hochmut und ein gewisser Trotz gegen alle, die seine Wünsche durchkreuzten." Die wissenschaftliche Ausbildung leitete Johann Daniel Gerstein. Als man 1680 den jungen Grafen auf Reisen schickte, wurde anfangs Dietrich Ernst von Donop zu seinem Hofmeister bestimmt, welcher aber schon im nächsten Jahre zurücktreten mußte. Ihm folgte Pierre Paget de Bragard, ein protestantischer Edelmann aus der Auvergne, der dann den Grafen auf seinen Reisen begleitete und seiner gewiß nicht leichten Aufgabe mit Geschick nachkam, aber auch seinen persönlichen Vorteil nicht vergessen zu haben schien, wie sich später herausstellte. Während auf der ersten Reise Leyden und Utrecht besucht wurden, war 1683 Paris das Ziel. Auf der Reise wurden verschiedene Verwandte besucht, in Heidelberg erkrankte Graf Ferdinand Christian, der ein Jahr jüngere Bruder, der an den Studien teilnehmen sollte, an den Blattern. Pagets Geschicklichkeit gelang es, den Erbgrafen beim Kurfürsten und anderen Fürstlichkeiten vorzustellen und sich Empfehlungsschreiben für Paris zu verschaffen. In der französischen Hauptstadt wurde ein eigener Hausstand eingerichtet, auch wurde eine Karosse für 1600 und zwei Pferde für 1000 Livres gekauft. Es wurden die wissenschaftlichen Studien, welche Gerstein auch unterwegs nicht vernachlässigt hatte, durch bedeutende Professoren der Physik und Mathematik aufgenommen, auch Tanzen und Fechten geübt. Daneben galt es gesellschaftlichen Verpflichtungen nachzukommen und sich im höfischen Zeremoniell zu vervollkommnen. Die Studien umfaßten allmählich auch Philosophie und Jurisprudenz. Paget konnte „über die wissenschaftliche Ausbildung seiner Zöglinge immer sehr befriedigende Berichte nach Detmold schicken, dagegen machte ihm der Charakter Friedrich Adolphs viel Sorge". Im Sommer 1684 wurde auch London besucht. Auch dort gelang es den Grafen, dank der Empfehlungsbriefe aus Paris, in den Hofkreisen Eingang zu finden und dem Könige vorgestellt zu werden. Nach Paris zurückgekehrt, wurden die Studien fortgesetzt. Im Frühjahr 1685 kehrte Graf Ferdinand Christian mit Gerstein nach Detmold zurück, da er das Kommando einer Kompanie im Türkenkriege übernehmen sollte. Da die Verfolgung der Protestanten in Frankreich immer schärfere Formen annahm, auch die Studien einen gewissen Abschluß erreicht hatten, hielt es Paget für geboten, Frankreich zu verlassen. Man reiste im September 1685 über die Schweiz nach Italien. Auch Ferdinand Christian und Gerstein befanden sich nach der Beendigung der Campagne in Ungarn in Italien, und beide Grafen widmeten sich neben Studien und Besichtigungen den gesellschaftlichen Verpflichtungen. Im Januar 1686 kehrten Ferdinand Christian und Gerstein nach Detmold zurück, im März folgten Friedrich Adolph und Paget. M. Weerth schreibt über diese Reisen: „Beinahe drei Jahre war er (Friedrich Adolph) von der Heimat abwesend gewesen, hatte Land und Leute gesehen, hatte viel gelernt, aber auch das Leben genossen, hatte an den Höfen von Versailles und Windsor Geschmack an Pracht und Üppigkeit bekommen, und trotz Pagets sorgfältiger Aufsicht das galante leichtfertige Leben dieser Höfe kennengelernt. Man fragt sich, ob es nicht für ihn und die Grafschaft besser gewesen wäre, wenn er eine schlichte deutsche Erziehung erhalten hätte."

Da einem regierenden Herrn auch militärische Kenntnisse und persönliche Bekanntschaft mit hervorragenden Kriegsführern von Nutzen sein konnten, wurde in Detmold beschlossen, daß Friedrich Adolph am Türkenkriege in Ungarn teilnehmen sollte. Daher begab sich Friedrich Adolph 1686 in Begleitung Pagets und Gersteins mit neun Dienern und 1688 mit fünfzehn Dienern, welche dem Befehl eines Stallmeisters aus Bremen unterstellt waren, zum Kriegsschauplatz in Ungarn. Wenn er als Volontär auch nicht unmittelbar an allen Kämpfen teilnahm, so hatte er doch Gelegenheit, Mut und Tapferkeit zu zeigen. Den Winter verbrachte er in Detmold oder Vianen.

1688 gefiel es Ludwig XIV., in die Pfalz, Schwaben und Franken einzufallen. Gegen ihn schlossen sich mehrere deutsche Fürsten zusammen. Ferdinand Christian stand bei den Truppen des Herzogs von Celle. Da auch Friedrich Adolph am Kriege teilnehmen sollte, schloß Paget im Auftrag des regierenden Grafen mit dem Prinzen von Oranien im Oktober 1688 einen Vertrag ab, worin der Graf sich verpflichtete, ein Reiterregiment für die Vereinigten Niederlande aufzustellen, das Friedrich Adolph als Oberst befehligen sollte. In Lippe wurden drei Kompanien zu je 60 Reitern ausgehoben, die anderen drei auswärts. Die Rekrutierung und Ausrüstung verursachte viel Arbeit. Trotz fieberhafter Tätigkeit konnte die Truppe nicht rechtzeitig zur Verfügung gestellt werden. Im Januar 1689 brachen fünf Kompanien auf. An größeren kriegerischen Aktionen nahm das Regiment in diesem Jahre nicht teil. Die für die Verbündeten verlustreiche Niederlage bei Fleurus am 1. Juli 1690 kostete auch vielen Lippern das Leben. Durch ein abfälliges Urteil über die Offiziere eines anderen Regiments entstanden für Friedrich Adolph Verwicklungen, in deren Folge er vom Kriegsgericht zur Kassation verurteilt wurde. Der König Wilhelm der Niederlande und von England hob zwar das Urteil auf, aber erst allmählich legte sich der Zorn des Grafen Simon Henrich. Im Winter 1690/91 erkrankte Friedrich Adolph an den Blattern, jedoch erholte er sich bald, so daß er an den kriegerischen Operationen im März 1691 teilnehmen konnte. Diese waren für die Verbündeten wenig glücklich. Auch Friedrich Adolph wurde im September von den Franzosen gefangengenommen. Paget, der die holländischen Besitzungen des Grafen verwaltete, besorgte Lösegeld. Friedrich Adolph blieb bei seinem Regiment in Brüssel. Er konnte vorläufig nicht nach Detmold zurückkehren, denn es war zur Kenntnis des Grafen gelangt, daß sein Sohn mit einer Hofdame seiner Mutter ein Liebesverhältnis unterhielt, was nicht ohne Folgen geblieben war. Friedrich Adolph versprach der Geliebten, sie nicht zu verlassen. Sein Vater war jedoch nicht gewillt, in die Ehe einzuwilligen, während der Sohn an seinem Wort festhalten wollte. Da Friedrich Adolph schließlich doch einsah, daß er, von den Eltern verstoßen, ohne Existenzmittel war, unterwarf er sich dem Willen der Eltern. Er vermählte sich im Frühling 1692 mit der Prinzessin Johanne Elisabeth von Nassau-Schaumburg. Am zweiten Pfingsttage fand die Vermählung statt. Friedrich Adolph mußte bald zu seinem Regiment zurückkehren. Erst im Herbst konnte er Vorbereitungen zu seiner Übersiedlung nach Detmold treffen, und am 14. Januar 1693 fand der Einzug des jungen Paares in Detmold statt.

Auch die Kämpfe des nächsten Jahres brachten den Verbündeten keinen Erfolg. Friedrich Adolph wurde abermals gefangengenommen. Wieder losgekauft, hatte er zunächst viel Arbeit, sein Regiment in Ordnung zu bringen. Erst im Oktober konnte er seine Gemahlin aus ihrer Heimat, wohin sie zur Erholung gereist war, abholen und mit ihr nach Detmold zurückkehren. Während seiner Abwesenheit auf dem Kriegsschauplatz hatten seine Gegner gegen ihn intrigiert, so daß der König gegen ihn eingenommen war. Wenn auch die Besichtigung des Regiments gut ausfiel, so wurde doch Friedrich Adolph bei der Beförderung übergangen. Er nahm darauf seinen Abschied und lebte als Privatmann in Detmold. Am 2. Mai 1697 starb sein Vater Simon Henrich, Friedrich Adolph war jetzt regierender Graf. Im Februar 1700 starb auch seine Frau, sie hatte ihm sechs Kinder geschenkt. M. Weerth schreibt von ihr: „Sie war seine Vertraute, sein bester Freund, er hatte kein Geheimnis vor ihr, auch über seine frühere Liebschaft war sie unterrichtet... Sie teilte wie seine Freuden auch seine Sorgen, suchte für ihn finanzielle Schwierigkeiten zu beseitigen, ermahnte ihn aber auch zur Sparsamkeit — niemals in lehrhaftem Ton wie sein Bruder oder mit frommen Redensarten wie seine Mutter, sondern mit warmer Liebe und neckischer Fröhlichkeit... Wo ihr Gemahl durch Stolz und Schroffheit verletzte, wußte sie zu vermitteln und auch sein Verhältnis zum Vater freundlicher zu gestalten. So fesselte sie ihren Gemahl, obgleich sie

nicht schön war, und war glücklich in der Gewißheit seiner Liebe."

Im März 1700 schied auch seine Mutter aus dem Leben. Er selbst verheiratete sich schon im Juli 1700 mit der Gräfin Solms Hohensolms. Kiewning schreibt von ihr: „Gleich ihm ein Wesen von glänzendem Zuschnitt, hochfahrend, prachtliebend, lebenslustig. Diese beiden, echte Kinder ihrer Zeit, gelehrige Geschöpfe des Rokoko, wie die Mode an den Höfen es verlangte, setzen das Werk der Gräfin Amalie fort." Sie hatte sich in Pöppinghausen, einem Bauernhofe, welcher in der Gegend des heutigen Tiergartens hinter dem Krummen Hause lag, eine einzigartige Residenz geschaffen, auch schon das Krumme Haus gebaut. Die ganze Anlage war ihr persönliches Eigentum. Kiewning hat uns in seinem Aufsatz „Pöppinghausen" in Band XIII der Mitteilungen aus der lippischen Geschichte und Landeskunde anschaulich die Entstehung und Pracht dieser sicherlich von französischem Stil beeinflußten Anlage geschildert. Dem ältesten Sohn, ihrem Lieblinge, hatte die Mutter all dieses vermacht, sie war dessen sicher, daß er ihr Werk verstand und es fortsetzen würde. Kiewning schreibt: „Die Anlagen, die Graf Friedrich Adolph schuf, sind in Einzelheiten durchaus originell, Überraschungen für das lippische Land, knüpfen aber doch unmittelbar an Pöppinghausen als Mittelpunkt an, gewinnen nur durch diesen Mittelpunkt ihre Daseinsberechtigung."

Friedrich Adolph bezog in seine Pläne das ganze Gebiet von Pöppinghausen bis zum Hornschen Tore ein und gab ihm den Namen Friedrichsthal. Da er oft in Bianen und Ameiden geweilt hatte, konnte ihm die Eigenart der holländischen Landschaft mit ihren Kanälen nicht entgangen sein. So etwas gab es in seinem Lande nicht. Eine Wasserstraße mußte ihn bekannt und berühmt machen. Es galt sein Schloß mit den erweiterten Pöppinghauser Anlagen zu verbinden. Ein holländischer Techniker Hindrick Kock wurde zur Ausführung des Wasserwerks verpflichtet. Im Herbst 1701 wurde der erste Spatenstich zu dem Kanal getan. Am Bruchtore beim sogenannten Heiligen-Geist-Hospital mußte eine Schleuse und eine Zugbrücke gebaut werden, eine zweite Zugbrücke war am Hornschen Tore, eine zweite Schleuse in der Nähe des jetzigen Palais, wo jetzt das Wehr ist. Eine dritte Schleuse wird bei der Oberen Mühle gewesen sein. Oberhalb des Mühlendammes hatte man den Kanal zu einem kleinen See erweitert. Ungefähr da, wo jetzt die Brücke im Zuge der Landstraße nach Hiddesen die Berlebecke überspannt, wurde eine Insel angelegt, um welche der Kanal herumgeführt wurde. Auf dieser erfolgte die Ausbootung. Dann fuhr man in Wagen nach Pöppinghausen. Drei Jahre wurde an dem Kanal gebaut, seine Ausführung war nur möglich, weil dem Grafen die unentgeltlichen Spanndienste seiner Untertanen zur Verfügung standen. Wie sehr die Landwirtschaft darunter litt, soll nur angedeutet werden. 1705 und in den folgenden Jahren wurden die Baumreihen an beiden Seiten des Kanals gepflanzt. In den Jahren 1708 bis 1717 erbaute die Gemahlin des Grafen auf dem ihr vom Grafen geschenkten Grundstück des Friedrichsthaler Kampes ein Gebäude im italienischen Stil, es wurde Favorite genannt, später Friedamadolfsburg oder kurz die Burg. (Das Palais, das seine jetzige Gestalt freilich erst später erhielt.) In diesen Jahren wurden auch mit teilweiser Unterstützung des Grafen die Häuser an der Neustadt begonnen. Auch schenkte der Graf seiner Gemahlin den kurz zuvor erbauten Neuen Krug. 1706 begann man mit dem Ausbau der Anlagen zwischen dem Krummen Hause und der sogenannten Grotte, dem jetzigen Mausoleum. Durch Futtermauern gestützt wurden Terrassen geschaffen. Eine dieser Mauern mit Nischen und Öffnungen — wahrscheinlich für Wasserkünste — ist gelegentlich der Einebnungsarbeiten beim Krummen Haus freigelegt. An der Nordseite der zweiten Terrasse wurde ein zweites Gewächshaus erbaut, das auch als Festsaal diente, und dessen Fundamente vor einigen Jahren auch freigelegt wurden. Über die Grotte schreibt Kiewning: „Den eigentlichen Raum der Grotte, ein größeres Quadrat, hatte man in den untersten Terrassenberg hineingearbeitet. Ihre Wände, mit Marmorplatten und Muschelschalen bekleidet, waren durch Nischen mit muschelförmigen Wölbungen unterbrochen. Zu Tausenden wurden Seemuscheln aus Bremen verschrieben. Die Decke der Grotte, ein Kreuzgewölbe, trug einen achteckigen Turm, durch dessen Fenster Oberlicht einfiel. Das Dach des Turmes schloß ein Knauf mit einer Fahnenstange. Zwischen vier Torpfeilern bildete eine größere gewölbte und zu jeder Seite je eine kleinere nicht gewölbte Tür den Eingang. Auch an der ovalen Außenfassade der Grotte waren zu beiden Seiten der Türen je 6 Nischen mit muschelförmigen Wölbungen herausgearbeitet." Welcher Art die Wasserkünste gewesen sind, läßt sich nicht genau sagen. Sie werden aber der ganzen Anlage entsprechend einzigartig gewesen sein. Nimmt man noch die gärtnerischen Anlagen hinzu, so wird das Ganze einen großartigen Eindruck

gemacht haben; nicht umsonst hatte Friedrich Adolph an den Höfen in Versailles und Windsor gelebt. All diese Anlagen kamen aber erst zur Geltung, wenn fröhliche Menschen sie belebten, und so wird es an Festlichkeiten nicht gefehlt haben. Kiewning schreibt: „In dieser Anlage Pöppinghausen-Friedrichsthal sind nun große Feste gefeiert worden." „Reichte der Raum im Pöppinghauser Schlößchen an solchen Tagen, an denen hochgeborene Gäste mit ihrem Gefolge in Friedrichsthal gefeiert werden sollten, nicht aus, war das neue Gewächshaus sehr bequem. Da es in der Hauptsache eine große Halle darstellte, konnte in ihm viel Volk untergebracht werden. Dann schaffte man wahrscheinlich zunächst aus Pöppinghausen, da es am nächsten lag und gediegen ausgestattet war, sicher aber auch aus dem Residenzschloß in Detmold Mobiliar, Porzellan, Glas, Silber und viel kostbare Kunstsachen in Menge heran und verwandelte das Gewächshaus für diesen Tag in einen verschwenderisch ausgestatteten Gartensaal. Und während die Festteilnehmer an überladenen Tafeln genußfroh speisten und pokulierten, überschauten sie durch die geöffneten Türen den ganzen Glanz der jungen Schöpfung, atmeten sie den betäubenden Duft einer überreichen Blumenwelt." Auch der Besuch hoher Fürstlichkeiten fehlte nicht. Im Oktober 1703 bewirtete der Graf auf dem Schlosse den nachmaligen Kaiser Karl VI., der damals als erwählter König von Spanien über Holland und England nach Lissabon reiste und in Detmold des Grafen Sohn Karl Simon aus der Taufe hob. Am 1. August 1708 hielt die verlobte Königin von Portugal, Erzherzogin Maria Anna von Österreich, mit 128 Kutschen ihren Einzug in Detmold auf der Reise nach Portugal. Am 14. August 1711 besuchte Friedrich I. von Preußen auf der Rückreise von Holland nach Berlin den Grafen, der mit bedeutenden Kosten eine fahrbare Brücke hatte bauen lassen, damit der König bequem zu Wagen auf den Wall und von da aus zu ebener Erde in die bestimmten Gemächer gelangen konnte. Zar Peter der Große war wohl nicht in Detmold; als er 1716 in Pyrmont weilte und der Graf ihm zu Ehren ein „solennes Tractement und Freischießen" veranstaltete, soll ihm Peter das verfängliche Kompliment gemacht haben: „Ew. Liebden sind zu groß für Ihr Land." „Konnte sich der Sonnenkönig bei seiner Prachtentfaltung auf ein großes Land stützen, dessen Handel und Industrie sich unter seiner Regierung unerhört entwickelt hatten, auf einen sich mehrenden Reichtum seiner Untertanen und auf eine das Ansehen und die Macht Frankreichs erweiternde europäische Politik, so fehlten den größeren, mittleren und kleineren deutschen Landesherren für die Nachahmung des französischen Pomps so gut wie sämtliche Voraussetzungen." Vollends in unserem Lande, das durch den Dreißigjährigen Krieg sehr gelitten hatte, wäre die größte Sparsamkeit am Platze gewesen. Aber die Grafen dieser Zeit: Hermann Adolph (bis 1666), Simon Henrich (bis 1697), Friedrich Adolph (bis 1718), Simon Henrich Adolph (bis 1734) waren, wie wir bei Friedrich Adolph sahen, dank ihrer Erziehung zu sehr vom französischen Geiste beeinflußt. Wenn es auch scheint, daß das Land unmittelbar nicht stark zu den Kosten von Pöppinghausen und Friedrichsthal beisteuern mußte, wird das Geld doch unmittelbar aus dem Lande gekommen sein. Und wenn die Bauzeit verhältnismäßig lang war, so lag das in den finanziellen Schwierigkeiten begründet.

Friedrich Adolph starb 1718, seine Gemahlin, die ihm noch sieben Kinder geboren hatte, starb 1746. Die von ihr erbaute Friedamadolfsburg war ihr Witwensitz.

Friedrich Adolf Lampe (1683–1729)

Evangelischer Kirchenliederdichter

Wohl jeder Fremde, der die Straßen Detmolds durchwandert, die Sehenswürdigkeiten der lippischen Landeshauptstadt zu schauen, wird seine Schritte in jenes stille Gäßchen lenken, das im Volksmunde noch immer den alten schönen Namen „Unter der Wehme" führt. Die beiden Dichterhäuser, von der dankbaren Nachwelt mit schlichten Tafeln zum Gedächtnis an Ferdinand Freiligrath und den unglücklichen Christian Friedrich Grabbe geschmückt, sind es, die ihn hier locken. Friedlich stehen sie beisammen, Geburts- und Sterbehaus zweier Menschen, deren Stimme einst in deutschen Landen etwas gegolten hat. Voller Staunen hemmt der Fremde seine Schritte: diese Straße, nur so unscheinbar, und doch wanderten aus ihr zwei große Männer als Wegbereiter ins deutsche Geistesleben! Noch mehr würde sich jedoch seine Verwunderung steigern, wenn sein Auge in dieser kleinen Gasse noch eine dritte Gedenktafel erblicken würde, deren Inschrift lauten müßte: „F. A. Lampes Geburtshaus". Ja, es ist ein seltsames Zusammentreffen, daß auch „Unter der Wehme" einst die Wiege dieses großen Mannes stand. Er war nächst Schleiermacher der bedeutendste Theologe Deutschlands und der Niederlande, den die reformierte Kirche seit dem Zeitalter der Reformation hervorgebracht hat.

Ein friedliches Pfarrhaus, die sog. alte Kaplanei, eine fromme Stiftung der Familie Schwarze auf Braunenbruch an die reformierte Kirche, war die Stätte, an der Friedrich Adolf Lampe am 19. Februar 1683 das Licht der Welt erblickte.

Lampes Familie war durch drei Generationen in Lippe ansäßig. Sein Vater, 1676 von dem Landesherrn Simon Heinrich als Hofprediger nach Detmold berufen, war der Sproß einer alten angesehenen Bremer Kaufmannsfamilie.

Als ihm sein Landesherr einstmals den Befehl gab, nach Lippstadt zu reisen, um den neuberufenen Generalsuperintendenten der Grafschaft zu empfangen, da ahnte er wohl nicht, daß noch ein anderes Band als das der gemeinsamen Amtstätigkeit ihn bald mit diesem vortrefflichen Mann, Johann Jakob Zeller, verbinden würde.

Zwei Jahre später vermählte sich Lampe nämlich mit dessen ältester Tochter Elisabeth, die ihm dann am 19. Febr. 1683 den Sohn schenkte, der nach seinem hohen Paten, dem Erbprinzen zur Lippe, die Namen Friedrich Adolf empfing.

Die ungesunden Wohnungsverhältnisse in der alten Kaplanei zwangen leider das junge Paar, da man ihm kein besseres Heim versprach, Detmold 1684 zu verlassen, um nach Frankfurt zu verziehen. Es geschah zum großen Schmerze der Pfarrgemeinde, die den Wunsch nach einer anderen Wohnung doch schon sehr schnell hätte erfüllen können. Bald bot sich nämlich eine passende Gelegenheit, die alte Kaplanei zu veräußern und statt dessen das schöne, reich geschnitzte Patrizierhaus an der Bruchstraße (jetzt im Besitz der Familie Schlachtermeister Simon Röhr) zur ersten Pfarre anzukaufen, bis für diese dann 1837 das Haus an der Leopoldstraße erbaut wurde.

Der Knabe Friedrich Adolf kehrte jedoch auf Bitten des Großvaters, der die Trennung von seinem Enkelkind nicht überwinden konnte, schon bald nach Detmold zurück.

Generalsuperintendent Zeller, dessen segensreicher Wirksamkeit auf Seite 65 gedacht worden ist, war der Mann, in dessen Hause Friedrich Adolf seine Jugend verlebte. Er selbst schreibt darüber: „Ich war bereits von der ersten Kindheit an gewohnt, ein Pilger zu sein. Zwei Jahre war ich alt, als mein Vater nach Frankfurt verzog, doch die Liebe meines Großvaters rief mich im folgenden Jahre wieder nach Detmold zurück. Dieser, weil er in mir einige Funken guter Naturanlagen zu bemerken glaubte, wendete mit besonderem Fleiße alle Mühe darauf, daß er mich von zarter Jugend an in Sprachen und Wissenschaften unterrichtete." Seinen Vater, der später von Frankfurt als Hofprediger nach Königsberg versetzt wurde und dort 1690 starb, sollte der Knabe nicht wiedersehen. Des Großvaters Liebe und Fürsorge aber hat er durch solchen Eifer im Lernen gelohnt, daß er schon in seinem 7. Lebensjahre einen griechischen Brief geschrieben haben soll.

Bremen, das nach dem Tode des Großvaters Mutter und Kind aufnahm, wurde jetzt Lampes

zweite und eigentliche Heimat, wie er auch später selbst diesen Ort als seine Vaterstadt bezeichnet. Sein Oheim, der fromme Ratsherr Wichelshausen, wurde hier sein väterlicher Freund und ließ sich des Knaben Erziehung besonders angelegen sein. Nach dem Besuch der lateinischen Schule entschied sich Lampe für das Studium der Theologie und trat, erst ein Jüngling von fünfzehn Jahren, auf die dortige Akademie über. Der in ihm arbeitende große Wissenstrieb zog ihn dann später auf die Universität Franeker in Holland, die hier im größten Ansehen stand. Erst zwanzigjährig, doch „wohlgerüstet mit einem reichen Schatz der Erkenntnis und innerer Erfahrung" verließ Lampe als ein gereifter Gottesgelehrter die Universität, um nach kurzer Wirksamkeit in Cleve und Duisburg nach seinem geliebten Bremen überzusiedeln. Sein Dienst an einer der größten Gemeinden daselbst, der Kirche St. Stephan, brachte ihm Jahre der Enttäuschung und bitterer Erfahrung. Lampes Bemühungen, die Kirchenzucht wieder herzustellen, scheiterten nicht nur an dem Widerwillen des zuchtlosen Teiles der Gemeinde, sondern auch an der Abneigung der weltlichen Obrigkeit dagegen. Seines Bleibens in Bremen sollte deshalb nicht lange sein. Durch seine Schriften auch über die deutschen Grenzen hinaus bekannt geworden, war es denn nichts Außergewöhnliches, daß er 1720 einen Ruf an die Universität Utrecht erhielt, wo ihm nach der Annahme die theologische Doktorwürde erteilt wurde. Die Zusage ist ihm nicht sehr leicht geworden, zumal da seine Gemeinde alles aufbot, ihn zu halten. Lampe, der sogar später zum Rektor der Universität ernannt wurde, entfaltete auf dem Katheder eine tiefgehende Wirksamkeit. Sein Name zog Studenten aus allen Ländern nach Utrecht, und eine ganze Anzahl großer Männer ist aus seiner Schule hervorgegangen. Dennoch konnte dieser „Pilger" nach siebenjähriger Wirksamkeit in Utrecht einem neuen Ruf nach Bremen als Geistlicher sowie als Professor und Rektor der dortigen Hochschule nicht widerstehen. Obwohl er von seiner neuen Gemeinde St. Ansgari mit großer Herzlichkeit aufgenommen wurde, sollte sich seine Vaterstadt doch nur eine kleine Weile seines „Lichtes" erfreuen: gar bald und völlig unerwartet überraschte alle sein früher Tod. Am Nachmittag des 8. Dezember 1729 trat ein Blutbrechen mit großer Heftigkeit auf, dem rastlosen Schaffen dieses erst 47 Jahre alten Mannes für immer ein Ziel setzend. Eine junge Witwe mit fünf unversorgten Kindern stand trauernd an seiner Bahre, mit ihnen die ganze Gemeinde, die den schweren Verlust wohl erkennen konnte. Diese ehrte das Andenken des vortrefflichen Mannes durch ein Denkmal mit einer Inschrift, die im Geschmack jener Zeit sich gefällt in Anspielungen auf seinen Namen Lampe.

„Schau, hier liegt ein Licht begraben,
das von Gottes Eifer brannt,
dem zu Dienst er seine Gaben
sich verzehrend angewandt.
Doch dies Grab kann's nicht verdunkeln,
Lampes Schriften machen wohl,
daß, solang die Sterne funkeln,
sein Gedächtnis leben soll.
Bremen, kommt'st Du in dem Lichte
nicht gar lange fröhlich sein,
bitte, daß Gott mehr zurichte
Lampen von so hellem Schein."

Nicht bloß für die Seelen der ihm anvertrauten Gemeinden, sondern weit über deren Grenzen hinaus ist Lampe durch seine Schriften ein Seelsorger der Reformierten Kirche Deutschlands und der Niederlande geworden. Ja, man muß erstaunen, wie er bei seiner gewissenhaften, pastoralen und akademischen Tätigkeit eine so große Reihe nicht unbedeutender Bücher produzieren konnte, die meistenteils ins Holländische übersetzt, ihm einen viel bedeutenderen Einfluß als sein persönliches Wirken verschafften. Sein Katechismus „Wahrheitsmilch" ist bis zum Ende seines Jahrhunderts in allen lippischen Schulen in Gebrauch gewesen.

In den Stunde der Muße, besonders auf Reisen, ergab sich Lampe auch der Muse, und so verehrt die evangelische Kirche in ihm neben dem großen Theologen noch den Dichter von etwa 40 Kirchenliedern. Speziell in der reformierten Kirche nimmt er als solcher neben Neander und Tersteegen den ersten Rang ein. Seine Lieder sind Gesänge voll frommen und tiefsten Inhalts, vielfach an Zinzendorfs Art erinnernd. Lampes schönste und auch wohl bekannteste Dichtung ist das Ewigkeitslied: „Mein Leben ist ein Pilgrimstand, ich reise nach dem Vaterland."

Die Vaterstadt Detmold hat den großen Theologen, Pfarrer und Dichter, einem ihrer berühmtesten Söhne, noch nicht geehrt, aber Lemgo bewahrt in seinem Museum an ihn die Erinnerung in Gestalt eines Kupferstiches. Das schönste Denkmal freilich setzte er sich in den seinen Dichternamen tragenden Liedern der evangelischen Gesangbücher Deutschlands.

Engelbert Kämpfer (1651–1716)

Der erste deutsche Forschungsreisende und Japanologe

Als Engelbert Kämpfer im Jahre 1716 fünfundsechzigjährig starb, kannte die gelehrte Welt nur ein einziges Werk von ihm, die „Amoenitates exoticae", eine lange und bunte Reihe von Abhandlungen über die in zehn Jahren von ihm bereisten Länder Persien, Vorderindien, Java, Siam und Japan. Er nennt das 912 Seiten umfassende Werk eine „Kostprobe". Für seine Hauptwerke, die fast fertig vorlagen, nämlich: 1. „Das Japan unserer Zeit", 2. „Die Pflanzenwelt jenseits des Ganges", 3. seine „Reisebeschreibung", fand sich bis zu seinem Tode kein Verleger. Neun Jahre später verkaufte sein Neffe und Haupterbe den gesamten wissenschaftlichen Nachlaß des Oheims an den englischen Baron Sloane. Mit dessen Nachlaß gingen auch die Kämpfer-Handschriften in das Britische Museum über.

Sloane ließ durch den Schweizer Gelehrten J. C. Scheuchzer Kämpfers „Geschichte und Beschreibung Japans" bearbeiten und 1727—29 in englischer Sprache herausgeben. Zum zweiten Male erglänzte weithin der Ruhm des deutschen Gelehrten, der als erster mit beispielloser Klugheit und Tatkraft das verschlossene Reich der Sonne durchforscht und der europäischen Welt dargestellt hat, und zwar so gründlich, daß bis in die sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts alle Schriften über Japan sich fast allein aus Kämpfer speisen. Eine dem Engländer entgangene Abschrift, wahrscheinlich die Urschrift des Japanwerkes, fand sich in Kämpfers Heimatstadt Lemgo und wurde 1777—79 von Chr. W. Dohm herausgegeben.

Jene gewaltige Masse von Handschriften aber lagert bis auf den heutigen Tag unveröffentlicht und gewiß nur von ganz wenigen Menschen gelesen im Britischen Museum.

Der Inhalt dieser Handschriften ist ungemein vielfältig. Aus den bald sorgsam gemalten, bald mit fliegender Feder hingekritzelten, oft nur mit der Lupe zu entziffernden Zeilen tritt uns ein universal gebildeter Mann entgegen, der schlechthin alles zu erfassen und zu ergründen unternahm, was an Wissenswertem ihm begegnete. Er stellt geologische Untersuchungen und topographische Messungen an, notiert Höhen und Fernen, zeichnet und beschreibt mit derselben Feder Städte, Ruinen, Karawansereien. Er beobachtet und erfragt die Geschichten und Sagen, Sitten und religiösen Bräuche des Landes. Er studiert endemische Krankheiten und die Heilmethoden der Asiaten. Er sammelt, zeichnet und beschreibt die Pflanzen und Tiere, studiert Anbau und Zubereitung des Kaffees, Tees, Opiums, der Dattelpalme, der Asa, des Schiraswein, des Papiers. Er studiert die asiatischen Sprachen und Schriften und steht mit zahlreichen Gelehrten in Europa und Asien im Briefwechsel.

Und alles dies leistete der deutsche Forscher in seinen dienstfreien Stunden als schlecht bezahlter Angestellter einer privaten Handelsgesellschaft!

Kämpfer wurde 1651 als dritter Sohn des Pfarrers an der Nikolaikirche in Lemgo geboren und besuchte die Lateinschule seiner Vaterstadt, aber auch die in Hameln, Lüneburg, Lübeck und Danzig. Schon dies ist bezeichnend für sein Fernweh, ebenso wie die Wahl so entfernt liegender Universitäten wie Thorn, Krakau, Königsberg, Upsala. Er wird Studierender aller Fakultäten und bereitet sich — offenbar früh seiner Sendung gewiß — unermüdlich und methodisch darauf vor, bis ins 30. Lebensjahr.

Beziehungen zu einflußreichen Männern in schwedischen Universitäts- und Hofkreisen — wie Rudbeck und den beiden Pufendorfs — verdankte er die Stelle eines Sekretärs bei der Gesandtschaft, die 1683 in Handelsangelegenheiten an den russischen und persischen Hof gehen sollte. Aus dem Tagebuch über Finnland und Rußland fesselt am stärksten sein Aufenthalt in Moskau, besonders die Audienz vor den beiden unter Vormundschaft regierenden Zaren. Es waren der halb blödsinnige Iwan und der damals elfjährige Peter, der nachmalige „Große", dessen sprühendes Temperament schon bei dem Knaben hervorbrach und in dessen frische Schönheit alle Anwesenden sich verliebten. Bei der Flußfahrt auf der Wolga entging man, bei Saratow, mit knapper Not den räuberischen Kalmücken. In Astrachan, wo man Kaviar für

Branntwein einhandelte, bestiegen die Reisenden zur Fahrt über den Kaspisee ein Schiff, das „wegen erschröcklichen Sturms" in äußerste Gefahr geriet, schließlich aber glücklich das persische Ufer erreichte. In Schemacha verdiente sich der Gesandtschaftsarzt soviel durch ärztliche Praxis, daß er „mit 100 Reichsthalern an Gelde auf einem geschonkenen weisen Pferde selbigen Preises in guter Courage abgereiset". Vorher jedoch macht er einen abenteuerreichen Erkundungsritt nach Baku und der Halbinsel Apscheron, deren Naphthaquellen, „ewige Feuer" und Schlammvulkane er als erster Europäer in seinen „Amoenitates" schildert.

Auch das Reisetagebuch durch Persien, zunächst bis zur Hauptstadt Isfahan, dann weiter bis Bender-Abbas, ist glücklich erhalten. Das Ergebnis seiner persischen Forschungen liegt vor in den „Amoenitates", die eine glänzende, ungemein gründliche Darstellung geben von der Residenz Isfahan und dem gesamten Perserreiche, das unter dem feigen, nur seinem Harem lebenden Schah Solyman dem völligen Verfall zueilte.

In Isfahan trat Kämpfer, nachdem er sich von den Schweden getrennt hatte, als Oberchirurgus in den Dienst der Holländisch-ostindischen Companie. Sein Weg führte ihn durch Iran an den Ruinen von Persepolis vorüber, die er in dreitägiger, unsäglich mühevoller Arbeit — er ließ sich keine Zeit zum Essen — zeichnete und beschrieb, achtzig Jahre vor Carsten Niebuhr. Das liebliche Schiras, die Stadt der Rosen, des Weins und der Dichter, entzückte ihn, in Bender-Abbas warf ihn das mörderische Klima aufs Krankenlager. Mehr als zwei Jahre mußte er in der Hölle ausharren, bis das erlösende Schiff ihn mitnahm nach Indien, ins Land seiner Sehnsucht —, das ihn bitter enttäuschte. Denn er lernte auf Kreuzfahrten nichts als die langweiligen holländischen Faktoreien der Küste kennen, nicht aber die Wunder Indiens, die phantastischen Tempelbauten und prangenden Paläste der Radschas, noch auch die Großtierwelt des Landes. Trotzdem war er keineswegs untätig. Wie er am Persischen Golf botanische Studien getrieben hatte — ihre schönste Frucht ist seine Monographie über die Dattelpalme —, so studierte er jetzt die Krankheiten des Landes, z. B. die Elefantiasis, und wurde einer der ersten wissenschaftlichen Erforscher der Tropenkrankheiten.

Nach den Enttäuschungen in Vorderindien setzte er alle Hoffnung auf Java, das Paradies der Botaniker, wo er im Oktober 1689 eintraf. Von den Mynheers in Batavia begegneten ihm einige mit Freundlichkeit und Achtung, weil sie unter der Larve des simpeln Chirurgen den unerhört vielseitigen und scharfsinnigen Forscher erkannten. So meinten die bisherigen Biographen Kämpfers, ihm sei dort das Los aufs lieblichste gefallen. Das Gegenteil ist der Fall. Ein Neidhammel, Chefarzt des Hospitals, brachte es fertig, daß er keine der beiden offenen Stellen daselbst bekam. Er war tief verbittert.

Um so begieriger griff er zu, als ihm da die Stelle eines Arztes für die Faktorei in Nagasaki angeboten wurde. Japan, die geheimnisvolle, verschlossene Insel zu erforschen — was bisher keinem gelungen war — das Hochziel lockte ihn mit Allgewalt.

Nach einer furchtbaren Seefahrt — das Schiff geriet im Gelben Meer in einen Taifun — erreichte er das Land, dessen Erforschung die Großtat seines Lebens werden sollte.

Seit hundert Jahren war Japan allen Fremden verschlossen. Nur die Holländer durften Handel treiben, freilich unter strenger Aufsicht und beschränkt auf Desima, eine künstliche Insel vor Nagasaki, nicht größer als der Wilhelmstein im Steinhuder Meer. Da den Japanern aller Umgang mit den Fremden, jede Mitteilung über ihr Land und Volk bei Todesstrafe verboten war, schien alle forscherische Bemühung aussichtslos. Sie war es in der Tat bisher gewesen. Kämpfer aber hat auf 470 Quartseiten ein noch heute grundlegendes Japanwerk geschrieben! Wie hat er das fertiggebracht?

„Ich bezeigte mich", schreibt er, „von Anfang willfährig, diesen vornehmen Japanern mit meiner Profession, der Arzneikunst, und einem geringen Unterricht in der Astronomie und Mathematik ohne Entgelt zu dienen. Und — was nicht zu vergessen — teilte ihnen dabei auch ganz kordial beliebte europäische Liqueurs mit." Besonders ein gescheiter und wißbegieriger junger Japaner schaffte ihm dankbar alles an Karten, Büchern, Bildern, Pflanzen herbei, was ihm von Nutzen sein konnte. Zweimal durfte er, von diesem „Diener" begleitet, die vorgeschriebene Hofreise nach Jedo mitmachen, auf der er, endlich aus dem Gefangenenlager entlassen, seine Beobachtungsgabe zu höchster Leistung anspannte. Sein Buch bringt eine Fülle von Beobachtungen aus dem Volksleben und vom Hofe des Schogun.

Ende Oktober 1692 fuhr Kämpfer nach zweijährigem Aufenthalt von Japan ab und über Java und dann um das Kap der Guten Hoffnung zurück nach Holland, wo er in Amsterdam innige Freundschaft schloß mit Daniel Parve, dem jugendlichen Sohne eines Gastfreundes. Nachdem er in Leiden den Doktorgrad erworben, kehrte er in seine Vaterstadt Lemgo zurück, die er vor vierzehn Jahren verlassen hatte.

Seine Kisten bargen die köstlichsten Schätze — vier fast vollendete Werke. Er brannte darauf, sie der Welt bekanntzumachen. Aber man nötigte ihn zu ärztlicher Praxis. Sein Landesherr machte ihn zu seinem Leibarzt. Er mühte sich vergebens, das Joch abzuschütteln. Eine Heirat soll ihm zu dem nötigen Geld verhelfen. Fünfzigjährig heiratet er eine Sechzehnjährige, die einzige Tochter des Kommerzienrats Wilstach in Stolzenau — um der Mitgift willen. Die Sünde hat er mit lebenslänglichem Unfrieden zu büßen. Die Ehe wird tief unglücklich, ja zur Hölle. Und der Zweck wird nicht einmal erreicht — er bleibt Fürstendiener sein Leben lang.

Ein Eroberer mit weltweitem Forschergeist wird aufgerieben in der klammernden Zange höfischer Pflichten und häuslichen Elends. Auf dem Steinhof in Lieme — der jetzigen Pfarre — muß er obendrein Bauer spielen.

Nichts kann ergreifender sein, als die lateinisch geschriebenen Briefe des Gepeinigten an seinen Freund in Holland — deren Kopien in London liegen. Seine drei Kinder sieht er ins Grab sinken, von seiner Ehezerrüttung künden die Akten seines Scheidungsprozesses im Detmolder Archiv. Ein glücklicher Umstand war das Vorhandensein der leistungsfähigen Meyerschen Buchdruckerei und -handlung in Lemgo, die wenigstens einem Teil seiner Lebensarbeit, den „Amoenitates exoticae", zum Leben und Wirken verhalf (1712).

Ein schweres Darmleiden raffte ihn im 65. Lebensjahre dahin. Er wurde in der Nikolaikirche neben seinem Vater und seinen Kindern beigesetzt. Der Pastor Haccius hielt ihm die Leichenrede und veröffentlichte sie unter dem Titel: „Die beste Reise eines christlichen Kämpfers nach dem himmlischen Orient". Er rühmt des Verstorbenen christlichen Wandel. Er habe seine von Gott ihm verliehenen Talente nicht begraben, „noch das Licht seiner hocherfahrenen Geschicklichkeit unter einem Scheffel lassen verborgen sein, ... daß auch der Neid selber, welcher sonst die fürnehmsten Menschenlichter zu verdunkeln pflegt, seiner schonen müssen."

Zu einer Zeit, da Deutschland arm an originalen Geistern war — Leibniz ragte als einsamer Gipfel —, da es an der Erschließung der unbekannten Welt keinen Anteil hatte, eroberte Engelbert Kämpfer der Welt der Wissenschaft neue Provinzen. Es ist wahrlich an der Zeit, daß er endlich im Bewußtsein seines Volkes den Platz gewinnt, der ihm zukommt und den schon Albrecht v. Haller, der große Schweizer Naturforscher, ihm 1772 zuweist, indem er das Wort von ihm sagt, das auch an seinem Lemgoer Denkmal steht: „Nulli peregrinatorum secundus" — „Keinem Forschungsreisenden nachstehend".

Ernst Kasimir Wasserbach (1664–1709)

Diplomat und Historiker

Als die Blomberger im Jahre 1879 auf dem Platz der vor hundert Jahren abgebrochenen Martinikirche das heutige Amtsgerichtsgebäude aufführten, wurde der Leichenstein eines in der Landesgeschichte bekanntgewordenen Mannes ausgegraben. Der Gedenkstein trug die lateinische Inschrift zu Ehren des darunter ruhenden Toten, worin gesagt wird, sein Name werde noch nach seinem Tode fortleben.

Den Namen des Mannes, dessen Gebeine jener Grabstein deckte, haben die Blomberger lange vergessen, und nur in den Archiven und Bibliotheken lebt er fort. Sein Träger war Ernst Kasimir Wasserbach, geboren am 22. August 1664 zu Barntrup, aus einer alten lippischen Beamtenfamilie stammend, welche schon im 15. Jahrhundert Abdinghofer Lehen besaß. Der Vater Ernst Kasimirs stand in den Diensten der Grafen zur Lippe-Brake, starb aber schon, als der Sohn erst 15 Jahre alt war. Die Grafen von Brake ermöglichten dem Sohne ihres so früh verstorbenen Beamten das juristische Studium.

Wenn seine Grabschrift ihn einen berühmten Juristen und Polyhistor nennt, so bezeichnet sie damit die beiden hervorragenden Richtungen seiner Wirksamkeit. Von seinen geschichtlichen Studien gab er bereits in seinem 22. Lebensjahre eine glänzende Probe, indem er eine lateinische Abhandlung in 22 Kapiteln über die Irmensäule schrieb, worin er zu beweisen suchte, daß die Stätte der Teutoburger Schlacht im hiesigen Lande zu suchen, daß die Irmensäule, aus welcher man später ein Götzenbild gemacht, vielmehr ein Standbild des Armin sei, und daß dieselbe auf der sogenannten Arminiusburg bei Schieder gestanden habe. Er erwähnt auch römische Münzen und Altertümer, welche im hiesigen Lande gefunden sein sollen. Die erste Auflage dieser Schrift erschien 1668 in Duisburg, eine zweite, den Grafen Kasimir und Rudolf, den Wohltätern des Verfassers, gewidmete und mit Kupferstichen ausgestattete Ausgabe 1698 im Verlage der Meyerschen Hofbuchhandlung zu Lemgo. Daß die Schrift des jungen Mannes nicht unbeachtet blieb, zeigen verschiedene, von befreundeten Gelehrten in Köln, Duisburg, Bremen, Neuwied usw. an den Verfasser gerichtete lateinische Gedichte.

Wichtiger würde für uns eine zweite, ungedruckte Schrift Wasserbachs sein, wenn sie uns erhalten wäre. Wir kennen sie aber nur aus den Notizen eines Hildesheimer Arztes, Konrad Behrens, welcher bei den vom Grafen Georg zur Lippe-Brake im Türkenkrieg in Ungarn kommandierten Braunschweigschen Truppe als Feldmedicus stand. Die verlorene Schrift erzählt die Taten eines aus seiner Zeit sehr berühmten Mannes, des kaiserlichen General-Feldzeugmeisters Grafen August zur Lippe, der ebenfalls der Brakeschen Linie angehört. Dieser Mann, geboren 1644, hat sich in hessischen, braunschweigischen, kurkölnischen, lothringischen und kaiserlichen Diensten in zahlreichen Feldzügen, schon 1664 in der großen Türkenschlacht bei St. Gotthardt sowie bei Belagerungen und Verteidigungen von Festungen kriegerische Lorbeeren erworben und außer Deutschland in Ungarn, Holland, Frankreich, Dänemark usw. viel verkehrt. Die bedeutendsten Potentaten seiner Zeit erwiesen ihm Ehrenbezeugungen, darunter Prinz Wilhelm von Oranien, später König von England, dem er mit Rat und Tat zur Seite stand. In Paris lernte er auch (1674) das Idol seines Jahrhunderts, Ludwig XIV., kennen, welcher dem 30jährigen Kriegshelden sein Brustbild mit Kette verehrte. Selbst die Republik von Venedig suchte ihn für ihre Kriegsdienste zu gewinnen, indem sie ihm 1692 die Stelle eines Generalfeldmarschalls der venezianischen Truppen anbot. Er war zugleich Komtur des deutschen Ritterordens für die Ballei Hessen zu Marburg, wo er seine späteren Lebensjahre zubrachte. Er starb 1701 in Neuwied und fand in der Kirche der heiligen Elisabeth zu Marburg seine Ruhestätte, geziert durch ein prächtiges Epitaphium mit einer von Wasserbach verfaßten langen lateinischen Grabschrift.

Unter der Führung dieses Mannes hat der junge Kasimir Wasserbach auch militärische und diplomatische Studien gemacht, indem er denselben in irgendeiner militärischen Charge vier Jahre lang auf seinen Kriegszügen und Reisen

begleitete und Gelegenheit fand, mit Hof-, Staats- und Kriegsmännern zu verkehren. Er nennt sich selbst in der seinem Herrn gewidmeten Grabschrift praetor castrensis comesque ejus in militia. So wichtig auch diese Stellung für seine Ausbildung war, so mochte er doch selbst fühlen, daß er weniger zum Soldaten geeignet, als ein Mann des Wortes und der Feder war.

Er kehrte demnach in seine Heimat zurück, lebte vielleicht eine Zeitlang am Hofe des Grafen Kasimir, um sich mit den Regierungsgeschäften bekannt zu machen. 28 Jahre alt, gegen Ende 1692, wurde er als Amtmann zu Barntrup angestellt, ein Amt, welches bereits sein Vater bekleidete. Er erhielt auf dem dortigen Schlosse, der früheren Meierei, seine Wohnung und, solange er unverheiratet blieb, freien Tisch. Während seines Aufenthaltes in Barntrup fand er wieder Muße für Schriftstellerei. Neben der Wissenschaft huldigte er auch den Musen. Eine Probe seiner Poesie ist uns in einer lateinischen Elegie auf den Tod seines Bruders Johann Bernhard erhalten.

Gleichzeitig gab Wasserbach die zweite Auflage der Irmensäule heraus und schrieb eine kurze Chronik der Stadt Barntrup, welche indes nichts weiter als eine Umarbeitung einer älteren Chronik des Johann Feuerberg ist. Wahrscheinlich hat er in Barntrup auch die Biographie des Grafen August zur Lippe-Brake geschrieben.

Von besonderer Bedeutung wurde Ernst Kasimir Wasserbach in den unerquicklichen Auseinandersetzungen zwischen dem Grafen zu Brake und den regierenden Grafen zu Detmold über die von den Brakern in Anspruch genommenen Hoheitsrechte über das die Ämter Brake, Barntrup und Blomberg-Schieder umfassende Paragium. In diese Streitigkeiten, und gerade zu einer Zeit, wo sie in hellen Flammen aufschlugen, wurde auch Kasimir Wasserbach verflochten. 1704, einige Jahre nach dem Regierungsantritt Friedrich Adolphs, kam es zu ganz bösen Auseinandersetzungen. Friedrich Adolph verlangte den Huldigungseid der Brakeschen Beamten, den aber der Graf Rudolf von Brake entschieden ablehnte. Einen von Friedrich Adolph nach Brake gesandten Boten ließ der Brakesche Hofrat Hoffmann verhaften. Voller Empörung schickte der Detmolder Hof den Landeskommissar von Kotzenberg mit einem Detachement Soldaten nach Brake. Hoffmann nebst einigen anderen höheren Beamten wurden verhaftet und mehrere Monate in das Detmolder Gefängnis gesetzt. Wasserbach entging der Schmach nur deshalb, weil er abwesend war. Graf Rudolf von Brake setzte Himmel und Hölle in Bewegung, um diesen Schimpf zu rächen. Reichsfürsten und Bischöfe, der Reichshofrat und andere Stellen wurden angegangen. Im Dezember 1704 wurde Friedrich Adolph aufgegeben, die Gefangenen freizulassen. Wasserbach war unterdessen für den Brakeschen Grafen bei dem Landgrafen von Hessen tätig gewesen, um diesen für ein militärisches Einschreiten gegen die Detmolder zu gewinnen. Als Hessen die erbetene Hilfe ablehnte, setzte Graf Rudolf seine Hoffnung auf den Berliner Hof. Wasserbach reiste im November 1704 mit neuen Instruktionen nach Berlin und Potsdam, um von König Friedrich ein sogenanntes Protektorium und die erforderliche Unterstützung am Hofe in Wien zu erwirken. Über neun Monate verweilte Wasserbach in Berlin, verhandelte vorzugsweise mit dem preußischen Hofrat Wippermann, einem anscheinend sehr geriebenen Diplomaten, mit dem Generalfeldmarschall Grafen von Wartensleben, den Geheimen Räten von Danckelmann und von Ilgen, und erreichte schließlich vollständig sein Ziel. Aus den weitläufigen Verhandlungen sei hier nur ein Punkt erwähnt, welcher in Brake sehr mißfiel. Wahrscheinlich auf eine voreilige Zusage Wasserbachs hin hatte das Ministerium in dem ersten bereits vom Könige vollzogenen Protektorium vom Grafen Rudolf die Unterhaltung einer preußischen Kompanie Soldaten als Gegenleistung bedungen. Darauf konnte und wollte der Graf sich nicht einlassen. Er sandte das Dokument mit schwerem Herzen zurück, es gelang indes seinem Gesandten am 24. Oktober 1705, die Ausfertigung eines neuen Schutzbriefes zu erwirken, worin günstigere Bedingungen gestellt waren.

Zu einem militärischen Einschreiten der preußischen Garnison vom Sparenberge oder von Minden, wie sie beabsichtigt war, kam es indes nicht. Die Gemüter hatten sich inzwischen abgekühlt, und nur die reichsgerichtlichen Prozesse mit schwerfälligen Schriftwechseln nahmen ihren Fortgang. Da trat durch zwei unerwartete Todesfälle eine radikale Wendung in der Lage der Dinge ein. Am 6. November 1707 starb Graf Rudolf kinderlos, und sein Vetter Ludwig Ferdinand folgte ihm zwar in der Regierung, aber auch nach fünfzehn Monaten im Tode nach. Er starb am 21. Februar 1709, und mit ihm war die noch nicht ein Jahrhundert alte Brakesche Linie erloschen. Schleunig nahm Graf Friedrich Adolph das ganze Brakesche Paragium in Besitz und in dem Residenzschlosse seiner erbitterten Feinde die Huldigung ein.

Bei der lippischen Regierung scheinen die Fähigkeiten des Rates Wasserbach nicht unbeachtet

geblieben zu sein. Man trug ihm die Amtmannstelle in Blomberg an, er nahm sie an und siedelte mit seiner Frau, drei kleinen Kindern und seiner bejahrten Mutter in das dortige Schloß über. Allein tief erschüttert von dem Ausgange seines bisherigen Herrn überlebte er denselben nur kurze Zeit. Schon drei Wochen nach seiner Anstellung raffte ihn, erst 45 Jahre alt, am 24. März 1709 ein früher Tod dahin, und der Kirchhof von St. Martin nahm seine Leiche auf.

Das hauptsächlichste Verdienst, welches sich Wasserbach während seines Lebens, wenigstens um die Nachwelt erworben, trat erst nach seinem Tode an das Licht. Er war ein Verehrer des bekannten Historikers Hermann Hamelmann, dessen Schriften Wasserbach in einem dicken Quartbande unter dem Titel Opera genealogico-historica de Westphalia et Saxonia inferiori in Lemgo herausgab. Der Druck wurde aber erst nach seinem Tode 1711 vollendet. Hätte er länger gelebt, so würden wir vielleicht noch andere wissenschaftliche Werke von ihm besitzen.

Anton Heinrich Küster (um 1700)

„Liebhaber und Kenner der lippischen Geschichte"

Um die lippische Geschichtsschreibung sah es in früheren Jahrhunderten oft schlecht aus. Das Interesse für sie schien während ganzer Generationen völlig zu ruhen. So war z. B. seit der im Jahre 1627 gedruckten Pideritschen Chronik der Sinn und das Verständnis für geschichtliche Forschungen lange Zeit hindurch erstorben. Erst um das Jahr 1700 tauchte ein lippischer Schriftsteller auf, der sich mit großem Eifer um die Vergangenheit der lippischen Heimat bemühte. Das war Anton Heinrich Küster aus Blomberg. Zwei Brüder seines Vaters, Söhne des Blomberger Bürgermeisters, hatten sich damals unter den Gelehrten bereits angesehene Namen erworben. Im Gegensatz zu seinen beiden Oheimen, deren Leben sich in weiten Kreisen bewegte und wissenschaftlichen Studien gewidmet war, blieb Anton Heinrich Küster, der Neffe, im engsten Kreise des kleinen Heimatlandes. Wie Falkmann einmal sagte, „betrieb er seine Studien ohne Geist und wissenschaftlichen Sinn als reine Maulwurfsarbeit". Und die Frucht seiner Studien bezeichnete Falkmann „als einen kolossalen Haufen von Abschriften, Auszügen und Notizen, mit welchen Anton Küster die Repositorien seiner Arbeitsstube füllte, von denen aber nichts zur Verbreitung durch die Presse geeignet war, auch nicht das wenige, was er in geschmackloser Form zu kleinen Abhandlungen verarbeitete".

Von Küsters äußerem Leben ist wenig bekannt. Fraglich ist, ob er eine Universität besucht hat. Sicher aber ist, daß er gute Schulkenntnisse besaß und daß ihm namentlich die lateinische Sprache geläufig war. Um das Jahr 1721 war Küster bei der Witwe von Schack auf Iggenhausen als Amtsverwalter tätig. Der verstorbene Gatte dieser Frau war ein Generalleutnant von Schack, von welchem der Hof den Namen Schackenburg erhalten hat. Bei dieser Witwe von Schack hatte Anton Küster gute Tage.

Als Simon August im Jahre 1748 zur Regierung gelangte, wurde Küster in herrschaftliche Dienste übernommen. Er kam an das Amt Brake, versagte aber und wurde schon zwei Jahre später nach Schötmar versetzt. Da er auch dort den Anforderungen nicht genügte, wurde er definitiv seines Dienstes entsetzt, und in seinen alten Tagen fand er ein Unterkommen auf dem benachbarten damals von Donopschen Gute Brokschmidt, wo er in kümmerlichen Verhältnissen lebte. Jedenfalls war er ein unordentlicher Mensch, der über seinen Lieblingsstudien seine Berufsgeschäfte vernachlässigte, und der aus den verschiedenen Ämtern, die man ihm anvertraute, nicht ohne Grund entfernt wurde.

Bedeutsamer ist allerdings sein literarischer Nachlaß, der mit 20 Quartanten und einem Folioband in das Landesarchiv und die öffentliche Bibliothek gelangte. Falkmann bewundert seinen staunenswürdigen Fleiß, und er sagt, daß es kaum begreiflich sei, wie Küster in damaliger Zeit und in den unbemittelten Verhältnissen an die Masse von Büchern und Akten zu kommen wußte, welche er gründlich durchstöbert und treu exzerpiert hat. Vorzüglich beschäftigte er sich mit niedersächsischen und westfälischen Geschichtschreibern. Einen noch größeren Raum in seinen Sammlungen nahmen die Abschriften lippischer Aktenstücke ein, welche er sich von allen Seiten zu beschaffen wußte, insbesondere die Landtagsbeschlüsse, Hausverträge, Privilegien, Statuten und Verordnungen der Städte, besonders der Stadt Lemgo, Urkunden über Femgerichte, Instruktionen und Eidesformulare der Beamten, Huderezesse, Briefe usw. Er stellte lange Urkundenregister auf, Verzeichnisse der Ortschaften des Landes, an deren Namen er mit Vorliebe seine etymologischen Künste übte sowie Verzeichnisse der Geistlichen an lippischen Kirchen. Er trug genealogische und geschichtliche Notizen über adelige Familien, besonders über die von dem Brink, zusammen. Er schrieb auch einzelne zusammenhängende Abhandlungen, so z. B. über die Amtsmeier und Sattelfreien in der Grafschaft Lippe (1751), über das (angebliche) Bistum Schieder, Ravensbergische Nachrichten „Kurze doch richtige historisch genealogische Ausführung des eigentlichen und wahren Ursprungs der uralten Grafen E. H. zur Lippe", Entwurf der besonderen Vorrechte und ausnehmenden Vorzüge, welche die uralten und hochberühmten Grafen und E. H. zur Lippe vor vielen anderen ansehnlichen Reichsständen haben" (1744), „Das schöne geschmückte

Rosenfeld" (1753). Verhältnismäßig wenig hat er sich mit den Pergamenturkunden des Mittelalters beschäftigt.

Der größte Teil der ziemlich wüst durcheinandergeworfenen und mit schlechter Hand geschriebenen Notizen ist zwar für die gegenwärtige Zeit mehr oder minder wertlos, allein es bleibt doch noch immer ein reicher Schatz sachlicher und persönlicher Nachrichten übrig, welcher ohne sein spähendes Auge und seine fleißige Feder für die Heimatforschung verloren sein würde, und durch deren Aufzeichnung und Aufbewahrung er sich ein großes Verdienst erworben hat, welches wir dankbar anerkennen müssen. Dahin sind besonders solche Tatsachen und Vorgänge zu rechnen, welche er aus seiner eigenen Lebenszeit oder aus der Zeit kurz vorher berichtet, Nachrichten über interessante Zeitgenossen und Ereignisse, welche er selbst gesehen oder aus den besten Quellen erfahren konnte. Als Beispiel dient der beklagenswerte Brand der Friedrichstaler Grotte im Jahre 1729, bei welchem er wahrscheinlich selbst gegenwärtig gewesen ist. Auch das bekannte Volkslied von dem Herrn von Falkenstein aus der Zeit der Eversteinschen Fehde von 1405 ist uns nach mündlicher Überlieferung durch eine Küstersche Aufzeichnung von 1737 erhalten und nach dieser zuerst von Clostermeier im Westfälischen Magazin von 1784 veröffentlicht worden. Bei dieser Gelegenheit gibt ihm Clostermeier das wohlverdiente Zeugnis, daß er „der zu seiner Zeit eifrigste Liebhaber und vielleicht auch gründlichste Kenner der lippischen Geschichte" gewesen sei.

Besonders reichhaltig an Nachrichten aus Küsters Lebenszeit und nächster Vorzeit ist das sogenannte Diarien, chronologisch angelegtes Sammelwerk, welches aus lückenhaften Anfängen und wertlosen Buchauszügen heraus allmählich stoffreicher wird und allerlei kleine Notizen aus verschiedenen Teilen des Landes liefert, welche Schlaglichter in die dunkle Zeit unserer Vorfahren werfen und, durch anderweite Nachrichten ergänzt und erläutert, auch zukünftig von Interesse sein werden.

Simon August
Regierender Graf zur Lippe
1727—1782

Landesbibliothek Detmold

Aufklärung und Idealismus

Simon August (1727–1782)

Regierender Graf zur Lippe

Wenn man das segensreiche Wirken dieses vortrefflichen Regenten ganz ermessen will, dann ist es nicht zu umgehen, einige Seiten in der Geschichte unserer Heimat zurückzublättern und sich den trostlosen Zustand unseres Landes vor Augen zu führen, in welchem es dieser Herrscher vorfand, als er die Zügel der Regierung ergriff. Es war ein höchst undankbares Erbe, das ihm seine beiden Vorgänger, Friedrich Adolph und Simon Henrich Adolf, hinterlassen hatten, jene Grafen, deren Wirken das Land an den Rand des Ruins gebracht hat.

Als Simon August die Regierung antrat, stand die Verwaltung vor leeren Kassen. Das Amt Amt Sternberg war für 140 000 Taler an Hannover verpfändet, und die früher angeheirateten souveränen Herrschaften Vianen und Ameiden waren schon längst an Holland verkauft worden. So stand es um unser Heimatland, als der Vorgänger von Simon August starb. Aber es ging noch mehr bergab, denn seine Mutter, die für den erst 7jährigen Knaben die Regierung führte, setzte die verschwenderische Lebensweise fort. Endlich, in der größten Not, als die Schulden ins Endlose angewachsen und das Ansehen der gräflichen Familie aufs tiefste gesunken war, wurde Simon August der Retter des Vaterlandes. Seine Erziehung am Hofe zu Detmold war gerade nicht von der Art, um einen Regenten seines Landes zu bilden; aber ganz vortrefflich war seine weitere Ausbildung fern vom Einfluß des Elternhauses in Lausanne. Als Simon August im Jahre 1747 die Regierung antrat, hatte der große Friedrich von Preußen bereits 7 Jahre regiert, und unverkennbar ist das Beispiel seiner Regierung und der seines Vaters von großem Einfluß auf die kleinen Fürstenhäuser Norddeutschlands gewesen: Man bequemte sich zu größerer Wirtschaftlichkeit. So ging denn auch Simon August sofort daran, der seitherigen unerhörten Verschwendung Einhalt zu tun. Selbst mit einem guten Beispiel vorangehend, gestaltete er das gesamte Hofleben von Grund auf um.

Aber auch die Verwaltung des Landes verbesserte er und führte sowohl hier als auch in seinem Schlosse eine weise Sparsamkeit ein. Eine von ihm erlassene Vormundschaftsverordnung sicherte das Vermögen der Waisen, die von ihm eingerichtete Witwenkasse versorgte die Witwen der geistlichen und weltlichen Beamten. Durch den Erlaß der Medizinalverordnungen wurde den Kranken väterlich geraten, durch die Einrichtung der Brandassekuration gab er denen wieder ein Obdach, deren Häuser ein Raub der Flammen geworden waren. Ganz besonders war Simon August auf die Hebung des Bauernstandes bedacht, da die Bauern damals größtenteils noch leibeigen waren. Es sollte eine seiner ersten Regierungshandlungen sein, das Guts- und Leibeigentum abzuschaffen; aber er konnte sich mit den Landständen über die Art der Entschädigung nicht einigen, und so mußte die Befreiung des Bauernstandes noch ein halbes Jahrhundert unterbleiben. Er schützte jedoch die Landleute durch feste und milde Verordnungen vor arger Bedrückung durch den Grundherrn und erleichterte dadurch ihre bedrängte Lage. Den kleinen Bauern gab er durch Überweisung von Ödland Gelegenheit zur Ansiedlung. So wurde damals in der Senne eine Siedlung angelegt, die ihm zu Ehren den Namen Augustdorf erhielt, und die bei seinem Tode bereits eine Schule und 31 Wohnstätten hatte.

Zu jener Zeit waren neben dem Ackerbau die Weberei und Hausspinnerei die einzige gewerbliche Beschäftigung der Landbewohner und vieler Städter. Simon August förderte auf jede Weise dieses Gewerbe; und der gute Verdienst, den es den Leuten brachte, kam auch dem Lande zugute. Allmählich füllten sich wieder die Kassen, Schulden konnten bezahlt und das verpfändete Sternberg wieder eingelöst werden.

Wie für das wirtschaftliche Wohl, so sorgte dieser vortreffliche Regent auch für die geistige Hebung seines Volkes. Keine Kosten sparte er, die Volksschule zu verbessern, und kein Mittel ließ er unversucht, den Schulbesuch zu heben. Um tüchtige Lehrer heranzubilden, gründete er im Jahre 1781 in Detmold das Lehrerseminar als eines der ersten im deutschen Lande. Wohl wissend, welch ein Segen von einer solchen Anstalt

ausgehen kann, übernahm er sogar die Kosten dafür auf die Landrentei, als die Landstände nicht die Mittel bewilligen wollten.

In die Regierungszeit von Simon August fiel auch der Siebenjährige Krieg, durch den unser Land viel Beschwerden und viel Leiden erdulden mußte. Aber jetzt zeigte sich am deutlichsten die Fürsorge des Grafen für sein Land, indem er alles mögliche tat, um die Beschwerden von ihm abzuhalten oder sie wenigstens zu mildern. Wenn Lippe trotz der anderen Verpflichtungen hierdurch noch eine Kriegsschuld von über 1 Million Taler tragen konnte, so spricht diese Tatsache am deutlichsten für das segensreiche Walten des Grafen. Simon August war viermal vermählt. Von den vier Gemahlinnen hat sich namentlich die dritte, die Gräfin Casimire, durch den bestimmenden sozialen Reformeinfluß auf ihren Gemahl, ein dauerndes Andenken im Lande erworben. Die vierte Frau, Christine, überlebte ihn um 42 Jahre. Sie ruht unter dem prächtigen Denkmal in der Weinbergstraße. Graf Simon war der erste Herr des Hauses Detmold, der ein Lebensalter von 55 Jahren erreichte. Eine schwere Krankheit ließ sein Ende schon lange vorher ahnen. „Man sah die Krankheit sich täglich steigern, die Kräfte täglich abnehmen, wenn man sein Ächzen hörte, durch zwei verschlossene Zimmer, wenn man sah, wie er aus Angst schwitzte, in einer kalten Stube, wenn ihm fehlte, was der Ärmste, Elendeste seiner Untertanen hatte: Luft —, wenn jeder Muskel arbeitete, um Luft einzusaugen und nie genug einsaugen konnte, wenn man den gequälten Blick sah, der um Linderung zu bitten schien, und die der ohnmächtige Mensch mit all seinem Mitleid ihm nicht geben konnte, dann vergaß man wohl sich selbst über ihn und wünschte, Gott möge seinem Leiden ein Ende machen." Und als die Erlösung am ersten Tage des Monats Mai erfolgte, an dem die ganze Natur auflebte, da war es doch für alle eine schmerzliche Überraschung, da war eine Trauer im Lande, wie niemals zuvor. Im Büchenberg, oberhalb des Mausoleums, wohin man den schlichten Holzsarg von Simon August im Jahre 1909 von der Kirche aus überführte, erblickt der Wanderer ein schlichtes Denkmal dieses vortrefflichen Mannes, das einzige, das man einem lippischen Regenten aus der älteren Linie des Hauses im Lipperlande gesetzt hat. Zwar war es sein Sohn, der seinem Vater diesen schlichten Stein widmete, aber sicherlich tat er es im Sinne des gesamten lippischen Volkes. Im Sinne des gesamten Volkes sind auch hier die eingemeißelten Worte:

„Simon August, der Vater des Vaterlandes,
geb. 12. Januar 1727, gestorben 1. Mai 1782.
Zum Andenken des besten, liebevollsten Vaters
von Leopold, seinem ewig dankbaren Sohn."

Chr. Fr. Helwing (1725–1800)

Gymnasialrektor, Bürgermeister und Buchhändler zu Lemgo

Das nachstehende Lebensbild Christian Friedrich Helwings stammt aus der Feder seines Freundes, des Pastors Pothmann in Lemgo, der Helwing diesen Nachruf in dem von ihm herausgegebenen „Westfälischen Kalender" widmete.

Christian Friedrich Helwing, Fürstlich Lippischer Rat und Erster Bürgermeister zu Lemgo, war ein Mann, der nützlich und wohltätig in den mannigfaltigen Verhältnissen seines Lebens wirkte und als Muster edler Tugend und erstaunlicher Betriebsamkeit aufgestellt werden kann.

Er war am 19. Januar 1725 in Köslin in Pommern geboren. Sein Vater war Brauer und Mitglied der Handelsgilde des Ortes. Früh starb ihm seine Mutter, und eine gute Stiefmutter, die Tochter eines Magisters aus Köslin, trat in die Stelle der Verstorbenen, und unter der sorgfältigen und liebevollen Leitung guter Eltern genoß er die glücklichste häusliche Erziehung. Für seine wissenschaftliche Bildung sorgten vorzügliche Lehrer, zuerst in Köslin, dann auf der Schule zu Stolp.

1743 begab er sich nach Halle, und mit einem sorgfältigen Studium der Theologie verband er Geschichte, Mathematik, Ästhetik und ununterbrochene Übungen der Philologie und insbesondere der Philosophie unter den damals berühmten Lehrern derselben auf jener Universität, Alexander Baumgarten, Liebewohl und andere mehr.

Mit aufmunternder Güte pflegte Baumgarten jedes vorzügliche Talent, und an den von ihm veranstalteten Disputierübungen nahm Helwing bald einen eifrigen Anteil und zeichnete sich darin durch Scharfsinn und Gewandtheit und durch besondere Fertigkeit in der lateinischen Sprache aus.

Seine Talente und Kenntnisse und seine feinen Sitten bewogen Baumgarten, ihm die Stelle eines Lehrers bei seinen Kindern und eine Wohnung in seinem Hause anzutragen. In diesen günstigen Verhältnissen vollendete er die Jahre seiner akademischen Bildung.

Ungern trennte er sich von Baumgartens Haus, um einem Rufe zu einer Hofmeisterstelle in der Familie von Oerzen zu Blumenow im Mecklenburgischen zu folgen. Nach dem Tode seines Vaters kehrte er jedoch in die ihm so teuer gewordenen Verhältnisse und zu seinem Freunde Baumgarten nach Halle zurück. Literarische Arbeiten, die zum Teil damals im Druck erschienen sind, beschäftigten ihn da, und außer diesen und seinen übrigen Studien auch besonders noch die Lektüre der Griechen und die Erlernung der englischen Sprache.

Es verflossen ihm so zwei glückliche Jahre, als er 1749 als Rektor nach Lemgo berufen wurde und dieses Amt am 9. September antrat. Mit Klugheit und Eifer benutzte er jetzt alles, was Ort und Umstände und der eigene reiche Vorrat seiner mannigfaltigen Kenntnisse ihm darboten, seine Stelle würdig auszufüllen und nicht nur seiner neuen Heimatstadt nützlich zu werden, sondern seinen Wirkungskreis auch auf das ganze lippische Land und auf die benachbarten Provinzen auszudehnen.

Alles an der Schule erhielt eine bessere Einrichtung, wie noch die Verordnungen beweisen, die damals neu entworfen oder verbessert wurden. Außer den alten Sprachen und den übrigen Schulwissenschaften wurde nach einer verbesserten Methode Geschichte, Erdbeschreibung, Mathematik und Philosophie gelehrt und in der französischen, englischen und deutschen Sprache ein vorzüglicher Unterricht erteilt. Durch fleißige Redeübungen, meistens in deutscher und französischer Sprache und durch öffentliche und Privatdisputationen in lateinischer Sprache bildete er Vortrag, Selbstsicherheit und Gewandtheit der unter ihm studierenden jungen Leute. Bei einem liebevollen, aufmunternden Betragen gegen seine Schüler hielt er stets strenge und mit väterlichem Ernst auf Fleiß und nützliche Ordnung; trotz der großen Frequenz stand dennoch die Schule in dem allgemeinen Ruf einer vorzüglichen Sittlichkeit. Aus dem Lippischen studierte damals fast alles zu Lemgo, und außerdem noch viele junge Leute aus den benachbarten preußischen Provinzen und anderen Ländern.

Durch Verheiratung mit Margarethe Elisabeth Meyer wurde er 1755 Inhaber der Meyerschen Buchhandlung und in der damit verbundenen an-

sehnlichen Druckerei zur Erlernung der Buchdruckerkunst auf zwei Jahre als Lehrling eingeschrieben.

Die auch in öffentlicher Hinsicht, insbesondere aber für Lemgo wichtige Druckerei machte es ihm notwendig, wenn sie erhalten werden sollte, sich ihr mehr und mit ungeteiltem Eifer zu widmen als es sein Schulamt zuließ. Er war daher gezwungen, diese Stelle 1757 niederzulegen, und ungeachtet er bald wieder in einen öffentlichen Wirkungskreis versetzt werden sollte, so blieb ihm doch dieses Geschäft stets angelegentlichste Sorge und erfüllte alle seine Stunden, die ihm von Amtsgeschäften freiblieben.

Als Verleger führte er allein den wichtigen Briefwechsel mit vielen Gelehrten und besorgte von den wichtigsten Schriften selbst die Korrekturen. Besonders verdient machte er sich dadurch, daß er vorzüglich zuerst Gelehrte dazu vermochte, viele römische und griechische Schriftsteller ins Deutsche zu übersetzen. Bei allen seinen typographischen Unternehmungen aber verlor er eine weise Sparsamkeit und kluge Abwägung des wahrscheinlichen Erfolgs nie aus den Augen sowie er auch auf der anderen Seite keinen Aufwand scheute, wenn es besonders wichtige Werke betraf oder zur Ehre des Vaterlandes gereichte, welches die gleich bei Übernahme der Handlung von ihm ins Leben gerufene Bibelanstalt mit stehenden Schriften beweist, die neben der zu Halle und der zu Basel die einzige in Deutschland in ihrer Art war, und wovon die Beschreibung von Japan von Engelbert Kämpfer in einer neuen Ausgabe und das Verzeichnis aller Schriftsteller von Hambacher, „Das gelehrte Teutschland" ein Beweis sind.

So begründete er ein festes und dauerhaftes Unternehmen für sich und seine Nachkommen, das selbst bedeutende Verluste, wovon ausgedehnte Geschäfte nie ganz frei sein können, nicht zu erschüttern vermochten. Außer in Lemgo besaß er noch in Hannover, in Braunschweig und in Duisburg ansehnliche Buchhandlungen und mehrere Niederlagen in Nähe und Ferne. Durch einen sehr ausgebreiteten Buchhandel hat er unverkennbar viel Gutes gewirkt zur leichteren Verbreitung nützlicher Kenntnisse in ganz Westfalen und den angrenzenden Provinzen.

Schon im Jahre 1758 war er zum zweiten Bürgermeister der Stadt Lemgo erwählt worden. In den mannigfachen Unruhen des Siebenjährigen Krieges leistete er in dieser Würde der Stadt bei den vielen Durchmärschen feindlicher Truppen die wesentlichsten Dienste, besonders durch seine Kenntnis der französischen Sprache, womit er manches Unglück von der Stadt und ihren Bürgern abwandte, mit dem sie oft, besonders von französischen Truppen, bedroht wurde. Diese Kenntnis der französischen Sprache hatte die Bürger auch zunächst bewogen, ihm jene wichtige Stelle anzuvertrauen. So in eine öffentliche Laufbahn wieder versetzt, beschäftigte ihn zunächst das Erlernen der positiven Rechtskenntnisse. Sein ehemaliger Schüler, der spätere Bürgermeister und Rat Heldman, damals Stadtsekretär, war darin sein Lehrer und Ratgeber, und bei seinem so vielseitig gebildeten Geist konnte es ihm nicht schwer werden, sich in den Besitz dieser Kenntnisse zu setzen.

Als eine Frucht der gemeinsamen Bemühungen erschienen einige Jahre nachher von ihm und seinem Freunde und nachmaligen Kollegen die Rechtsinstitutionen in deutscher Sprache.

In seinem Amt als Bürgermeister hat er in Verbindung mit würdigen Männern, anfangs dem Rat und Bürgermeister Benzler und dann mit Heldman, 42 Jahre lang mit unermüdlichem Eifer für die Wohlfahrt der Stadt, für die guten Sitten derselben, für Fleiß und Betriebsamkeit unter den Bürgern gearbeitet. Ganz besonders ausgezeichnet aber war seine Aufmerksamkeit, womit er sich stets der Schule annahm. An allen öffentlichen Feierlichkeiten derselben nahm er den wohlwollendsten väterlichsten Anteil und freute sich der Tugend eines jeden aufblühenden Talents. Auch das Einkommen der Lehrer wurde unter seiner Verwaltung verbessert und der Bau neuer Schulhäuser beschlossen.

Er selbst war allen das größte Muster von Tätigkeit. Nur alle Abend nach der Arbeit des Tages besuchte er irgendeinen traulichen Kreis, um sich unter Freunden zu erholen und zu unterhalten. Keine Stunde des Tages widmete er dem Spiel oder irgend anderen die Zeit tötenden Zerstreuungen. Selbst wenn er Zerstreuung in seinem Garten suchte, fand er sie da meistens in aufheiternder Lektüre. Die Nachmittage waren so nützlich für ihn wie die Morgen, und dabei war er immer ebenso gesund, wie andere, die vorgeben, dadurch für ihre Gesundheit zu sorgen, daß sie sich in so manchen Zerstreuungen herumtreiben müßten.

Als Bürgermeister der Stadt besuchte er auch als Deputierter die Lippischen Landtage. Um die Wohlfahrt des Landes im allgemeinen und die seiner Vaterstadt im besonderen so verdient, hatte ihm im Jahre 1771 der damalige Landesherr

Simon August den Titel eines Rats verliehen. Nach dem Tode dieses Herrn im Jahre 1782 wurde er mit allgemeiner Übereinstimmung von den Städten des Landes zum Mitvormund des Landesherrn gewählt und nahm so an den Regierungsgeschäften bis zum Jahre 1789 einen sehr wichtigen Anteil. Nach dem Regierungsantritt des Fürsten Leopold trat er dann wieder in den Kreis seiner vorigen Geschäfte zurück, und bei der nachmals wegen der Krankheit dieses Fürsten eintretenden Kuratel lehnte er den Antrag, von neuem an der Regierung Anteil zu nehmen, seiner sonstigen vielen Geschäfte wegen ab.

Rastlos arbeitete er in diesen fort bei einer stets ungestörten und ununterbrochenen Gesundheit seines Körpers und bei einem immer frohen, heiteren Geiste bis zum Ausgang des Dezember 1799. Da befiel ihn nach einer kurz vorhergegangenen Reise anfangs Entkräftung und dann ein heftiges Nervenfieber, welches seinem Leben, das groß und bedeutsam gewesen ist in Erziehung und Wissenschaften, nützlich als Buchdrucker und Buchhändler, gemeinnützig als Bürgermeister von Lemgo, Landtagsabgeordneter und regentschaftlicher Mitvormund, am 2. Januar 1800 ein Ende machte.

Casimire zur Lippe (1749–1778)

Die Agrar- und Sozialreformerin

Lippe hat mehrfach bedeutende Fürstinnen gehabt, die das Geschick des Landes in wichtigen Schicksalsstunden segensreich gestaltet haben. Neben der „standhaften" Katharina, die die Grafschaft während des 30jährigen Krieges mit Mut und Klugheit vor dem Auseinanderfallen bewahrte, und neben der großen Pauline stellt sich Gräfin Casimire ebenbürtig in die Reihe. In der Frühvollendeten ist uns eine Frauengestalt bewahrt, die reif und abgeschlossen vor uns steht.

Casimire ist als Enkelin des berühmten alten Dessauers und jüngste Tochter des Fürsten Leopold Maximilian von Anhalt-Dessau am 19. Januar 1749 in Dessau geboren worden. Ihre Eltern starben früh, ohne daß sie sie recht gekannt hat. Ihre Erziehung und die ihrer Geschwister lag in den Händen der Tante Wilhelmine, die die Kinder in christlichem Ernst und strenger Disziplin erzog.

Casimire war ein zartes Kind und hatte zeitlebens unter unangenehmen Zufällen zu leiden, die jedoch dazu beitrugen, ihre Religiosität zu vertiefen. Die seelische Konstitution war besonders fein; sie war leicht erregbar, was sich in frühen Jahren durch schnelle Heftigkeit äußerte und später mit zunehmender Selbstzucht zu einer übergroßen tränenreichen Empfindsamkeit führte. Dabei hatte sie einen harten Kopf und war durchaus eigenwillig. Wenn sie ihre Meinung von einer Sache gefaßt hatte, mußte man sie schon mit den gründlichsten Argumenten von einem Gegenteil überzeugen. Sie untersuchte lieber selbst ein Ding, als daß sie es sich von anderen vorsetzen ließ. Und immer bewies sie dabei eine gute Urteilskraft.

Ihr Lehrer, Georg Friedrich Chappon, der sie bis an ihr Lebensende, später als ihr Seelsorger begleitete, urteilt darüber: „Ihr Geschmack an dem, war wahr, was eigentlich nützlich, was am meisten zu schätzen ist, zeigte sich früh und erstreckte sich in der Folge über alles, was vorkam." Und er rühmt weiter ihren Verstand, „den sie mit Fleiß und Geschäftigkeit und einem guten Gedächtnis verband. Schon damals gab sie Anzeichen, daß sie von Seiten des Verstandes und des Herzens durch die von beiden geleitete Geschäftigkeit und die daraus fließenden Wirkungen dereinst eine hohe Prinzessin werden würde". Die Güte ihres Herzens bewies sie vornehmlich darin, daß sie an Anderer Not willigen und großmütigen Anteil nahm.

Trotz des guten Verstandes und des beweglichen Geistes blieb ihre Bildung für ihre Verhältnisse mangelhaft. Das kam daher, weil sie „eine große Liebe zur Religion faßte", die sie so stark in Anspruch nahm, daß alles andere dagegen an Bedeutung verlor. Daß sie trotz großer Bildungslücken später sogar in die schwierigen und verwickelten wirtschafts- und sozialrechtlichen Probleme einzudringen, diese zu erfassen und auch zu lösen wußte, beweist nicht zuletzt ihren guten Verstand. Wenn sie später aus irgendwelchen Wissensgebieten etwas erlernen mußte, weil zu der einen oder anderen Handlung gewisse Kenntnisse erforderlich waren, dann unterrichtete sie sich mit weitgehendster und peinlichster Genauigkeit darüber. Wissen, das kein Ziel verfolgte, erschien ihr zwecklos und überflüssig.

Ihre älteste Schwester Leopoldine hatte sich im Jahre 1765 mit dem Grafen Simon August zur Lippe verheiratet, starb aber schon im September 1769, ein Jahr nach der Geburt des Erbgrafen Leopold. Nach ihrem Tode hatte Casimire begonnen, mit ihrem Schwager Briefe zu wechseln, die sich in der Hauptsache mit dem kleinen Neffen beschäftigten. Die gemeinsame Liebe zu dem Kinde führte zu einer herzlichen Annäherung zwischen den beiden und noch im Todesjahr Leopoldinens zur Vermählung.

So kam Casimire an einem späten Novembertag des Jahres 1769 in ihre neue Heimat. Den in materiellen äußeren Dingen bescheidenen Detmolder Hof fand sie durchaus ihren Bedürfnissen angemessen, denn sie verabscheute jeden unnötigen Aufwand. Ihre Tage waren ausgefüllt mit Arbeit, ab und zu auch mit Spaziergängen und Ausfahrten. Sie beschäftigte sich mit allen vorkommenden Fragen in den Staatsgeschäften und nahm daran tätigen Anteil. Dabei ist Casimire niemals „Staatsmann" gewesen, wie die Fürstin Pauline es später war. Es sind Dinge der ihr persönlich anvertrauten sozialen Angelegenheiten, der landesmütterlichen Fürsorge, um die sie sich kümmert,

CASIMIRE
Regierende Gräfinn und Edle Frau
zur Lippe
gebohrne Prinzessinn zu Anhalt.

1749—1778

wie sich eine gute Hausmutter mit den Nöten ihrer Angehörigen beschäftigen würde.

Und die Not war groß im Lande als Casimire kam. Die Finanzlage war an sich schon schlecht durch die Verschwendung der Vorgänger des regierenden Grafen und durch jahrzehntelange Vormundschaftsregierungen. Dazu kamen die Repressalien der Truppendurchzüge im Siebenjährigen Kriege, und danach Jahre des Mißwachses. So war es denn vor allem der Bauer, der tief verschuldet und verelendet war. Aber in einem so von der Landwirtschaft beherrschten Lande, wie es Lippe damals noch war, war natürlich auch die übrige Bevölkerung stark in Mitleidenschaft gezogen.

Casimire konnte also mit vollen Herzen helfen. Sie tat es nicht mit Almosengeben, sondern planmäßig, Mißstände beseitigend und neue zweckmäßige Einrichtungen schaffend. Viele ihrer Reformen, die aus der Not und den Erfordernissen des Augenblicks entstanden, muten uns nach 150 Jahren als etwas ganz Modernes an, als Errungenschaften, deren wir uns als fortschrittliche Menschen jetzt rühmen.

Aus der Fülle der von ihr geschaffenen Einrichtungen wollen wir hier zwei Beispiele auswählen, einmal ihre vorbildliche Krankenversorgung und zum anderen ihre landwirtschaftliche Unterstützungskasse, die „Patriotische Gesellschaft".

Die Krankenfürsorge war erwachsen aus der Armenfürsorge, der Casimire auch bestimmte Formen und Richtlinien geschaffen hatte mit der Einrichtung eines Landes-Armenfonds, der Arbeitsbeschaffung für solche Arme, die noch arbeitsfähig waren, mit der Erziehung der armen Kinder und mit vielem anderen mehr.

Bei ihrer Krankenfürsorge handelt es sich bereits um eine Art Krankenkasse, wie wir sie heute allgemein haben. Der Unterschied zu unserer heutigen Sozialversicherung besteht nur darin, daß die soziale Fürsorge damals nur auf den Schultern des Staates ruhte, während sie heute von ihren Nutznießern selber getragen wird. Sie konnte demgemäß in ihren Leistungen auch lange nicht so umfangreich sein als unsere heutigen Krankenkassen, aber in ihren anderen Grundzügen ist sie doch die gleiche.

Die finanzielle Grundlage war ein „Krankenfonds", der gefüllt wurde aus den Armengeldern der Gemeinden und Zuwendungen „von hohen Händen", die Casimire mit hartnäckiger Dringlichkeit zu erlangen wußte. In allen Gemeinden hatte Casimire sogenannte Armenpfleger, meistens die Pfarrer eingesetzt, die die soziale Fürsorge zu beaufsichtigen hatten. Für die einzelnen Gemeinden war auch ein Etat aufgestellt, je nach dem Umfange der benötigten Leistung. Dieser Etat durfte unter keinen Umständen überschritten werden. Entstand irgendwo einmal eine Lücke, dann stopfte allerdings Casimire diese aus ihren persönlichen Mitteln. Ärzte und Apotheker waren dem Armenpfleger gegenüber verantwortlich; sie mußten mit ihnen „accordieren". Dabei bestand für den armen Patienten freie Arztwahl, so daß es eigentliche Armenärzte dazumal im Lippischen gar nicht gab. Über allem saß in Detmold eine Kommission, der sich die Armenpfleger im Lande mit ihren Abrechnungen zu verantworten hatten. Wir sehen also hier ein getreues Abbild unserer heutigen Krankenkasse, die so lange bestanden hat, wie ihr die nötigen Mittel zur Verfügung standen, und das war solange Casimire lebte. Nach ihrem Tode ging dieses Hilfswerk langsam ein, aber seine Grundzüge bildeten die Richtlinien für die große Medizinalordnung von 1789, von der der Kanzler Hoffmann mit Stolz rühmte, daß kein Land außer Schweden eine solch umfassende Ordnung seines Gesundheitswesens besitze.

Ein anderes großes Werk Casimirens ist jedoch bis zum heutigen Tage fast unverändert bestehen geblieben, das ist die berühmte „Patriotische Gesellschaft", die noch heute unter dem Namen der Unterstützungskasse ihren Segen bringt. Die Patriotische Gesellschaft wurde gleichzeitig, aber unabhängig von ihr, mit der „Schlesischen Landschaft" Friedrich des Großen, als die erste landwirtschaftliche Kreditgenossenschaft gegründet. Die Ursache zu beiden ist allerdings dieselbe, die Not des Siebenjährigen Krieges, die die Landwirtschaft so tief hatte verschulden lassen. Es fehlte ein gutes Kreditinstitut, das den Verhältnissen des Bauern Rechnung trug, erträgliche Zinsen vorschrieb und die Abbezahlung des Darlehens zu bequemen Terminen erleichterte. Er mußte loskommen können von den privaten Geldgebern, die so hohe Zinsen verlangten, daß er sich in immer größere Schulden stürzen mußte.

Aber woher sollte das Geld kommen für ein solches Unternehmen, das groß angelegt sein mußte, wenn es überhaupt einen Zweck haben sollte! Die Staatskasse konnte keineswegs damit belastet werden, und aus der Schatulle Casimires flossen schon erhebliche Summen zur Armen- und Krankenfürsorge. So wurde denn eine große Werbungsaktion unter den Bürgern des Landes veranstaltet, etwas durchaus ungewöhnliches zu jener Zeit. Es wurde eine „Patriotische Gesellschaft" gebildet, um dem leidenden Bruder Landmann zu

helfen. Und es ist wirklich alles getan worden, um das Mitgefühl zu den größtmöglichen Opfern anzuregen. — Aber man sah doch ein, daß das Wohl des Bauern zugleich Staatswohl und damit eigenes Wohl bedeute. Das war trotz des Appells an das Mitgefühl der Kernpunkt der gesamten Propaganda für das Werk geblieben.

Der Erfolg war denn auch die ansehnliche Summe von 10 000 Talern, die sich mit der Zeit um etliche tausend Taler erhöhte. Mit dieser Summe begann die Gesellschaft ihr Werk. Ein Teil der Gelder wurde bei der Leinenhandlung in Lemgo angelegt, mit dem verbleibenden Teil wurde gearbeitet. Der Bauer sollte Geld zu niedrigem Zinsfuß geliehen bekommen, jedoch gegen entsprechende Sicherheiten. Das Geld sollte ja nicht als ein einmaliges Almosen gegeben werden, sondern, wenn möglich, gewinnbringend angelegt werden, damit das Grundkapital wuchs und das Tätigkeitsfeld der Gesellschaft erweitert werden konnte. Man entschloß sich dazu, das Darlehen in Form einer Hypothek auf den Hof einzutragen, bei deren Placierung sich jedoch einige Schwierigkeiten ergaben. Nahm ein Bauer die Patriotische Gesellschaft in Anspruch, dann ruhten sicher schon andere Schulden auf dem Hofe, die den Vorrang vor der Hypothek der Gesellschaft gehabt hätten. Und die ganzen Schulden der lippischen Landwirtschaft hätte die Patriotische Gesellschaft doch nie ablösen können. Um die richtige Anwendung der Gelder zu garantieren, wurde ein kompliziertes Überwachungssystem, das durch zwei in der Gemeinde angesehene Bauern ausgeübt wurde, ausgedacht, das sich in den ersten Jahren noch durchführen ließ, bei steigenden Leistungen und wachsender Zahl der Unterstützungen aber nicht mehr zu bewältigen war.

Im November 1775 wurden von der Kommission bereits 2731 Rtl. von den bis dahin eingegangenen 9966 Rtl. ausgezahlt. In den meisten Fällen erhielten die Unterstützten das Geld nicht selbst, sondern die Aufseher lösten damit die Schuldscheine ein und benutzten es zum Ankauf von Saatgut, von lebendem und totem Inventar. Ferner wurden, den heutigen Reichsverordnungen über die Reparaturzuschüsse entsprechend, Zuschüsse gewährt zu Neubauten und Reparaturen an alten Häusern. Die Handwerker, die sich im Umfange des bäuerlichen Elends gleichfalls in einer sehr schlechten wirtschaftlichen Lage befanden, erhielten die Rechnungen von den Aufsehern bezahlt. Bei dieser Art der Verwendung der Gelder hatte die Gesellschaft die Garantie, daß die Darlehen nicht vertan, sondern an der richtigen Stelle verwandt wurden.

Als die patriotische Gesellschaft auf festen Füßen stand, daß sie über den Charakter eines sozialen Hilfs- und Liebeswerkes hinausgewachsen war und im Sinne Casimirens zu einer ländlichen Kreditanstalt geworden war, übernahm die Regierung selbst die Leitung. Damit war sie zu einer Hoheitsaufgabe des Staates geworden und wurde mit der 1780 gegründeten Landesspar- und Leihekasse gemeinsam verwaltet. Es ehrt die Nachfahren Casimirens, insonderheit die Leiter der Landeskreditinstitute, daß sie ihre Gründung im Sinne der edlen Stifterin durchführten bis zum heutigen Tage.

Casimire ließ sich aber auch das geistige Wohl ihrer Untertanen angelegen sein. Zu diesem Zwecke hatte sie ihren ganzen Einfluß dahin geltend gemacht, daß im Jahre 1774 das lippische Lehrerseminar gegründet werden konnte. Von Haus aus sehr stark für die pädagogischen Zeitgedanken interessiert — Basedow wirkte in Dessau, und ihre beste Freundin war Frau von Rochow, die Gattin des berühmten Schulreformers —, war es von Anfang an ihr Ziel gewesen, auch in Lippe den Unterricht des Volkes zu fördern. Auch hier arbeitete sie mit ihrer ganzen Hartnäckigkeit, führte Korrespondenzen mit allen berühmten Pädagogen der Zeit über das von ihr geplante Institut, sammelte auch hier Gelder und schickte begabte Kandidaten nach Rekahn und Dessau, um die neue Pädagogik an Ort und Stelle kennenzulernen. Und später, als die Anstalt ihre Arbeit begonnen hatte, kümmerte sie sich wie eine Hausmutter auch um das leibliche Wohl der Zöglinge. Auch hier hat die vornehmlich von ihr geschaffene Einrichtung bis auf unsere Tage fortgedauert.

Manche der von Casimire geschaffenen Einrichtungen sind nach ihrem Tode eingegangen, sie selbst war im Laufe der Zeit in Vergessenheit geraten. Geht man aber ihren Spuren nach, ist man immer wieder überrascht, daß so vieles, was sie erdachte, was sie zu einer praktischen Durchführung brachte, so durchaus „modern" ist. Alle diese vielen sozialen Maßnahmen sind in den späteren Jahren wieder neu entdeckt und als neu verfolgt worden. Casimire war in Wahrheit die beste Vertreterin ihres humanen Zeitalters, die geistige Vorläuferin der sozialen Gesetzgebung unseres Zeitalters.

Ludwig Knoch (1712–1808)

Begründer des Lippischen Haus- und Landesarchivs

Ein Archivar? Immer noch wird man auf Zeitgenossen stoßen, die erstaunt fragen: Was ist das? Bibliothekar — darunter kann man sich eher schon etwas vorstellen. Der hat mit Büchern zu tun. Man holt sich bei ihm etwas zu lesen, und meist sind es mehr oder weniger freundliche Damen, die bei der Auswahl betreuen. Aber ein Archivar? Gewiß wird jeder Kollege schon einmal die klassische Frage erlebt haben: „Was haben Sie eigentlich zu tun?" Je nun, man muß diese Neugier gelassen hinnehmen und ebenso klassisch nach einem berühmten Vorgang antworten: „Der Archivar säubert mit einem amtlichen Staubwedel tagsüber alte, verstaubte Papiere." Oder man kann auch mit Wilhelm Busch sagen: „Der Archivar tut seine Pflicht — von 12—1, mehr tut er nicht!" So recht klarmachen kann man es doch keinem, und gar einem, der sich daran gewöhnt hat, jede Postkarte und jeden Brief, selbst amtliche Schriftstücke, kaum ist er beim Schlußpunkt angekommen, sofort zu vernichten und in den Papierkorb zu werfen. Und wenn man gar mit Provenienzsystem und ähnlichen Geheimnissen kommen wollte, wird es ganz schlimm. Leider gibt es und gab es auch früher „Auchkollegen", die einem müßigen Gerede leicht Nahrung geben, weil sie ihren Beruf darin erkennen, etwa in dem von Wilhelm Busch vorgeschriebenen Zeitmaß geschäftig hin und her zu rennen und alles übrige ihren Sekretären und Registratoren zu überlassen. Zum Glück sind sie Seltenheiten. Man kann aber auch seinen Beruf im Interesse seines Staates verdammt ernst auffassen.

Zu diesen letzteren gehörte der lippische Archivrat Johann Ludwig Knoch. Er war kein Lipper, aber er wurde es. Als Sohn eines Kantors der reformierten Kirche war er am 18. Dezember 1712 in St. Goar geboren. Rätselhaft, was ihn als jungen Menschen schon einen Lebensberuf wählen ließ, der auch für seine Zeit eine Seltenheit war und so unendlich viel, schon asketische Entsagung auf Anerkennung und äußere Ehren voraussetzt. Möglich, daß er in dem gräflichen Hause Wittgenstein, dem er zuerst verpflichtet war, als Schreiber begann und ihm dabei uralte Pergamenturkunden mit hängenden Siegeln und ehrwürdige Staatspapiere eine Welt erschlossen, die damals weit weniger als heute gewöhnlichen Sterblichen zugänglich war. Er hat sich dann die Archivwissenschaft seiner Zeit gründlichst und mit Verständnis angeeignet. Daneben scheint er auch im Baufach praktisch tätig gewesen zu sein. Nach drei Jahren kam er als Archivar zu den Grafen von Solms-Braunfels, in deren Diensten er in achtzehn Jahren ein stark in Unordnung geratenes Archiv wieder neu einrichten mußte. Zuletzt beriefen ihn die Grafen von Leiningen-Westerburg ebenfalls zur Neueinrichtung ihres Gesamtarchivs. In Westerburg blieb Knoch acht Jahre und vermählte sich dort am 21. Oktober 1745 mit Marie Eleonore Schwarz.

Knoch muß allmählich als Archivar einen Ruf gehabt haben. Graf Simon August zur Lippe, der sein Leben lang die Sünden seiner verschwenderischen Vorfahren abbüßen mußte, lag außerdem dauernd in Prozessen mit dem Hochstift Paderborn, mit seinen Meiereipächtern und namentlich mit seinen Agnaten in Biesterfeld, in Alverdissen und in Bückeburg, war aber wegen seiner trostlos verwahrlosten Archivbestände meist hilflos, seine Rechte, wenn sie auch noch so sonnenklar erschienen, zu beweisen. Endlich entschlossen, diesem unwürdigen und unhaltbaren Zustande ein Ende zu machen, wurde er auf Knoch aufmerksam. Knoch war aufs höchste überrascht, als er im September 1762 die Einladung bekam, als Archivrat nach Detmold überzusiedeln. Er war schon 50 Jahre alt, hatte bereits zwei Archive neu hergerichtet und sollte nun ein drittes in Ordnung bringen. Hätte er seinen Zustand gekannt oder auch nur geahnt, er hätte gewiß abgelehnt. In seinem unerschütterlichen Vertrauen aber, wieder nützlich zu sein, nahm er an und kam im Dezember nach einer beschwerlichen Winterreise, die noch durch Kriegsgefahren beunruhigt wurde, mit seiner ganzen Familie, seiner Mutter, einer geborenen Anna Constantia von Ixen, die er anderthalb Jahre später in Detmold im Alter von 86 Jahren begrub, und seinen vier Kindern,

Johannette, Dorothea Friederike, Friedrich Georg und Christine Luise, die als Spätling erst im vergangenen Jahr geboren war.

Man bot ihm das Gehalt eines Regierungsrats von 400 Rtlr., aber ohne seine nicht unbeträchtlichen Nebeneinkünfte aus Sporteln. Knoch stand sich dadurch um ein Drittel schlechter als in Westerburg, und außerdem waren die geltenden Marktpreise wegen der Münzverschlechterung nahezu um das Dreifache gestiegen. Man wird es ihm glauben müssen, daß er in den ersten Jahren in seiner Bedrängnis Schulden machte. Um ihn etwas zu entschädigen, gab man ihm einige Nebenämter mit Einkünften oder Diäten, so das Bauwesen, doch man nahm es ihm bald, weil er zu teuer baute, das Wegekommissariat und die Landesvermessung, die auch nach einiger Zeit wegfielen, er wurde Kommissar des Zuchthauses und Mitglied der Armen- und Waisenhauskommission. Um die Auszahlung dieser Nebeneinnahmen mußte er meist heftig und bis zum Überdruß kämpfen, und nachgezahlt wurde nun schon gar nichts. Auch die Ordnung der öffentlichen Bibliothek, heute die Landesbibliothek, wurde ihm übertragen, doch kümmerte er sich wenig um sie und war froh, als man ihre Leitung nach einigen Jahren einem anderen anvertraute. In Geldsachen blieb Knoch sein Leben lang ein Pechvogel.

Ebenso oder noch schlimmer stand es um seine neue Arbeitsstätte. Als man ihm die beiden Gewölbe, in denen der Archivbestand im Residenzschloß lagerte, zum ersten Male aufschloß, drang ihm mit der Kellerluft ein mörderlicher Gestank entgegen. Hühnervolk hatte hier sein Nachtquartier gehabt, zerschlagene Eier lagen überall umher. Fledermäuse flatterten aufgescheucht durcheinander, Ratten jagten in ihre Schlupflöcher. Alles, was man anfaßte, war mit Kot besudelt, verdreckt, schauerlich feucht. In diesen Räumen, in denen ohne Licht kaum etwas zu erkennen war, mußte Knoch über schlüpfrige Papiermassen am Boden klettern. Einen ganzen Karren von diesem Unrat und Schmutz hatte man schon vor seinem Eintreffen fortgeschafft. Schiefe Regale und altersschwache Schränke standen an den Wänden. In ihren verquollenen Schubladen lagen durcheinander kaiserliche Diplome mit goldenen Bullen und anderes besiegeltes Dokumentenwerk, aber alles arg mit Schimmel überzogen, viel vermodert und verfault. Knoch schlug die Hände über den Kopf zusammen und dachte mit Wehmut an sein freundliches Archivgewölbe in Westerburg, das ihn jahrelang gleich einer Kapelle angeheimelt hatte. Er wollte fort, er hatte bereits eine andere Bestallung in Aussicht. Wieder drang man in ihn und vertröstete ihn auf bessere Zeiten, wenn erst das Kriegselend vorüber war.

Er blieb, aber er mußte einen förmlichen Ekel überwinden, ehe er zupackte. Nichts kannte er von der Haus- und Landesverfassung, nichts von den einzelnen Behörden und ihrer Geschäftseinrichtung, nichts von der lippischen Geschichte. Er fand wohl ein paar dickleibige ältere Verzeichnisse, aber nicht die dazugehörigen Akten. Vieles war weg, spurlos verschwunden, oder fand sich erst nach Zeiten wieder, als die Registraturen der einzelnen Behörden aufzuräumen begannen. Aber je mehr sich Knoch in das unentwirrbare Chaos vertiefte, um so mehr überzeugte er sich, daß er das ganze Archiv von Grund aus neu aufbauen mußte. Für einen Mann in seinen Jahren ein ungeheurer Entschluß, denn die erste Aufstellung konnte Jahrzehnte dauern. Buchstäblich mußte er, und oft fünf- bis sechsmal, Blatt für Blatt durchsehen, ehe er jedem einzelnen Stück seine künftige Bestimmung zuweisen konnte. So saß er, wie er uns selbst erzählt hat, monatelang anfangs von morgens bis abends, zuweilen 10—12 Stunden, auf dem Erdboden, zwanzig und mehr Körbe um sich, und sonderte. Seine tägliche Sorge war, in dieser Pest sein Leben zu verlieren, aber er hatte eine erstaunlich robuste Natur. Allmählich kam Klarheit in sein System, das er freilich ganz willkürlich entwarf und nicht dem Geschäftsgang der Landesbehörden anpaßte. So entstanden aus einem unbrauchbaren Haufen wüst und verwirrt durcheinandergeratener Papiere Jahr für Jahr neue geordnete Bestände und mit ihnen umfangreiche Repertorien, in denen jede Vorlage inhaltlich wiedergegeben war. Noch heute sind sie das Rückgrat des Landesarchivs.

Zuweilen besuchte Graf Simon August seinen Archivrat in seinen Kellern, saß dann stundenlang ihm gegenüber und überzeugte sich selbst, wie sauer und mühsam diese mit so vielen Umständen und Verdrießlichkeiten verknüpfte Arbeit war, mit welchem Fleiß, mit welcher Treue und Genauigkeit Knoch zu Werke ging. Dann seufzte und klagte er, daß seine Regierung nicht so viele Grundstücke, so viele Prozesse hätte verlieren brauchen, nicht so viele kostspielige Vergleiche hätte abschließen müssen, wenn dies Landesarchiv schon seit Jahrhunderten in Ordnung gewesen wäre. Es ist später oft genug bezeugt worden, daß Lippe zu den angesehensten und mächtigsten Staaten des Deutschen Reiches gehört hätte, wenn es

von seinem ersten geschichtlichen Verlauf an seinen ursprünglichen Bestand hätte bewahren können. Schon nach wenigen Wochen erlebte Knoch grenzenlose Überraschungen. Am meisten wurmte ihn die widerrechtlich angemaßte Lehnshoheit des Hochstifts Paderborn. Unaufhörlich bestürmte ihn die Regierung mit Fragen, ließ ihn tage- und wochenlang nach einer Urkunde suchen, forderte Abschriften, Auszüge und Gutachten. Es wurde ihm schließlich zu viel und störte ihn in seiner stillen Ordnungstätigkeit. Knoch war nie von seiner Unfehlbarkeit überzeugt, nie hätte er archivalische Lehren und Gesetze vorgeschrieben, solange die geschichtliche Verbindung fehlte. Aber von der Wichtigkeit und Schwierigkeit seines Berufs war er durchaus durchdrungen. „Man kann einen in einem Tage zum Registratore machen", pflegte er zu sagen, „aber keinen Archivarium in zehn Jahren, wann er auch noch so fleißig ist."

Zwei volle Jahrzehnte brauchte Knoch, ehe er die Hauptmasse in übersichtlichen Abteilungen aufgestellt hatte. Meist hatte er allein gearbeitet, zuweilen mit einem Schreiber, er liebte keinen zweiten Beamten. Aber mit dem Tode des Grafen Simon August, der am 1. Mai 1782 starb, verlor Knoch einen Gönner, der ihm rückhaltloses Verständnis und Vertrauen bewahrt hatte. Sein Nachfolger, der spätere Fürst Leopold I., war noch unmündig. Sein Vormund wurde der Kanzler Hoffmann, dem in der Reihe der „Menschen vom lippischen Boden" bereits ein Lebensbild gegeben ist. Auch Knoch hatte wohl schon seit Jahren einen Argwohn gegen diesen viel angefeindeten Mann, mit seinen Archivmaterialien war er in der Lage, ihn zu bekritteln. Es änderte sich in ihrem Verhältnis jetzt manches. Man begann den Archivrat zu übersehen. Bei der allgemeinen Gehaltserhöhung wurde er übergangen. Dann bekam er unerwartet in Clostermeier, dem Hauslehrer der Söhne des Kanzlers, einen zweiten Beamten. Ihr kollegiales Verhältnis war durchaus einwandfrei. Clostermeier wurde sogar 1790 Knochs Schwiegersohn und heiratete seine jüngste Tochter Christine Luise. Zur selben Zeit stand endlich ein so dringend notwendiger Archivneubau im Vordergrund. Auch Knoch wurde aufgefordert, einen Riß zu entwerfen, aber selbst Clostermeier mißfiel das Projekt, weil der Pavillon in den Schloßgraben verlegt werden sollte, also sozusagen vom Regen unter die Traufe kam.

Während dieser Neubau noch zur Beratung stand, wurde die Residenz von einer Palastrevolution aufgestört, in die auch Knoch, gewiß ohne sein Verschulden und sehr wider seinen Willen, hineingezerrt wurde. Der junge Fürst, der im September 1789 die Regierung übernommen hatte, haßte seinen ehemaligen Vormund, den Kanzler Hoffmann, dessen Überlegenheit ihn erdrückte. Eine Gegenpartei verstärkte nicht nur seine Abneigung, sondern schürte sie gewissenlos. Auf einem Hofkonzert hatte der erotisch leicht empfängliche Fürst Knochs Enkelin Eleonore Florentine Keyser, die Tochter eines Detmolder Arztes, der Knochs älteste Tochter Johannette geheiratet hatte, kennengelernt und sich in sie rettungslos verliebt. Eleonore war ein kokettes Persönchen, dem man schon manches Liebesabenteuer zum Kummer der Verwandtschaft nachsagte. Sie wurde jetzt von der Hofkamarilla vorgeschoben mit dem Endziel, Hoffmann um jeden Preis zu beseitigen. In ihrem Liebesgeflüster vertraute Eleonore ihrem seiner Sinne kaum noch mächtigen Liebhaber, daß ihr Großvater viel über Hoffmann wüßte, er sollte ihn doch einmal fragen. Das geschah auch, und Knoch empfahl mit ganz allgemein gehaltenen Vorschlägen, ohne jedoch jemand zu verdächtigen, das Schuldenwesen untersuchen zu lassen. Auch wird Eleonore erzählt haben, wie dieser despotische Kanzler ihren Onkel Rotberg, der Knochs zweite Tochter Dorothea Friederike geheiratet hatte, einfach weggebissen hätte, als er lippischer Regierungsrat war. Die Folge war, daß der Fürst seinen Kanzler Hoffmann und seine Clique kurzerhand wegjagte, Rotberg zum Präsidenten seiner Regierung machte und die Untersuchung befahl, zu der dann auch Knoch auf seine Anordnung Materialien hergeben mußte. Über diese zum Teil wahnwitzigen Aufregungen verfiel der Fürst in eine Gemütskrankheit. Eine abermalige Regentschaft setzte Hoffmann wieder in seine Ämter und Würden. Jetzt nahm er grimmigste Rache an seinen Gegnern.

Auch Knoch wurde im Sommer 1792 dem Staatsanwalt übergeben, da er sich trotz seiner achtzig Jahre standhaft weigerte, um seine Pensionierung zu bitten. Er mußte die Schlüssel des Archivs seinem Schwiegersohn Clostermeier ausliefern und durfte die Archivräume nicht mehr betreten. Während der fiskalische Prozeß ausgefochten wurde, ordnete Knoch, der trotz seines Unglücks nicht müßig bleiben wollte, die älteren Konsistorialakten. Im Mai 1795 wurde er endlich von der Göttinger Juristenfakultät freigesprochen, weil die Klagepunkte denn doch zu unerheblich und zu unbegründet waren, da er schließlich nur auf Befehl seines Fürsten und des Prä-

sidenten Rotberg, also seiner unmittelbaren Vorgesetzten, gehandelt hatte. Er bekam sein Archiv wieder, das inzwischen in den neugebauten Pavillon übergesiedelt war. Hier schuf Knoch weiter neue Bestände, vervollständigte seine Repertorien und schrieb dauernd Nachträge. Noch im Jahre 1804 lassen sich Spuren seiner Tätigkeit nachweisen. Noch als Greis von 92 Jahren gestand er, daß er ohne Archivbeschäftigung nicht leben könne. 75 Repertorien, von seiner Hand geschrieben, sind heute noch im Gebrauch, weit über 100 mögen es sein, die er überhaupt verfaßt hat. Zu den meisten hat er noch gelehrte geschichtliche Einleitungen oder Einzelaufsätze über die wichtigeren Einrichtungen und Begebenheiten der betreffenden Registratur geschrieben, manches ist auch in den „Lippischen Intelligenzblättern" in den ersten Jahren veröffentlicht. Später scheint er auf den Ruf eines Wissenschaftlers verzichtet zu haben, den überließ er seinem Schwiegersohn Clostermeier. Aber sein schriftlicher Nachlaß ist recht umfangreich, leider noch unverzeichnet. Dann ist Knoch am 2. Mai 1808 im Alter von 96 Jahren gestorben, mit seinem verknitterten Gelehrtengesicht wahrscheinlich ein Original in den Straßen Detmolds.

Von seinen Töchtern hörten wir schon. Sein einziger Sohn Friedrich Georg wurde Konsistorialsekretär und Anwalt. Aus seinen beiden Ehen scheint diesen nur ein Sohn Friedrich August Ludwig Knoch überlebt zu haben. Er war am 29. September 1790 geboren, studierte in Göttingen und Hannover Viehartzneikunde und wurde Major und fürstlicher Stallmeister. Im Oktober 1842 vermählte er sich mit Wilhelmine Friederike, einer Tochter des Hofmarschalls Justus Friedrich von Seelhorst in Bernburg, und starb am 13. August 1850.

Stephan Ludwig Jakobi (1711–1784)

Begründer der künstlichen Forellenzucht

Bedeutende Männer kommen nie aus dem „Nichts" hervor. Sie sind immer „von was her", sagt man im Volk. Irgendwo und irgendwann hängen sie zusammen mit der Kette hochwertiger Sippen und dem Schollengrund waldhofeinsamen Bauerntums.

Das Jakobische Stammgut zu Hohenhausen ist bestimmt eine der ältesten Siedelstellen im Ort. Was es vielleicht zur ältesten bestimmen könnte, das sind die starken, grundklaren Quellen unterm Hofbrink.

Die Jakobische ist eine der angesehensten Sippen im Lippischen Bergland seit alters her. Die Kirchenbücher, die nicht vor den Dreißigjährigen Krieg zurückreichen, nennen als ersten Vertreter einen Moritz Jakobi, der um 1612 geboren wird.

Söhne der Jakobis werden gelegentlich Geistliche. Ihre Töchter heiraten kirchliche Beamte. Stephan Ludwigs Vater war Kirchendeche, und seine Mutter ist die Tochter des Pastors Pierii zu Hohenhausen.

Die Jakobis mußten auch ein gesundes Geschlecht sein. Moritz, der Stammvater, brachte seines Lebens Länge auf 88 Lenze. Stephan Bertold, dessen Grabstein südlich der Kirche steht, war Vater von 9 Kindern. Der Erfinder der künstlichen Fischzucht selbst war das 8. davon und wäre nicht geboren, wenn schon damals die Eheauffassung der heutigen entsprochen hätte. Stephan Ludwig hatte 5 Mädchen und 6 Knaben. Nach ihm kam der Abstieg wie allenthalben.

Das älteste Denkmal Jakobischen Einstandsehens ist der Doppelgrabstein, den wahrscheinlich Stephan Ludwig, als anerbender Sohn, dem Vater Stephan Bertold und dessen Schwiegermutter Anna Katharina Grabbe, Witwe des Pastors Pierii, errichten ließ. Dieser Grabstein ist der reichste auf dem Hohenhauser Dorffriedhof. Er zeigt das Jakobische Sippenwappen, die 6 Birnen, in barocker Umrahmung und doppelter Ausfertigung; die Volksüberlieferung hat daraus vermutlich die Geschichte gemacht, daß der Erfinder der Fischzucht auch die Birnenzucht erfunden habe.

Die Ehrenbezeichnungen, welche die Kirchenbücher dem berühmten Manne beilegen, sind „Gutsbesitzer", „Lieutenant" und „Landeshauptmann", d. h. Hauptmann der „hiesigen Landesmiliz" (einer Art Bürgerwehr). Die Auszeichnungen zeugen vom Vertrauen seiner Volksgenossen und seiner Führeranlagen.

Jedes Menschenwerk ist umweltbedingt. Stephan Ludwigs Heimat ist der Schlüssel zum Verstehen seiner Welttat. Das Tal der Kalle ist bergverbaut. Der Blick wird aufs Nächstliegende gebannt. Das sind Felder, Wiesen und insonderheit Gewässer. Aus jedem Siek pülschert es heraus. Die Kalle rauscht. Sie rauscht immerzu. Kuttenträger des Klosters Möllenbeck sollen ihr den Namen, in welscher Mundart, gegeben haben. Die Möllenbecker Mönche hatten den Forellenreichtum der nordlippischen Beeken spitz gekriegt. Noch heute zeugen Wallreste in Langenholzhausen und im vermoderten Waldgelände von einstiger, ausgedehnter Fischhaltung in Teichen. Noch jüngst wurde in einer flachen Talmulde bei Westorf ein Wassermönch ausgegraben, wo ihn niemand vermutet hätte. In späterer Zeit hat ein Nachfahr des Lügenmünchhausen den Ruhm der Kalleforellen herumgebracht, und ganz zuletzt gab es kein forellenberühmteres Gasthaus als den Langenholzhauser Krug (Richter).

Ein echter Kalletaljunge kennt denn auch die bevorzugten Standorte der „Forellen". Er paßt auf die besonnten, grandigen Orte, weiß, wie das Wasserhuhn es macht, wenn es sich eine beim Wickel kriegt, weiß, wie der Wasserstar dabei zuklange geht. Er weiß aber vor allen Dingen auch, wie er es selbst anfangen muß, wenn ähnliche Gelüste ihn anwandeln, was recht oft geschehen soll, wie Kenner behaupten. Er kennt den rechten Handgriff und hat Erfahrung im „Keckeln" der Tiere, was sie besonders willenlos machen soll. Er kann aber auch stundenlang und „stillken" hinter den Kopfweiden und Ellern stehn und leidenschaftslos dem Spiel der blitzblanken Dinger zusehen, rein aus „Spaß an der Freude", wie es im Kalletale heißt. Ein Kallejunge sieht die Forelle überall und nirgends, wo der Laie nur grauen Grund wahrnimmt. Mehr als einer von der blonden nordlippischen Jugend wird auch die Beobachtung des alten „Hohen-

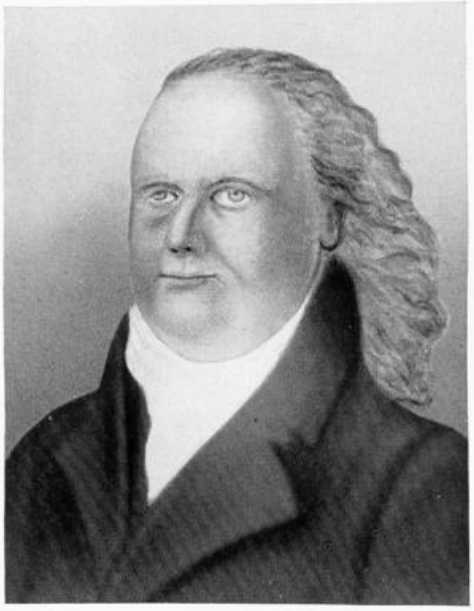
hauser Fischers" mit heimlichem Erschauern gemacht haben, was die Fische im Julmond und Hartung tun, wenn sie dann über den Grandplätzen stehen und sich so sonderbar dabei benehmen. Aber keiner von ihnen allen besaß die Erbmasse, aus diesem Erlebnis die Nutzanwendung zu ziehn, die Stephan Ludwig Jakobi, der Kallejunge, daraus gezogen hat. Auch er lag stundenlang auf dem Bauche im Eschenschatten seines elterlichen Hofes und schaute zu, wenn die Fische über die blitzblanken Kiesel huschten, wie Wolkenschatten über wogende Ährenflaagen, wenn der Wind sie bewegt. Aber er dachte etwas dabei, und wenn er vom Gymnasium in die Ferien kam, dann war sein erster Gang zu den drei Brunnen am Hofbrink und zu den Fischteichen, und wenn er so in die tiefdunkelgrünen Lebermoosbekleidungen der Brunnenwände starrte, dann sann er etwas Zukünftiges. Das schied ihn von den andern.

Der Vater starb früh, mit 48 Jahren. Im Jahre 1738, 27jährig, übernahm Stephan Ludwig den väterlichen Hof. Nach 3 Jahren brachte er seine unermüdlichen Forschungen zu einem vorläufigen Abschluß. „Die allgemeine Deutsche Fischereizeitung" berichtet (1896, Nr. 12), daß Stephan Ludwig Jakobi, der 1734 die Universität Marburg bezog, sich neben juristischen und philosophischen Studien auch mit naturwissenschaftlichen befaßte, „vermuthlich um seine, mit Hilfe eines Hohenhausers Fischers schon frühe am Kallebache gemachten Beobachtungen über die Befruchtung und Entwicklung des Laiches von Forellen und Lachsen näher begründen zu können". 1765 erschien im „Hannoverschen Magazin" (62. Hauptstück) die erste eingehende Abhandlung aus der Feder des Erfinders. Notgedrungen, denn was ein rechter Bauer ist, der nimmt bekanntlich lieber die Mistforke den ganzen Tag in die Hand, als die Feder für eine Stunde. Die Nötigung ergab sich aus der ewig gleichen Mißgunst und Verdreherkunst der Zeitgenossen. Diese Abhandlung, nach 24 Jahren die erste (und wohl einzigste), beweist schlagend das feine Beobachtungsvermögen des Verfassers:

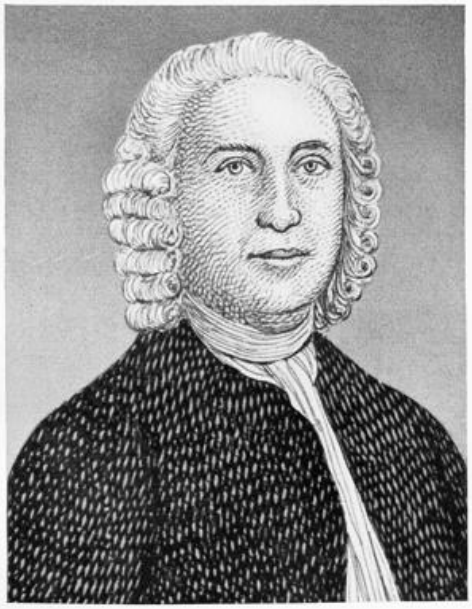
„Aus dem Altonaischen Gelehrten Merkur (Nr. 20) 1764 habe ich ersehen, wie man bey der Königl.-Preußischen Societät der Wissenschaften, meine Erfindung von Erzielung der Forellen und Lachse in Erwegung gezogen, wobey ich wahrgenommen, daß solche Vorlesung auf eine unzulängliche, auch zum Theil irrige Nachricht begründet seyn muß; auch hat eine nordische Societät der Wissenschaften, in einer besonderen Abhandlung von natürlicher Erzeugung der Fische, dasjenige, was ich durch meine desfalls angestellte Versuche herausgebracht, unter die Desiderate gesetzt, zu St. Petersburg, nebst anderen Orten mehr hat man diese künstliche Erzielung der Forellen und Lachse, als ein irriges Gerüchte ansehen wollen. Da mir nun nicht unbewußt ist, wie oft die Bekanntmachung einer Erfindung, den Naturforschern Gelegenheit an die Hand gibt, noch vorzüglichere Erfindungen herauszubringen, oder aber damit verwandte Entdeckungen herzuleiten, wodurch man nicht selten, bis dahin zweifelhafte Meinungen zu mehrerer Gewißheit gebracht worden: Wie ich z. E. selbst solchergestalt auf Versuche gerathen bin. Wodurch die wahren Ursachen desto mehr zu Tage geleget worden, welchergestalt diejenigen Mißgeburten bey Menschen und den Thieren überhaupt, welche zwar mit einem zwiefachen Leibe, allein nur mit einem gemeinschaftlichen Magen versehen sind, entstehen; so habe ich diesem allen zufolge, es meiner Pflicht gemäß zu seyn erachtet, diese meine Erfindung, nach richtiger Beschreibung bekannt zu machen. Allein, alles was vor der würklichen Erfindung, durch des Endes innerhalb 16 Jahren angestellten, vielfältigen Versuche, als auch, was nach heroseit 24 Jahren, bey Gelegenheit dieser künstlichen Erzielung der Forellen und Lachse herausgebracht ist, mit Beschreibung derer des Endes angestellten Versuches zu beweisen, leidet mein jetziges Vorhaben nicht. Vielleicht entschließe ich mich noch, eine nach dem Umfange dieser Materie abgefaßte Abhandlung, dermaleinstens bekannt zu machen."

Unbarock ausgedrückt heißt das also, daß Jakobi 14jährig seine Forschungen begann, 16 Sommer sorgsamst daran arbeitete und erst nach weiteren 25 Jahren damit an die Öffentlichkeit trat. Die weite Welt war ziemlich gleichzeitig von seiner Erfindung beeindruckt. Die Entdeckung wird ausdrücklich als sein geistiges Eigentum bezeichnet. Schon 1758 hatte Graf von Golstein dem Franzosen Foucroy in Düsseldorf ausführliche Anweisungen Jakobis unterbreitet. Golstein hatte während des Siebenjährigen Krieges französische Offiziere bei sich zu Gaste. Damit der Franzose die Jakobischen Notizen ins Französische übertragen konnte, übersetzte Golstein sie zunächst ins Lateinische. Diese Mitteilungen, die Duhamel du Monseau 1772 in einem fischereiwissenschaftlichen Werke veröffentlichte, betrafen die fischereiwirtschaftlichen Maßnahmen Costes und anderer Franzosen. Die Erfindung als solche wird auch

Friedrich Adolf Lampe
1683—1729



S. F. W. Brüggemeyer
1749—1825



Christ. Friedrich Helwing
1725—1800

Christ. Wilhelm Dohm
1751—1820

Landesbibliothek Detmold

von ihnen ausdrücklich Jakobi zuerkannt (Allgm. Fischereiztg. 1896, Nr. 17).

Der deutsche Fischereirat zeichnete das Wesen seines größten Erfinders mit den Worten: „Jakobi war ein praktisch höchst befähigter Mann und hat seinem Landesherrn, wie seinen Landsleuten nach verschiedenen Richtungen hin wertvolle Dienste geleistet. Er liebte es jedoch nicht, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, sondern suchte sein Glück in dem Kreise seiner zahlreichen Familie, fleißigem erfinderischen Schaffen als Landmann und in der friedlichen Einsamkeit seines schön gelegenen Heimatortes. Dort starb er, ein stiller Philosoph." (Allgem. Fischereiztg. 1896, Nr. 12). Weiter heißt es „Es ist eine erwiesene Tatsache, daß die künstliche Fischzucht in Deutschland begründet wurde und daß dieselbe sich von Deutschland aus in alle Kulturländer verbreitet hat. Daher dürfte es eine Ehrenpflicht sein, in würdiger Weise des Mannes zu gedenken, dem wir diese, die Grundlage aller fischereiwirtschaftlichen Bestrebungen verdanken: des Landeshauptmanns Stephan Ludwig Jakobi zu Hohenhausen, in der damaligen Grafschaft, dem jetzigen Fürstentum Lippe." Am 4. Juli 1896 wurde ein Ehrenmal an „der Stätte seiner Wirksamkeit" im Beisein der Vertreter aller Fischereivereine, der Landesbehörden und zahlreicher hoher Ehrengäste errichtet. Jaffe-Sandefor würdigte eingehend das große Verdienst: „Seine Entdeckung und seine sorgenden Experimente zum Schutz des Erstlingslebens seiner lieben Lachse und Forellen eilten dem Bedürfnis seiner Zeit weit voraus. Aber als genialer Mann hat er gleich auch die letzten Konsequenzen gezogen. „Es kam zur Gründung eines ‚Jakobifonds zur Unterstützung fischzüchterischer Bestrebungen', ferner zur Errichtung der ‚Jakobifischerei-Gesellschaft GmbH.' "

Wer heute durch Hohenhausen kommt, wendet unwillkürlich den Blick zur Seite, wenn er am wohlgepflegten, beekeumrauschten, efeuumwucherten Findlingsdenkmal des Fischzuchterfinders vorbeiwandert. Einige auch treten über den Bachweg, entziffern die Inschrift: „Dem Begründer der künstlichen Fischzucht, Stephan Ludwig Jakobi, geb. Hohenhausen, 1711, gest. daselbst 1784."

Vieles änderte sich seitdem. Das alte Stammhaus steht noch. Ist ein mächtiger Fachwerkbau der eigenständigen, niedersächsischen Art, mit hoher Diele, geräumigen Stuben und weitlugendem Fensterwerk. Eine alte verrostete Wetterfahne knirscht das Lob der alten Zeit. Das ausgeklungene. In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ist das Gut vereinzelt worden. Das Sippenschicksal der Jakobis ist voller Verhängnisse. Der Letzte der Erben erschoß seinen jüngeren Bruder beim Vogelstellen in den Kalle-Eschen. Noch jammervoller: der Schütze besiegelte sein Unglück mit Freitod. Die letzte weibliche Nachkommin verheiratete das Gut in fremde Hände. Das war das Ende.

Jahraus, jahrein kommen Verwandte oder Sachteilnehmer ins Dorf und versuchen dieses oder jenes zu erforschen. Es wird noch dieses oder jenes hier und da mundüberliefert weitererzählt. Aber seit fünf Sommern schloß der alte Klocke für immer die Augen. Mit ihm sank der letzte Wisser in Angelegenheit Jakobi ins Grab.

Die Nachherigen auf dem Jakobischen Erbhof waren wenig ehrfurchtsvolle Sachwalter. Zweimal verbrannte man Berge von Akten, die auf dem Boden des Meyerhauses lagerten. Als es zu spät war, erfuhr man davon.

Die Brüggemeyer (1749–1897)

Gründer und Inhaber der Detmolder Tabakfabriken

Es ist eine stattliche Reihe von bedeutenden Menschen, die mit dem Namen der „Brüggemeyer" durch die Wirtschaftsgeschichte unseres Landes geschritten sind und die zur wirtschaftlichen Kraft der Heimat arbeit- und werteschaffend so viel beigetragen haben. Wer es unternimmt, die „Menschen vom lippischen Boden" darzustellen, kann an den interessanteren Persönlichkeiten auch des Handels und Gewerbes, besonders in der kommerziellen Entwicklung des 18. und 19. Jahrhunderts, nicht achtlos vorübergehen, nicht an den Brüggemeyers, Stenebergs, Hoffmanns, Webers und welche Namen sie immer getragen haben mögen. Wobei es der späteren Wirtschaftsgeschichte der lippischen Heimat überlassen werden kann, auch des Anteils jener stolzen Lemgoischen Hanseaten-Geschlechter zu gedenken, die im ausgehenden Mittelalter nach der Stadtwerdung von Lemgo, etwa um 1230 bis zu dem 30jährigen Kriege, eine weit über Land und Reich hinausgehende Handelsbedeutung besessen haben. Für die Lebenskraft auch unserer lippischen Menschen ist es bezeichnend, wie sich aus den Trümmern des in dem 30jährigen Kriege zerbrochenen Wohlstandes neues Werden zeigte, wie sich die Wirtschaft entwickelte, der Bürgerfleiß in den Städten sich regte und junge Kaufleute über die Grenzen des kleinen Landes lugten, zerrissene Handelsbeziehungen neu knüpften und neue Beziehungen herstellten.

Als in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Handel mit den holländischen Kolonialwaren, insbesondere mit Tabak, in Deutschland mehr und mehr einsetzte, wurde diese Ware auch in unserer Gegend in größeren Mengen eingeführt. Diese wirtschaftlich günstige Konjunktur nützten mehrere junge Lipper, unter diesen auch ein Vertreter der Familie Brüggemeyer, Friedrich Moritz Brüggemeyer, gebürtig aus Horn, aus und wanderten nach Holland, insbesondere nach Amsterdam, um von dort den Absatz des Tabaks in der lippischen Heimat in die Wege zu leiten.

Mit der Zeit versuchte man dann auch den Tabak in den heimischen Gebieten anzupflanzen. Wie sehr diese Bemühungen durch die Landesherrschaft gefördert wurden, geht schon daraus hervor, daß am 9. Februar 1779 von der Lippischen Regierung eine Prämie von einem Taler für den Zentner trockenen Tabaks ausgesetzt und März 1779 von der Hofgärtnerei in Detmold im Lippischen Intelligenzblatt verschiedene Sorten von Tabaksamen zur Saat angeboten wurden. Auch im Lippischen Kalender von 1784 ist auf den Anbau von Tabak und seinen Nutzen für Ackerbau und Industrie besonders hingewiesen.

Um die Rohprodukte zu brauchbarer Ware zu verarbeiten, entstanden zu jener Zeit auch in Westfalen und Lippe verschiedene Tabakfabriken, so die altbekannte Firma Thorbecke in Osnabrück und die Brüggemeyersche Tabak- und Zigarrenfabrik zu Detmold.

Diese wurde im April 1779 von Simon Friedrich Wilhelm I. Brüggemeyer gegründet. Er entstammte einer alten lippischen Landwirtsfamilie, die ihren Ursprung im Brüggemeyerschen Kolonat zu Bad Meinberg hat. Ein Zweig der Familie zog um 1700 von dort nach der benachbarten Stadt Horn, woselbst mehrere Generationen, wahrscheinlich als sogenannte Ackerbürger, gewohnt und in der Stadt Ehrenämter inne hatten.

Der Gründer der Fabrik, Simon Friedrich Wilhelm I. Brüggemeyer, wurde daselbst am 16. Mai 1749 als Sohn des Stadtrats Hermann Florenz Brüggemeyer und der Amalie Bruns als jüngstes von sieben Kindern geboren. Seine Erziehung genoß er im Elternhause. Er ließ sich nach beendeter kaufmännischer Lehrzeit, und nachdem er eine Reihe von Jahren in anderen auswärtigen Firmen tätig gewesen war, im Frühjahr 1779, damals 30 Jahre alt, zur Begründung des Geschäftes in Detmold nieder. Am 27. April erwarb er daselbst für „10 Reichsthaler" das Bürgerrecht, leistete den Bürgereid und verpflichtete sich, den „Feuereimer" auf das Rathaus nachzuliefern. Die Niederlassung und die Gründung der Fabrik in Detmold muß ihm bei den damals von den Behörden zugunsten des Tabakbaues und seiner Verarbeitung erlassenen Verordnungen nicht schwer geworden sein. Außerdem wohnte da-

selbst bereits von 1744 bis 1761 ein Onkel von ihm, Friedrich Hermann Brüggemeyer, aus Horn gebürtig, als Pastor sowie sein älterer Bruder, Johann Hermann Adolf, der als Ratsherr in der Stadtverwaltung wirkte und sein Großvater mütterlicherseits, Johann Conrad Bruns, der lange Jahre Kammerarius zu Detmold gewesen war. Von dieser Familie erwarb der Gründer der Brüggemeyerschen Tabakfabrik, wahrscheinlich durch Erbgang, die Gebäude an der Langen Straße zu Detmold — jetzt Nr. 28 — nebst einem größeren Komplex von Hintergebäuden, die schon um 1682 von früheren Besitzern errichtet waren, und woselbst er dann im Laufe der Jahre die Fabrik nach und nach einrichtete. Gleich in den ersten Jahren der Gründung des Unternehmens nahm er verschiedentlich zur Förderung der Sache die Hilfe der Presse, des damals nur einmal wöchentlich — am Sonnabend — in Lemgo erscheinenden Intelligenzblattes, zu Hilfe, in dem er verschiedentlich bekannt gab, wenn neue Tabaksendungen eingetroffen waren, was besonders zu Festen, wie Weihnachten, Ostern und Pfingsten der Fall war. Die zur Verarbeitung der Inlandsware notwendigen Auslandstabake wurden vorzugsweise über Holland bezogen. Die Ware wurde anfangs nur durch kleinere Maschinen bearbeitet und als fertiges Produkt in den Handel gebracht. Um die vielen Aufträge der Wiederverkäufer beliefern zu können, mußten bald größere Anlagen geschaffen werden. Bei derartig günstigen Bedingungen, Prämien der Regierung usw., und dem unermüdlichen Fleiße des Leiters kann es nicht wundernehmen, wenn die damals noch junge Fabrik rasch emporblühte. Nach einem arbeitsreichen Leben wurde dem Gründer am 2. Februar 1825 die Gattin genommen, und als diese am 5. Februar beerdigt wurde, schloß auch er am selben Tage seine Augen für immer und wurde am 8. Februar neben seiner Gattin auf dem Kirchhofe an der Weinbergstraße in Detmold beigesetzt. Ein arbeitsreiches Leben lag hinter ihm. Ein würdiges Denkmal, eine kurze ovale Säule mit Urne darauf, wie sie damals üblich waren, schmückt noch heute die Grabanlage. Er hinterließ ein für damalige Zeiten ansehnliches Vermögen. Die Töchter, von denen die älteste, Amalie, mit ihrem Vetter Friedrich Moritz Brüggemeyer in Amsterdam, die zweite, Friederike, mit dem Weingroßhändler Seiff in Detmold, die dritte, Sophie, mit Dr. med. Cronemeier in Detmold verheiratet war, und die vierte, Dorothee, unverehelicht blieb, wurden größtenteils mit Geld, Hypotheken und Gärten abgefunden, wogegen der einzige Sohn, Johann Friedrich Wilhelm, die Fabrik und ein Betriebskapital sowie Ackerländereien und einen größeren Gartenkomplex, da, wo die heutigen Gebäude der Meyerschen Hofbuchdruckerei stehen, erhielt.

Johann Friedrich Wilhelm Brüggemeyer, als Firmeninhaber Simon Friedrich Wilhelm II. genannt, wurde als fünftes von sieben Kindern am 2. Februar 1787 zu Detmold geboren und genoß seine Bildung auf der sogenannten Lateinschule daselbst, in der alten Klosterkirche an der Schülerstraße, der Vorläuferin unseres jetzigen Gymnasiums. Seine kaufmännische Lehrzeit verbrachte er in Hannover bei einer Firma, die ihm nach Beendigung derselben einen auf Pergament geschriebenen großen Lehrbrief ausstellte. Nachdem er einige Jahre noch in anderen Geschäften verbracht hatte, muß er zeitig bei seinem Vater in die Fabrik eingetreten sein. Er baute das von seinem Vater übernommene Gebäude an der Langen Straße nach hinten hin weiter aus. Das Geschäft, auf fester Basis gegründet, nahm seinen ruhigen Fortgang; auch wurden die geschäftlichen Beziehungen nach Amsterdam mit den Verwandten rege aufrechterhalten und erweitert. Ähnlich wie sein Großvater, Vater und Onkel im Stadtparlament gewirkt, so wurde auch er von der Bürgerschaft hierzu gewählt. Als Ratsherr beschäftigte er sich speziell mit der Urbarmachung und Aufschließung des damals noch sehr sumpfigen Bruchgeländes, auf welchem er zur besseren Ausnutzung vom Bruchtor am Wall aus einen aufgeschütteten Weg nach Orbke anlegen ließ. Johann Friedrich Wilhelm gehörte auch mit zu den Gründern der von den Detmolder Honoratioren im Jahre 1830 ins Leben gerufenen Ressourcen-Gesellschaft. Am 27. August 1843 verschied Simon Friedrich Wilhelm II. Brüggemeyer an Auszehrung im 57. Lebensjahre.

Der dritte Brüggemeyer war Simon Friedrich Wilhelm III. Geboren 1825, übernahm er nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters die Firma im Jahre 1852. In seine Lebens- und Wirkungszeit fiel eine bedeutende Entwicklung der Brüggemeyerschen Unternehmungen. Neubauten, technische Verbesserungen, Grunderwerbe usw. kennzeichnen den rastlos vorwärtsstrebenden Mann, der seinem Erben Johann Heinrich Brüggemeyer für die unter diesem vor sich gehende großindustrielle Entwicklung die erforderliche Basis, Grundbesitz, Fabrikanlagen und Kapital hinterließ. Im Jahre 1877 nach dem frühen Tode des Vaters, übernahm Heinrich Brüggemeyer, erst 24jährig, das große Erbe. Gleich bei der Über-

nahme des Unternehmens ging sein Streben dahin, die ganze Fabrik wegen der in der Altstadt engeingebauten Fachwerkhäuser und der damit verbundenen Feuersgefahr aus der Stadt herauszulegen. Schon im Jahre 1880 wurde als Vorläufer der Anlage ein vollständig massives und feuersicheres Lagerhaus gebaut. Um 1884 folgte dann der Neubau der ganzen Fabrik, die sich an diese in nördlicher Richtung nach der Paulinenstraße hin anschließt. Weitere zwei Jahre später, 1886, war auch das heute neben der Fabrik im Garten liegende Wohnhaus fertig. Die ganze Fabrikanlage war nun unter Johann Heinrich Brüggemeyer vollständig neu erbaut und machte ihm sowie der alten Firma alle Ehre. Die Neuschaffung des Unternehmens hatte aber auch erhebliche Opfer gekostet. Die neuen Gebäude waren fertig, und nun zog auch ein neuer Geist und neue Schaffenskraft in diese ein. Die maschinellen Einrichtungen, soweit sie noch nicht durch zeitgemäße ersetzt waren, wurden vervollständigt; in Lemgo und Lage entstanden Filialen, insbesondere für die Herstellung von Zigarren, die von der Firma auch früher schon neben der Verarbeitung des Tabaks fabriziert wurden. Mitten aus seiner Schaffenskraft wurde er im 44. Jahre seines Lebens am 9. März 1897 ganz unerwartet durch einen Herzschlag dahingerafft. Viel zu früh für die Familie, viel zu früh für das unter seiner Leitung so gewaltig emporgeblühte Unternehmen und damit auch viel zu früh für die Heimat, auf deren wirtschaftliche Entwicklung gerade Heinrich Brüggemeyer einen bestimmenden und gestaltenden Einfluß hätte ausüben können! Vier Generationen einer stetigen Aufwärtsentwicklung hatten bei Land und Leuten tiefe Spuren gedeihlichen und befruchtenden Wirkens hinterlassen. Krieg, Inflation und andere widrige Zeitumstände haben dann später an dem Werke dieser vier Brüggemeyer genagt. Ihr Wirken und Schaffen ist heute nur noch Erinnerung. Es festzuhalten in diesen Blättern aber eine Pflicht der Dankbarkeit.

Edler von Hoffmann (1731–1802)

Lippischer Kanzler

Es ist nicht leicht, diesem Manne gerecht zu werden. In seiner von ihm selbst verfaßten Dienstgeschichte, die er uns handschriftlich hinterlassen hat, überrascht uns das freimütige Bekenntnis, daß sein sanguinisches Temperament mit ihm durchging: im Zorn ließ er sich hinreißen, dann wieder war er hypochondrisch, er war launisch, er konnte heftig auffahren, er konnte mürrisch sein. Sein Unglück war es, daß er einen Gegenspieler hatte, der ähnlich geartet war wie er, aber eine brutalere Natur.

Ferdinand Bernhard Hoffmann war am 4. Februar 1731 in Brake geboren, wo sein Großvater sich angekauft hatte. Nach Vollendung seiner juristischen Studien betrat er die große Staatstreppe, aber in der lippischen Regierung hatte man für ihn keinen Platz. Doch seine Familie hatte Beziehungen zu den Bentheimschen Grafen. Ein Vetter Hofarzt empfahl den jungen Menschen. In Steinfurt begann er im Jahre 1759 seine Laufbahn: er wurde sofort Chef der Regierung, da der bisherige Direktor kurz vor seinem Eintritt starb und dessen Nachfolger nach Bentheim übersiedelte. Mit einem Füllhorn von Neuerungen wollte sich Hoffmann einführen, behauptete auch, mehr Freund als Bedienter seines regierenden Herrn zu sein, kam aber doch gegen seine Verschwendungen und die am Hofe herrschende Mätressenwirtschaft nicht auf. So zog er es 1763 vor, seinen Abschied zu nehmen.

Was nun? Eine Advokatur in Nymwegen stand ihm offen. In Neuwied bot man ihm eine Regierungsratsstelle an. Inzwischen hatte auch sein Bruder in Detmold bei dem Kanzler Reymann Fürsprache eingelegt. So kam er doch als dritter Regierungsrat in die lippische Verwaltung. Vor ihm standen seine Kollegen von Valentini und Besserer, ein Jahr später betrat noch ein Rotberg den lippischen Schauplatz — alle Ausländer bis auf Hoffmann.

Es muß Hoffmann spielend leicht geworden sein, die Gunst des bereits alternden und zeitweise kränkelnden Kanzlers zu gewinnen. Bald nach seinem Eintritt bekam er das Landgograviat, eine aufsehenerregende Auszeichnung, und wurde dadurch sozusagen oberster Richter im Lande in erster Instanz, zugleich mit dem Auftrage, die Ämter in Justiz- und Polizeisachen zu visitieren. Das Amt erforderte eine umfassende Landeskenntnis. Nach zwei Jahren schon heiratete er die älteste Tochter Reymanns, und als diese nach wenigen Jahren starb, sofort die zweite. Man ist geneigt, eine bekannte Studentenweisheit aufzuwärmen. Was aber die Klatschereien in der Residenz lange nicht zur Ruhe kommen ließ, war, daß ihm Reymann auch seine Kommissariatsstelle am Konsistorium abtrat. Das lippische Konsistorium war damals keine selbständige Behörde, sondern lediglich eine Abteilung der Regierung, von der auch in Kirchensachen alle Entscheidungen herkamen. Der erste weltliche Kommissar war bisher der Chef der Regierung gewesen, der geistliche neben ihm der Generalsuperintendent. Hoffmanns Wahl war demnach eine Ausnahme, die in weiten Kreisen verschnupfte, aber sie wurde vom Landesherrn gutgeheißen. Unerhört schien es auch, daß ausgerechnet wieder Hoffmann neben Reymann zweiter landesherrlicher Kommissar in der Katasterkommission wurde, die den Auftrag hatte, mit neuen Salbüchern einen ganz gleichen Steuerfuß für das platte Land einzuführen. Die Kollegen mußten es sich gefallen lassen, daß immer wieder Hoffmann auffällig viel vom Landesherrn in auswärtigen Geschäften und in persönlichen Angelegenheiten verwandt wurde.

Reymann wird allmählich zermürbt. Wiederholt bittet er um seine Entlassung und empfiehlt seinen Schwiegersohn als Nachfolger. Valentini macht keine Schwierigkeiten, er ist längst überaltert und abständig. Aber Besserer! Der Kronjurist! Überall ist ihm Hoffmann im Wege. Er hat eine Wut auf ihn, die kaum noch zu überbieten ist, und Rotberg hetzt täglich und stündlich an ihm herum. Dennoch wird er weggedrängt, unter dem Vorwand, daß er schon wegen seines unheilbaren Augenleidens als Regierungsvertreter nicht repräsentabel genug ist. Rotberg gar hat angeblich keine Manieren. Endlich vollzieht sich der Wechsel: nominell bleibt Reymann bis zu seinem Tode Kanzler, Hoffmann ziert sich noch ein wenig und begnügt sich mit dem Interimsdirek-

torium, bis er am 25. April 1774 seine uneingeschränkte Bestallung bekam als Direktor der Regierung und der Rentkammer mit dem Prädikat Geheimer Rat.

Auch der Rentkammer! Das war ungewöhnlich! Grund war die herrschende Finanzverwirrung. Seit Jahrzehnten war das Land von den Landesregenten und ihren Agnaten, von denen sich einzelne als Sonnenkönige nach dem Muster Ludwigs XIV. aufgespielt hatten, ohne Bedenken ausgepowert worden. Das Elend des Siebenjährigen Krieges kam hinzu. Auch der jetzt regierende Graf Simon August, sonst ein Vorbild der Sparsamkeit, nahm doch aus der Kasse unverrechnete Gelder, wenn er in Not war. Der Staatskredit stand zeitweilig derart tief, daß kein Kaufmann, kein Bäcker mehr pumpen wollte. Gelegentlich war Reymann genötigt, mit seinem Privatvermögen für eine Anleihe zu bürgen. Der Haushalt muß endlich auf einen jährlichen Schuldenabtrag eingerichtet werden. In diesem ersten Stadium, als noch zu befürchten war, daß Graf Simon August es schwer ertragen würde, sich die Hände binden zu lassen und sich etwa von einem absoluten zu einem konstitutionellen Monarchen umzustellen, begann bereits seine Gemahlin, die unvergeßliche Gräfin Casimire, verständnisvoll zu vermitteln. Lange hatte sie in ihrer Gewissenhaftigkeit Hoffmann schon wegen seines immerhin zweideutigen Leumundes kritisch beobachtet, aber schon bei dem Direktoriumswechsel scheint sie ein sehr ernstes Wort mitgesprochen zu haben. Auf ihr persönliches Einwirken übernahmen die Landstände eine Anleihe von 40 000 Rt. zur Tilgung der drückendsten Schulden, forderten aber die Kassenkontrolle und Hoffmanns Anstellung als Chef aller Departements, also auch der Rentkammer.

Das schlimmste Übel in beiden Zentralstellen war ihre Unübersichtlichkeit. Eine ganz neue Kanzleieinrichtung wird Hoffmanns nächstliegende Aufgabe, und er schuf einen Geschäftsgang, der nie stocken konnte, wenn nur ein Wille dahinter saß. Eine Verteilung der Geschäfte nach Departements hatte er in der Regierung schon gleich nach seinem Eintritt durchgesetzt, jetzt folgte die Kammer diesem Beispiel. Mit seinen Tagebüchern und periodischen Auszügen, mit seinen Tabellen, Terminen, Bereisungsberichten, Kassenvisitationen war er dauernd in der Lage, den Gang der Arbeiten zu überblicken. Ganz besonders wertvoll war die Einführung von Generalberichten, die periodisch oder auf besonderen Anlaß die Vorsteher der Ämter einreichen mußten und in denen oft eine Fülle volkswirtschaftlicher Erfahrungen und bemerkenswerter Vorschläge zum Ausdruck kam. Auch veranlaßte er die Sammlung und Veröffentlichung der bisher schwer zugänglichen Landesverordnungen.

In einem agrarisch so ausgeprägten Lande wie die Grafschaft Lippe war die Hebung der bäuerlichen Verhältnisse wichtigste Sorge. Mit seinen Truppendurchzügen und Einquartierungen, mit seinen Erpressungen von Korn, Vieh und Fuhrenleistungen, mit seiner Münzverschlechterung hatte der Siebenjährige Krieg heillos im Lande gewütet. Hinterher kamen 1771 und 1772 Hungerjahre, Mißwachs und Viehseuchen. Hoffmann war, wie später auch die Fürstin Pauline, ein Gegner der berüchtigten Kornsperren. Damals riet ein Bauer der Gräfin Casimire, der Landwirtschaft durch ein Kreditinstitut aufzuhelfen. Der Gedanke war nicht gerade neu, aber praktisch nur in einer preußischen Provinz erprobt. Casimire schuf die „Patriotische Gesellschaft", die das Geld aufbrachte, und die „Unterstützungskasse", die Darlehen zu geringen Zinsen hergab. Hoffmann blieb lange sehr skeptisch. Für ihn lagen die Reformen auf anderem Gebiet.

Zur Erhöhung des allgemeinen Wohlstandes will er die Leibeigenschaft beseitigen und läßt eine Unmenge von Statistiken und Tabellen ausrechnen. Allein, da für ihn der Versuch, den Bauer zu befreien, gesetzgeberisch nur eine Rechtsfrage blieb, war an eine Zustimmung der ritterschaftlichen Landstände nicht zu denken. Keinen besseren Erfolg hatte er mit der Aufhebung der Dienste, die die ganze landwirtschaftliche Einrichtung umgestaltet hätte. Er mußte sich mit einer humaneren Behandlung der Dienstpflichtigen und einer Beschränkung der Extradienste begnügen. Sein Versuch, die in erheblichem Umfange vorhandenen Gemeinheiten durch Teilungen wegzuräumen und sie in nützliche Wiesen und Äcker umzuschaffen, blieb in den kümmerlichsten Anfängen stecken, da mit Zwang gegen Vorurteile des lippischen Bauern nicht aufzukommen war. Schließlich waren auch alle Mühen um den Anbau von Futterkräutern, um die Einführung der Stallfütterung und Aufgabe der uralten Dreifelderwirtschaft trotz aller Prämien, kostenloser Austeilung von Samen und Befreiung vom Zehnten umsonst. Selbst die Kartoffel blieb Gartenfrucht. In allen diesen Dingen waren Hoffmann und die Gräfin Casimire, die ihn hingebend unterstützte, lediglich

Wegbereiter der Fürstin Pauline, die dann allerdings ohne Landtag und ohne Rechtsskrupel handelte.

Doch war Hoffmann nicht ohne Verdienst. Auf Getreidebau ist der Wohlstand des Landes aufgebaut. Die jährlich sich vermehrende Bevölkerung, die Neuwohner, Einlieger, Tagelöhner, die Städte, die Brau- und Brennereien, der Export in die Nachbarschaft, namentlich in die kornarme Grafschaft Ravensberg, verlangen einen ausreichenden Ackerbau. Doch über Mangel oder Überfluß ist man dauernd im Ungewissen, da die Landstände Statistiken ablehnen. Aufgabe der Ämter wird es, künftig Ackerbau und Viehstand in Verhältnis zu bringen: lieber weniger gut, als viel und schlecht. Hoffmann war nach der Staatslehre seiner Zeit kein Freund von übermäßig großen Bauernhöfen, da nach seiner Ansicht kleinere Kolonate den Boden besser bearbeiteten und mehr herauswirtschafteten. Er ließ deshalb zerschlagen, wo die Erbverhältnisse oder ein Verkauf es zuließen. Einführung einer vernünftigen Teilbarkeit unter Kindern dachte er sich als Zukunftsprogramm. Aber dadurch, daß er das bis dahin in einem Teil des Landes altgebräuchliche Letztgeburtsrecht abschaffte und Bestimmungen über die Unfähigkeit eines Anerben zum Kolonatsantritt traf, schuf er eine neue Erbfolge. Auch beseitigte er einige Hindernisse, die stellenweise schon zum Unfug ausgeartet waren. Es kam nicht selten vor, daß liederliche Landwirte, die in Schulden geraten oder mit ihren Abgaben rückständig geworden waren, auf Elokation oder Verpachtung ihres Hofes antrugen, um sich mit einem bleibenden Unterhalt zur Ruhe zu setzen, oder daß abgehende Meier ohne Untersuchung ihrer Kolonatsverwaltung ihren Hof dem Anerben überließen, um unbekümmert um Gedeih oder Verfall ihre Leibzucht zu verzehren. Beides war sehr bequem. In diesen Fällen griff jetzt Hoffmann rücksichtslos durch Entziehung des Unterhalts oder der Leibzucht ein, um den Bauer zunächst einmal zu einem besseren Haushalter und Ackerbauer zu erziehen und das Schicksal seines Hofes zu sichern. Endlich konnte Hoffmann damit rechnen, nach langwierigen Vermessungen und Taxationen, nach Aufnahmen der Aktiv- und Passivgerechtigkeiten und Berechnung der Steuersimplen mit der Einführung neuer Salbücher, mit einer vollständigeren Form der Hypothekenbücher und mit der Stiftung einer staatlichen Leihekasse die Landeswohlfahrt auf gesunde Füße gestellt zu haben.

Wie an der Landwirtschaft, waren auch am Gewerbe in Lippe unterschiedslos Stadt und Land beteiligt, das war uralte Grundverfassung, an der sich nichts ändern ließ. Gesetzgeberisch konnte Hoffmann nur verhindern, daß gewisse Professionisten und Handwerker sich auf dem platten Lande niederließen, ohne sich in die Zunft ihres Handwerks in der nächstgelegenen Stadt aufnehmen zu lassen. An sich war er kein Freund von Zünften, wie er auch jede Handelsbeschränkung bekämpfte. Solange es aber keine reelle Konkurrenz gab, mußte er sie dulden, reformierte aber ihre Zunftbriefe.

Übersieht man einmal kurz Hoffmanns Dienstwerk, so war ihm doch manches geglückt. Die Anleihe von 1774 konnte schon 1789 zurückgezahlt und die Kammerschuld um wenigstens 100 000 Rt. vermindert werden. Das Land war wieder kreditfähig, versetzte Domanialgüter und Revenuen waren eingelöst: die Fürstin Pauline übernahm als Regentin einen beachtenswerten Finanzzustand. Bei Hoffmanns Abgang gab es 500 neue Kolonate. Augustdorf war neu angelegt und hatte bereits 33 Wohnhäuser, das adlige Gut Rotensiek und der Bangern waren angekauft und hatten mit Nachbargrundstücken vereint 46 Wohnhäuser. Das seit 1733 an Kurhannover versetzte Amt Sternberg konnte mit Hilfe einer hessischen Anleihe wieder eingelöst werden. Ebenso kam das Amt Schieder, das einmal den bückeburgischen Agnaten zugefallen war, wieder ans Land zurück. Zuletzt gelang es Hoffmann auch, den Prozeß mit Paderborn um die Lehnsansprüche des Hochstifts auf die ganze Grafschaft Sternberg durch einen allerdings kostspieligen Vergleich zu beenden. Auch daß der langjährige Prozeß über die Besitzergreifung des ehemals jesuitischen Klosters Falkenhagen vergleichsweise abgeschlossen und dadurch reiche Einkünfte für Kirchen- und Schulzwecke frei wurden, darf nicht vergessen werden.

Man stelle sich aber vor, daß alle diese Maßnahmen und Fortschritte seit Jahren auf Schritt und Tritt von Rotbergs übler Zunge grauenhaft begeifert wurden. Kaum eine Sitzung verging, in der es nicht zu nicht selten unanständigen Zänkereien kam. Eine Rücksichtnahme auf die Anwesenheit des regierenden Herrn kannte Rotberg nicht, Verweise glitten an ihm ab wie Wasser am Wachstuch. Simon August hatte ihn schon entfernen wollen. Nach seinem Tode erst geschah es. Testamentarisch gehörte auch Hoff-

mann zu den Vormündern des Erbgrafen Leopold. Das war zuletzt sein Verhängnis. Wie schon die Gräfin Casimire als Stiefmutter in ihrer unnachgiebigen Sittenstrenge das Gemüt des Kindes verdorben hatte, so glaubte auch Hoffmann, sich um alles kümmern zu müssen. Beide besaßen nicht das pädagogische Talent, auch einmal etwas zu übersehen. Der Erbgraf fürchtete seinen Vormund wie ein Stück Wild seinen Wärter. Zur Regierung gekommen, überschüttete er seinen ersten Beamten zunächst mit einer erdrückenden Fülle von Gnadenbeweisen und machte ihn zum Präsidenten. Wie er sich selbst den Fürstentitel verschaffte, bestellte er auch für Hoffmann in Wien ohne sein Wissen ein Adelsdiplom. Aber dann befahl er in einem Tobsuchtsanfall, aufgehetzt durch eine leichtfertige Umgebung, diesen Mann in Ketten zu legen und übertrug dem wieder hergerufenen Rotberg die Regierung. Es war der Ausbruch einer geistigen Umnachtung, die jahrelang anhielt. Das Reichskammergericht in Wetzlar gab Hoffmann Ehre und Stellung zurück. Eine unheimliche Menge schmutziger Wäsche mußte vor aller Öffentlichkeit gewaschen werden. Doch als Fürst Leopold die Regierung wieder übernahm und sich mit der Fürstin Pauline vermählte, waren Hoffmanns Tage gezählt. Nach einem harmlosen Essen an fürstlicher Tafel am 10. April 1796 wurde ihm beim Nachhausegehen der Abschied zugesteckt. Er zog sich nach Brake zurück und ist dort am 21. Februar 1802 gestorben.

Christian Gottlieb Clostermeier (1755–1829)

Lippischer Archivrat

In dem Hause des lippischen Geheimen Rats und Kanzlers Hoffmann in Detmold lebte seit dem Jahre 1778 als Hauslehrer der Rechtskandidat Clostermeier mit der Anwartschaft, nach Abschluß seiner Tätigkeit im lippischen Staatsdienst angestellt zu werden. In Regensburg war er am 17. Juni 1752 geboren, hatte in Leipzig zwölf Semester studiert und war dort von dem bekannten lyrisch veranlagten Kreissteuereinnehmer Weiße an Hoffmann empfohlen worden. Der Kanzler hatte längst ein Auge auf den jungen Menschen und ließ ihn wiederholt Regierungsvorgänge bearbeiten und Entscheidungen treffen, um seine Kenntnisse und seine Urteilskraft zu prüfen. Möglich, daß er gedacht hat, ihn später in der lippischen Regierung unterzubringen. Dann aber entschied er sich, ihn dem schon bedenklich alternden Archivrat Knoch mit der Aussicht auf Nachfolge als Beistand und Mitarbeiter aufzudrängen, damit angeblich nach Knochs Abgang in der Ordnung und Verwaltung des Archivs kein Stillstand eintrat. Aufzudrängen — es war allgemein bekannt, daß Knoch keinen zweiten Beamten liebte. Das geschah am 15. November 1781. Dennoch haben sich die beiden Männer gut vertragen, Knoch hat kaum jemals den Vorgesetzten gegen den Günstling des Kanzlers hervorgekehrt, auch archivarisch wohl kaum besonders auf ihn eingewirkt. Später (1790) wurde der junge Kollege sogar sein Schwiegersohn, der seine jüngste Tochter Christine Luise heiratete. Die Tatsache, daß Clostermeier in Leipzig neben seiner Rechtswissenschaft auch Diplomatik bei Hofrat Wenk gehört hatte, genügte schon für seine Zeit als Anwartschaft auf die Archivlaufbahn. Am 11. September 1786 bekam er den Titel Archivar und am 15. Juni 1789 den Charakter eines Rats. Zugleich mußte er das Landespolizeireferat übernehmen und wurde dadurch der lippische Landespolizeidirektor.

Clostermeier hatte, zunächst wenigstens, weniger Sinn für die planmäßige Ordnung des Archivs als für seine wissenschaftliche Auswertung. Frühzeitig schon beschäftigte er sich mit einer Geschichte des lippischen Regentenhauses, die er etwa als „Lippische Beiträge zum deutschen Staatsrecht und zur Geschichte Westphalens" herauszugeben gedachte. Zum Abschluß dieses groß angelegten Werks ist es leider nicht gekommen. Man wird das bedauern müssen. Aber selbst seine Vorarbeiten sind, wenn sie auch hauptsächlich handschriftlich vorliegen, von grundlegender Wichtigkeit. Schon bald nach seiner Berufung wies er dem Kanzler nach, welche Bewandtnis es mit dem Lippe verlorengegangenen Amt Engern hatte (1786) und gab ihm in den dauernd unerquicklichen Streitereien mit dem Hochstift Paderborn eine dokumentierte Darstellung über die Entstehung der lippischen und paderbornischen Samtherrschaft in den Ämtern Schwalenberg, Oldenburg und Stoppelberg (1787). Im Juni 1788 gelang es ihm, den Kanzler leicht zu überreden, ihm das Geld zu einer diplomatischen Reise zu den Klöstern, mit deren Gründung oder Aufschwung die lippischen Regenten irgendwie verknüpft waren, mit Geseke, Marienfeld, Cappel, und nach Lippstadt, der Wiege der lippischen Herrschaft, zur Verfügung zu stellen, um in ihren Archiven Urkunden abzuschreiben. Mit der Sammlung dieses Materials war er zeit seines Lebens beschäftigt. Dauernd verlangten jetzt Regierung und Rentkammer Gutachten von ihm. Der Generalsuperintendent Ewald bat ihn um einen Auszug aus den Landesgesetzen, um in den Schulen eine Art Bürgerkunde einzuführen (1791). Auch die geschichtliche Entwicklung des ritterschaftlichen Landstandschaftsrechts beschäftigte ihn bereits in diesen Jahren (1800). Unübersehbar ist schließlich die Zahl aller dieser Aufsätze und Gutachten in den Registraturen der lippischen Behörden verstreut.

Aber Clostermeier entwickelte neben dieser Tätigkeit noch eine andere Fähigkeit, auf die man früh aufmerksam wurde. Wir wissen, daß Preußen seine Beteiligung an dem französischen Revolutionskriege unerwartet für seine Verbündeten im April 1795 durch den Basler Frieden abschloß und damit die Neutralität des nördlichen Deutschlands durch eine Demarkationslinie festsetzte. In diese Linie mit ihrem System einer be-

waffneten Neutralität fiel auch die damalige Grafschaft Lippe sehr gegen ihren Willen. Schon auf dem Rückzuge der preußischen Truppen vom Rhein wurden für sie Magazine angelegt, zu deren Auffüllung die benachbarten Länder herangezogen wurden. Die Ausführung übernahm der Reichsfreiherr vom Stein. Der Kanzler, inzwischen Regierungspräsident und adlig geworden, der persönlich auf einer Konferenz in Lippstadt vorstellig werden wollte, hatte Clostermeier zur Unterstützung mitgenommen. Aber Stein fuhr sie beide in seiner derben Urwüchsigkeit so barsch an, daß Hoffmann abreiste und seinen Begleiter allein zurückließ. Clostermeier mußte von diesem rücksichtslosen Kämpen gegen die deutsche Kleinstaaterei noch viel einstecken, aber er vergab sich nichts. Auf einem Konvent in Hildesheim wurden die Leistungen und die Art ihrer Verteilung auf die einzelnen Länder festgesetzt. Clostermeier war das erste Mal als praktischer Beirat zugezogen, auf den späteren Tagungen vertrat er die Grafschaft Lippe selbständig. Manche Unannehmlichkeiten mit der preußischen Heeresverwaltung hatte er oft genug persönlich ausfechten müssen.

Inzwischen waren im Archiv wichtige Änderungen eingetreten. Knoch war angeblich als Gegner Hoffmanns in eine Palastrevolution hineingezerrt und seines Amtes enthoben, bis sein Fall gerichtlich entschieden war. Clostermeier bekam die Leitung und hatte während dieser Zeit die Überführung des Archivs in einen Neubau auszuführen. Um sich in diesen neuen Räumen zurechtzufinden, schrieb er ein Generaldirektorium, eine Art Wegweiser durch das Archiv, das archivisch seine Hauptleistung blieb. Im übrigen wandelte er ausschließlich in Knochs Gleisen. Im Mai 1795 wurde sein Schwiegervater freigesprochen und übernahm wieder die Leitung des Archivs. Wann Clostermeier endgültig sein Nachfolger wurde, steht nicht fest. 1804 sind noch Arbeiten Knochs nachweisbar, am 2. Mai 1808 starb er.

Sein ganzes vielseitiges Können bewies Clostermeier während der Regentschaft der Fürstin Pauline. Bei den Austauschverhandlungen mit der preußischen Regierung wegen Lippstadt war er einer ihrer Kommissare. Dann aber wurde er während der Rheinbundzeit und der Befreiungskriege sozusagen der lippische Kriegsminister, versah das Einquartierungswesen im Lande, kaufte die Kriegsmaterialien, verwaltete den Montierungsboden, entwarf Dienstreglements und Kriegsartikel. Den Höhepunkt seines politischen Wirkens erreichte er während der Verfassungsstreitigkeiten der Fürstin mit ihren Ständen. Sie war von diesen Überbleibseln einer überalterten Verfassung dermaßen vor dem Bundestag in Frankfurt bloßgestellt worden, daß sie in ihrer Bedrängnis daran dachte, ihre Regentschaft niederzulegen. In dieser Not erbot sich Clostermeier, die Auffassung seiner von ihm verehrten Fürstin von der uneingeschränkten Souveränität der deutschen Landesherren zu verteidigen. Nie hat Pauline ihm diesen Ritterdienst vergessen. So schrieb Clostermeier seine bekannte „Kritische Beleuchtung" der von den Ständen veröffentlichten Druckschrift (1817), die zwar auf den Ausgang des Prozesses nicht den erwarteten Einfluß hatte, aber heute noch mit der Fülle ihrer geschichtlichen Einzelheiten und Zusammenhänge für die Kenntnis der lippischen Geschichte nicht zu entbehren ist. Auch wurde Clostermeier von der Fürstin beauftragt, da ihre Regierung merkwürdig versagte, eine neue Verfassung und eine entsprechende Wahlordnung zu entwerfen. Die Fürstin erlebte den Ausgang des Prozesses nicht. Aber Clostermeier blieb auch über ihren Tod hinaus bis an sein eigenes Lebensende die Seele der weiteren Auseinandersetzungen mit den lippischen Ständen, die ihn in ungebrochener Wut als „Demokraten" im Metternichschen Sinne verfolgten.

Neben dieser amtlichen Tätigkeit, die ihn über die Maßen in Anspruch nahm, fand Clostermeier doch noch Muße, persönlichen wissenschaftlichen Liebhabereien nachzugehen. Nur weniges ist von diesen vielen Manuskripten veröffentlicht worden, manches auch erst nach seinem Tode aus seinem Nachlaß, wie eine Geschichte des Marienstifts in Lemgo (1833) und eine Geschichte des Hauses Detmold (1839). Clostermeier hatte bereits im Jahre 1785 einen Aufsatz über den in Lippe betriebenen Bergbau herausgebracht und auf das Jahr 1803 ein „Lippisches Adreß-Verzeichnis". Jetzt veröffentlichte er im Jahre 1816 „kleine Beträge zur geschichtlichen und natürlichen Kenntnis des Fürstenthums Lippe", die er seiner Fürstin widmete, so das Lied vom Falkenberg und Aufsätze über den Königsberg bei Heiligenkirchen und die Granitgeschiebe im Fürstentum Lippe. Seine Lieblinge aber wurden ein Nachweis „Wo Hermann den Varus schlug" (1822) und eine Monographie über den „Eggesterstein" (1824, 2. Auflage 1848), Arbeiten, die weit über das lokale Interesse hinausgingen und heute wieder ganz beson-

ders im Mittelpunkt lebhaftester literarischer Gegensätze stehen.

Im gewöhnlichen Leben war es gewiß nicht einfach, mit Clostermeier umzugehen. Er war zu sehr von seiner Überlegenheit, von seinen Kenntnissen, von seiner Schriftstellerei überzeugt und fühlte sich ewig gekränkt, wo man ihm nicht unbedingt huldigte, überall hintenangesetzt, pekuniär mit seinen mageren Gehaltseinkünften und gesellschaftlich. Er war scharf auf jede noch so geringfügige Kritik, die man an ihm versuchte, rechthaberisch bis zum letzten Wort, argwöhnisch und nachtragend. So sehr ihn die Fürstin Pauline schätzte, so gern sie sich in literarischen Dingen von ihm beraten ließ, in Freundschaft sind sie sich nie nähergekommen. Er nahm es ihr gewaltig übel, daß sie seinen Verfassungsentwurf nicht nur stark kürzte, sondern auch inhaltlich umänderte. Doch sorgte sie für ihn, so gut sie konnte. Schon vor dem Beginn ihrer Regentschaft hatte man ihm die Verwaltung des Zuchthauses übertragen (1801); er gründete dann dort mit ihrer Einwilligung als Sparkasse für kleine Leute eine Leihbank. Im Jahre 1813 wurden ihm Arbeiten im Rechnungsfach der Regierung übertragen und sein Gehalt um 100 Rtlr. erhöht. Clostermeier hatte wohl kaum einen wahren Freund. Auch im eigenen Hause wird man während seiner letzten Lebensjahre kaum gelacht haben. Dauernd war sein Kriegszustand mit der Regierung, weil es ihm nicht gelang, in eigener Sache Regierungsreferent zu werden. So bemäkelte er innerhalb seiner vier Wände hämisch alle und alles. Im Jahre 1821 bat man ihn, eine Neugestaltung der öffentlichen Bibliothek zu übernehmen. Unwillig ging er an die Arbeit und auch nur unter der Bedingung, daß die Regierung ihm nicht dreinredete und ihre überflüssige Schreiberei an ihn unterließ. Zuletzt warf er ihr doch nach kaum zwei Jahren den Kram vor die Füße.

In den Jahren 1822 und 1823 erlitt er schwere Schlaganfälle, die ihn auch geistig stark lähmten. Er war kläglich hinfällig geworden und konnte ohne eine Stütze nichts mehr leisten. Mehr noch als bisher mußte er jetzt seiner Tochter Luise, die ganz seine Erziehung und sein Liebling geworden war, selbst die einfachsten Auskünfte diktieren. Immer schon hatte sie an seinen literarischen Schriften mitgearbeitet. In kindlicher Bescheidenheit, aber mit erstaunlicher Sachkenntnis und Eindringlichkeit hat sie seine Handschriften, bevor sie in die Druckerei kamen, Wort für Wort, Gedanke um Gedanke nachgeprüft. Auch im Archiv war sie längst bewandert und wußte jedes Aktenstück zu finden, das man ihr bezeichnete. Im Frühjahr 1826 kam ein neuer Schlaganfall. Ernstlich glaubte Clostermeier für einen Nachfolger sorgen zu müssen und schlug der Regierung den Sohn seines Zuchtmeisters, den späteren Dichter Grabbe, an dessen Entwicklung er lebhaft teilgenommen hatte, als geeigneten Archivbeamten vor. Aber die Regierung verstand ihn nicht, und der junge Grabbe verdarb ihm selbst den Wunsch, als er unerwartet die freigewordene Stelle eines Auditeurs beim lippischen Bataillon annahm. Immer wieder fragt man sich, was aus Grabbe, der später Luise Clostermeier heiratete, hätte werden können, wenn er neben dieser Frau als eingearbeitete Gehilfin in der Archivverwaltung sorglos und ungestört seinen dichterischen Eingebungen sich hätte widmen können. Unwillkürlich denkt man an Grillparzer. Clostermeier aber gab sich jetzt keine Mühe mehr um die Zukunft des Archivs und ist dann am 10. September 1829 gestorben, man kann wohl sagen: verbittert und verfallen. Nicht einen Tag Urlaub hatte er sich während seines ganzen amtlichen Lebens gegönnt. Auch als ihm sein Hausarzt nach den ersten Schlaganfällen dringend riet, ein Bad aufzusuchen, opferte er diese Ausspannung, da die Regierung auf sein Gutachten im Verfassungsstreit nicht verzichten wollte. Man hat es ihm und seinen Hinterbliebenen nicht gelohnt!

An anerkennenden Nekrologen hat es nicht gefehlt. Niemand aber sprach so warm als der damals neunzehnjährige Freiligrath, dem Clostermeier als Kind die germanische Heldenwelt erschlossen hatte. Sein Gedicht soll hier nochmals vollständig wiedergegeben werden:

Clostermeier ist todt! So wie der Wetterstrahl,
Der aus heiterer Luft plötzlich herniederfährt,
Und mit bangem Entsetzen
Die Bewohner der Flur erfüllt,

Trifft mich Fernen das Wort. Zweifelnd vernahm ich es;
Kann nicht glauben, daß ihm, den ich als Knabe einst
Froh umspielte, die Fackel
Schon sein Genius senkete;

Kann nicht glauben, daß ihn nimmer mein Aug' mehr [schaut,
Nie sein silbernes Haar, nie mehr sein Lächeln sieht,
Nie vom Munde des Greises
Lob und tadelndes Wort vernimmt;

Daß im traulichen Kreis seiner Geliebten er
Nicht mehr weilet, geliebt, liebend, mit Vaterhuld;
Daß des letzten, des langen
Schlummers Fessel ihn bindend hält.

Und doch ist es kein Traum! o, so beweinet ihn,
Thränen! fließet um ihn, netzet die Wange mir,
Und beträufelt die Urne,
Die des Edeln Gebein umfängt;

Die vom Mondstrahl umglänzt, von der Cypreß' um-
[rauscht,
Dort im Thal sich erhebt. Clio, die Hohe, stützt
Ernst ihr Haupt auf die Urne,
Birgt im Schleier ihr Angesicht.

Denn sie trauert um ihn, der sie so treu verehrt,
Der ihr Schüler und Freund, opfernder Priester war;
Der ihr Jugend und Alter,
Ihr, der Wahrheit, dem Recht geweiht.

Ihn betrauert voll Gram Teutoburgs Waldgebirg',
Dem er bleibenden Ruhm, ewige Kränze gab;
Dem den Sieg des Cheruskers,
Roma's Fall er gerettet hat.

Sieh! vom Herbststurm entlaubt, trauert sein Eichen-
[hain;
Klagend säuselt der Wind durch den entblätterten;
Trauernd stehen die Berge,
Steht der mächtige Hünenring;

Und wie Harfengetön klingt es, wie Bardengesang
Durch das Rauschen des Sturmes. Barden, Druiden
Auf den Nebeln des Herbstes, [ziehn
Und beweinen des Mannes Tod,

Der mit prüfendem Blick Allen die Stätte wies,
Und des Felsengeklipps schäumenden Sprudelquell,
Wo die Harfe der Barden
Und ihr Schlachtlied den Helden scholl.

Aus den Hügeln hervor, und aus den moosigen
Gründen schwebet ihr Zug: Krieger und Barden sind's.
Unter Waffengeklirre
Ziehn sie, unter der Schwerter Klang

Zu den Eichen des Thals; unter den rauschenden,
Die hochschwebend der Aar Wodans im Flug umkreist,
Hohe Nebelgestalten,
Tanzt der nächtige Trauerzug.

Ihn betrauert das Land, dem er die Manneskraft,
Treu des Herrschers Geschlecht, bieder und gut geweiht.
Sieh, wie Lippias Rose
Ernst den Purpur der Blätter senkt!

Ihn betrauert, beweint würdiger Männer Schaar;
Deutschland trauert um ihn; weinend des Ruhmes
Für die Schläfe des Greises [Kranz
Flicht die trauernde Wissenschaft.

Und die fester an ihn knüpfendes Schicksal schloß,
Gattin, Tochter, sie stehn über sein Grab gebeugt,
Träufeln Thränen der Liebe
Auf des Gatten, des Vaters Grab.

Auch ich weine Dir nach, der ich Dir ferne war,
Als zu lichteren Höh'n auf Deine Seele flog;
Der so gern Dich noch einmal,
Du Geliebter! so gern gesehn.

Als das Knabengewand mir um die Schulter flog,
Als noch helles Gelock sich mir um Schläf' und Stirn
Krümmte, als ich noch jauchzend
Durch den Hain, durch die Wiese sprang:

Da war ich stets Dir nah! eilte zur Seite Dir
Nach des Gartens Bezirk; pflückte Dir Blumen ab;
Hüpfte fröhlich zurücke,
Trug Dir fröhlich den duft'gen Strauß.

Und dann zeigtest Du mir, wie man der Tugend lebt;
Hobst den Schleier mir auf, welcher die Vorzeit deckt,
Und die Helden der Vorwelt;
Lehrtest Sprüche der Weisheit mich!

Ach! verstummt ist der Mund, welcher mich einst belehrt,
Kalt die Hand, die mich wies, wie man durch's Leben
Unter grünendem Hügel [wallt.
Ruht der theure, der edle Mann.

O, vermöcht' ich es jetzt, mit des Venusischen
Schwanes Flug Dir ein Lied über den tönenden
Steg der Leier zu rauschen,
Voll von Klage, voll Schmerzgefühl.

Doch, zu schwach ist mein Mund, daß er Dich würdig
[singt!
Thränen sind es allein, die ich Dir reichen kann,
Thränen innigen Dankes,
Den im Tode mein Herz Dir bringt.

O, so ruhe denn sanft! ewiger Frühlingsduft
Soll die Gruft dir umwehn, füllen die Urne Dir!
Bis die Rechte des Richters
Dir den Kranz der Vergeltung reicht!

Christian Wilhelm Dohm (1751–1820)

Staatsmann, Diplomat und Geschichtsschreiber

Am 29. Mai 1820 schloß ein Mann die Augen, dessen Gedächtnis seine lippischen Landsleute in Ehren halten sollen. Wenige nur von ihnen werden heute von dem Lemgoer Pastorensohne Christian Wilhelm Dohm etwas wissen. Und doch war er eine Persönlichkeit, die ebenso wegen ihrer rastlosen und erfolgreichen politischen Tätigkeit, wie wegen ihrer liebenswerten persönlichen Eigenschaften unvergessen bleiben muß.

Dohm wurde am 11. Dezember 1751 geboren. Sein Vater war Prediger an der Marienkirche zu Lemgo, sein Großvater Rektor der Schule zu Rinteln und Professor der Philosophie an der dortigen Universität. Beide haben sich durch mancherlei Schriften in der literarischen Welt bekannt gemacht. Der Knabe besuchte zuerst das Gymnasium zu Detmold, wo er in dem Hause seines mütterlichen Großvaters, des Regierungsrates Topp, Aufnahme fand, dann das zu Lemgo und bezog im Herbst 1769 die Universität Leipzig. Er studierte unter Gellerts Leitung anfangs Theologie, dann Rechts- und Staatswissenschaften. Bewegte Jahre folgten. Er begeisterte sich für des berühmten Pädagogen Basedows Bestrebungen und arbeitete bei ihm in Altona und Dessau. Dann war er eine Zeitlang Pagenhofmeister beim Prinzen Ferdinand, dem Bruder Friedrichs des Großen, in Berlin. Bald darauf studierte er wieder in Göttingen. Schon in diesen Jahren entfaltete er eine lebhafte literarische Tätigkeit auf den verschiedensten Gebieten. Durch den Lemgoer Buchhändler Helwing veranlaßt, begann er die Bearbeitung der 1777 erschienenen Beschreibung Japans von dem berühmten lippischen Reisenden Engelbert Kaempfer (1651—1716) und vertiefte sich im Anschlusse daran in Studien über die asiatische Kultur; mit dem Dichter Gleim, der ihn nach Halberstadt zu ziehen suchte, plante er eine Sammlung gemeinnütziger Volksschriften; mit Boie zusammen begann er die Herausgabe einer wertvollen Zeitschrift, des Deutschen Museums, für das er eine Anzahl Aufsätze schrieb. Fünfundzwanzig Jahre alt, erhielt er einen Ruf als Professor der Geschichte an der Universität Kiel. Er schlug ihn aus, folgte aber einem anderen Rufe als Professor am Collegium Carolinum zu Kassel, wo er 1776—1779 wirkte und die Herausgabe seiner „Materialien zur Statistik und neuesten Staatengeschichte" begann. Aber die rein gelehrte Beschäftigung sagte ihm auf die Dauer nicht zu. Er strebte nach praktischer Betätigung im Staatsdienste, und zwar im Staate Friedrichs des Großen. Endlich, nach Vollendung einer Schrift über die Geschichte des bayrischen Erbfolgestreites, sah er seine Bemühungen von Erfolg gekrönt. Er erhielt eine Anstellung als Geheimer Archivar in Berlin und wurde zugleich im Ministerium des Auswärtigen beschäftigt und 1783 hier als Geheimer Kriegsrat fest angestellt. Im Jahre 1786 wurde er vom Könige geadelt und als Geheimer Kreis-Direktionalrat und Gesandter im Niederrheinisch-Westfälischen Kreise nach Köln gesandt. Hier und in Aachen hatte er zehn Jahre oft unter den schwierigsten Verhältnissen reiche Gelegenheit, für den preußischen Staat zu wirken und seine natürlichen Gaben und sein umfassendes Wissen zum Wohl der Allgemeinheit zur Geltung zu bringen. In der Reichsstadt Aachen zum Beispiel hatte er die Aufgabe, zwischen zwei sich heftig bekämpfenden Parteien, die sogar zu wilden Gewalttätigkeiten gegeneinander übergingen, im Auftrage des Reichkammergerichtes Frieden zu stiften und eine neue Verfassung zustande zu bringen. Ein anderes Mal handelte es sich darum, im Auftrage des Ministers Hertzberg festzustellen, ob Frankreich wirklich in den französischen Niederlanden ein Heer zusammenziehe, das eine Bedrohung Preußens bilde. Dohm löste diese Aufgabe in eigenartiger Weise, indem er unter angenommenem Namen in Gesellschaft eines gewandten Aachener Kaufmannes die in Betracht kommende Gegend bereiste und so die zuverlässigste Auskunft sich verschaffte — wofür er dann einen besonderen anerkennenden Dank seines Königs erhielt. Wieder ein anderer Auftrag war eine Folge des Eingreifens Preußens in die sogenannte Nuntiaturangelegenheit. Es handelte sich dabei um Ansprüche des Papstes auf die Ausübung der Rechtsprechung in Deutschland durch päpstliche Nuntien, wogegen die deutschen

Erzbischöfe als gegen eine Beschränkung ihrer Hoheit heftigen Einspruch erhoben, den Dohm im Auftrage seiner Regierung in vielfachen Verhandlungen unterstützte. Bald zeigte sich noch eine andere besondere Aufgabe. In der alten Bischofsstadt Lüttich war am 18. August 1789 eine Revolution ausgebrochen. Das Volk verlangte die Wiederherstellung seiner alten im Jahre 1684 gewaltsam unterdrückten Verfassung. Der Fürstbischof verließ das Land, und das Reichskammergericht trug dem Niederrheinisch-Westfälischen Kreisdirektorium die Herstellung der Ruhe, die Wiedereinsetzung des Bischofs und strengste Untersuchung und Bestrafung des Aufruhrs auf. Dohm begab sich nach Lüttich, um zu vermitteln und den Frieden wiederherzustellen. Seine jahrelang fortgesetzten Bemühungen hatten freilich bei dem Widerstande, den er im Kreisdirektorium selbst und beim Fürstbischof fand, wenig Erfolg. Aber es ist bezeichnend für das große Vertrauen, das er bei den Lüttichern durch seine gerechte und wohlwollende Tätigkeit erworben hatte, daß in Lüttich sogar der sonderbare Plan auftauchte, Dohm zum Oberherren des Landes zu erwählen und daß ihm, als er im März 1790 einmal wieder dorthin gereist war, bei verschiedenen Anlassen stürmische und geräuschvolle Huldigungen dargebracht wurden.

Im Dezember 1792 ging Dohms Aufenthalt in Aachen und Köln zu Ende. Die Franzosen hatten fast die ganzen österreichischen Niederlande besetzt und standen schon in Lüttich. Dohm war eben von seinem Besuche bei seinem Freunde Jacobi in Pempelfort bei Düsseldorf zurückgekehrt, wo er auch mit Goethe zusammengetroffen war, als er mit seiner Familie vor dem heranrückenden Feinde flüchten mußte. Zwar konnte er bald wieder nach Köln zurückkehren und dort die Kreisversammlung eröffnen, mußte jedoch 1794 eiligst wieder flüchten und begab sich nach Hagen und von da nach Lemgo. (Seine Frau Henriette war eine Lemgoerin, eine Tochter des erwähnten Buchhändlers und Bürgermeisters Helwing.) Dann wurde ihm Halberstadt als sein zukünftiger Wohnsitz angewiesen, wo ihn sein alter väterlicher Freund Gleim mit größter Herzlichkeit empfing und in das für ihn erworbene Haus führte. Neun Jahre lang blieb Halberstadt Dohms Amtssitz, aber während dieser Zeit wurde er mit diplomatischen Aufträgen bald hierhin, bald dorthin geschickt. Im April 1795 schloß Preußen, das finanziell erschöpft und mit Österreich zerfallen war, mit dem französischen Konvente den Frieden zu Basel, nach dessen Bestimmungen eine sogenannte Demarkationslinie das nunmehr neutrale Mittel- und Norddeutschland rechts des Rheines schützen sollte. Diese Linie wurde von preußischen, hannoverschen und braunschweigischen Truppen besetzt. Die Verhandlungen mit den durch die Linie umschlossenen Staaten, besonders auch über die von diesen zu leistende Verpflegung der Truppen, hatte Dohm zu führen. Sie spielten sich zum Teil auf dem sogenannten Hildesheimer Kongresse ab, den Dohm zu leiten hatte, und waren äußerst schwierig und langwierig. Bald aber wurde er vor eine neue Aufgabe gestellt. Im Oktober 1797 schloß Österreich mit Frankreich den Frieden zu Campo Formio. Ein Kongreß zu Rastatt sollte den Frieden zwischen Frankreich und dem Deutschen Reiche herstellen. Dieser Kongreß trat im Dezember zusammen. Preußen war auf ihm durch drei Gesandte vertreten, einer von ihnen war Dohm. Nur ungern entschloß er sich, bei seiner damals ziemlich geschwächten Gesundheit, dem Rufe seines Königs Folge zu leisten. Indessen hatte er die Freude, seine Frau und seine Kinder mit nach Rastatt nehmen zu können und fand dort unter der Menge der aus aller Welt zusammengekommenen Diplomaten auch manchen, dessen Umgang ihm wert wurde. Der Kongreß verlief ergebnislos, seinen grausigen Schlußakt bildete die Ermordung zweier französischer Gesandter, mit denen Dohm noch kurz vorher verkehrt hatte, und die, als sie eben, um abzureisen, die Stadt verlassen hatten, kurz vor dem Tore in der regnerischen Aprilnacht von Szekler Husaren aus den Wagen gerissen und in entsetzlicher Weise vor den Augen ihrer Frauen und Kinder niedergemetzelt wurden. Dohm war es, der noch in derselben Nacht von den versammelten Staatsmännern gebeten wurde, über die dunkle Tat einen ausführlichen Bericht abzufassen, der dann von den Gesandtschaften nochmals reiflich erwogen und sodann genehmigt und veröffentlicht wurde. Über Jena und Weimar kehrte Dohm nach Halberstadt zurück.

Neue diplomatische Aufträge führten ihn nach Bremen, Hamm, Münster, Goslar, bis er im Jahre 1804 als Kammerpräsident nach Heiligenstadt versetzt wurde. Es lag ihm in dieser Stellung ob, die neu erworbenen bis dahin kurmainzischen Landesteile Eichsfeld und Erfurt und die bisherigen Reichsstädte Mühlhausen und Nordhausen dem preußischen Staate anzugliedern und zu verwalten — ein Amt, das besonders schwierig und verantwortungsvoll wurde, als 1806 der Krieg zwischen Preußen und Frankreich ausbrach. Vom Schlachtfelde von Jena flüchtete die Köni-

gin Luise nach Heiligenstadt und brachte in Dohm Hause eine angstvolle Nacht zu. Bald nach ihrer Abreise füllte sich Heiligenstadt mit Flüchtlingen, die von der Niederlage des Heeres sichere Kunde brachten, Truppendurchmärsche folgten, die Franzosen besetzten Erfurt. Dohm wurde angewiesen, auf seinem Posten auszuharren. Er suchte für die ihm anvertrauten Landesteile in langen Verhandlungen (u. a. auch mit Talleyrand) in Erfurt zu erreichen, was irgend möglich war, und hatte deswegen sogar in Warschau eine Audienz beim Kaiser Napoleon. Der Friede von Tilsit machte Dohms Tätigkeit in Halberstadt ein Ende. Das Königreich Westfalen wurde geschaffen. Dohm sollte ursprünglich Minister des Auswärtigen werden. Verhandlungen darüber fanden in Paris statt, wohin ihn König Jerome berief. Die Sache zerschlug sich, und Dohm wurde schließlich als Gesandter an den Hof zu Dresden geschickt. Es war seine letzte öffentliche Stellung. Er war des Treibens müde, eine schwere Krankheit, die ihn im Frühjahr 1810 befiel, bestärkte ihn in seinem Entschlusse, sich in das Privatleben zurückzuziehen. Auf seinem Gute Pustleben bei Nordhausen verbrachte er die letzten zehn Jahre seines Lebens. Pustleben war, wie sein Schwiegersohn Gronau sich ausdrückt, für Dohm einem Hafen vergleichbar, in welchen der Seefahrer nach einer stürmischen Reise zur ersehnten Ruhe und Erholung einläuft. Es war ihm noch vergönnt, die Befreiung Deutschlands vom französischen Joche zu erleben. In seiner Muße ging er an die Abfassung eines groß angelegten Werkes „Denkwürdigkeiten meiner Zeit oder Beiträge zur Geschichte von 1778—1806", das die lange Reihe seiner Schriften beschließen sollte. Nur die erste Abteilung davon ist erschienen, sie umfaßt in fünf Bänden die Zeit bis zum Tode Friedrichs des Großen. Es ist eine reiche und zuverlässige Geschichtsquelle für jene Zeit, besonders anziehend durch die eingehende Schilderung des großen Königs und seiner Regierungsgrundsätze. Ein anderes großes Werk über die französische Revolution und deren Folgen, das Dohm plante, blieb leider ganz unausgeführt.

Voller Mühe und rastloser Arbeit war Dohms Leben. Hervorragende natürliche Anlagen verbanden sich in ihm mit unermüdlichem Fleiße und einem edeln und lauteren Charakter. Die „menschliche Kraft seiner Seele" rühmt an ihm der berühmte Geschichtsschreiber Johannes Müller. Im Verkehr liebenswürdig und witzig, ein heiterer Gesellschafter, war er doch eine tiefe Natur und widmete sich seinen Geschäften mit dem größten Ernste und ohne jede Oberflächlichkeit. In politischen wie in literarischen Kreisen erfreute er sich allgemeiner Wertschätzung: die Zahl hervorragender Menschen, mit denen er in mehr oder weniger nahen Beziehungen stand, ist außerordentlich groß. Auch er hat, wenn es ihm auch nicht beschieden war, an den ersten Stellen des Staates zu wirken, dazu beigetragen, in schwerer Zeit deutsche Art zu pflegen und dem Wohl seines Volkes im Großen wie im Kleinen zu dienen.

Anton Heinrich Pustkuchen (1761–1830)

Kantor und Komponist in Detmold

Der Name Pustkuchen umschließt in der Geschichte des lippischen Geisteslebens eine zwiefache Tragödie. Nicht eines von den großen Trauerspielen auf hohen Kothurnen, auch keine von den kleinen Tragödien des Alltags, die zu Ende gespielt werden, ohne daß jemand als Zuschauer bemüht wäre.

Wie der Künstler seinen Mitmenschen in der Intensität seines Gefühlslebens, in seiner gesteigerten, leidenschaftlicheren Durchdringung des Lebens überragt, so übertrifft er ihn auch gewöhnlich in den Äußerungen seines Zornes. Als der Olympier Goethe die auf Seite 136 dieses Werkes wiedergegebenen bitterbösen Verse gegen den Parodisten seines Wilhelm Meister schleuderte, ahnte und wollte er nicht, daß damit einem Namen, dessen Träger einer hochbegabten Familie angehörte, für vielleicht alle Zeiten etwas wie ein Fluch der Lächerlichkeit angeheftet wurde.

Wenn man den Namen Pustkuchen nennt, denkt man gewöhnlich an den Verfasser dieser Wilhelm-Meisterparodie. Seine ungemein vielseitige Begabung fand nicht den richtigen Boden, auf dem sie hätte gedeihen können, und sein Leben endete frühzeitig, beschwert mit dem Fußtritt Goethes.

Darin liegt eine Tragik, die um so tiefer berührt, als sein Vaterhaus eine wirkliche Pflanzstätte für seinen vielseitigen Geist gewesen ist und ihn als ganzen Menschen entließ, als er im Jahre 1819, 26 Jahre alt, als Pfarrer in das Leben hinaustrat. Sein Vater, Anton Heinrich Pustkuchen, war Kantor und Musiklehrer am Detmolder Lehrerseminar, genoß das Vertrauen seines Fürsten, und in seinem Hause verkehrte die Intelligenz der lippischen Residenz. Er war eine feinbesaitete, durch und durch künstlerisch fühlende Natur und hat es wohl verstanden, das Erbe seines Geistes auf seinen Sohn zu übertragen.

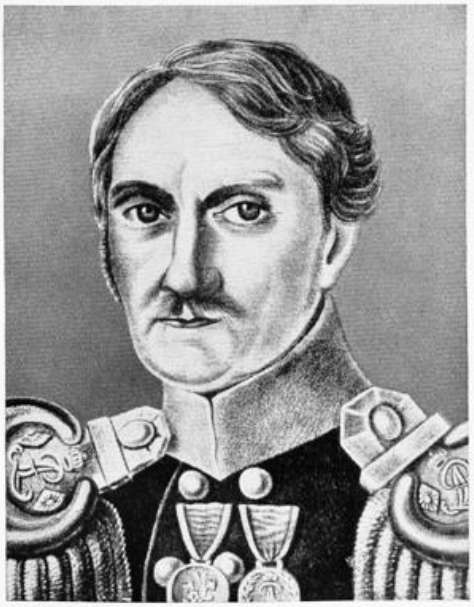
Anton Heinrich Pustkuchen ist heute ganz vergessen, und seine Werke, eine nicht unbeträchtliche Anzahl geistlicher Kompositionen, Choräle, Lieder und Chöre, kennt niemand mehr. Keines der modernen Musiklexika nennt seinen Namen. Zuletzt wurde seiner gedacht gelegentlich der Jubelfeier des Detmolder Lehrerseminars im Jahre 1881. Aber viel mehr als seinen Namen wußte man von ihm nicht.

Das hat dieser wackere Mann nicht verdient. Seine Persönlichkeit bildete zu seiner Zeit und in seiner Umgebung eine Ausnahmeerscheinung eigenster Art. Die heutige Zeit mag über seine Werke hinweggehen. Den Menschen aber, der sich zum Ziel gesetzt hatte, an der künstlerischen und Geschmackserziehung der breiten Masse und des einfachen Mannes mitzuwirken, der im Dienste dieser Sache seine besten Kräfte verzehrte und, selbst alles andere als ein Krösus, sich nicht scheute, materielle Opfer zu bringen, wenn sie seiner Idee dienen konnten, den Mann sollte man nicht vergessen.

Anton Heinrich Pustkuchen wurde im Jahre 1760 in Blomberg geboren. Er besuchte das Lehrerseminar in Detmold und wurde 1783 als Lehrer angestellt. Seine Begabung für die Musik zeigte sich sehr früh. Wohl auf Betreiben des Detmolder Musikdirektors Kittel, der den Musikunterricht am Seminar erteilte, erhielt er im Jahre 1785 von der lippischen Landesrentkammer ein Stipendium zur weiteren Ausbildung seiner musikalischen Fähigkeiten. Er ging nach Hanau zu dem Organisten Zick, nach Mainz zu dem Konzertmeister Hauser, und endlich nach Schmalkalden zu dem Organisten Vierling. Die Orgel war sein eigentliches Instrument, und das Ziel seiner Studien die Ausübung des Organistenberufes. 1786 kehrte er nach Detmold zurück und wurde bald darauf Kantor der reformierten Gemeinde und nach Kittels Tode Musiklehrer am Seminar. Später übertrug ihm auch der Fürst die musikalische Erziehung seiner Kinder.

Seine ersten Kompositionen erschienen im Jahre 1799 unter dem Titel „Sammlung leichter Arien und Chöre mit Klavier- oder Orgelbegleitung zum öffentlichen und häuslichen Gebrauch. Erstes Heft" im Selbstverlag. Er hatte sie auf seine eigenen Kosten in der Rintelner Notendruckerei von Carl August Steuber drucken lassen. Sie scheinen heute unauffindbar zu sein, und es ist deshalb nicht möglich, etwas darüber zu sagen.

Joh. Ludwig Ewald
1748—1822



Friedrich Adolf Böger
1767—1839

Wilhelm Arnold Eschenburg
1778—1861

Landesbibliothek Detmold

Hingegen sei über seinen Drucker, der auch alle seine späteren Werke druckte, eine kurze Bemerkung eingeschaltet. An sich ist schon die Tatsache verwunderlich, daß es zu jener Zeit in der kleinen Stadt Rinteln eine Notendruckerei gab. Rinteln war damals allerdings noch Universitätsstadt. Seine Glanzzeit hatte es aber gehabt. Immerhin wird eine gewisse Buchdruckertradition in der Stadt bestanden haben. Die Rintelner Drucke aus der Offizin des Lucius, der später nach Helmstedt übersiedelte, erfreuen sich noch heute einer großen Wertschätzung.

Anton Heinrich Pustkuchen erlebte in seiner Tätigkeit als Organist eine große Enttäuschung: das war der Kirchengesang der zum Gottesdienst versammelten Gemeinde. Wie es darum bestellt war, beschreibt er selbst in einer außerordentlich treffenden Schilderung:

„In verschiedenen Gemeinden dieses Landes sind — wer sollte es vermuten — kaum noch 12 Melodien ordentlich im Gange, und nach diesen wird dann gesungen, was des Metrums wegen nur irgend passen will. Die gleichen Melodien werden in den verschiedenen Gemeinden verschieden gesungen.

Ein zweiter Fehler ist, daß die verunstalteten Melodien noch obendrein in vielen Gemeinden, sowohl in den Kirchen als in den Schulen, nicht gesungen werden, sondern geschrien — und — ich möchte sagen — gebrüllt werden. Also macht, bei der Armuth an bekannten Melodien, ein verunstaltetes, verworrenes, wüstes und wildes Geschrei und Geplerr den — nicht des Nahmens würdigen — Kirchengesang an manchen Orten aus. — —

Die Kinder wollen doch nachher als Gemeindemitglieder gern in der Kirche mitsingen, denn als Schüler kommen sie ja selten dahin, zumal wenn der Kirchweg etwas weit war. Kommt nun eine bisher unbekannte Melodie vor, so mag doch ein solches junges Gemeindemitglied nicht gern schweigen; es stimmt also mit ein. Hat ein solcher Sänger ein gutes musikalisches Gehör, so trifft er wohl noch so ziemlich den Ton des Vorsängers oder der übrigen Gemeindemitglieder. Fehlt es aber an richtigem Gehör oder an Übung, so nimmt er seinen eigenen Weg. Hat er nun eine starke Stimme, so schließen sich seine Nachbarn an ihn an; und so entstehen dann in der Kirche gleichsam Partheien; aus der einen Ecke hört man so singen, von der andern Seite wieder anders; und der Vorsänger nebst der Orgel gehen wieder ihren eigenen Weg. Die eine Parthei will gern die andere überwältigen, und so wird dann geschrieen, daß das Blut in die Augen treten mögte."

Die Art, wie Pustkuchen sich in dieser Schilderung ausdrückt, besagt deutlich genug, welche Wirkung solche Zustände auf sein empfindsames Gemüt ausgeübt haben, und es wird verständlich, daß er keinen größeren Wunsch hatte, als gerade an dieser Stelle helfen zu können. Die Ursache des Übels glaubte er darin gefunden zu haben, daß „schon seit langer Zeit keine besonderen Singübungen in den Schulen mehr statt haben. Die alten Leute in manchen Gegenden sind mit Melodien bekannt, von denen die jüngeren Gemeindemitglieder und selbst oft die Lehrer nicht wissen."

Von der Jugend und von der Schule mußte also die Besserung ausgehen. Um den Lehrern zuerst eine Handhabe zu geben, verfaßte er ein Werkchen „Kurze Anleitung, wie Singchöre auf dem Lande zu bilden sind" und ließ es wiederum auf eigene Kosten bei Steuber in Rinteln drucken. Die Lippische Landesbibliothek in Detmold besitzt ein Exemplar des Bändchens.

Dabei ließ es Pustkuchen indessen nicht bewenden. Noch in demselben Jahre, 1810, erschien sein offenbar von langer Hand vorbereitetes, umfangreiches „Choralbuch für die Gesangbücher der reformierten Gemeinden im Fürstenthum Lippe".

Die Kritik nahm das Werk günstig auf. Vor allem fand sie Pustkuchens Bemühungen um die Verbesserung des Kirchengesanges überhaupt als besonders lobenswert. Es scheint also damals überall sehr schlecht darum bestellt gewesen zu sein. Auch die in dem Werke enthaltenen 24 eigenen Choralkompositionen wurden lebhaft besprochen und gelobt, wenn man auch hier und dort etwas auszusetzen hatte. — Einige der Pustkuchenschen Choralmelodien, nämlich „Auf, schicke dich", „Auferstanden, auferstanden", „Er lebt, er lebt" und „Hör unser Gebet, Geist des Herrn" werden heute noch in den lippischen reformierten Gemeinden gesungen.

Als Ergänzung zu dem Choralbuch ließ Pustkuchen im Jahre 1814 ein Heft „Zwischenspiele zu den gebräuchlichen Melodien des lippischen Choralbuches" erscheinen.

Im zweiten Jahrzehnt des Jahrhunderts erschienen ferner das zweite und dritte Heft seiner „Sammlung leichter Arien und Chöre mit Klavier- oder Orgelbegleitung".

Die in dem dritten Heft der „Sammlung leichter Arien und Chöre" enthaltenen Kompositionen gehören gewiß nicht der hohen Kunst an. Sie stehen aber himmelweit über dem Durchschnitt der schulmäßigen Arbeiten dieser Art und hoch

über dem Niveau des allgemeinen kantoralen musikalischen Vermögens.

Das Heft wird eingeleitet mit einer geistlichen Dichtung seines Sohnes Friedrich Wilhelm: „Trostgesang für Leidende" nach Psalm 126 (Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten):

„Ihr, die hier nur Leide tragen,
Ihr, die wie in fremden Landen
Hier nach einer Heimat fragen
Und die Heimat doch nicht fanden:
Einst wird sie von euch gefunden,
Blicket nach des Himmels Höhen!
Selig mit den Todesstunden
Die, so hier mit Tränen säen."

Die Dichtung umfaßt sieben Strophen, jede Strophe schließt mit einer Zeile des Psalms in der dichterischen Form der „Glosse".

Beides, Dichtung und Vertonung, hält sich von jedem übertriebenen Pathos fern, ist in jeder Zeile und in jeder Note schlicht, aber wahr empfunden und mit dem reifen künstlerischen Bewußtsein geschaffen, das mit den einfachsten Mitteln tiefste Verinnerlichung erreicht. Vater und Sohn haben hier in kongenialer Zusammenarbeit ein Werk geschaffen, von dem man auf das tiefste bedauern muß, daß es gänzlich der Vergessenheit anheimgefallen ist.

Die Texte zu den übrigen Kompositionen des dritten Heftes lieferten J. H. von Aschen (Konfirmationskantate), von Cölln (Konfirmationskantate, Preis- und Dankgesänge für die hohen Festtage) und Falkmann (Kantate). — Der letztere wird der damalige Direktor des Detmolder Gymnasiums, Christian Friedrich Falkmann, gewesen sein, der sich auch gelegentlich als Lyriker betätigt hat. Von ihm sind im Jahre 1816 „Poetische Versuche" erschienen. —

In Anton Heinrich Pustkuchens Leben trat um diese Zeit eine bedeutsame Veränderung ein. Ein Aufsatz in der „Allgemeinen musikalischen Zeitung" vom Jahre 1836 über das Wachstum des Musikwesens in Lippe, dessen Verfasser Fink Pustkuchen noch gekannt haben muß, berichtet von ihm, daß er „ein vielfach geschickter Mann, braver Orgelspieler und wackerer Komponist" gewesen sei: „allein, er war müde". Diese Worte erschüttern in ihrer frostigen Nüchternheit.

Er war müde: man braucht nicht zu fragen wovon. In dem benachbarten Horn hatte sich zwar, wohl auf sein Wirken hin, eine Singschule gebildet. Im übrigen aber wird alles nicht viel gefruchtet haben. Die gesunden lippischen Bauernkehlen schrien in der Kirche genau so wie zuvor.

Im Jahre 1818 wurde ihm der Musikunterricht am Seminar genommen und eine jüngere Kraft an seine Stelle gesetzt. Er durfte noch die freudige Genugtuung erleben, daß der philosophische König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen seinen Sohn zu fördern suchte. Friedrich Wilhelm Pustkuchen hatte sich in seiner ersten Pfarrstelle nicht halten können. Eine Zeitlang lebte er als Redakteur und Herausgeber der pädagogischen Zeitschrift „Levana" in ziemlich beschränkten Verhältnissen in Herford. Jetzt wurde er auf persönliche Verwendung Friedrich Wilhelms IV. als Pfarrer nach Wiebelskirchen bei Trier berufen.

Bald darauf wurde der alte Kantor auf ein langes Schmerzenslager niedergeworfen. Er starb, 70 Jahre alt, am 14. Juni 1830. Sein Tod wurde in Detmold und darüber hinaus schmerzlich empfunden. Die Beisetzung seiner sterblichen Hülle fand unter großer Beteiligung statt. Die Witwe dankte in einer öffentlichen Anzeige und fand „darin den hohen Trost, daß das edle, anspruchslos thätige Leben und Wirken des Verklärten nicht ohne Anerkennung geblieben sey".

Johann Ludwig Ewald (1748 – 1822)

Generalsuperintendent zu Detmold

Johann Ludwig Ewald wurde am 16. September 1748 in Dreieichenhain als Sohn des letzten Isenburgischen Amtskellers Georg Ernst Ewald geboren. Der letztere, „ein treuer und redlicher Diener Gottes und seines Fürsten", wie er im Sterbeprotokoll genannt wird, starb 1772, wonach die Amtskellerei nach Offenbach verlegt wurde. Ludwig Ewalds Mutter war Charlotte, die Tochter des Birsteiner Regierungsrats Vigelius. Nach Beendigung seiner theologischen Studien in Marburg und Göttingen war er zunächst Hauslehrer in Kassel, dann Hofmeister (Erzieher) der jungen Prinzen von Hessen-Philippsthal, ferner Pastor zu Götzenhain, 2. Prediger an der reformierten Kirche zu Offenbach, dann von 1781—1796 Generalsuperintendent in Detmold, ferner bis 1804 Prediger an der Stephanskirche zu Bremen. Am 6. Mai 1805 wurde er als ordentlicher Professor der protestantischen Moral- und Pastoraltheologie an die Universität Heidelberg berufen mit Sitz und Stimme auf der theologischen Bank des reformierten Kirchenrates und einem Jahresgehalt von 1535 Gulden. Am 23. Oktober 1807 wurde Ewald sodann Mitglied des Oberkirchenrats in Karlsruhe mit einer Geldbesoldung von 1600 Gulden. Dort starb er im 74. Lebensjahre am 19. März 1822.

Er war ein talentvoller Mann von vielseitiger Bildung, ein eifriger Verfechter der Ideen Pestalozzis und als Schriftsteller äußerst fruchtbar. Freilich wird behauptet, daß „er mehr in die Breite als in die Tiefe geht und mehr in die Weite der Natur als in die Höhe der göttlichen Wahrheiten. Seine Schriften zeigen eine empfindsame Art und einen großen Wortreichtum. Die Sprache ist populär, nicht ohne eine gewisse Frische, aber nachlässig und weder kräftig noch durchgegliedert" (Hermann Beck).

Von seinen wohl hundertbändigen Werken seien einige Titel genannt:

1. „Der Blick Jesu auf Natur und Menschheit oder Betrachtungen über die Gleichnisse des Herrn für Christusverehrer."
2. „Lazarus, für gebildete Christusverehrer, besonders für Leidende."
3. „Christliches Hand- und Hausbuch oder Betrachtungen auf alle Tage des Jahres."
4. „Erbauungsbuch für Frauenzimmer aller Konfessionen."
5. „Der Christ bei den großen Weltveränderungen."
6. „Lesebuch für Landschulen, 1778." (Es war in Lippe bis 1837 in Gebrauch, wo es durch das Biblische Lesebuch von Kohlrausch ersetzt wurde.)
7. „Über Revolutionen, ihre Quellen und Mittel dagegen, 1792."
8. „Was soll der Adel jetzt tun?"

Im 17. Buche der „Dichtung und Wahrheit" schreibt Goethe: „Unter den Personen, welche damals den Kreis (gemeint ist ein Freundeskreis in Offenbach) zu füllen und zu beleben sich höchst tätig erwiesen, ist der Pfarrer Ewald zu nennen, der geistreich heiter in Gesellschaft, die Studien seiner Pflichten, seines Standes im stillen für sich durchzuführen wußte, wie er denn auch in der Folge innerhalb des theologischen Feldes sich ehrenvoll bekannt gemacht." Zur Vermählung Ewalds in Offenbach am 10. September 1775 dichtete Goethe das sogenannte Bundeslied „In allen guten Stunden", das schon 1776 in Wielands Merkur veröffentlicht wurde. Im Buch 17 bezieht Goethe das Gedicht mit leichtem Erinnerungsfehler auf den Geburtstag Ewalds. In einem anderen Zusammenhange wird Ewald noch einmal in Dichtung und Wahrheit erwähnt, und zwar bei der Schilderung des Geburtstages von Lili Schönemann, der am 23. Juni 1775 in Offenbach gefeiert wurde, und zwar zunächst ohne das Geburtstagskind, das erst am Abend erscheinen konnte. Goethe, zunächst betrübt über ihre Abwesenheit, schrieb in einer Nacht „Ein jammervolles Familienstück" mit dem Titel „Sie kommt nicht", das dann am Geburtstag selbst aufgeführt wurde. „Pfarrer Ewald und seine Gattin traten gleichfalls charakteristisch ein, mit Verdruß und Verstand, mit unwilligem Entbehren und gemäßigtem Zurechtlegen." Das Stück ist uns nicht erhalten. Schon am 7. November 1775 traf Goethe in

Weimar ein, und damit war der Freundeskreis in Offenbach erledigt.

Unter dem Titel „Urania" veröffentlichte Ewald von 1793—1795 eine Zeitschrift „für Kopf und Herz". In seinen Xenien nennt Goethe ein Gedicht Urania, aus dem hervorgeht, daß er sich mit Ewald überworfen hatte. Es lautet: „Urania" — deinen heiligen Namen kann nichts entehren, und wenn ihn auf sein Sudelgefäß Ewald, der Frömmelnde, schreibt." Genug davon! Uns geht vor allem die Tätigkeit Ewalds als lippischer Generalsuperintendent an. Er fand als solcher ein dankbares Arbeitsfeld vor. Sein Bestreben ging dahin, den alten Wein in neue Schläuche zu füllen. Die Opfer an den Festtagen wollte er abschaffen, das sogenannte Witwen-Gnadenjahr beseitigen, vor allem auch eine neue Lippische Kirchenordnung abfassen. Bei der Besetzung der Pfarrstellen vertrat er den Standpunkt, es sei am besten, den Wünschen einer Gemeinde entgegenzukommen und ihr einen Seelsorger zu geben, „zu dem sie schon Liebe und Vertrauen habe".

Ihm war damals noch fast das gesamte lippische Schulwesen unterstellt. Wie hat er auf diesem Gebiete seinen beiden Nachfolgern von Cölln und Weerth tatkräftig vorgearbeitet! Der letztere schreibt in seinem Buche über die Elementarschulen im Fürstentum Lippe: „Ein talentvoller Chef an der Spitze der Geistlichkeit, der jetzige Kirchenrat Ewald, nahm sich mit warmem Eifer des Schulwesens an und wurde von der Regierung und der Rentkammer kräftig unterstützt." Freilich war die Gründung eines Seminars schon vor seiner Berufung nach Lippe beschlossene Sache, aber es auszubauen und am 30. November 1781 einzuweihen, war seine nächste Aufgabe. Leider nahm er 1796 schon Abschied von Detmold. Die nächste Veranlassung zu diesem Schritte war die Veröffentlichung der beiden Schriften: „Über Revolutionen, ihre Quellen und die Mittel dagegen" und dann: „Was soll der Adel jetzt tun?" Beide Bücher riefen in Lippe besonders bei dem Adel eine starke Mißbilligung hervor. Seine Stellung war erschüttert, sein Amt wurde ihm verleidet. Wie die jungen Lehrer ihn einschätzten und liebten, zeigt uns ein Grotegut in einem elegischen Gedicht (s. Blätter der lippischen Heimatkunde 1900, S. 88). In demselben Jahre seines Abschieds 1796 verlieh ihm die Universität Marburg den Ehrentitel eines Dr. theol.

Seine jüngste Tochter, Lieschen Ewald, heiratete den Pastor J. F. L. Dreves in Detmold, dessen Nachkommen in weiblicher Linie heute noch in Lippe bekannt sind (s. auch Beiträge zur Lipp. Geschichte und Landeskunde, Bd. V).

Jakob Ludwig Passavant (1751–1827)

Pastor zu Detmold und Superintendent zu Brake

Passavant war Frankfurter. Im Jahre 1751 geboren, gehörte er zu den Jugendfreunden Goethes. Am 1. Januar 1827 starb er in seiner Vaterstadt. Nach beendeten Studien wurde er 1777 reformierter Pfarrer in Münden (Hannover), von wo er 1787 nach Detmold berufen wurde. Dank der Fürsprache seines Landsmannes, des lippischen Generalsuperintendenten Ewald, wurde er 1795 Superintendent der Klasse Brake. Diese Ernennung stand formell im Widerspruch zu einer wenige Jahre zuvor (1772) erlassenen Verordnung, wonach ein Superintendent stets aus den Pastoren der betreffenden Klasse ernannt werden mußte. Angeblich war jedoch damals unter den Pfarrern der Klasse Brake keine geeignete Persönlichkeit vorhanden! Passavant bekleidete dieses Amt vom Mai bis Oktober 1795. Dann wurde er als Nachfolger Kraffts Seelsorger an der reformierten Gemeinde seiner Heimat in Frankfurt a. M., wo er in reichem Segen bis an sein Lebensende gewirkt hat.

In Dichtung und Wahrheit gewährt uns Goethe am Schluß des 17. Buches einen Blick in die Konfessionsverhältnisse Frankfurts im 18. Jahrhundert mit folgenden Worten: „Die lutherische Konfession führt das Regiment... Die sogenannten Reformierten bildeten, wie auch an anderen Orten die Refügiés, eine ausgezeichnete Klasse, und selbst wenn sie zu ihrem Gottesdienst in Bockenheim Sonntags in schönen Equipagen hinausfuhren, war es immer eine Art von Triumph über die Bürgerabteilung, welche berechtigt war, bei gutem wie bei schlechtem Wetter in die Kirche zu Fuß zu gehen. — Die Katholiken bemerkte man kaum; aber auch sie waren die Vorteile gewahr geworden, welche die beiden anderen Konfessionen sich zugeeignet hatten." Passavant war offenbar von Haus aus ein Refügié, d. h. ein Abkömmling jener protestantischen Flüchtlinge, die 1685 nach Aufhebung des Edikts von Nantes Frankreich fluchtartig verlassen hatten, er teilte somit das Los mehrerer lippischer Pfarrerfamilien, wie z. B. Jenin, die heute noch in der Familie Thorbecke, Busse-Wistinghausen, ferner in Berlin und Waldeck weiterlebt (s. Reformiertes Sonntagsblatt Nr. 48 vom 25. 11. 1934), und der Familie Credé, zu der unser unvergeßlicher Generalsuperintendent in Detmold gehörte. Daß auch namhafte Familien anderer Berufe in Lippe zu den Refügiés gehören, ist bekannt. Goethe hat seinem Jugendfreund und Landsmann in seinem Werke „Dichtung und Wahrheit" ein ehrendes Denkmal errichtet mit den Worten: „Ein besonderes, zwar nicht unerwartetes, aber höchst erwünschtes Vergnügen empfing mich in Zürich, als ich meinen jungen Freund Passavant daselbst antraf. Sohn eines angesehenen reformierten Hauses meiner Vaterstadt, lebte er in der Schweiz, an der Quelle derjenigen Lehre, die er dereinst als Prediger verkünden sollte. Nicht von großer, aber gewandter Gestalt, versprach sein Gesicht und sein ganzes Wesen eine anmutige, rasche Entschlossenheit. Schwarzes Haar und Bart, lebhafte Augen. Im ganzen eine teilnehmende, mäßige Geschäftigkeit. Kaum hatten wir, uns umarmend, die ersten Grüße gewechselt, als er mir gleich den Vorschlag tat, die kleinen Kantone zu besuchen, die er schon mit großem Entzücken durchwandert habe, und mit deren Anblick er mich nun ergötzen und entzücken wolle." Noch einmal gedenkt Goethe seines Landsmannes, wenn er im 20. Buche seines genannten Werkes schreibt: „Der letzte Tag war verstrichen, den anderen Morgen sollte ich abreisen, und nun drängte es mich unendlich, meinen Freund Passavant, der eben aus der Schweiz zurückgekehrt war, noch einmal zu sehen, weil er wirklich Ursache gehabt hätte, zu zürnen, wenn ich unser inniges Vertrauen durch völlige Geheimhaltung verletzt hätte. Ich beschied ihn daher durch einen Unbekannten nachts an einen gewissen Platz, wo ich, in meinen Mantel gehüllt, eher eintraf als er, der auch nicht ausblieb und, wenn er schon verwundert über die Bestellung gewesen war, sich noch mehr über den verwunderte, den er am Platze fand. Die Freude war dem Erstaunen gleich, an Beredung und Beratung war nicht zu denken; er wünschte mir Glück zur italienischen Reise, wir schieden, und den andern Tag sah ich

mich schon bei guter Zeit an der Bergstraße. Daß ich mich nach Heidelberg begab, dazu hatte ich mehrere Ursachen."

In seiner Selbstbiographie am Jahre 1869 gedenkt Pastor Friedrich Wilhelm Krummacher, seit 1853 Hofprediger in Potsdam, † 1868, in ehrender Weise des Pastors Passavant, wenn er schreibt: „Niemand, der nur seine liebliche und herzandringende Stimme vernommen, verließ unerquickt und ungetröstet das Gotteshaus; und einer allgemeineren und aufrichtigeren Verehrung hatte keiner der Frankfurter Geistlichen sich zu erfreuen als dieser Johannes, wie man ihn schon um des beständigen Refrains seiner Predigten: „Kindlein, liebet euch untereinander!" willen zu nennen pflegte. Sein 70. Geburtstag wurde fast von der ganzen Stadt gefeiert." —

Passavant war später auch mit Lavater befreundet. Sein Neffe Johann Karl Passavant, geboren 1790 zu Frankfurt, gestorben 1857, war „ein edler, frommer Mann und geschätzter Arzt".

Uebrigens lebte um 1704 auch in Schötmar ein Passavant, „der seines Handwerks wegen Becker genannt worden ist".

Johann Friedrich Wilhelm Pustkuchen (1793–1834)

Pastor und Schriftsteller

Am 4. Februar 1793 wurde Johann Friedrich Wilhelm Pustkuchen als Sohn des Kantors und Seminarlehrers Anton Heinrich Pustkuchen (Seite 128 ff.) geboren. Er war mithin ein Sproß jener alten Familie, die schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts (1411) als in Blomberg ansässig genannt wird und die ursprünglich in Holland ihren Stammsitz gehabt haben soll. Nach einer mündlichen Tradition gehörte zu ihr jene sagenhafte „Alheyd" in Blomberg, die sich durch geweihte Hostien ein Mittel zur Bereicherung verschaffen wollte und dann für ihre Freveltat 1460 den Scheiterhaufen besteigen mußte. Anton Heinrich Pustkuchen ist, wie schon in seinem Lebensbild erwähnt, als Komponist geistlicher Musik rühmlichst im Lipperlande bekannt geworden. Von ihm wurde ein Lipp. Choralbuch verfaßt und einige Gesänge vertont. Die Melodie zu dem Liede: „Er lebt, er lebt ..." rauscht jedes Jahr zu Ostern wie ein Triumphgesang durch die reformierten Kirchen unseres Landes! Sein Sohn, Johann Friedrich Wilhelm, besuchte als junger Theologiestudent die Universität Göttingen, am 12. Mai 1817 erwarb er in Halle die Würde eines Dr. phil. mit einer Dissertation: „De historiae initiis". Er wurde zunächst Hauslehrer in Pempelfort bis Ende 1815. Nach kurzem Aufenthalt in Elberfeld begab er sich 1816 als Hauslehrer nach Leipzig zu dem Buchhändler Härtel, 1818 wurde er unter die lippischen Kandidaten aufgenommen, 1819 wurde er Pfarrgehilfe in Hamminkeln bei Wesel, 1820 Pfarrer in Lieme, 1827 verzichtete er auf dieses Amt, zog als Privatmann nach Herford, wo er sich durch schriftstellerische Arbeiten seinen Lebensunterhalt verdiente. 1831 erhielt er durch die Gunst des damaligen preußischen Kronprinzen, nachmaligen König Friedrich IV. von Preußen, die Pfarre zu Wiebelskirchen im Saargebiet, wo er am 2. Januar 1834 im 42. Lebensjahre starb, „schwer geprüft durch vielfache Leiden". Verheiratet war er seit dem 19. März 1820 mit Sophie van den Bruck, die am 26. April 1799 zu Wesel geboren und am 11. Dezember 1872 gestorben ist. An seiner Bahre standen sieben unmündige und unversorgte Kinder mit ihrer Mutter! In Wiebelskirchen übte er neben seiner Seelsorge eine ziemlich umfangreiche ärztliche Praxis aus. Als Schriftsteller hat er sich einen gewissen Namen gemacht. Die von ihm verfaßten Werke sind meist pädagogischen und biblisch-kritischen Inhalts, seine besondere Stärke lag wohl auf dem Gebiet der Fabeln und Romane. Am 8. November 1825 verbot ihm die lippische Regierung, sich des Beinamens „Glanzow" auf seinen Schriften zu bedienen. Von seinen zahlreichen und vielseitigen Werken seien hier genannt:

1. „Die Erlösung der Sünder durch die Leiden und den Tod unseres Herrn Jesu Christi"; erschienen 1820.

2. „Über die Grundzüge des Christentums", erschien 1825 als eine Art Katechismus, den er als solchen auch im Konfirmandenunterricht zugrunde legte, was ihm bald vom Konsistorium verboten wurde. Es ist eine bemerkenswerte Tatsache, daß der in der Kirchenordnung von 1684 vorgeschriebene Heidelberger Katechismus von vielen lippischen Pastoren damals und in der Folgezeit nicht im Gebrauch war, daß viele vielmehr nach Religionsd i k t a t e n unterrichteten. Diese Praxis hatte sich im Laufe des 18. Jahrhunderts mehr und mehr eingebürgert. Dagegen machten dann später einige Pastoren und Laien in der Erweckungszeit Front. Das Konsistorium untersagte ihm schon 1825 den Gebrauch seiner Grundzüge, der Pastor Melm in Lage kritisierte den biblisch-dogmatischen Inhalt so schonungslos, daß eine Polemik folgte, an die sich bald ein Injurienprozeß schloß. Dieser nahm für Pustkuchen kein günstiges Ende. Seine Freunde rieten zu einer Berufung und erboten sich, die Kosten zu tragen, allein Pustkuchen lehnte einen weiteren Waffengang mit Melm ab.

3. „Die Wiederherstellung des echten Protestantismus oder über die Union, die Agende und die bischöfliche Kirchenverfassung", erschien 1827. In dieser Schrift erkennt man den Glaubensstandpunkt Pustkuchens und seine Stellung zu den damals aktuellen kirchenpolitischen Problemen, die sich vielfach mit den Bestrebungen u n s e r e r Zeit kreuzen.

4. „Kurzgefaßte Geschichte der Pädagogik", erschien 1830. Mit dieser Schrift gab er als erster eine zusammenhängende Geschichte der Pädagogik heraus (s. Lipp. Kalender 1934).

Berühmt wurde Pustkuchen jedoch durch „Wilhelm Meisters Wanderjahre", die 1821 bei dem Buchhändler Basse in Quedlinburg erschienen. Dieses fünfteilige Werk hat damals viel Staub aufgewirbelt. Warum? Im Jahre 1796 waren von Goethe erschienen „Wilhelm Meisters Lehrjahre", jetzt (1821) tauchte plötzlich in Quedlinburg ein anonymes Werk unter dem Titel auf: „Wilhelm Meisters Wanderjahre". Das Buch hatte einen sensationellen Erfolg. Viele hielten es anfangs für eine literarische Arbeit Goethes. Als dieser dann unter demselben Titel „Wilhelm Meisters Wanderjahre" eine Fortsetzung zu seinen „Wilhelm Meisters Lehrjahre", herausgab, kam die Wahrheit ans Licht, und bald war Pustkuchen als Verfasser der „falschen" Wanderjahre ermittelt. (Übrigens ist Pustkuchen nicht der Verfasser der später erschienenen „Wilhelm Meisters Meisterjahre.) Heinrich von Treitsche urteilt in seiner deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert 1885, Bd. III, S. 685: „Zum erstenmal rief eine Dichtung Goethes allgemeine Enttäuschung hervor, und nun kamen gute Tage für alle die kleinen Leute, die dem Dichter seine Größe nicht verzeihen konnten. Während der letzten Jahre, so lange die Nation noch unter dem frischen Eindruck von „Dichtung und Wahrheit" stand, hatten sich die Neider selten herausgewagt. Jetzt fanden die falschen Wanderjahre, welche der westfälische (!) Pfarrer Pustkuchen gleichzeitig mit dem Anfang der echten (1821) in der berüchtigten Bassesschen Buchhandlung zu Quedlinburg erscheinen ließ, starken Absatz und selbst in geachteten Zeitschriften ernsthafte Besprechung. Das boshafte Machwerk ahmte den umständlichen Stil des alten Herrn nicht ohne Geschick nach und bekämpfte seine Unsittlichkeit mit den Gemeinplätzen der platten Moral." Ähnliche Urteile gaben ab: Platen, Arnim, Tiek, Varnhagen, Grillparzer, Immermann usw.

Mit Hohn und Spott überschüttete den Pustkuchen ein Gedicht von einem unbekannten Verfasser aus dem Jahre 1827, das im August 1832 von Gustav Engel ans Licht gezogen worden ist. Es lautet:

„Aber zuletzt, da trippelt, in Züchtigkeit hangend die Köpfe,
Ein Herrnhutisches Paar, Harlekin hinter ihm drein!
Falscher Wilhelm, du bist's, mit deiner pruden Mathilde,
Kehrend von Lieme, wo dich eben der Pastor getraut.

Ach, und während die hohen, des Genius würdigen Kinder
Durch den Olymp hinziehn, sinkt das Paar in den Schlamm.

Wie ein wandernder Handwerksgesell, durch Betteln und Fechten,
Hast du in Schmach durch die Welt, kläglicher Tropf, dich geschleppt.

Dachtest du, Achilleus Helm und der mächtige Schild, und die Lanze
Seyen der Mißgestalt eines Thersites gerecht?

Gleich wie ein Irrlichtlein aus dem Sumpfe kommt und verschwindet,
Kam dein hektisch Produkt, puhstender Meister, und schwand."

Wie verhielt sich nun der Dichter Goethe in diesem sensationellen Streit? Als er von dem Erscheinen der falschen Wanderjahre Kenntnis erhielt, meinte er mit bitterer Ironie:

„Was will von Quedlinburg heraus
Ein falscher Wanderer traben!
Hat doch der Walfisch seine Laus,
Muß ich auch meine haben."

Nach und nach scheint die tief gekränkte Eitelkeit des alternden Dichters sich zur regelrechten Wut gesteigert zu haben. Jedenfalls zeigt in dem folgenden Gedicht der Dichter Goethe sich von einer wenig edlen Seite:

Pusten, grobes deutsches Wort,
Niemand, wohl erzogen,
Wird am reinanständigen Ort
Solchem Wort gewogen.

Pusterich, ein Götzenbild,
Gräßlich anzuschauen,
Pustet über klar Gefild,
Wust, Gestank und Grauen.

Will der Pusterich nun gar
Pfaffenkuchen pusten,
Teufelsküchenjüngerschar
Wird den Teich behusten.

Genug damit!

Ein Charakterbild Pustkuchens ist wiederholt und verschiedenartig gezeichnet worden, manchmal auf Kosten der geschichtlichen Objektivität. In seiner „Geschichte der Lippischen Pfarren etc." klagt Pastor August Dreves ihn S. 399 „des Vergehens gegen die Sittlichkeit" an, während Professor Dr. Ludwig Geiger in der Einleitung seiner Neuausgabe von Pustkuchens „Wilhelm Meisters Wanderjahren" (Berlin 1913) ihn in einem günstigeren Lichte zeigt. Wer hat recht? Pustkuchen war ohne Zweifel ein begabter Mann, der mit warmer Liebe auch an seiner Gemeinde Lieme hing. Weshalb hat er diese verlassen? Fühlte er sich betreffs des in Aussicht gestellten Stelleneinkommens in Lieme getäuscht? Fand er bei seinem Konfirmandenunterricht bei seiner Behörde und Gemeinde kein Verständnis und Entgegenkommen? Im Jahre 1830 bewarb er sich um eine Pfarrstelle im Regierungsbezirk Magdeburg. Ein Herr von Bismarck fragte daher als Magdeburger Beamter in Detmold an wegen seines Leumundes. Liegt die Antwort noch im dortigen Archiv? Wer in Detmold mit Erfolg nach amtlichen Zeugnissen sucht, muß schließlich zu der Erkenntnis gelangen:

„Mein bester Sohn! Es ist nicht immer möglich,
Im Leben sich so kinderrein zu halten,
Wie's uns die Stimme lehrt im Innersten."
(Wallenstein, Octavio zu Max.)

Seine Gemeinde in Wiebelskirchen bewahrt ihm bis heute ein freundliches Gedächtnis.

Seine Nachkommenschaft ist im Mannesstamm erloschen, im weiblichen Stamme ist sie noch erhalten.

Simon Ernst Moritz Krücke (1759 – 1834)

Der erste Direktor des Landeslehrerseminars

Es ist eine Pflicht der Dankbarkeit, Männern und Frauen, die sich um Volk und Heimat Verdienste erwarben, ein treues Gedenken zu bewahren. Es ist eine Pflicht der Dankbarkeit, ihr Andenken zu erneuern, so oft sich ein Anlaß dazu bietet!

Am 30. April 1759 wurde in Detmold ein Mann geboren, der für unser Land Hervorragendes geleistet hat. Simon Ernst Moritz Krücke war jener Edle, der, beseelt von reiner, edler Nächstenliebe, nichts Höheres und Schöneres kannte, als die sittliche und geistige Hebung des Landvolkes.

Nach dem Besuch des Gymnasiums, damals noch Provinzialschule genannt, und nach beendiatem Universitätsstudium in Göttingen erwarb sich Krücke das Recht zu predigen und die Bestätigung der Fähigkeit, an dem zu errichtenden Seminar als Lehrer angestellt zu werden. Dies war am 26. November 1781, wenige Tage vor der Eröffnung und Einweihung des Seminars durch Simon August, dem Vater des Vaterlandes. Es war zwar nur eine kleine Anstalt, aber ihre Gründung war doch eine Leistung, die auch heute noch unsere volle Beachtung und Anerkennung verdient, um so mehr, als sie ganz von einheimischen Kräften, nach eigenen Plänen und fast ohne Vorbild geschaffen wurde. Diese neue Anstalt war untergebracht in einem Erweiterungsbau des Waisenhauses an der Detmolder Bruchstraße, neben dem Burggraben und wurde von dem trefflichen Landesherrn allein unterhalten, nachdem die Landstände jeglichen Beitrag abgelehnt hatten. Bis zum Herbst 1801, also 20 Jahre lang, hat Krücke hier mit treuem Eifer und großer Geschicklichkeit gewirkt. Höchst erfreuliche Anerkennungen durch den Landesherrn sowie die Verleihung des Titels „Inspektor", der ihn im Rang und Gehalt dem Direktor der Provinzialschule gleichstellte, bewiesen, daß in der jungen Anstalt etwas Tüchtiges geleistet wurde.

Die umfangreichen Verwaltungsgeschäfte, die er als Leiter einer vielköpfigen Anstalt zu besorgen hatte, und nicht zuletzt der Unterricht, der dem Inspektor Krücke in dem ersten Jahrzehnt fast ganz allein oblag, schloß eine Fülle von Arbeit in sich, die seine ganze Kraft völlig in Anspruch nahm.

Dennoch blieb ihm Zeit übrig, noch auf einem andern Gebiet tätig zu sein, das ganz abseits von seinem Berufe lag: auf dem der Haus- und Landwirtschaft. Auch hier sollte er dem Wohle seiner Mitmenschen dienen. Seine vorgesetzte Behörde wünschte nämlich „in dem lippischen Kalender gemeinverständliche Aufsätze zur Bekämpfung schädlicher Volksurteile" zu veröffentlichen, und wandte sich an Krücke mit dem Gesuch, solche zu veröffentlichen, „weil man ihm dazu besondere Fähigkeiten zutraute, und da man seinen Eifer dafür kennt und nicht zweifelte, daß er gern bereit sei, dem Volk zu dienen". Im Herbst 1801 hatte Inspektor Krücke die Freude, mit seinem Seminar aus den engen Verhältnissen des Waisenhauses am Bruchtor in die Pflegeanstalt an der Schülerstraße (zwischen Adolfstraße und Stockfieker) überzusiedeln.

Es war um die gleiche Zeit, als die Fürstin Pauline die Regierung des Landes übernahm und der Anstalt das Glück zuteil wurde, sich zwei Jahrzehnte hindurch ihrer treuesten Fürsorge zu erfreuen.

Immer noch hatte der Inspektor Krücke als Leiter und erster Lehrer die Hauptlast allein zu tragen. Erst im Jahre 1808, also nach 27 Jahren, erfolgte eine Entlastung seiner Person durch die Anstellung eines zweiten Lehrers.

Insgesamt hat er mehr als 50 Jahre als Seminarinspektor in großem Segen gewirkt.

Am 30. November 1831 hatte er die große Freude, in Rüstigkeit und jugendlicher Frische sein 50jähriges Dienstjubiläum feiern zu können.

Im Rahmen dieser Zeilen mögen nach dem Bericht über diese Feier in den Lippischen Intelligenzblättern von 1831 einige Nachrichten darüber folgen:

„Am 30. Nov. d. J. wurde das Amtsjubiläum des um das Seminar sehr verdienten Inspektors Krücke feierlich begangen. Schon der Umstand, daß heute vor 50 Jahren ein Institut ins Leben trat, durch welches die Volksbildung unseres Landes so bedeutend gefördert wurde, ließ eine vielseitige Teilnahme erwarten. Daß aber der-

selbe Lehrer, welcher schon damals bei demselben angestellt, nach dem frühen Abgang des ersten Direktors die Leitung des Ganzen übernahm, seinem segensreichen Amte nach einem halben Jahrhundert noch immer mit Heiterkeit und Kraft vorsteht, darf zu den seltensten Ereignissen gerechnet werden.

Um 9 Uhr beglückwünschte das Konsistorium den Jubilar und händigte ihm ein Schreiben aus, in welchem der Fürst die treuen Dienste desselben durch Verleihung des Titels eines Schulrates krönte. Dann statteten die Lehrer des Gymnasiums, das Offizierkorps, die Geistlichkeit und der Magistrat ihren Glückwunsch ab. Die Seminaristen überreichten ein Glückwunschgedicht, und die theologische Fakultät der Universität Göttingen ehrte den Jubilar durch die Ernennung zum Ehrendoktor.

Sämtliche Lehrer des Landes hatten sich, durchdrungen von Liebe zu ihrem alten Lehrer, eingefunden und ersuchten ihn, gegen Mittag auf dem Auditorium des Gymnasiums zu erscheinen, wo dann der eigentliche Festakt stattfand. Hierauf speiste der Jubilar auf dem Schlosse an der Fürstlichen Tafel

Ein Tag, der lautersten Freude und Liebe gewidmet, durch nichts getrübt, ein Jubeltag, der allen Teilnehmern unvergeßlich sein wird, fand seinen Abschluß in den illuminierten Räumen des Seminars, wo der Jubelgreis in der Mitte seiner ehemaligen Schüler den Abend verbrachte."

Nach seinem Jubiläum ist es dem Schulrat Dr. Krücke nach zwei Jahre vergönnt gewesen, seinem Amte in gewohnter Weise vorzustehen und sich der Liebe seiner Nächsten zu erfreuen. Am 24. Februar 1834 starb er im Alter von 75 Jahren nach dem Wortlaut der Todesanzeige „ganz unerwartet, aber eines sanften Todes, nachdem er noch einige Augenblicke vorher im Kreise der Seinigen sehr heiter gewesen".

Auf dem alten Kirchhof an der Weinbergstraße schlummert der treue Lehrer, mit dessen Wirken das lippische Schulwesen zu seiner Zeit in ganz Deutschland vorbildlich geworden ist. Ein schlichtes hohes Eisenkreuz, etwa in der Mitte zwischen Grabbes Ruhestätte und dem Grabe der Gemahlin Simon August's, bezeichnet die gemeinsame Gruft Dr. Krückes und seiner Gattin. Es möge uns oft erinnern „an den treuen und geschickten Lehrer, den ernsten und gewissenhaften Erzieher und an den wohlwollenden und fürsorglichen Freund seiner Schüler!" —

Ernst von Valentini (1759–1835)

Ein Maler

In dem römischen Atelier der Landschaftsmalerin Marianne Kraus, die als Gesellschafterin mit den Erbachschen Herrschaften zu Beginn des Jahres 1791 nach Italien gekommen war, ging es an manchen Abenden lebhaft genug zu. Der Fasching steckte allen in den Gliedern, jeder wollte den römischen Karneval erleben, wie ihn Goethe beschrieben hatte. Rom wimmelte damals von Malern, die Kraus meinte, es gäbe ihrer so viele als Juden und schätzte sie auf 10 000. Einer der ausgelassensten ihrer Freunde war ein Maler Ernst Valentini. Eigentlich war er von Adel, hatte ihn aber um des mangelnden Mammons willen abgelegt. Mit Vorliebe ließ er sich Sor Ernesto rufen, behauptete auch, daß seine Familie aus Italien stammte: ein Kardinal Valentini hätte zur Zeit der Reformation aus Italien nach Deutschland flüchten müssen, da er sich zu Luther bekannte. Valentini steckte voller Idealismus, war auch musikalisch und sang mit der Kraus Duette. Meist schwatzte er bei ihrem Zusammensein das Blaue vom Himmel herunter und hatte immer Flausen im Kopf, bis die Kraus sich gegen sein „ungesalzenes Gewäsch" die Ohren zuhalten mußte. Wenn alle jungen Künstler, mit denen er trank, unter dem Tisch lagen, er blieb nüchtern und trug sie alle nach Haus.

Aber Sor Ernesto war ewig klamm bei Geld und kam deshalb auch in seiner Kunst nicht recht voran. Die Kraus wünschte ihm 20 000 Gulden geben zu können, wenn sie selbst sie nur übrig gehabt hätte. Er war in jenem Frühjahr doch schon 32 Jahre alt, am 23. März 1759 in Westerburg geboren, wo sein Vater Regierungsrat war. Im Hochsommer 1761 bekam der Vater die gleiche Stellung in Detmold. Schon als Kind fiel unser Ernst auf. Alle kleinen Kupfer und Vignetten, die ihm in die Hände fielen, zeichnet er ohne jede Anweisung nach, er entwirft selbst Silhouetten aus freier Hand mit bemerkenswerter Ähnlichkeit und schneidet sie aus. Es verdrießt ihn gewaltig, daß man ihn nicht als Wunderkind bestaunt. Doch sein Vater hat kein Verständnis, auch kein Geld für seine brotlosen Künste. Angeblich sind neben ihm noch siebzehn Kinder zu ernähren und zu erziehen. Wie andere Jungens in seiner Lage muß er ein Handwerk erlernen. Mit 15 Jahren nahm ihn die Meyersche Buchdruckerei in Lemgo als Lehrling an. Vorübergehend war er in Münster und kam 1780 zu Eßlinger nach Frankfurt a. M. Hier sah er zum ersten Male eine Gemäldegalerie mit Werken vorzüglicher Meister. Wie im Rausch steht er vor ihnen. In den wenigen Feierstunden, die ihm sein Geschäft frei gab, beginnt er eifrig nach Kupferstichen zu zeichnen. Wieder ohne Lehrmeister, planlos und ohne System. Trotzdem wagt er es, als sein Chef den Auftrag hatte, ein Bild des damals in Frankfurt lebenden Schriftstellers Baron von Pfeiffer als Titelkopf für einen Band der Krünitzschen „ökonomisch-technologischen Encyklopädie" stechen zu lassen, das Porträt dieses Mannes nach der Natur zu zeichnen, wie man hinterher fand, so sprechend ähnlich, daß man es tatsächlich als Vorlage verwertete. Sein erstes Bild!

Jetzt wird man auf den jungen Menschen aufmerksam. Seine Freunde bestürmen ihn, den Buchhandel aufzugeben und sich ganz der Malerei zu widmen. Man soll ihm das nicht sagen! Ohne Geld? Und ohne Unterstützung? 1782 ging er nach Genf zum Buchhändler Bardin. Immer verführerischer lockt das Land seiner Sehnsucht — Italien. Noch ringt er anderthalb Jahre, dann wirft er alles hinter sich und kommt mit zwei Louisdor nach Chambéry, der Hauptstadt von Savoyen. Seine Geschicklichkeit, Silhouetten schnell und auffallend ähnlich zu schneiden, erregt Aufsehen, diese Art von Kunst ist noch neu und wird überraschend Mode. Schon nach wenigen Monaten hat Valentini ein beträchtliches Reisegeld beisammen und wandert über den Mont-Cenis nach Turin. König Viktor Amadeus ist von seiner Kunst entzückt, sich, seine Familie, seinen ganzen Hofstaat läßt er silhouettieren und zahlt reichlich. Mailand wird abgegrast, Parma, endlich im Frühjahr 1787 ist Valentini in Florenz. Überall an den Höfen dieser kleinen Staaten hat er Zutritt. Der Großherzog Leopold von Toskana, der spätere Kaiser, läßt

sich und seine ganze Familie porträtieren, und er hat viele Kinder.

Hier in Florenz kommt das Wunder! Um sich zu vervollkommnen, hatte Valentini in Turin, Mailand und Florenz Akademien besucht und angefangen methodisch zu lernen. Neben seinen Silhouetten malt er Porträts mit Silberstift und Karmin auf Pergament, die allgemein begehrt sind. Auch im Miniaturmalen bekommt er eine gewisse Fertigkeit. Aber alles was er schafft, dient vorwiegend dem Broterwerb. Von Hause hatte er nie einen Pfennig bekommen. Sein Vater, den man schon im Jahre 1777 wegen seines hohen Alters und seiner täglich zunehmenden Schwächlichkeit mit 300 Talern jährlicher Pension in den Ruhestand versetzt hatte, starb im August 1789. Ernst ist seit seiner Lehrlingszeit ganz auf sich angewiesen gewesen. Jetzt stellt er Zeichnungen nach Gemälden und Antiken zum Verkauf aus. Eines Tages sieht der Graf von Fries aus Wien, der sich auf der Rückreise von Rom vorübergehend in Florenz aufhält, diese Zeichnungen, kauft einige und bestellt mehr. Er will Valentinis Talent fördern und überweist ihm Monatswechsel, damit er sich in Rom auf seine Kosten ausbilden kann. Valentini hat seinen Mäzen!

Im Herbst 1789 ist er am Ziel seiner Wünsche. Ein glücklicher Mensch! Endlich kann er in Öl malen wie seine großen Kollegen, und mit ihnen in historischen Kompositionen wetteifern. Anch' io sono pittore! Raffael und Correggio werden seine Meister. Da erfährt er nach kaum einem halben Jahr, daß sein Wohltäter gestorben sei, augenblicklich versiegt die Geldquelle. Valentini ist schwer erschüttert, doch er läßt sich nicht umwerfen. Wieder geht er auf die Straße und bietet den zahllosen Fremden in Rom seine Zeichnungen zum Kauf an. In dieser Lage lernt ihn die Kraus kennen. Damals wandte sich Valentini zum ersten Male an den Regenten in Lippe und bat um eine Anstellung. Man hat für ihn keine Beschäftigung, schickt ihm aber 20 Pistolen zur weiteren Ausbildung. Noch einmal lächelt ihm das Glück. Im Jahre 1792 fordert der Akademiedirektor Heinrich Wilhelm Tischbein, der in Gemeinschaft mit dem englischen Gesandten Sir William Hamilton das große Werk über antike Vasen herausgab (4 Bände Neapel 1791—1809), ihn auf, sein Mitarbeiter zu werden. Unbedenklich siedelt Valentini nach Neapel über. Als er aber merkt, daß man ihn wegen seiner Fertigkeit, fließend französisch, italienisch und englisch zu sprechen, nur im kaufmännischen Betrieb ausnutzen will, fühlt er sich als Künstler beleidigt und kehrt nach anderthalb Jahren wieder nach Rom zurück.

Hier malt er sein erstes historisches Gemälde in Öl, „Amor und Psyche", halb in Lebensgröße. Es kam später ins Detmolder Residenzschloß. Der lippische Generalsuperintendent Ewald sah es und war begeistert. In der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Urania" (Leipzig 1795, Novemberheft S. 398 fg.) bewundert er, wie Psyche, die Amor beleidigt hatte und deswegen von ihm verlassen worden war, ihn mit einem Rest von Besorgnis ansieht, ob er auch der rechte sei und ob sie ihm ganz trauen könne. „Die Mischung von Besorgniß", so schreibt er, „Zutrauen und Liebe; von Zutrauen, das auf dem Punkt steht, alle Besorgnisse zu verbannen, von Liebe, die jene Besorgniß nährt, und sich ihr doch entgegenstämmt, die wieder von der Besorgniß genährt, deren Ausbruch aber doch von ihr zurückgehalten wird; der Blick, das Gesicht, die ganze Stellung, bei deren Anblick man immer glaubt, jetzt und jetzt werde sie an Amors Brust hinsinken; — das Alles macht die Psyche unbeschreiblich interessant." Pistolen könnte man vor ihnen abschießen, sie würden es nicht merken, so versunken, so verloren sind sie ineinander. Der lippische Kirchenfürst hielt es doch für angebracht, seine Schwärmerei gegen Kunstdilettanten und gegen schwache Brüder im Herrn mit seinem naiven Glauben vorsorglich zu verteidigen. Später malte Valentini ebenfalls in Öl und wohl als Pendant noch einen „Amor, der der Muse die Leier stimmt", das gleichfalls ins Detmolder Schloß kam[1]). Auch eine „Susanne" oder „Bathseba im Bade" wird noch erwähnt — für unseren modernen Geschmack alles Museumsstücke.

Inzwischen hatte sich Valentini abermals an den lippischen Landesherrn gewandt. Beredt entwickelte er ihm, wie nützlich und unentbehrlich für jedes Gewerbe im Staat gerade die Zeichenkunst sei. Der Handwerksmann, der Schreiner, Maurer, Zimmermann werden um vieles solider und geschmackvoller arbeiten, wenn sie zeichnen können. Er will am Detmolder Gymnasium ohne Anspruch auf ein jährliches Gehalt unterrichten, wenn man ihm nur die Rückreisegelder bewilligt. Unerträgliche Not diktierte diesen Brief. Erkun-

[1]) Beide Bilder fanden sich vor einigen Jahren in einem Vorratsraum des Lipp. Landesmuseums. Heute sind sie in der Landesbibliothek aufgehängt.

digungen werden eingezogen: man erfährt, daß sein Talent für Malerei nicht gerade bestechend sei, daß ihn aber entschieden sein Fleiß, seine tadellose Aufführung und seine Sprachkenntnisse empfehlen. Man schickt ihm wieder 25 Pistolen, sein Schwager, der lippische Amtsrat Schreiter, bietet ihm freies Logis und freien Tisch an, bis er in Deutschland eine Versorgung fände, aber von einer Anstellung liest er nichts.

Der Aufenthalt in Rom wird immer schwieriger: die französische Revolution verscheucht alle kunstliebenden Freunde. Wovon soll ein armer Künstler noch leben? Tief enttäuscht kehrte Valentini im Herbst 1794 nach Deutschland zurück und fand in Ottingen bei Verwandten zunächst einen Unterschlupf. Nach einem Jahr öffneten sich aber doch die Pforten in Detmold. Wenn man ihm ein Jahresgehalt, von dem er standesgemäß leben kann, bewilligt, erbietet er sich, jährlich wenigstens sechs Porträts der fürstlichen Familie in natürlicher Größe zu seinem gewöhnlichen Preise von 25—30 Dukaten je nach Kostüm und sonstigen Beigaben anzufertigen. In Miniaturstücken und großen historischen Gemälden wird er billig sein, erstere 12 Dukaten das Stück. Nur soll man ihm erlauben, von Zeit zu Zeit auf Reisen zu gehen. Auch legt er auf einen anständigen Titel wert. Die Anzahl der jährlich zu liefernden Porträts verbietet sich von selbst, da die fürstliche Familie nicht zahlreich genug ist. Man einigt sich auf ein Jahrgeld von 300 Rt., für die Valentini Porträts und Kunstgemälde liefern soll, so viele von ihm verlangt würden. Er muß aber am Schluß eines jeden Jahres auf eine oder andere Art abverdienen, was er nicht gemalt hatte. Auf seinen Wunsch machte man ihn zum Inspektor. So wurde Valentini im Oktober 1795 fürstlich-lippischer Hofmaler.

In den nächsten Jahren war er dauernd unterwegs, in allen größeren Städten Nord- und Süddeutschlands konnte man ihn finden, er schlug sich mit Miniaturmalen durch. In Pyrmont saß ihm die Königin Luise. Goethe und Schiller lernte er kennen. Als ersterer als Herausgeber der „Propyläen" 1800 eine Darstellung von Hektors Abschied von Andromache als Preisaufgabe ausschrieb, beteiligte er sich am Wettbewerb. Er bekam zwar keinen Preis, Schiller fand aber doch warme Worte der Anerkennung. Die Natur habe ihm einen heiteren Sinn und ein schönes naives Gefühl verliehen, aber keine Stärke und Tiefe der Empfindungen. Er habe deshalb die ganze Aufgabe in eine zärtliche Familienszene verwandelt, ohne etwas von dem tragischen Inhalt der Situation zu spüren. Jede der Figuren belebe ein naiver, äußerst glücklich gewählter Ausdruck, ein freundliches Lächeln spiele um den Mund des Vaters, und Andromaches seelenvoller Blick schwimme zwischen Heiterkeit und Tränen. Man begegne einer schönen Natur und werde unwillig über den gerechten Tadler, der Zeichnung, Farbengebung und die ganze malerische Anlage fehlerhaft und das Bild mit Unschicklichkeiten überladen finde. Denn der Künstler scheine das Heroische, das er in die Handlung selbst nicht zu legen wußte, in der Umgebung nachholen zu wollen und erfüllte deswegen den Rand der Mauern und Türme, unter denen die Szene vorgehe, mit einer Million spießtragender Trojaner, welche auf diese Familiengruppe herabschauen[2]).

Im Jahre 1802 ist Valentini in München und findet dort in den kurfürstlichen Galerien Meisterstücke, von denen er sich nicht losreißen kann. Alle möchte er noch kopieren. Aber das Reisegeld wird knapp, Leben und Wohnung sind doch recht teuer. Er bittet in Detmold um eine Zulage von 100 Rt. Man ist höchst entrüstet, da er mit seinen Verbindlichkeiten arg im Rückstand ist, und weist ihn ab. Wieder verkriecht er sich für eine Weile in Ottingen. Endlich muß er doch zurück nach Detmold. Er fühlt sich trostlos unglücklich, verkannt und hilflos. Wie kann er in dieser Enge noch historische Gemälde komponieren? Er malt den Erbprinzen als einjähriges Kind in Lebensgröße, er malt den regierenden Fürsten hoch zu Roß, er malt die verehrte Fürstin Pauline als Vormünderin und Regentin ihres Landes. Mit spitzem Pinsel punktiert er Miniaturbildchen und hört ringsum viele bewundernde Oh! und Ach!, wenn die Familienähnlichkeit ansprechend ist — doch der Künstler friert. Schließlich wirft er sich auf die Landschaftsmalerei und ist überrascht, auch in der Umgebung Detmolds schöne Motive zu finden.

Das Konsistorium hat wirklich im Jahre 1806 die Absicht, den Zeichenunterricht, damals noch etwas ganz Unbekanntes, in der Bürgerschule einzuführen. Valentini erbietet sich, wöchentlich zwölf Stunden zu geben, wenn man ihm sein bisheriges Gehalt läßt und ihn von der Verpflichtung entbindet, unentgeltlich oder gegen Ab-

[2]) Auf dem noch erhaltenen Original fehlen die Trojaner, sie sind wohl später übermalt. Auch dies Bild ist heute in der Landesbibliothek aufgehängt.

zug an seinem Jahrgeld Kunstwerke zu liefern. Das macht keine Sorge, der Hofmaler wurde selten bemüht. Auch über einen kleinen Nebenerwerb mit dem Verkauf von Musterzeichnungen sieht man weg. Aber er wird schon etwas bequem und muß durch einen jungen Seminaristen unterstützt werden, der zu seinem Zweck in Leipzig besonders ausgebildet wurde.

Valentini erfreute sich jetzt einer gewissen Wohlhabenheit, die er bisher nicht gekannt hatte. Einer seiner Brüder war als englischer Major in Jamaika gestorben und hatte ihm einige tausend Taler hinterlassen, auch eine goldene Uhr mit schwerer goldener Kette, die er seitdem täglich trug. Der immer etwas steife und zugeknöpfte Herr Inspektor, der sich längst wieder Herr von Valentini nennen ließ, wurde in den Straßen Detmolds eine bekannte Figur. Sein Zeitgenosse Knigge war ihm Berater in allen Lebenslagen, war Valentini selbst. Beweibt war er nicht. Mittags speiste er in der „Stadt Frankfurt", dem ersten Gasthof in der Stadt, und nachmittags trank er seinen Kaffee in einem Privatkaffeehaus auf der Neustadt. Er spielte nicht, war solid und machte auch keine Schulden. Zu Hause in seiner Verlassenheit las er seinen Lesezirkel, war auch selbst literarisch tätig, del Rossos Untersuchungen über die Baukunst der Ägypter hat er aus dem Italienischen übersetzt. „Hektors Abschied" hing in seiner Stube, Kopien einer Madonna und anderer Bilder, unvergeßliche Erinnerungen an Rom, eine große Mappe mit Kupferstichen war immer zur Hand. Das war seine Welt! Im übrigen ist das Leben in Detmold für einen Künstler geistestötend. Alles Interesse dreht sich allenfalls noch um das Theater, der Theaterzettel scheint wichtiger als die Zeitung. Auch Valentini wird ein begeisterter Herold. Schon in seinen jüngeren Jahren hatte er französische Lustspiele übersetzt, das setzte er jetzt fort, half Kulissen malen und schrieb Rezensionen für Theaterzeitungen. Jahrelang hatte er sein Steckenpferd. Als er aber nach dem Theaterneubau dicke Freundschaft mit dem Schauspieldirektor Pichler schloß, war er blind gegen dessen Leichtsinn und verlor dabei, wie man sich erzählte, sein ganzes Vermögen.

Einem Schüler gab er einmal am Ende seines Lebens den dringenden Rat, sich vor den Lobhudeleien seiner Freunde zu hüten. „Die Kunst hat ein unabsehbares Feld zur Vollkommenheit, dahin muß man trachten und das Möglichste zu erreichen suchen. Auch die vorrückenden Lebensjahre des Alters müssen keine Hindernisse sein, immer vorwärts zu gehen; denn man wird nie alt, um etwas neues zu lernen." Valentini selbst aber teilte das Schicksal so vieler Menschen, die mit ihrer ganzen Begeisterung doch irgendwo am Wege liegen geblieben waren. Am 31. März 1835 starb er.

Kantor Krawinkel (1765–1840)

Schulmann und Volksfreund

Als der Flecken Bösingfeld 1809 eines neuen Bürgermeisters bedurfte, fiel die Wahl der Gemeinde auf den Kantor Johann Hermann Krawinkel. In dem Schreiben, in dem die Bestätigung erbeten wurde, begründete man die etwas ungewöhnliche Wahl eines Lehrers: „Die Gemeinde braucht an der Spitze der Bürgerschaft einen Mann, der durch seinen Verstand, als durch seine Rechtschaffenheit, sich das Zutrauen, die Achtung und Liebe der ganzen Bürgerschaft erworben hat. Nur in der Person des Kantors Krawinkel wußten wir diesen Mann zu finden. Redende Beweise sprechen dafür, daß er auch zu diesem Amt befähigt ist. Einen zweiten Bürgermeister zu wählen, hielten wir in Rücksicht auf diese Wahl für überflüssig. Wohl nie ist eine Bürgermeisterwahl in dem Flecken Bösingfeld vollzogen, welche einen so allgemeinen Beifall fand." Der Amtmann des Amtes Sternberg befürwortete die Bestätigung und erklärte in seinem Begleitbericht, „daß die Kommune sich eines Repräsentanten zu erfreuen habe, welcher allgemein Vertrauen und Achtung sich erworben und durch sein Beispiel die Sittlichkeit befördert und Trägheit und Zügellosigkeit entfernt habe ... die physischen Kräfte, ohne die Individuen zu überlasten mit Klugheit und Nachsicht in Aktivität zu setzen vermag ..."

Die Worte zeigen uns das Bild eines tüchtigen Landlehrers, der seine Aufgabe in seiner Schularbeit nicht erschöpft sieht, der versucht, auch den Erwachsenen ein Führer zu sein, und der, ohne schon ein politisches Amt zu haben, kräftig auf seine Gemeinde zu wirken weiß. Das Nebenamt eines Fleckenbürgermeisters gab ihm nun Berechtigung und Verpflichtung, sich des Gemeindewohles noch energischer anzunehmen, und keinem geringeren als Hoffmann von Fallersleben verdanken wir die Feststellung, daß er nicht nur als Schulmonarch, sondern auch als Fleckenbürgermeister das Zepter zu führen gewußt hat.

Johann Hermann Krawinkel, 1765 geboren, gehörte zu den vier ersten Zöglingen des 1781 gegründeten Detmolder Lehrerseminars. Einer dieser vier, der spätere Detmolder Kantor und Seminarlehrer Pustkuchen, ist in dem Lebensbild auf S. 128 ff. erwähnt worden. Von 1786 an wirkte Krawinkel in Bösingfeld und konnte dort auch sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum feiern. Noch um die Wende des 20. Jahrhunderts lebten Schüler von ihm, die ihn als strengen, aber guten Lehrer schilderten. Seine Tätigkeit als Bürgermeister wird nicht so allseitig zustimmend beurteilt. Da aber sämtliche dafür in Frage kommenden Akten des Archivs vernichtet worden sind, ist es schwer, darüber Klarheit zu bekommen. Wie es scheint, ist er seiner Zeit vorausgeeilt und wohl auch manchem zu selbstherrlich gewesen. Man wußte von ihm zu erzählen, daß er besonders den Wege- und Straßenbau betrieben, dadurch die Gemeinde stark belastet, aber auch sein eigenes Vermögen in Anspruch genommen habe. Der Pastor Geller, den Hoffmann von Fallersleben 1866 um Auskunft über die Familie des Kantors gebeten hatte, konnte auch nur nach Erkundigungen bei älteren Bürgern berichten. Er gab an, daß Krawinkel früher im Wohlstand gelebt habe, später aber, wie man sage, durch eigenes Verschulden, in Vermögensverfall geraten sei. Wenn er die Gemeinde zu stark engagiert hatte, so ist er jedenfalls als erster in die Bresche getreten. Die Liebe und Verehrung seiner Gemeinde hatte er nicht verloren, als er sein Bürgermeisteramt in die Hand der Gemeinde zurückgab. Das durfte er sich bei seinem fünfzigjährigen Lehrerjubiläum, wie ein langer Bericht des „Lippischen Magazins" von 1836 über diese Feier bezeugt, bestätigen lassen.

Wie kam Hoffmann von Fallersleben dazu, sich noch 1866 über den schon 1840 verstorbenen Bösingfelder Schulmonarchen eine Auskunft zu erbitten? Der Dichter arbeitete an seinen Lebenserinnerungen und hat in diesen vielfach des besten Freundes seiner Göttinger Studienjahre, des stud. theol. Simon Henrich Ferdinand Krawinkel gedacht, der als Sohn des Kantors 1798 in Bösingfeld geboren war. Er war wohl derjenige seiner Freunde, der seinem Herzen am nächsten gestanden hat. Bewegt schreibt Hoffmann von Fallersleben von ihm, als er infolge von Mißverständnissen und Verstimmungen die Trennung

von seinem Freunde kommen sieht: „Er, einer der edelsten und herrlichsten Menschen, die ich je in der Welt kennenlernte, begabt mit tiefem Gefühle und einem scharfen Verstande, voll von hohem Sinn für Recht und Wahrheit, begeistert für eine Idee, der man sein Leben freiwillig hingibt, wenns drauf ankommt, er, der mich so herzlich, so unaussprechlich liebte, meine Freude in einer oft trüben Gegenwart war und meine beseligende Hoffnung für die Zukunft ward — sollte alles, alles für mich sein und bleiben, aber nicht mehr zu mir kommen, mich nicht mehr sehen, nicht mehr sprechen..." Die befürchtete Trennung trat nicht ein, es folgte vielmehr noch eine gange Zeit des Zusammenseins, in der beide gemeinschaftliche literarische Pläne machten, wie denn auch Hoffmann von Fallersleben angibt, daß sich in seinen Werken auch einige Gedichte von Krawinkel finden. Der junge Lipper ist aber kein Dichter geworden, und die damals befürchtete Trennung hat bald darauf der Tod vollzogen. Im blühenden Alter von 22 Jahren starb der junge Theologe, der schon in seiner Heimatkirche gepredigt hatte, und wurde in der Osterwoche 1820 in Bösingfeld begraben. Als ihn Hoffmann von Fallersleben in Bösingfeld besuchen wollte, hörte er vor dem Orte von einem Hirtenjungen von dem kurz vorher erfolgten Tode. „Bestürzt durch diese schreckliche Nachricht entschloß ich mich, in Bösingfeld nicht einzukehren. Traurig wanderte ich weiter und erreichte gegen Abend Lemgo."

Wenn wir von dem von seinem Freunde so liebevoll gezeichneten Sohne auf das Wesen des Vaters schließen dürfen, so wird dieser doch wohl seelisch etwas härter gewesen sein, auch kaum die dichterische Veranlagung seines Sohnes besessen haben. Der Kantor hatte außer diesem Sohne eine sehr große Familie. Er war viermal verheiratet. Die Mutter des Simon Henrich Ferdinand war eine geborene Gundert aus Rohrsen, die dritte Frau des Kantors war die Tochter des Pastors Vette zu Vega, seine vierte Frau die des hannoverschen Hauptmanns Eckhard zu Dorotheental. Von den 16 Kindern haben ihn aber nur vier überlebt.

Der Kantor Krawinkel gehört zu der großen Zahl der lippischen Lehrer, deren Wirken zwar über einen kleinen Kreis nicht hinausging, die in diesem aber keine Beschränkung ihrer Arbeit kannten. Die Pflichten für das Wohl und die Erziehung ihrer Schüler hielten sie nicht mit der Schulentlassung beendet, sondern fühlten sich gebunden, ihr Leben neben der Schule auch der Höherentwicklung der Erwachsenen und dem Wohle der Gemeinde zu widmen. Aus ihrer großen Zahl ist des Kantors Krawinkel hier gedacht worden, weil sein früh verewigter Sohn einem unserer liebenswertesten Dichter Freund sein durfte.

Charlotte Diede (1769–1846)

„Freundin Wilhelm v. Humboldts"

Keine Zeit ist so fruchtbar für das deutsche Geistesleben gewesen, wie die um die Wende des 19. Jahrhunderts. Unter den vielen Leuchten der Dichtung und Wissenschaft war Wilhelm von Humboldt eine der genialen Persönlichkeiten, die ihrer Zeit das Gepräge gegeben haben. Er war gleich groß und berühmt als Staatsmann wie als Gelehrter und von einer Vielseitigkeit, die uns in unserer Zeit der Spezialisierung unfaßbar erscheint. In seiner staatsmännischen Laufbahn finden wir ihn schon in jungen Jahren als preußischen Gesandten und bevollmächtigten Minister in Rom. Während der tiefsten Erniedrigung Preußens durch Napoleon war Wilhelm von Humboldt Leiter der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten und hat sich durch grundlegende Reformen, wie durch die Schöpfung der Berliner Universität, unvergängliche Verdienste erworben. Neben Stein und Scharnhorst gehört er zu den Neuformern des preußischen Staates. Nach dem Zusammenbruch Napoleons war Humboldt Vertreter Preußens bei den Friedensverhandlungen auf dem Wiener Kongreß und bis zum Jahre 1819 Mitglied des Ministeriums, bis er als Vertreter liberaler Geistesrichtung aus Protest gegen den durch die Karlsbader Beschlüsse eingeleiteten reaktionären Kurs aus dem Staatsdienst schied und von da an ganz seinen gelehrten Studien lebte. Von Humboldts Schriften sagt sein Biograph Rudolf Haym, daß in ihnen „unsere Nation einen Schatz besitzt, der an Reichtum dem in den Werken ihrer beiden großen Dichter enthaltenen nahe kommt, wie er ihnen innerlich wahlverwandt ist". Als „geistesmächtige, tiefe und ideale Persönlichkeit" offenbart sich Humboldt besonders in seinem Briefwechsel mit seinen Zeitgenossen; denn er stand mit allen geistigen Persönlichkeiten seiner Zeit in engster Verbindung, wie ihn z. B. schon im Alter von 27 Jahren enge Freundschaft mit Schiller verband.

„Doch die Weise seines Alters durchschaut man vollständig erst seit der Herausgabe der Briefe an eine Freundin." Diese 1856 geschriebene Bemerkung seines Biographen läßt den tiefen Eindruck ahnen, den die im Jahre 1847 zuerst veröffentlichten Briefe auf ihre Zeit ausgeübt haben. Ein späterer Humboldt-Forscher, Albert Leitzmann, sagt von dem noch heute viel gelesenen Briefwerk, daß es „vielen, vom Leben und seinen Kämpfen hart angefaßten, vom Glück und seinen Gaben gemiedenen, in Entbehrung und Dunkel ringenden Seelen fast eine weltliche Bibel gewesen sei, die ihnen Trost, Beruhigung, Stärkung und Erhebung geschenkt hätte, die, aus diesen Blättern mit milder Heiterkeit hervorquellend, sie das Leben in Geduld und Hoffnung ertragen lehrten".

Wer war die „Freundin", die ein Wilhelm von Humboldt seiner Freundschaft gewürdigt hat? Es war eine Frau, deren Leben eine tragische Verkettung von Irrtum und Schicksal war, die zu entwirren schon manchen Forscher gereizt hat. Die Empfängerin der „Briefe Wilhelm von Humboldts an eine Freundin" war Charlotte Diede, die am 12. Mai 1769 in Lüdenhausen als Tochter des dortigen Pfarrers und Superintendenten Friedrich Ernst Hildebrand und seiner Frau, Tochter des Oberförsters Falckmann in Siekholz, geboren war. Schon Großvater und Urgroßvater hatten die gut dotierte Pfarrstelle innegehabt. Noch heute macht die auf einem Hügel inmitten des nordlippischen Taldorfes neben der Kirche liegende „Wieme", mit dem schon 1704 erbauten, aber noch immer würdigen, durch Hörterplatten verkleideten Pfarrhause und seinem langgestreckten Wirtschaftshause, den Eindruck eines vornehmen Gutshofes. Auf der Lüdenhauser Pfarre sind die Hildebrands von 1674 ab, nur unterbrochen von ein paar wenigen Jahren, bis zu dem Jahre 1800, wo Charlottes Vater starb, seßhaft gewesen.

Der Pfarrer Hildebrand, Erbe und Inhaber dieser einträglichen Pfarrstelle, war wohlhabend, der die Muße, die ihm sein Amt ließ, zu vielseitigen Studien und zur Erziehung und Ausbildung seiner Kinder verwandte. Seine Tochter Charlotte schreibt in ihrem Alter über ihre und ihrer Geschwister Erziehung: „Ich gestehe, daß ich mich oft mit großer Dankbarkeit an die große Sorgfalt erinnere, womit über unsere Lektüre gewacht wurde, wie über die Reinheit unserer Sitten, so über die unserer Herzen und unserer Phan-

tasie. Diese treue Sorgfalt, womit wir zugleich vor allen gemeinen pöbelhaften Sitten bewahrt wurden, war ohne Zweifel das Verehrungswürdigste in unserer Erziehung." Ein vielseitiger gesellschaftlicher Verkehr der Pfarrersfamilie, die über den Kreis der großen Verwandtschaft — mit den Falckmanns, Schönfelds und anderen alten lippischen Familien — hinausging, vermittelte auch den heranwachsenden Kindern reiche Anregungen. Aus dieser Zeit stammt die Bekanntschaft und Freundschaft Charlottes mit dem damaligen lippischen Generalsuperintendenten Johann Ludwig Ewald, der ihr bis zu seinem Tode ein vertrauter Freund und Berater geblieben ist. Nicht ohne Einfluß sind ferner die gesellschaftlichen Beziehungen nach dem nahe bei Lüdenhausen gelegenen Rinteln gewesen, das damals noch Sitz einer berühmten Universität und hessische Garnison war. Von einem Studierenden der Rechte an der Universität Rinteln, Diede, Sohn eines begüterten und vornehmen Hauses in Kassel, der bei einem Besuch im Pfarrhause Lüdenhausen sich heftig in die schöne und geistreiche Charlotte verliebt hatte, erhielt 1787 die erst Achtzehnjährige einen Heiratsantrag, den sie trotz elterlicher Warnungen und ohne Prüfung der eigenen Gefühle annahm. Eine romantisch-phantastische Veranlagung und die ihr durch eine Verheiratung mit einem Angehörigen der ersten Gesellschaftskreise eröffnete Aussicht, an dem glänzenden Leben der kurhessischen Residenz teilzunehmen, waren bestimmend für ihre Entscheidung.

Nicht lange danach fand die Begegnung Charlotte Hildebrands mit dem jungen Wilhelm von Humboldt in Bad Pyrmont statt, wo im Sommer 1788 der kränkelnde und durch den plötzlichen Tod seiner Frau erschütterte Pfarrer Hildebrand, begleitet von seiner ältesten Tochter, zur Kur weilte. Wilhelm von Humboldt studierte damals in Göttingen und war für ein paar Tage nach dem berühmten Badeorte gekommen, wo er mit den Lüdenhauser Kurgästen in demselben Hause wohnte. Die beiden jungen Menschen verlebten drei glückliche Tage unter den ehrwürdigen Linden der Kurallee, die in anregenden Gesprächen über alles, was geistig interessierte, gebildete junge Menschen bewegte, dahinflogen. Beim Abschied hinterließ Humboldt seiner jungen Freundin ein Stammbuchblatt mit der berühmt gewordenen Widmung:

„Gefühl fürs Wahre, Gute und Schöne adelt die Seele und beseligt das Herz; aber was ist es, selbst dieses Gefühl, ohne eine mitempfindende Seele, mit der man es teilen kann!

Noch nie wurde ich von der Wahrheit dieses Gedankens so lebhaft und so innig durchdrungen, als in dem jetzigen Augenblick, da ich mich, auf ungewisse Hoffnung des Wiedersehns, von Ihnen trennen muß.

Pyrmont, den 20. Julius 1788.

Wilhelm v. Humboldt."

Charlotte bewahrte dieses Blatt wie einen Talisman, der sich später als ein solcher erweisen sollte. Die Bekanntschaft schien ein einmaliges Erlebnis zu sein, denn eine weitere in Aussicht genommene Begegnung in Lüdenhausen verwirklichte sich nicht. Später schilderte sie den nachhaltigen Eindruck dieser Begegnung: „Mir blieb die Erinnerung von drei glückseligen Jugendtagen, die ein gewöhnliches, alltägliches langes Leben an Gehalt aufwiegen. Das Andenken derselben hat mich durch mein ganzes Leben begleitet. Mein neuer junger Freund hatte auf mich einen tiefen, nie vorher gekannten, nie in mir erloschenen Eindruck gemacht, der gesondert von anderen Empfindungen in sich geheiligt, wie ein geheimnisvoller Faden durch alle folgenden Verhängnisse meines Lebens ungesehen lief und fest in mir verborgen blieb, den ich immer gesegnet und als eine gütige Fügung der Vorsehung angesehen habe. Es knüpften sich an diese Erinnerungen, so wenig als an die drei Tage selbst, weder Wünsche, noch Hoffnungen, noch Unruhe. Ich fühlte mich unendlich bereichert im Innern, und meine Seele war mehr noch als vorher aufs Ernste gerichtet."

Im folgenden Frühjahr, am 22. April 1789, verheiratete sich Charlotte Hildebrand mit ihrem Verlobten, der inzwischen als Obergerichtsprokurator Anstellung im hessischen Staatsdienst erlangt hatte. Der Reiz ihrer Persönlichkeit — sie war gewandt, gebildet, geistreich und von einer blendenden Schönheit — verschaffte der jungen Frau bald die Stellung in der Kasseler Gesellschaft, die sie sich erträumt hatte. Einer ihrer Biographen gibt von ihrer äußeren Erscheinung folgende Schilderung: „Schlank gewachsen, über das Maß der mittleren Größe hinaus, war Charlotte doch von vollen Formen. Ihr frisches Gesicht war von reichen, blonden Locken umrahmt. Große blaue Augen voll Glanzes und seelischen Ausdrucks verliehen ihr den größten Reiz. Auf alle, die ihr nahten, wirkte die Erscheinung geradezu blendend und bezaubernd. Selbst auf meinen zehnjährigen Jungen, so pflegte ein ge-

nauer Bekannter von ihr zu erzählen, machte sie Eindruck. Denn als sie uns einst besucht hatte und wieder fortgegangen war, fragte er ganz erstaunt: Vater, war das eine Fürstin?"

Doch die Ehe war von Anfang an unglücklich. Wohl war auch Diede von den Vorzügen seiner Frau eingenommen, doch tieferer Gefühle war er nach einer bis zur Neige ausgekosteten Jugend nicht mehr fähig, und seine ihm weit überlegene Frau fühlte sich ihm innerlich nicht verbunden. Die Huldigungen, die der jungen Frau von allen Seiten dargebracht wurden, weckten die Eifersucht ihre Mannes, der sich zu Bedrohungen hinreißen ließ. Charlotte verließ das Haus ihres Mannes und suchte Schutz bei einem ihrer Verehrer, dem Gardekapitän von Hanstein. Die Ehe hatte damit nach kaum fünfjähriger Dauer mit einer Katastrophe geendet. Wie weit sich Charlotte von Schuld und Fehle reingehalten hat, ist eine ungeklärte Frage geblieben. Sie selbst schreibt im hohen Alter an ihre Schwester: „Ich kann nur bitten: Verzeiht meine Jugendfehler! und sage mit Herder: Erzeige mir, Höchster, was dem Erbarmer gebührt, nicht was der Sünde geziemt!" — Aus dem verhängnisvollen Schritt folgten all die Wechselfälle im Leben der nunmehr unglücklichen Frau: Die Scheidung ihrer Ehe; der Sturz von glänzender gesellschaftlicher Stellung in die Isolierung einer geschiedenen Frau; die endgültige Enttäuschung auf ein Jahrzehnt genährter Hoffnung, daß ihr Verehrer Hanstein sich mit ihr dauernd verbinden würde; das unstete Wanderleben zwischen Kassel, Holzminden, Braunschweig; der kürzere oder längere Unterschlupf bei Verwandten, in Reelkirchen bei den Schönfelds und in Lage bei ihrem Schwager Melm; der vergebliche Versuch, bei einem Besuch in Lüdenhausen die Aussöhnung mit ihrem erzürnten Vater zu erlangen; der Verlust ihres in braunschweigischen Staatspapieren angelegten Vermögens; neue Verwicklungen, in welche die alleinstehende, geschiedene Frau in dem bewegten Leben der Residenz des Westfalenkönigs Jerome geriet.

In den beiden Jahrzehnten zwischen 1794 und 1814, in denen ohnehin durch die Wirkungen der französischen Revolution und der napoleonischen Kriege alle Verhältnisse im Grunde erschüttert wurden, war das Lebensschiff Charlotte Diedes schwersten Stürmen preisgegeben. Es war eine völlig Gescheiterte, die in höchster Not sich an ihren inzwischen berühmt gewordenen Jugendfreund Wilhelm von Humboldt, der auf dem Wiener Kongreß weilte, in einem Briefe wandte, in dem sie ihre verzweifelte Lage schonungslos darlegte und ihn um seinen Einfluß zur Wiedererlangung ihres in Braunschweig verlorenen Vermögens bat. Als Legitimation hatte sie das Stammbuchblatt aus dem Jahre 1788 beigefügt. Humboldt antwortete umgehend, und damit bekam das Leben der unglücklichen Lüdenhauser Pfarrerstochter die entscheidende Wendung. Es begann ein Briefwechsel, der durch zwei Jahrzehnte bis zum Tode Humboldts fortdauerte. Die wenigen Briefe Humboldts aus den ersten Jahren enthalten vorwiegend Ratschläge für seine Freundin; nachdem er den preußischen Staatsdienst endgültig verlassen hatte, wurde der Briefwechsel regelmäßig und lebhaft, und die uns erhaltenen rund hundertundfünfzig Briefe Humboldts an Charlotte Diede sind ein unvergängliches Dokument seiner weisen und milden Lebensphilosophie. Die Briefe Charlottes selbst, die uns die Möglichkeit gegeben hätten, über den Wert ihrer Persönlichkeit die letzten Aufschlüsse zu erhalten, sind leider nicht mehr vorhanden, ebensowenig wie die Darstellung ihrer Jugendentwicklung und ihrer wechselvollen Lebensschicksale, die sie auf Veranlassung Humboldts für ihn niedergeschrieben hatte; denn er hatte ihr versichert: „Sie können zu mir wie in ein Grab sprechen. Denn Ihre Erzählungen liegen wohlverwahrt in meinem Pult und können nach meinem Tode nur ins Feuer ungelesen gehen; ich halte es für Pflicht, Sie über diesen Punkt fest zu beruhigen." Wie Humboldt die rein geistige Verbindung mit seiner Jugendbekannten vor den Seinigen bis zu seinem Tode geheimgehalten, so hat auch Charlotte ihr heiliges Geheimnis lange Zeit — bis über den Tod Humboldts hinaus — vor allen verborgen. In ihren Briefen an ihre Angehörigen, in der Hauptsache an die Schwestern Christine, verheiratete Melm, und Dorothea, verheiratete Schönfeld, sowie an ihren Schwager Melm, deutet sie wohl die Verbindung an mit einem „hochedlen Freund" oder einem „großen und guten Mann", der sie geleitet; den Namen nennt sie mit bewundernswerter Diskretion nicht. Diese Briefsammlung ist insofern wertvoll, als sie Aufschlüsse über das bewegte Leben Charlottes gibt. Daneben gibt es noch eine Sammlung von Briefen an Karl Schulz, den Bruder von Humboldts Privatsekretär, den Humboldt kurz vor seinem Tode beauftragt hatte, seiner Freundin in schonender Weise Mitteilung von seiner Erkrankung zu machen. Der sich daran anknüpfende Briefwechsel gab der vereinsamten Frau Gelegenheit, der großen Verehrung für ihren toten Freund Ausdruck zu geben, inhaltlich

geben diese im hohen Alter geschriebenen Briefe wenig Ausbeute, wenn sie auch das geistige Format der merkwürdigen Frau erkennen lassen. Die wichtigste Quelle über Charlotte Diede und ihre Persönlichkeit sind — da trotz ihrer lebhaften Korrespondenz nach allen Seiten sonstige Briefe nicht bekannt geworden sind — die Briefe Humboldts an Charlotte; sie geben uns Auskünfte über das Verhältnis der beiden zueinander und über das Urteil, das Humboldt über seine Freundin hatte.

Was Humboldt an diese Frau band, war wohl zunächst die Erinnerung an die Jugendbegegnung, die bei ihm einen dauernden und starken Eindruck hinterlassen zu haben scheint. Hören wir, was er zu verschiedenen Zeiten schreibt: „Wenn auch das, was ich von Ihnen in der Seele trage, eine Erscheinung der Vergangenheit ist, sogar eine, an die meine Einbildungskraft vieles über die augenblickliche Dauer des Zusammenseins hinaus legte, so glauben Sie gewiß, daß es nie eine flüchtige war und nie eine solche sein wird. — Ein Glück war es, daß Sie mir begegneten, daß mir ein irdisches Bild vor Augen trat, das mir immer blieb und immer bleiben wird, mit dem nichts meinen Frieden stören kann und stören wird. Denn selbst wenn es möglich wäre, daß Sie etwas anwandelte, das ich mißbilligen müßte, so bliebe jenes Bild rein und unentweihet in mir. Es ist mir jetzt doppelt leid, daß ich Ihren Vater und Sie nicht in demselben Herbste, wo ich Sie zuerst sah, besuchte. Um ein paar Kollegienstunden nicht zu versäumen, versäumte ich etwas, was sich nie nachholen läßt, mir ein lebendiges Bild von Ihnen in jener Zeit, Ihrem Elternhause, Ihrem ganzen Leben zu verschaffen." Die Erinnerung steigert sich auch zu gewissen Zärtlichkeiten, wenn er z. B. schreibt: „Ich habe das mit Goethe gemein, daß ich eine besondere Vorliebe für Ihren Namen habe." — Im innersten Kern war es noch etwas anderes, was den weisen Denker mit der Jugendbekannten verband, daß er den Briefwechsel mit Anhänglichkeit und gleichbleibender freundschaftlicher Gesinnung bis zu seinem Tode fortführte. Es lag für ihn ein Reiz und intellektueller Genuß darin, das an äußeren und inneren Kämpfen reiche Leben dieses Menschen kennenzulernen, Einblick in die geistige Entwicklung der merkwürdigen Frau zu gewinnen und ihr „der liebevollste Seelsorger, der beste Beichtvater, der geduldigste Lehrer, der verständigste Berater und Helfer" zu sein. Humboldt spricht das auch offen wiederholt in seinen Briefen an Charlotte aus. „Ich lese sehr gern Briefe, besonders die Ihrigen, nicht nur, weil ich gern lese, was Sie schreiben, sondern noch mehr, weil mich Ihr äußeres und noch mehr Ihr inneres Leben in der innigsten Teilnahme interessiert. Ihre Lebensgeschichte, besonders auch die Entwicklung und seltene Ausbildung Ihres inneren Lebens, möchte ich gern im Zusammenhange übersehen und genau kennen. — Auch wünsche ich genauer zu erfahren, durch welche Bücher Sie schon früh eine so ungewöhnlich ernste Bildung und Stimmung bekommen haben und wie und wodurch diese in späteren Jahren sich so sehr befestigt hat. — Die Anschauung eines interessanten Gemütszustandes, die Betrachtung seiner Ursachen und Folgen zieht, ohne daß man daran denkt zu urteilen oder zu richten, das Gemüt des Beschauers an, wenn der Gegenstand ihm wert ist und seinen Anteil erweckt; ja, wenn das abgesondert werden könnte, so erblickt man in der einzelnen Gestalt die allgemeine, in dem einzelnen Menschen die Menschheit selbst. — Sie wissen, daß ich an Ihrem vergangenen Leben einen warmen und innigen Anteil nehme und daß außerdem jede recht individuelle Schilderung für mich einen hohen Reiz hat, der mich anzieht und verweilen läßt. — Einen interessanten Charakter mehr im Bilde zu besitzen, ist ein eigentlicher Lebensgewinn."

Wenn ein Humboldt, der mit Goethe, Schiller u. a. im fruchtbaren Briefwechsel stand, diese Frau für wert hielt, mit ihm im regelmäßigen geistigen Gedankenaustausch zu stehen, dann wird die Lüdenhauser Pfarrerstochter ein ungewöhnlich geistig bedeutender Mensch gewesen sein. Schon die Bildung und geistige Regsamkeit der Neunzehnjährigen muß auf Humboldt einen bleibenden, tiefen Eindruck gemacht haben, wenn er 33 Jahre später bekennt: „Ich habe immer eine entschiedene Neigung zu den Landpredigern gehabt und eine Art romantische für ihre Töchter, obgleich Sie die einzige gewesen sind, die diesen Eindruck auf mich gemacht hat. Einen großen Teil alles Guten im deutschen Charakter habe ich aus den Landpredigertöchtern abgeleitet: die tiefe, nicht tändelnde Empfindung, die Einfachheit bei hoher Bildung, die Entfernung alles vornehm-unangenehmen Tons bei allen Eigenschaften, die man in vornehmen Zirkeln gern hat. Ich habe oft davon gesprochen und dann bei mir lachen müssen, daß ich das alles im Grunde von Ihnen herleitete, da ich nie eine andere Predigertochter auch nur irgend näher gekannt habe."

Wenn Humboldt den Briefwechsel als einen Gewinn für sich, als ein gegenseitiges Nehmen und Geben betrachtete, so bekennt er damit gleichzeitig die hohe Wertschätzung, die er für die

Freundin seines Alters hegte: „In unserm Briefwechsel tue ich es mit Fleiß, daß ich Ihre Gedanken aufnehme, die meinigen entwickle und ausspreche, ob beide übereinstimmen oder nicht. Es ist das der Hauptvorzug des Briefwechsels, der keinen äußeren Gegenstand betrifft, sondern nur Gedanken und innere Stimmungen enthält. Aber ich habe darum gar nicht die Anmaßung, daß ich gerade immer recht habe, und selbst wo ich es glaube, fordere ich nicht, daß Sie es finden sollen: vielmehr ist mir jeder Widerspruch immer erwünscht. Dies zeigt Ihnen deutlich, daß ich Ihre Ansichten und Ideen prüfe. Öfter freilich kommt es vor, daß ich wirklich auch selbst und gänzlich nach eigener Prüfung mit Ihren Meinungen übereinstimme, und dann sage ich es allerdings gern und erwähne der Übereinstimmung besonders, weil ich mir nicht nur denke, sondern auch weiß, daß es Ihnen Freude macht. — Das alles ist natürlich in einem Verhältnis, dessen Grundlage Gleichheit der Persönlichkeit ist." Und weitere Äußerungen vervollständigen das Bild: „Sie haben sich eine große Fertigkeit im Schreiben erworben. Sie schreiben leicht, gewandt, geläufig, natürlich und ausgezeichnet gut. Die Sprache steht Ihnen ganz ungewöhnlich zu Gebote. — Es ist Ihnen eine besondere Gabe eigen, die inneren Seelenzustände zu schildern."

Von dem Augenblick an, wo Wilhelm von Humboldt in das Leben der bis dahin vom Unglück verfolgten Frau eingegriffen hatte, fühlte sie sich geborgen. Ihr wiedergewonnener Freund suchte ihr durch regelmäßige finanzielle Unterstützungen, die er ihr in schonendster Weise zuteil werden ließ, in ihrer äußeren Lage zu helfen. Sie befolgte seine klugen Ratschläge, gab ihr unruhiges Wanderleben auf und ließ sich nach vorübergehendem Aufenthalt in Göttingen wieder in Kassel nieder. Hier schuf sie sich eine bescheidene, behagliche Häuslichkeit, in der sie eine schon früher ausgeübte Tätigkeit, sich durch Anfertigung von künstlichen Blumen einen Erwerb zu verschaffen, wieder aufnahm. Daneben wußte sie einen Freundeskreis um sich zu sammeln, in dem die geistreiche und noch immer schöne Frau der alle überstrahlende Mittelpunkt war. Sie hatte die innere Ruhe und das Gleichgewicht ihrer Seele wiedergefunden, dank des Einflusses des von ihr angebeteten Freundes, „des edelsten, großmütigsten Freundes, des einzig Einzigen", mit dem ihr noch zweimal ein Wiedersehen vergönnt war, einmal in Frankfurt auf einer Reise Charlotte Diedes nach Karlsruhe zu ihrem väterlichen Freunde Ewald und ein zweitesmal bei einem Besuch Humboldts in Kassel. Der beruhigten Stimmung dieser Zeit gibt sie in ihren Briefen an ihre Angehörigen Ausdruck, wenn sie schreibt: „Das Leben hat zermalmend auf mir gelastet, und durch so vieles Dunkel habe ich mich durchgearbeitet, durchgewunden durch den Schmerz der Zeiten. — Ich strebe, das Unglück nicht mehr zu fürchten, sondern es als einen ernsten, nicht übelwollenden Begleiter anzusehen. Was mir der Unerforschliche versagte an Familienglück, das ich so heiß ersehnte, gewährt er mir an Freundschaft. Sie verband die Wunde, welche die Liebe schlug, und sie geleitet mich trostvoll. — Mein Leben ist im Äußern, und im Innern fast noch mehr, so abgeschlossen, daß ich nichts daran verändern kann noch will; ich muß wie die Schnecke das eigene Haus auf dem Rücken behalten und mich gleich tief hineinziehen, sowie die Fühlhörner etwas Fremdes berühren. — Ich genieße überall das Glück, geliebt zu sein und habe die Erfahrung gemacht, daß äußeres Glück oder Unglück, Reichtum oder Armut das nicht ist, was uns geliebt und geehrt macht, sondern wir selbst es sind. — Ich schätze den Abend meines Lebens für den besten Teil desselben." Und in den Begleitworten zu den nach ihrem Tode herausgegebenen Briefen Humboldts sagt sie: „Immer blieb der Freund meiner Seele das leitende Prinzip meines geistigen Lebens; ich lebte von einem Briefe bis zum andern mit ihm fort, und es bildete sich für mich, in einer mühe- und sorgenvollen Lage und bei untergrabener Gesundheit, ein reiches inneres Leben."

Der Tod Wilhelm von Humboldts im Jahre 1835 war ein Bruch im Leben Charlotte Diedes; noch mehr als zehn Jahre überlebte sie ihren großen Freund, und dieses letzte Jahrzehnt war der Erinnerung an ihn sowie der Arbeit gewidmet, ihren reichen, in den Briefen liegenden Schatz zu sichten und für eine Herausgabe nach ihrem Tode vorzubereiten. Sie starb am 16. Juli 1846 in Kassel; im folgenden Jahre erschienen die „Briefe an eine Freundin", durch die auch die Empfängerin für alle Zeiten berühmt geworden ist. Diese ungewöhnliche Frau hat im hohen Alter rückschauend über den Sinn ihres Lebens geurteilt: „Mich trafen ungewöhnliche und schmerzlich-verwickelte Schicksale, und durch rätselhafte, geheime, erst spät enthüllte Intriguen und Feindschaften blieb mein ganzes Leben ein Gewebe von Widerwärtigkeiten, die ich später gesegnet habe, da nichts anders sein durfte, als es war, sollte ich der segensvollen Teilnahme des edelsten Freundes teilhaftig werden."

Johann Wilhelm Süvern (1775–1839)

Der preußische Schulreformer

Es ist ebenso erstaunlich wie zu bedauern, daß vom Wesen und Wert dieses Mannes kaum etwas in das Bewußtsein des deutschen Volkes gedrungen und lebendig geworden ist; und doch stand er mit Stein, Fichte, Humboldt und anderen zur Zeit tiefer, nationaler Erniedrigung in der vordersten Front derer, die aus glühendem Herzen und klarer Einsicht in das Notwendige eine Erneuerung des deutschen Geistes, und damit Preußens und Deutschlands überhaupt, ersehnten und erstrebten. — Und es muß sogar bezweifelt werden, daß er wenigstens in seinem Heimatland Lippe mehr ist als ein bloßer Name!

Als Johann Wilhelm Süvern 1829 starb, nahm die Allgemeinheit keine Notiz von seinem Tode, obgleich sein Wirken von entscheidendem Einfluß auf die Erziehergeneration seiner Epoche und von bleibender Bedeutung für die Folgezeit war. Schon seine letzten Lebensjahre teilten das Schicksal manch eines Großen im Reiche des Geistes: seine Arbeit war getan — und es umgab ihn die Einsamkeit jener, die der Menschheit die Fackel vorauszutragen berufen sind.

Kraft zur Gestaltung und Fülle des Schaffens entsprangen ihm aus dem heimatlichen Boden. Er wurde am 3. Januar 1775 in Lemgo als der älteste Sohn des zweiten Pastors an der Nikolaikirche geboren und verlebte in dem engen Rahmen der Kleinstadt seine Kindheit und erste Jugend. Der treffliche Rektor Mensching des Gymnasiums legte und pflegte in ihm den Keim seiner Liebe zur Welt der Griechen und Römer, und zeit seines Lebens ist Süvern getragen von der Begeisterung für die Größe der Antike, in welcher er alle menschlichen Verhältnisse in einfachen Formen ein für allemal eindeutig vorgebildet fand. Seine entscheidenden Bildungsjahre fielen in die Zeit der „Aufklärung" und jener Epoche, da Deutschlands Genius sich auf die Forderungen des Idealismus hinbewegte, den Fichte mit mächtig-schwungvollem, echtem Pathos begründete — eines Idealismus, der, nach Kant, allen Dingen einen Preis, dem Menschen, jedwedem Menschen aber eine Würde zuspricht! Während seines Studiums als Theologe kehrte er 1795 aus Jena zu Besuch in seine Vaterstadt zurück, predigt unter den Augen des gestrengen Vaters, aber entgegen den starren Ansichten des „kalten Luthertums" so, daß er Entsetzen erregt und gelobt, nie wieder eine Kanzel zu betreten. Ehrlich und aufrecht — und wohl auch starrköpfig wie er war, hat er sein Gelöbnis gehalten, wiewohl das echte, religiöse Gefühl des „Kreatürlichen", der Demut und frommen Scheu ihn allzeit erfüllte und er bestrebt war, den Willen Gottes zu tun, rechtschaffen zu handeln und sich vor der Welt unbefleckt zu erhalten.

Süvern wandte sich dem philologischen Studium zu und fand Anregung und wesentliche Antriebe namentlich in Halle bei Friedrich August Wolf, dem berühmten Begründer der Altertumswissenschaft. Es ist beklagenswert, daß Süverns Briefwechsel verloren ist; er hätte seinen Entwicklungsgang, seinen Bildungseifer und seine unstillbare Bildungssehnsucht erkennen lassen! Seine Laufbahn zeigt eine steil ansteigende Kurve; im Jahre 1796 schon tritt er als Lehrer in das „Graue Kloster" zu Berlin, um mit 25 Jahren die Leitung des Gymnasiums in Thorn zu übernehmen, das sich damals in jämmerlicher Verfassung befand. Seiner niedersächsischen Tüchtigkeit und Gründlichkeit, seinem Willen und Können gelingt es, trotz kleinlicher Widerstände, Wandel zu schaffen; von der Idee beherrscht und dem Ideal verpflichtet, war er getreu auch im Kleinsten. Neben seiner pädagogischen Tätigkeit schafft er sich Zeit, nicht nur wissenschaftlich zu arbeiten, sondern auch großzügige Pläne für die Organisation des gesamten Schulwesens aufzustellen; Staat und Volk sollten besser werden dadurch, daß die Menschen besser würden; bei den Lehrern galt es anzufangen; sie sollten die Bürde, aber auch die ganze große Freude der Freiheit und schöpferischen Verantwortung auf sich nehmen!

In Elbing, wo ihm wie in Thorn das geistige und sittliche Niveau des Gymnasiums zu heben übertragen wurde, ist er unermüdlich tätig; durch die Berührung mit der Geisteswelt Pestalozzis weitet und bereichert sich seine Auffassung vom Sinn und Ziel der Erziehung: das ästhetisch-philosophische Bildungsideal des Neuhumanismus tritt in eine fruchtbare Spannung und Verbindung

mit der sozialethischen Haltung des großen Schweizers. In Elbing war es auch, wo er im Kampf gegen mancherlei Unverstand und Widerwärtigkeiten den Wunsch hatte, in sein „Vaterland" Lippe zurückzukehren. Warum sich der Plan, trotz des Interesses, das die Fürstin Pauline an ihm nahm, nicht verwirklichte, ist unersichtlich. — Wie dem auch sei: Süvern kommt 1807 als Universitätsprofessor nach Königsberg und kann sich ganz in seinen wissenschaftlichen Forschungen ausleben. An dem Erwachen Preußens nimmt er einen elementar-nationalen Anteil, und im Kreise Gleichgesinnter bespricht er die Not des Landes und die Möglichkeiten der Rettung. Namentlich ist es Fichte, in und an dem er viel Verwandtes spürt, und es erscheint nicht zweifelhaft, daß die Grundgedanken der „Reden an die deutsche Nation" in zahlreichen Gesprächen beider Männer erörtert und geklärt wurden. Wie Fichte, erwartete auch Süvern von außen vergebens, „was nur durch uns selbst werden kann", und im Sinne einer Erneuerung vom innersten seelischen Kern aus hielt Süvern seine „Vorlesungen über die politische Geschichte Europas seit Karl dem Großen", bei deren Lektüre — sie waren nur handschriftlich verbreitet — die Königin Luise einen „unaussprechlichen Genuß" empfand. Daß auch Stein sie las, Stein, von dem Süvern das bekannte Wort von Deutschlands Edelstein prägte, ist gewiß nicht ohne Reiz und zeugt von der hohen Qualität der Vorträge.

Süvern trat mit Scharnhorst, Gneisenau und anderen dem geheimen Bund bei, der unter Steins genialer Führung die praktisch-gangbaren Wege zu einer Rettung des tief gedemütigten Preußen-Deutschland überdachte.

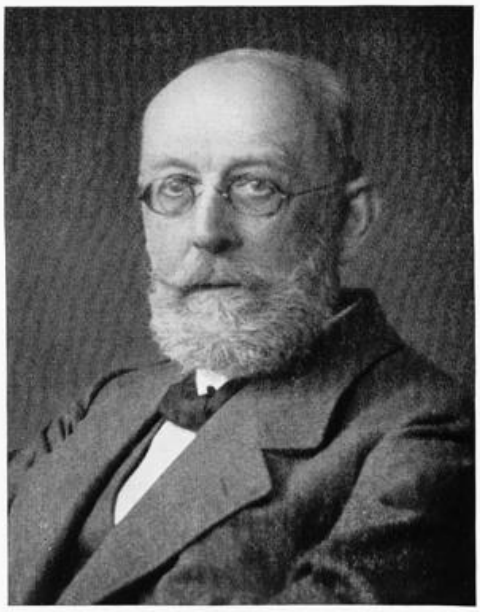
Im Jahre 1808 wurde Süvern als Staatsrat in die Schulverwaltung berufen und widmete sich nun mit seiner ganzen Persönlichkeit, in seinen Ansichten und Absichten stetig reifend, den Plänen einer Nationalerziehung. Je länger je mehr wurde ihm Pestalozzi zu einer bestimmenden Macht, und in dessen Geiste Lehrer und Schüler zu formen, blieb ihm „ein Ziel, aufs innigste zu wünschen". Der allgemeine Reformwille kam seinen Bestrebungen zunächst entgegen; alle schönen Triebe jedoch wurden nach den Freiheitskriegen durch die Reaktion zerstört, die ihn, wie Fichte und Schleiermacher, mißtrauisch als „Verführer der Jugend" ansah. — So denn blieb sein Bemühen, „das Schulwesen zu einer Nationalangelegenheit und einem wesentlichen Bestandteil des öffentlichen Lebens, die Jugenderziehung zur Grundlage einer großen, in einem Prinzip zusammenhängenden Nationalerziehung" zu machen, erfolglos, und der „Entwurf eines allgemeinen Gesetzes über die Verfassung des Schulwesens im preußischen Staate" verschwand im Wuste der Akten.

Süvern war mit Recht enttäuscht und zog sich zu wissenschaftlicher Arbeit in die Akademie der Wissenschaften zurück, in der er eine geachtete Stellung einnahm. Wie in seiner Jugend, nahm er noch einmal „die Anstrengung des Begriffes" auf sich und vertiefte sich in Probleme, an denen er sich in der Vergangenheit geübt hatte, bis der Tod dem seit längerer Zeit Kränkelnden das letzte Geheimnis entschleierte. Lebendig aber blieb seines Geistes Hauch in der pädagogischen Welt, durch die hindurch er sein Vaterland mit der Glut eines reinen Herzens liebte. Auf den Schwingen der Idee ließ er sich zum Höchsten emportragen, ohne doch die Sicht für das Mögliche je zu verlieren. Liebe zum Einzelnen und zur Gesamtheit erfüllten und erwärmten ihn zutiefst, und Erziehung war ihm die erste und edelste Angelegenheit einer Nation. Seine Heimat darf ihn mit Stolz den Ihren nennen und sollte ihm in Dankbarkeit huldigen! [1])

[1]) Mit viel Sorgfalt hat W. Süvern alles erreichbare Material gesammelt und gestaltet in „Johann Wilhelm Süvern, Preußens Schulreformer nach dem Tilsiter Frieden, Verlag Beltz, 1929". — Heranzuziehen sind außerdem vor allem: Dilthey, Süvern, Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 37, und E. Spranger, W. von Humboldt und die Reform des Bildungswesens, Berlin, Reuther u. Reichard, 1910.

Generalsuperintendent D. Ferdinand Weerth
1774—1836

Georg Weerth
1822—1856



Otto Weerth
1849—1930

Ferdinand Weerth (1774–1836)

Generalsuperintendent und Schulreformer

Im Jahre 1901 wurde in Detmold das seitwärts von der Leopoldstraße gegenüber dem früheren Lehrerseminar gelegene Denkmal eingeweiht. Es ist, wie seine Inschrift sagt, dem Andenken des um das Schulwesen in Lippe hochverdienten Generalsuperintendenten Ferdinand Weerth gewidmet. Das „hochverdient" in der Inschrift sagt nicht zuviel. Bei der Einweihung des Denkmals gab der damalige Leiter des lippischen Schulwesens, Oberkonsistorialrat Hermann Steinhagen, in seiner Gedenkrede auf Ferdinand Weerth folgende Charakteristik des Mannes: „Ferdinand Weerth war ein echter deutscher Mann, im Herzen einfache, schlichte Frömmigkeit, darin wurzelnd das ernste, strenge Pflichtgefühl, dadurch seinem Volke verbunden in sorgender, dienender Liebe, damit voll Eifers für die geistige Bildung und Hebung des Volkes, darum ein warmer Freund der Schule als einer Einrichtung, durch welche vor allem anderen an erster Stelle das Wohl des Volkes gefördert werden kann und soll. Ein solcher Volksfreund und Schulfreund verdient ehrliche Liebe und Verehrung."

Ein Mensch vom lippischen Boden war Ferdinand Weerth nicht durch Geburt. Er kam aus dem Rheinland, als die Fürstin Pauline im Jahre 1805 den damals 31jährigen Prediger der reformierten Gemeinde Kettwig nach Detmold rief. Er kam nach Lippe unter dem Namen „aus'm Weerth". Diese eigenartige Form des Familiennamens weist darauf hin, daß Weerth ursprünglich eine Ortsbezeichnung war. Es war ein inselartiges Werth oder Werder genanntes Gelände zwischen der Wupper und einem ihrer Nebenarme, auf dem vor Jahrhunderten unseres Ferdinand Weerth Vorfahren, ein wohlhabendes und angesehenes Geschlecht, als Hofbesitzer gesessen hatten. Sein Vater war Kaufmann in Gemarke, im heutigen Wuppertal-Barmen gelegen. Dort war Ferdinand Weerth am 1. Juni 1774 geboren. Nicht ohne einige Bedenken ließ er sich in das stille, kleine Detmold verpflanzen, das allerdings um der sozialgerichteten und weitblickenden Regentin willen in Deutschland einen gewissen Ruf hatte. Noch unvermählt — er führte seine Verlobte erst drei Jahre später als Gattin heim — zog Weerth in Detmold in die vor zwei Jahren neu erbaute stattliche Pfarrwohnung (Wehme) ein, die der seitlich laufenden Straße „unter der Wehme" den Namen gegeben hat.

Der lippischen Fürstin-Regentin war es nicht leicht geworden, nach dem unerwartet eingetretenen Tod des Generalsuperintendenten von Cölln für ihn einen Amtsnachfolger zu finden. Ferdinand Weerth war ihr persönlich unbekannt, auch sonst nur wenig, literarisch gar nicht, hervorgetreten. In ihrer Verlegenheit hat die Fürstin ihn einigermaßen gedrängt. Aber als die kaum erwartete Zusage ihr gegeben war und Weerth sein neues Amt angetreten hatte, merkte sie bald, daß sie mit ihrer Wahl einen sehr glücklichen Griff getan hatte. Sie hatte weniger einen Theologen, Prediger und Seelsorger, als einen Schulmann gesucht, und einen für Schule, Unterricht und Erziehung leidenschaftlich interessierten und pädagogisch wie übrigens auch in anderen Wissenszweigen recht bewanderten und hochbegabten Mann hatte sie gefunden. So wurde Weerth, der von Anfang an und dauernd sich der besonderen Gunst und des größten Vertrauens von seiten der Fürstin erfreute, bald in Lippe heimisch und wirklich ein Mensch vom lippischen Boden, der mit reichem Segen gewirkt hat.

Um Weerths unermüdliches und erfolgreiches Wirken für das lippische Schulwesen zu würdigen, muß man die Zustände kennen, die er auf dem Gebiet des höheren und des Volksschulwesens vorfand. Sie waren nicht erfreulich, geschweige vorbildlich. Die Detmolder höhere Schule, die Provinzialschule, deren „Scholarch" der Generalsuperintendent wurde, litt unter erheblichen, hier im einzelnen nicht zu erörternden Mängeln, und schon wurde erwogen, sie mit dem städtischen Gymnasium in Lemgo zu einem „Paulinum" zu verbinden und dorthin zu verlegen. Die Zurückhaltung der Stadt Lemgo, die vermehrte Lasten nicht übernehmen wollte, andererseits aber die notwendigen und gesunden Reformen, die der Generalsuperintendent für die

Detmolder Anstalt vorschlug und durchführte, brachten jene Pläne zum Scheitern. Detmold hat bis heute sein Gymnasium behalten. Noch mehr als dem höheren Schulwesen und der Bürgerschule in Detmold, auch einer hier neugegründeten Fortbildungsschule, widmete Weerth seine fürsorgliche Tätigkeit dem Seminar und den Landschulen. Im Seminar war er zeitweise täglich zu finden und übernahm oft selbst den Unterricht. Auch hier taten Reformen dringend not. Weerth hat sie gebracht. Das ungefähr ein Vierteljahrhundert vor seinem Amtsbeginn in Detmold gegründete Seminar verdankt erst ihm seinen eigentlichen inneren Ausbau und verständige Klasseneinteilung, Erweiterung der Lehrgegenstände, geordnete Unterrichtspläne, Berufung befähigter Lehrkräfte. Vor allem erstrebte der Pädagoge Weerth Weckung und bessere Durchbildung des Geistes bei Lehrern und Schülern, selbständiges Denken, Urteilen und Handeln. Halbbildung und Scheinbildung waren ihm gründlich zuwider. Die Prüfungen durften unbedingt keine Paraden sein. Was im Seminar keimhaft gepflanzt und sorgsam gepflegt wurde, das sollte in der Arbeit der Schule sich praktisch auswirken. Daß in Lippe, natürlich nicht von heute auf morgen, sondern im Laufe von Jahren und Jahrzehnten, ein würdiger Lehrerstand geschaffen worden ist, das ist im letzten Grunde Ferdinand Weerths unvergängliches Verdienst.

Die Maßnahmen des obersten Leiters und Visitators der Schulen mochten den Nächstbeteiligten allerdings nicht immer bequem sein. Aber sie waren gesund und von Segen. Der Lehrer sollte und mußte an seiner pädagogischen und didaktischen Fortbildung selber arbeiten. Dazu dienten eingerichtete Lehrerkonferenzen, Darbietung von pädagogischer Literatur, Stellung von Preisaufgaben u. a. Auch für das äußere Wohlergehen der Lehrer hatte Weerth ein warmes Herz. Gehaltsaufbesserungen, Verbesserung oder Neubau von Lehrerwohnungen wie überhaupt der Schulhäuser, die zum Teil in wirklich ungenügendem, ja unwürdigem Zustand waren, — auf das alles war des klugen und wohlwollenden Generalsuperintendenten stets offenes Auge und seine ständige Sorge gerichtet.

In einem auf guten Quellen beruhenden Lebensbilde von Ferdinand Weerth hat sein letzter Nachfolger in der Reihe der lippischen Generalsuperintendenten im 3. Bande der „Westfälischen Lebensbilder" die Erfolge von Weerths Schultätigkeit ausgesprochen. Dies Urteil darf hierher übernommen werden. „Dem langjährigen Wirken Weerths für die lippische Schule war ein Erfolg vor allem dadurch beschieden, daß die Bedeutung der Schule für Volksbildung und Volkskraft allgemein besser als bisher erkannt und gewürdigt wurde, aber auch darin, daß die Lehrerbildung erhebliche Fortschritte machte, ebenso das Wissen und Können der Schüler, deren Sinn auch für Handfertigkeit in sogenannten Industrieschulen geweckt und geübt wurde, endlich auch dadurch, daß ordentliche Schulhäuser und gesunde Lehrerwohnungen erstanden. In allen diesen Dingen hatte der Reformator und Organisator keinen Augenblick aufgehört nachzudenken, zu bereden, zu bitten, anzuordnen und einzurichten. Die Frucht seiner Saat zeigte sich merklich und reichlich. Der Erfolg ist um so höher zu bewerten, wenn man bedenkt, daß Weerth sein Werk zum großen Teil ausrichten mußte unter den kriegerischen, das kleine Lippe schwer belastenden Zeitverhältnissen."

Als Schulmann hat Weerth in der Geschichte unserer lippischen Heimat dauernd einen Ehrenplatz. Aber es wäre gewiß nicht richtig, gerade bei einem Generalsuperintendenten von seiner kirchlichen Tätigkeit zu schweigen. Das wäre auch der ganzen geistigen Struktur Weerths, dem, beiläufig bemerkt, die Universität Marburg die Würde eines Doktors der Theologie verlieh, durchaus nicht entsprechend. Also auch davon noch ein kurzes Wort.

In den Jahren 1805—1830 hat Weerth als erster Pfarrer der reformierten Kirchengemeinde Detmold in deren Gotteshause, der heutigen Marktkirche, fast sonntäglich gepredigt, und die Fürstin Pauline war bis in ihre letzten Lebensjahre in der Regel seine Zuhörerin. Das Landesarchiv verwahrt einen erheblichen Stoß von sorgfältig ausgearbeiteten Predigtkonzepten Weerths, die leider eine sehr kleine, kaum leserliche Handschrift zeigen. Die Predigten sind der Zeit und der rationalistisch gefärbten Grundanschauung ihres Verfassers entsprechend für einen heutigen Leser und Beurteiler reichlich lehrhaft und nüchtern, wenn auch in ihrer Art gehaltvoll und von seelsorgerlichem Ernst getragen. Sie sollen, und das ist verständlich, damals eindrucksvoll gewesen sein. Auf der genannten Detmolder Kanzel erlitt Weerth etwa sechs Jahre vor seinem Tode einen leichten Schlaganfall. Seitdem war seine Kraft besonders in der Predigt gebrochen.

Eine in das kirchliche Leben des Landes einschneidende und schließlich nicht glückliche Maßnahme Weerths war die im Jahre 1811 erfolgte,

an ein größeres Lehrbuch seines Amtsvorgängers sich anschließende Abfassung des „Leitfadens für den Religionsunterricht in der Schule". Von dem kirchlich verordneten Heidelberger Katechismus war, wie Weerth selber sagt, keine Rede mehr. So ging auch der Generalsuperintendent stillschweigend völlig über ihn hinweg. Weerth hat den heftigen Streit, der darüber in Lippe entbrannte und den er selbst merkwürdig genug nicht vorausgesehen hatte, nur noch in seinen Anfängen erlebt. Die Sache wurde über die Grenzen von Lippe hinaus bekannt und jahrelang vielfach erörtert. Namhafte Theologen und Kirchenrechtslehrer traten gegen den Weerthschen Leitfaden und für den Katechismus auf den Plan, der fast zwanzig Jahre nach seinem Tode wieder zu seinem Rechte kam. Auch das im Jahre 1828 von Weerth herausgegebene Lippische Gesangbuch kann als eine für die Kirche segensreiche Schöpfung nicht bezeichnet werden. Es leistete in Verflachung, Verwüstung und zum Teil völliger Unterdrückung des wertvollen alten und neueren Liederschatzes der evangelischen Kirche das denkbar Mögliche. Es war wie sein Herausgeber ein Kind seiner Zeit und kann vor dem ernst-hymnologischen Maßstab, mit dem heute solche Bücher gemessen werden, natürlich nicht bestehen. Auch der in anderen Beziehungen so tüchtige und erfolgreiche Weerth hatte in Religion und Theologie seine Schranken. Das sei nicht verschwiegen. Aber auch das andere sei noch gesagt, daß Weerth Ordnung und gewissenhafte Pflichterfüllung, wie er selbst sie liebte und vorbildlich übte, an seinem Teil in der Pfarrerschaft zu fördern ernstlich bemüht war.

Es war tief erschütternd, aber wie ein Siegel auf des Mannes unermüdliche und aufreibende Tätigkeit, daß er am 18. Oktober 1836 im Lehrerseminar, während er mit einem Lehrer vor versammelten Schülern ein kurzes Gespräch hatte, plötzlich dem Seminarlehrer in die Arme sank und sofort verschied.

Wer als Kenner und Freund der lippischen Heimat auf dem alten Friedhof an der Detmolder Weinbergstraße neben so manchen anderen Namen „Ferdinand Weerth" liest, wird des tatkräftigen und klugen Generalsuperintendenten einer unvergeßlichen Landesregentin, der er bald nach ihrem Tode in einer „Zugabe" zu einer Gedächtnispredigt selbst ein schönes, geschichtlich wertvolles Denkmal gesetzt hat, nur mit aufrichtiger Dankbarkeit gedenken.

Friedrich Ernst Ballhorn-Rosen (1774–1855)

Lippischer Kanzler

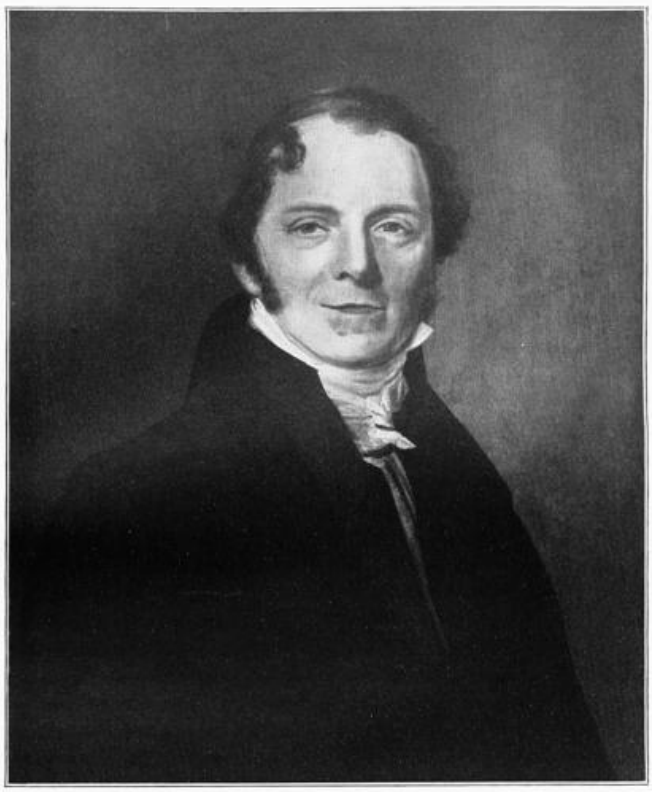
Von 1817 bis zu seinem Tode im Jahre 1855 hat Friedrich Ernst Ballhorn-Rosen in Detmold gelebt und als vertrauter Ratgeber der großen Fürstin Pauline gedient, mit der er schon seit 1814 als Erzieher ihrer beiden auf der Universität Göttingen seiner Obhut anvertrauten Söhne in nahen Beziehungen stand.

Friedrich Ernst Ballhorn ist am 12. April 1774 zu Hannover als Sohn des Direktors der Altstädter Schule, des späteren Lyzeums und heutigen Ratsgymnasiums, Ludwig Wilhelm Ballhorn und der Christine Marie Magdalene Wolkenhaar geboren. Beide Stämme führen ihre Geschichte in die Reformationszeit zurück und reichen mit ihren Vorfahren in den zu Wittenberg um Luther gescharten Kreis. Von der Altmark sind die Ballhorns als Pfarrer über Holstein in das Hannoverland gezogen. Bald nach Friedrich Ernst Ballhorns Geburt wurde sein Vater Superintendent in Neustadt am Rübenberge, wo er schon 1777, erst 47 Jahre alt, starb. Er war ein gelehrter, vielseitig gebildeter Mann, der sich auch nach Art seiner Zeit dichterisch betätigte. Eine von Ludwig Wilhelm Ballhorn als Gymnasiast im Jahre 1749 zur Einweihung von seines Vaters schöner Kirche in Ütersen in Holstein gedichtete und zusammengestellte Kantate weist in ihrem ganzen Bau deutlich Bachsche Einflüsse auf. Den Geist des Hauses bezeugen die Worte der letzten Arie:

Erschallet, vereinigte Chöre,
Der Gottheit zum Preise, zum Dank und zur Ehre
In reinem Luthertum!

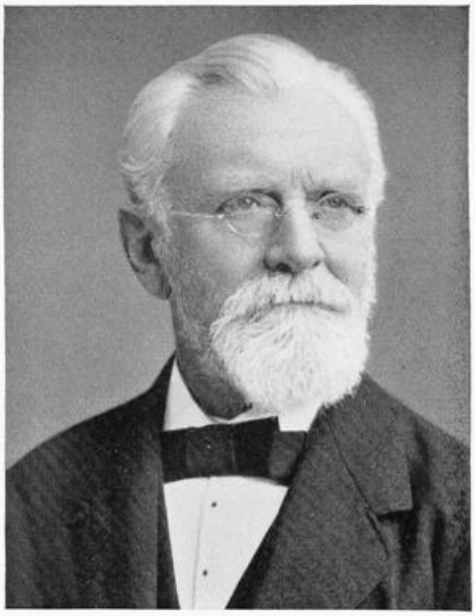
Ludwig Wilhelm Ballhorns Witwe zog nach Hannover, wo sie im Jahre 1789 „Oberaufseherin" der neu gegründeten Hof-Töchterschule wurde. So wuchs Friedrich Ernst Ballhorn in Hannover auf, wurde von dem Kandidaten Baring aus der später in England zu hohen Ehren und Würden gelangten Familie als Hauslehrer mit dem hernach berühmt gewordenen Friedrich von Schlegel zusammen vorgebildet, besuchte dann das Lyzeum zu Hannover und bezog mit neunzehn Jahren die Göttinger Hochschule, um nach der Überlieferung seines Hauses Theologie zu studieren. Bedenken gegen die kirchliche Lehre veranlaßten ihn, die Theologie mit der Philologie zu vertauschen, die auch in den späteren Zeiten seiner juristischen Laufbahn seine eigentliche Liebe blieb. Das „reine Luthertum" des Vaters wich ja in jenen Tagen dem Rationalismus, und Friedrich Ernst Ballhorn ist bis an sein Ende ein frommer Rationalist geblieben, der für die neu erwachende Rechtgläubigkeit wenig Sinn hatte. Schon 1793 zu Anfang seiner Studienzeit wurde F. E. Ballhorn Sodalis des philosophischen Seminars und später Mitglied der humanistischen Privatgesellschaft zu Göttingen. Im Jahre 1798 promovierte er als Doktor der Philosophie. Seine umfassende Kenntnis neuerer Sprachen, des Englischen und Französischen, zu dem später noch das Italienische und das Holländische hinzukamen, hat sich Ballhorn schon früh angeeignet. Im Jahre 1800 folgte er einem durch Gönner vermittelten Rufe nach Holland, um als Erzieher der beiden Söhne eines Barons, später Grafen Hogendorp*), diese Knaben für den Besuch einer höheren Lehranstalt vorzubereiten. Mit seinen beiden Zöglingen hat F. E. Ballhorn dann längere Zeit auf der Hochschule in Leiden geweilt, wo er einen anregenden Freundeskreis gewann. Die beiden Jahre in Holland bis 1802 sind für Ballhorns Bildung und Entwicklung überaus wichtig geworden. Nicht nur in den neueren Sprachen und in weltmännischer Gewandtheit vervollkommnete er sich, sondern fand auch wertvollen Anschluß an gelehrte Kreise. So wurde er von Wyttenbach auf die Bedeutung des Corpus iuris Justinianum für das römische Altertum hingewiesen, womit vermutlich auch sein Berufswechsel vorbereitet wurde, den er bald darauf um besseren Fortkommens willen vollzog.

*) Graf Geisbert van Hogendorp erwies sich später als bedeutender Staatsmann. Ihm verdankt Holland in erster Linie die Befreiung von der Franzosenherrschaft im Jahre 1813. Auf dem Befreiungsdenkmal im Haag bildet die Figur Hogendorps den Mittelpunkt.



Friedrich Ernst Ballhorn-Rosen
1774—1855

Friedrich August Rosen
1805—1837



Georg Rosen
1820—1891

1802 nach Hannover zurückgekehrt, bewarb sich Ballhorn um Charlotte Eisendecher aus angesehener Hannoverscher Sippe. Da der Vater Eisendecher nicht vor fester Anstellung des künftigen Schwiegersohnes die Verheiratung zugeben wollte, entschloß sich Ballhorn, zur Rechtswissenschaft überzugehen, und ließ sich aufs neue in Göttingen einschreiben, wo er schon 1803 nach angestrengtem, erfolgreichem Studium als Doktor beider Rechte promovierte. Er erhielt die Facultas legendi und las hauptsächlich über römisches Recht. Seine Vorlesungen fanden guten Zuspruch. Schon 1804 wurde er Beisitzer des akademischen Spruchkollegiums und erhielt im Jahre 1807, nachdem die Universität dem Königreich Westfalen einverleibt worden war, seine Ernennung als Mitglied des westfälischen Konsistoriums. Als nach den Ereignissen von 1806 Göttingen zum Königreich Westfalen kam und der Code Napoléon eingeführt wurde, hielt er auch Vorlesungen über das für die Landeskinder unentbehrliche französische Recht. Seine auf reiches philologisches Wissen sich stützende geistreiche Auffassung des französischen Rechtes, bei der ihm die in Holland vervollkommnete Kenntnis der französischen Sprache zu Hilfe kam, machte ihn zu einem beliebten Universitätslehrer an der damals von etwa 500 Studenten besuchten Göttinger Hochschule. Weniger günstig gestaltete sich Ballhorns Stellung nach der Wiederaufrichtung der hannoverschen Herrschaft. Der Wegfall des französischen Rechtes als Lehrfach bedeutete für ihn einen beträchtlichen Verlust an Ansehen und Einkommen. Es scheint auch, als sei ihm seine Tätigkeit unter westfälischer Herrschaft, der er doch nicht hätte ausweichen können, so wenig er je den Deutschen und seine Trauer über des Vaterlandes Schmach verleugnet hat, an manchen Stellen verdacht worden.

So mußten ihm die Beziehungen zu der geistreichen, tatkräftigen Fürstin-Regentin Pauline zur Lippe erwünscht sein, die schließlich zu seiner Berufung nach Detmold führten. Als 1814 die lippischen Prinzen Leopold und Friedrich die Universität Göttingen beziehen sollten, ersuchte die Fürstin den ihr schon früher bekannten Friedrich Ernst Ballhorn, ihre beiden Söhne in sein Haus zu nehmen und ihre Studien zu leiten. Über die Fürstin Pauline zur Lippe und ihre Zeit besitzen wir ein umfassendes Werk von Hans Kiewning, eine wahre Fundgrube für zeitgeschichtliche Verhältnisse, besonders für die Tage der Franzosenherrschaft, des Rheinbundes, des Königreiches Westfalen und der Freiheitskriege. Durch den Tod ihres Gatten, des Fürsten Leopold I., im Jahre 1802 Witwe geworden, hat die außerordentliche Frau von 1802 bis kurz vor ihrem Tode 1820 die Regentschaft und die Vormundschaft ihrer Söhne mit erstaunlicher Kraft geführt und durch ihre geschickte Politik die Selbständigkeit der zum Fürstentum erhobenen Grafschaft Lippe für ihren Sohn gerettet. Was sie zur wirtschaftlichen und sittlichen Hebung des kleinen Landes aus tiefer Verwahrlosung geschaffen hat, kann hier nur gestreift werden. Durch die Kriegsläufte und die gleich verheerenden Durchzüge von Freund und Feind wurde Lippe wiederholt bis auf das Mark ausgesogen. Und doch war es, als die Fürstin die Herrschaft in die Hand ihres Sohnes übergab, ein verhältnismäßig wohlhabendes Land mit gesunden Verhältnissen. Fürstin Pauline mag in ihrer Fürsorge für ihre notleidenden Untertanen, in ihrem Kampf gegen Bettel, Trunksucht und Unsittlichkeit wohl eine Vorläuferin der Inneren Mission genannt werden. Daß sie nur auf dem Wege des Anschlusses an den Rheinbund ihres Landes Selbständigkeit retten konnte, war harte Notwendigkeit und kann ihr nicht zum Vorwurf gemacht werden. Ihre aufrichtige Bewunderung für Napoleon, an dessen Stern sie selbst nach der Leipziger Schlacht noch glaubte, mag uns Kindern einer anderen Zeit verwunderlich und befremdlich erscheinen. Damals wurde sie von vielen geteilt, die darum keine schlechten Deutschen zu sein meinten. Schwere Opfer an Gut und Blut hat das kleine Land im Dienst der Rheinlandpolitik bringen müssen; in Spanien verblutete sich die von der Fürstin gestellte Truppe. Aber ein anderer Weg wäre für die Fürstin Pauline schwerlich gangbar gewesen.

Das dem zum Lippischen Hofrat ernannten Ballhorn anvertraute Erziehungswerk war schwer und dornenvoll. Der Erbprinz war von träger Gemütsart und wenig begabt. Prinz Friedrich lebhafter, aber ebenfalls wissenschaftlicher Betätigung abgeneigt. Der Fürstin lag die sittliche Bewahrung ihrer Söhne vor allem am Herzen, und für ihre Zwecke fand sie in Ballhorn durchaus den rechten Mann, dem sie bis an ihr Ende ihr volles Vertrauen geschenkt hat. Der spätere Fürst hat wohl in Ballhorn immer nur den einstigen Lehrherrn und Zuchtmeister gesehen, während Prinz Friedrich ihm freundlich zugetan blieb. Ballhorn-Rosen hat die Zeit seines fürstlichen Zöglings überlebt und noch seinem Nachfolger, dem Fürsten Leopold, gedient.

In Regierungsgeschäften nahm Pauline den Hofrat Ballhorn zuerst im Jahre 1815 in Anspruch, als sie ihre Justizreform durchsetzte. Ballhorn weilte in Detmold und „errichtete aus den früher zusammengeschriebenen Akten und Gutachten und gestützt auf eigene Erfahrung in kurzer Zeit das sichere juristische Gebäude" (Kiewning). An den zum Abschluß gekommenen Erziehungsauftrag knüpfte sich dann F. E. Ballhorns Übertritt in den lippischen Dienst und seine Übersiedlung nach Detmold im Jahre 1817. Kurz vorher hatte er seinem Namen den zweiten, Rosen, mit der Bestimmung hinzugefügt, daß seine Nachkommen sich ausschließlich Rosen nennen sollten. Der Entschluß zum Namenswechsel, der mit der alten, ehrwürdigen Geschichte des Namens Ballhorn in einigem Widerspruch steht, geht wohl schon auf Ballhorns holländische Zeit zurück. Die Fürstin erscheint in keiner Weise als Verleiherin des Namens. Sie schrieb damals: „Wenn Sie Ihren Namen verlängert haben, so erlaube ich mir ein Gleiches mit Ihrem Titel, und werden Sie, wenn Sie hierbei bleiben, auch eine vom 3. April datierte Ausfertigung haben: Pensionsberechtigung, Titel Vicekanzleydirektor, Gehalt als Criminalrichter, damit Sie sehen, wie sehr ich mich mit Ihnen beschäftigt habe."

Im Herbst 1817 siedelte Ballhorn mit den Seinen nach Detmold über und waltete dort noch 38 Jahre seines Amtes mit Treue und Erfolg, von der Fürstin Pauline mit besonderem persönlichen Vertrauen geehrt. Im letzten Jahrzehnt seines Amtes wurde er mit dem Titel Kanzler ausgezeichnet. Am Detmolder Gymnasium hat er gelegentlich noch mit Unterricht ausgeholfen, am Schulwesen des Ländchens als Mitglied der Scholarchats-Kommission gearbeitet. Zwei juristische Werke sind während dieser Zeit von ihm erschienen: „Über Dominium" und „Zur Vorgeschichte des römischen Rechtes". Daneben hat Ballhorn-Rosen bis in sein hohes Alter philologische Studien betrieben und sich, noch ehe sein Sohn Friedrich das Sanskrit als Hauptfach erwählte, in die indische Sprachwelt eingearbeitet. Über seine amtliche Tätigkeit wird geurteilt, daß er zwar eine reformatorische Tätigkeit in der Rechtspflege des Fürstentums nicht entfaltete, wohl aber zur Ordnung des Justizwesens und zur unabhängigen Stellung der Gerichte durch seine umsichtigen Gutachten und Berichte viel beitrug. Seine Urteile galten als Muster von gründlicher Behandlung und Anwendung der umfassendsten Kenntnisse. — Auch auf naturwissenschaftlichem Gebiet war der rührige Mann tätig und hinterließ eine wertvolle Mineraliensammlung.

Der Kanzler Ballhorn-Rosen war ohne Zweifel eine unpolitische Natur. Es muß auffallen, wie wenig die gewaltigen Zeitereignisse sich in seiner Lebensführung widerspiegeln. Auch das ist bezeichnend, daß in den Richtlinien, die ihm die Fürstin Pauline für die Erziehung ihrer Söhne gab, in den großen Jahren 1814 und 1815 vom Freiheitskampf des Vaterlandes nicht die Rede ist. Und die Prinzen waren doch achtzehn und siebzehn Jahre alt! Dennoch ist Ballhorn-Rosen gelegentlich von seiner Fürstin mit einem wichtigen politischen Auftrag betreut worden. Pauline hatte dem durch ihre ganze Regentschaft sich ziehenden Kampf mit ihren Ständen dadurch ein Ende zu machen gesucht, daß sie ihrem Lande eine neue, zeitgemäße Verfassung gab. Da dieser Schritt mit den Metternichschen Karlsbader Beschlüssen in Widerspruch stand, wurde Ballhorn-Rosen 1819 von der Fürstin zur Verteidigung ihrer Sache an den Bundestag nach Frankfurt geschickt, wo er zugleich eine alte Streitsache mit Schaumburg-Lippe wegen der Hoheitsansprüche im Amt Blomberg vertreten sollte. Wochenlang hat Ballhorn-Rosen in Frankfurt mit Kraft und Ausdauer die Sache seiner Fürstin vertreten. Aber die Verhältnisse waren stärker als seine Sachlichkeit, und beide strittige Fragen mußten bis zu ihrer Erledigung noch lange Jahre ruhen. Es berührt dabei eigen, daß sowohl die Fürstin wie ihr Ratgeber im Grunde zu den Karlsbader Beschlüssen nicht in Widerspruch standen. Ballhorn-Rosen war ein entschiedener Gegner der Burschenschaft und konnte es schwer verwinden, daß sein zweiter Sohn Gisbert, Robert Schumanns geliebter Jugendfreund, später durch lange Jahre in Detmold als Direktor des Obergerichtes eine bekannte und verehrte Persönlichkeit, mit Eifer der Burschenschaft in Heidelberg angehörte und sogar als „bester Schläger" berühmt war.

Mit der Fürstin Pauline blieb Ballhorn-Rosen bis zu ihrem Tode im Jahre 1820 in herzlichem Verkehr, wenn auch nach Kiewnings Urteil der „eckige" Mann ihr frühere vertraute Ratgeber nicht ganz ersetzen konnte. Den mündlichen Verkehr ergänzten Zettel der Fürstin auf rosa Papier, von denen ein in Familienbesitz erhaltener hier im Wortlaut folgen mag, schon weil er sich auch mit der burschenschaftlichen Frage berührt:

P. M.

In Hannover ist Freude und Leid, den 26sten bekam die Herzogin von Cambridge glücklich einen Prinzen, den 27sten die Herzogin von Clarence zu früh eine Prinzessin, die nur kurze Zeit lebte, man fürchtet sehr für die Mutter.

Kotzebues Meuchelmord wird Sie ergriffen haben, so wenig er als Mensch taugte, so scheuslich ist Meuchelmord. Sand ist mystischer Fanatiker und wird denen geschadet haben, denen er nüzzen wollte.

Ich habe den schönen fehlerfreyen braunen 4jährigen Hengst Beacon (einen Sohn des Benbovery) am Sonnabend in Hannover für 290 rt. Cour. Münze erstanden.

Lauter Nova an denen Sie Theil nehmen werden, die ich aber der höchst verschiedenen Natur wegen durch Striche zu trennen hatte.

Detmold,
den 31. März 1819. Pauline.

Noch einmal griff die Politik in Ballhorn-Rosens Kreise, als gegen das Ende seines Lebens von 1853—1855 der durch die Versteigerung der deutschen Flotte unrühmlich bekanntgewordene Hannibal Fischer Kabinettsminister des Fürsten wurde. Fischer versuchte sich in die Justizangelegenheiten einzudrängen und geriet so in Kampf mit Ballhorn-Rosen, der zu seiner Genugtuung des Ministers Sturz noch erlebte.

Ballhorn-Rosen hatte 1804 Charlotte Eisendecher geheiratet. Aus der Ehe sind ihm sechs Kinder geboren, fünf Söhne, von denen einer früh starb, und eine Tochter. Der älteste 1805 zu Hannover geborene Sohn Friedrich ist der den Lesern dieses Werkes bekannte Orientalist. Den frühen Tod dieses hochbegabten, dem Vater immer mehr zum vertrauten Freund gewordenen Sohnes im Jahre 1837 hat Ballhorn-Rosen nie verwunden. Der zweite 1808 in Göttingen geborene Sohn Gisbert wurde durch Wahl und Beruf ganz Detmolder. Bodo Rosen, geboren 1814, wurde Mediziner und starb früh als Arzt in Amerika. Der erste in Detmold 1818 geborene Sohn Hermann wurde preußischer Artillerieoffizier und starb 1866 zu Bonn. Emilie Rosen, geboren 1807, heiratete den Hofapotheker Kaiser in Detmold und starb schon 1829 im Wochenbett.

Ballhorn-Rosen wurde 1818 Witwer und verheiratete sich dann wieder im Jahre 1820 mit Sophie Rudorff aus altangesehener hannoverscher Familie. Aus der zweiten Ehe wurden ihm fünf Kinder, zwei Söhne und drei Töchter, geboren, von denen der eine Sohn früh starb. Das Lebensbild Georg Rosens findet der Leser auf Seite 218. Die Tochter Sophie, geboren 1822, Mutter des Verfassers dieses Lebensbildes, heiratete den hannoverschen Legationsrat Karl Klingemann. Auguste, geboren 1824, heiratete den Amtsassessor Karl Seiff zu Brake und starb schon 1848 im ersten Wochenbett, Elise, geboren 1829, verheiratete sich mit dem lippischen Leutnant, später preußischem Oberstleutnant Karl Groskopf. Sie starb 1897 einige Jahre vor ihrem Gatten. Sowohl der bis ins hohe Alter als Rechtsanwalt in Detmold tätige Bürgermeister Karl Seiff als auch Karl Groskopf werden alten Detmoldern wohl noch in Erinnerung stehen.

Das Bild des Kanzlers ist dem Verfasser durch die Erzählungen seiner Mutter, die mit rührender Anhänglichkeit dem Detmolder Elternhaus zugetan blieb, überaus lebendig geworden. Das Detmold seiner Zeit konnte den Verkehrsansprüchen des vielseitig gelehrten Mannes nicht ganz genügen, so sehr er in seinem langjährigen Amtssitz heimisch geworden war. Sein Hauptverkehr war der Generalsuperintendent Weerth, mit dem er zu wandern pflegte. Wie er auch im juristischen Amt Philologe blieb, war Ballhorn-Rosen eine in sich gekehrte Gelehrtennatur mit starkem Bedürfnis wissenschaftlicher Mitteilung. Sein bedeutender Briefwechsel galt vornehmlich wissenschaftlichen Fragen und ist von den Tagesereignissen kaum berührt. Vor allem war in ihm ein starker Lehrtrieb lebendig, der die Bildung seiner Kinder, auch der Töchter, stark befruchtet hat. Seine Töchter pflegte er in früher Morgenstunde im Lateinischen zu unterrichten, vielleicht nicht gerade zum Vorteil ihrer leiblichen Entwicklung. Noch in ihrem hohen Alter wußte seine Mutter ihren Horaz zum großen Teil auswendig und gedachte stets mit Rührung des väterlichen Unterrichtes, bei dem auch die neueren Sprachen nicht zu kurz kamen. Mit den Töchtern war auch der Kreis ihrer Freundinnen in diesen Unterricht hineinbezogen. Die vielgenannte Schriftstellerin Malvida von Meysenbug, die Schriftstellerin Emma Wackerhagen und manche andere blieben dem väterlichen Freunde zu Dank verpflichtet. Bis in das Ende des 19. Jahrhunderts lebte in Soest die Tochter des einstigen Detmolder hochgelehrten Konrektors Möbius, die alte Lehrerin Minna Möbius, die nur mit Tränen der Rührung von Kanzler Ballhorn-Rosen sprechen konnte.

Das glückliche, geistig angeregte Leben, das Ballhorn-Rosen mit den Seinen führte, hatte durch lange Jahre seine Heimstätte in dem bis heute unverändert gebliebenen Hause neben der lutherischen Kirche in der Schülerstraße. Da ist auch noch der Nebeneingang für die zum damaligen Haushalt gehörende Kuh erhalten. Groß-Sophie hieß ihrer Würde entsprechend die zur Pflege der Kuh bestimmte Großmagd. Zum Hause kam als weiterer schöner Besitz der Weinberg, wo die alte Buche, unter der Ballhorn-Rosen gern zu unterrichten pflegte, noch steht. Um seinen Studien ungestört leben zu können, hatte der Kanzler bei dem in der Nähe von Detmold gelegenen malerischen Dorfe Mosebeck ein kleines Bauerngut, das noch heute den Namen Rosenkotten trägt, mit ziemlich ausgedehntem Wald erworben.

Unter den zahlreichen Gästen des Ballhorn-Rosenschen Hauses sei Ernst Bandel, der Schöpfer des Hermannsdenkmals, genannt, der zu den langwierigen Vorarbeiten für „den Hermann" oft in Detmold weilte. Im Jahre 1845 zeichnete er in das inhaltreiche Stammbuch der Mutter, die damals als Braut sich zur Übersiedlung nach London rüstete, drei Blätter ein, ein überaus lebensvolles, künstlerisch hervorragendes Bildnis des Großvaters, das Haus in der Schülerstraße mit der lutherischen Kirche und das Innere dieser Kirche. Die Blätter sind um so wertvoller, als die eigenartig schöne kleine Barockkirche leider einem Neubau hat weichen müssen. Erst dreißig Jahre später durfte der Verfasser als Schüler der Weihe des Hermannsdenkmales beiwohnen und Zeuge der Ehrung Ernst von Bandels durch den alten Kaiser sein. Ergreifend war die Begegnung der beiden Greise, die, jeder auf seine Weise, ihr hohes Ziel erreicht hatten.

Friedrich Ernst Ballhorn-Rosen starb, nachdem ihn 1854 verschiedene Schlaganfälle getroffen hatten, am 15. Oktober 1855. Seine und seiner zweiten Frau wie auch seiner Tochter Emilie Grüften und Grabsteine sind auf dem alten Detmolder Friedhof wohlerhalten. Sein Leben gehört einer längst überholten Vergangenheit an, und das Detmold seiner Tage hat sich gewandelt und geweitet. Aber sein Lebensbild mag doch für manchen Detmolder und Lipper von Wert sein. Denn sein in Treue vollbrachtes Lebenswerk hat seiner zweiten Heimat gehört, an der auch die Liebe seiner Nachfahren haftet.

Pauline Christine Wilhelmine
Souveraine Fürstin, Vormünderin und Regentin zur Lippe,
geborne Fürstin zu Anhalt.

1769—1820

Landesbibliothek Detmold

Fürstin Pauline zur Lippe (1769–1820)

Leben und Wirken der großen Fürstin können in dem Rahmen der Lebensbilder dieses Werkes nur in allgemeinen Andeutungen behandelt werden. Das literarische Denkmal hat ihr Hans Kiewning in seinem großen Werk „Fürstin Pauline“ [1]) gesetzt. Wer ihr Wirken und ihre Zeit des des näheren kennenlernen will, sei darauf verwiesen.

Geboren am 23. Februar 1769, wurde die Prinzessin unter Leitung ihres Vaters erzogen. Als dessen stete Gefährtin und Gehilfin bei seinen Regierungsgeschäften entwickelte sie schon früh neben allen Vorzügen edler Weiblichkeit Charakter- und Geisteseigenschaften, wie sie sonst nur Männern eigen sind. Wiewohl von Natur und durch Anregung Gleims mehr zur Beschäftigung mit Literatur und Poesie und ruhigem Stilleben geneigt, hatte doch ihr Geschick sie zu einer hervorragenden politischen Tätigkeit bestimmt, indem sie sich im Januar 1796 mit dem Fürsten Leopold zur Lippe vermählte, welcher, nachdem er in seiner Jugendzeit mehrere Jahre an Geisteskrankheit gelitten, schon am 4. Februar 1802 mit Hinterlassung von zwei Söhnen starb. Sie genoß schon damals ein solches Vertrauen, daß man ihr, gegen die Regel der lippischen Hausgesetze, die Vormundschaft und Landesregentschaft übertrug, welche sie aus einem mit zwei landständischen und einem Regierungsmitgliede bestehenden Kollegium 18 Jahre lang mit rastloser Tätigkeit und Selbstaufopferung geführt hat. Die geistreiche Fürstin war Seele dieser Regierung; von ihr ging fast immer der Anstoß aus zu dem, was zum Wohle des Landes geschah. In der schwierigen Zeit während des Kaisertums und der napoleonischen Kriege war ihr ganzes Bestreben darauf gerichtet, ihr Land vor Bedrückungen und Gefahren möglichst zu schützen, und das ist ihrer geschickten Hand in solchem Maße gelungen, daß Lippe damals der Umgegend als eine Oase der Wüste erschien. In dem Beitritt zum Rheinbund sah sie die einzige Möglichkeit, die Integrität und Selbständigkeit des Landes zu erhalten und seine Lasten zu erleichtern. Ihr persönliches Verdienst war es auch, daß Lippe nicht mit dem Königreich Westfalen oder dem Großherzogtum Berg inkorporiert und von Einquartierungen und Requisitionen bis Ende 1813 fast ganz verschont wurde. Das Truppenkontingent des Landes nahm zur Rheinbundzeit an den Feldzügen in Spanien, Tirol und Rußland teil und wurde nach dem Umschwung sofort zur Armee der Alliierten gestellt.

Mit gleichem Eifer wandte sich die Fürstin während und nach der Kriegszeit den damals noch sehr patriarchalischen Institutionen des Landes zu, welche sie in zeitgemäßem und freiheitlichem Geiste, ohne Schonung veralteter Standesvorrechte, zu verbessern suchte. Dahin gehört die Einführung der allgemeinen Militärpflicht mit kurzer Dienstzeit und einer ohne Rücksicht auf Steuerprivilegien gleichmäßig auf das Einkommen der Bevölkerung, auch des Domaniums gelegten Kriegssteuer, Reform des Finanzwesens, der Justiz, ausgedehnte Wegebauten, festere Stellung der Staatsdiener, Aufhebung der Leibeigenschaft, endlich Einführung einer Repräsentativverfassung. Sie drang vor allem auf Vertretung des im Laufe der Zeit kräftig entwickelten und bei den Staatslasten am stärksten beteiligten Bauernstandes. Diesen Bestrebungen widersetzten sich die von Selbstsucht und Kastengeist beseelten Stände von Ritterschaft und Städten. Ein Widerstand wurde geleistet, an welchem alle Einigungs- und Reformversuche scheiterten. Pauline entschloß sich deshalb, zur Erfüllung einer Verpflichtung der Wiener Bundesakte im Jahre 1819 eine landständische Verfassung zu „octroyiren“, welche jedoch durch den Bundestag auf Beschwerde von Ständen und Agnaten sistiert wurde. Diese landständischen Kämpfe sind erst lange nach ihrem Tode zum Abschluß gelangt. Neben den legislativen Reformen war es vor allem das Schulwesen, die Armenpflege, Gründung wohltätiger und gemeinnütziger Anstalten, Hebung der allgemeinen Sittlichkeit und Religiosität des Volkes, was das Herz der Regentin beschäftigte. Zu den bedeutendsten Kosten solcher Reformen trug sie mit freigebiger Hand aus eigenen Mitteln bei

[1]) Fürstin Pauline zur Lippe. 1769—1820. Meyersche Hofbuchhandlung 1930. Preis geb. 7,20 RM.

und wußte die Privatwohltätigkeit dafür anzuregen. Ihre pädagogischen Ideen veröffentlichte sie zuweilen in den damals vom Generalsuperintendenten von Cölln redigierten „Beiträgen zur Beförderung der Volksbildung", korrespondierte darüber mit auswärtigen Sachverständigen, wie Zeller in Zürich, suchte sich durch Abgeordnete nach der Schweiz über die Pestalozzische Methode zu informieren und wußte zur Ausführung ihrer Pläne überall die richtigen Werkzeuge zu finden. So ist namentlich das Schulwesen des Landes durch ihre Fürsorge zu einer damals beispiellosen Blüte gelangt. Unter den von ihr geschaffenen Wohltätigkeitsveranstaltungen verdient besonders die mit dem Lehrerseminar verbundene „Pflegeanstalt" zu Detmold genannt zu werden, welche zu einem Waisen-, Kranken-, freiwilligen Arbeitshause, einer Schule für Handarbeit und einer Kleinkinderbewahranstalt, jetzt Paulinenanstalt genannt — der ersten in Deutschland — bestimmt war. Für Bettler und Vagabunden wurde ein Zwangsarbeitshaus errichtet, und schon seit 1804, als man noch wenig an Pflege der Geisteskranken dachte, sorgte die Fürstin für Gründung einer Irrenanstalt in Brake, welche im Jahre 1811 eröffnet wurde. Überhaupt war sie in sozialpolitischen Bestrebungen ihrer Zeit weit voran. Erfüllt von dem strengen Pflichtgefühl, nahm sie persönlich an den Sitzungen der Regierung und der Rentkammer teil und hielt zweimal wöchentlich Audienzen, wo jeder Untertan mit Bitten und Beschwerden bei ihr Zutritt und stets gerechte und humane Behandlung fand. Was die edle Frau ihrer näheren Umgebung durch Eigenschaften des Geistes, durch den mächtigen Zauber ihrer Persönlichkeit gewesen ist, lebt noch fort im Munde der Nachkommen. Nachdem sie im Jahre 1820 mit einer feierlichen Abschiedsrede die Regierung in die Hand ihres ältesten Sohnes Leopold niedergelegt hatte, wurde ihr von der Stadt Lemgo das Amt des regierenden Bürgermeisters angetragen, sie starb aber schon am 29. Dezember desselben Jahres. Die Regierung Paulinens, so schreibt ein zeitgenössischer Schriftsteller mit Recht, „wird in der lippischen Geschichte stets eine ihrer glänzenden Perioden bleiben".

Friedrich Reinert (1769–1820)

Lemgoer Gymnasialrektor

Reinen Herzens zu sein,
Das ist das Höchste,
Was Weise ersannen,
Weisere taten. (Hölderlin.)

Fern dem belebten Markt der Stadt erhebt sich auf dem Walle Lemgos ein schlichtes Denkmal für Johann Friedrich Reinert, den einstigen Rektor des Gymnasiums; die Treue und Anhänglichkeit von Schülern und Freunden haben es ihm errichtet. Und „die süße Pflicht der Dankbarkeit gegen einen unvergeßlichen Lehrer" war es, die Wilhelm von Blomberg im Jahre 1822 das Leben dieses Mannes aufzeichnen ließ, der nach voller und höchster Erkenntnis rang, und dem die leidenschaftliche Liebe zur Jugend Glück und Seligkeit bedeuteten [1]).

Dieser reiche Geist und Lehrer von Gottes Gnaden, dieser gütige Mensch und Diener des Ewigen wurzelte fest und stark in seiner lippischen Heimat. An einem kalten Januartage des Jahres 1769 in Unterwüsten als der Sohn ehrenfester, rechtschaffener Bauern geboren, verlebte er in Armut und Entbehrung eine harmlose Kindheit und erste Jugend. Es barg und hegte ihn die sorgende Liebe seiner Eltern, und schützend umstanden das Wachstum seiner Seele die stillen Hügel und die friedsamen Wälder des lippischen Landes.

Als die Eltern nach der Luhe bei Lemgo verzogen, trat der zehnjährige Johann Friedrich in das Lemgoer Gymnasium ein und fand in dem umfassend gebildeten Rektor Mensching seinen ersten Erwecker, Führer und Freund.

Reinerts starke Begabung und wachsende Aufgeschlossenheit für die geistige Welt, sein nie erlahmender Fleiß erklären die bruchlose Stetigkeit seiner Entwicklung. Als er Lemgo verläßt, um in Halle bei dem berühmten Philologen Wolf zu studieren, ist er ein Jüngling von ausgedehntem Wissen und unbeirrbarem Wahrheitstrieb. Durch seine Studienjahre hungert und friert er sich durch, frohen Mutes jedoch, aus der Kraft einer im Edlen wurzelnden Persönlichkeit. Mit dem Schwung, der Freude und gläubigen Zuversicht seiner Zeit durchstreift er die zudrängenden Wissenschaften, wie die Besten erfüllt von der sengenden Sehnsucht nach dem Wahren, Guten und Schönen. Die ewigjugendlichen Werte der Antike aber, ihr Duft und Glanz, waren ihm das unwandelbar Erhabene und Richtunggebende; das griechische Volk in seiner schönen Ausgewogenheit und Würde wurde und blieb ihm vorbildlich ausgezeichnet durch „edle Einfalt und stille Größe", und in seiner Kultur spürte und erlebte er das Zeit- und Raumlose.

Reinert widersteht den Verlockungen eines akademischen Amtes; er will seinem „Vaterland" Lippe, das ihm „durch nichts ersetzt werden" kann, die Treue halten, und kehrt nach Beendigung seines Studiums in die geliebte Heimat zurück. Seine Tätigkeit als Hauslehrer in der Braker Familie des Herrn Rodewald vertauscht er 1797 mit einer Lehrerstelle an der Lemgoer Schule, die sich nach seiner Berufung als Rektor bald einen Ruf erwirbt, der weit über die Stadt- und Landesgrenzen hinausreicht.

All sein Denken und Trachten gilt fortan dem Gymnasium seiner Vaterstadt: weder „die unbesiegten Mächte der Gewohnheit", noch kleinliche Nörgelei und Gehässigkeit oder die Kümmerlichkeit seiner wirtschaftlichen Lage können ihn in seinem hohen Streben behindern; persönliche Wünsche erscheinen wie ausgelöscht durch die Aufopferung für die Sache, die ihm über alles geht.

Johann Friedrich Reinert erweist sich nun als einer jener wahrhaft schöpferischen Erzieher, in denen der Gottesadel ruht; weil Edles in ihm ist, versteht er es, Edles zu erwecken. Das Geheimnis seiner Methode, in der Strenge mit Milde sich glücklich vereinen, liegt in der fruchtbaren Anwendung des schlichten Satzes, daß ein Mensch desto früher „ein anständiger Kerl" wird, je eher er als solcher behandelt wird. In der Stille seiner Studierstube, da denkt er das Tiefste, um dann hineinzugehen in die Klassen mit jener Liebe, die das Lebendigste liebt — die

[1]) Das Leben Johann Friedrich Reinerts, beschrieben von Wilhelm Frhrn. von Blomberg, Lemgo, Meyersche Hofbuchhandlung, 1822.

Jugend, die berufen ist, in Ehrfurcht vor dem Geistigen fortzubauen an dem Bau der Kultur und Gesittung.

Mit Einsicht und Umsicht und mit erstaunlicher Willenskraft weitet er den Rahmen der Lehrfächer und zieht nach und nach die ganze zeitgenössische Bildung in den Kreis seines Wirkens, ohne die Forderung der Gründlichkeit jemals aufzugeben. Alles aber, was er dachte, lehrte und vorlebte, blieb in Selbstbescheidung und Demut auf das Religiöse bezogen, nicht soweit es in dogmatischen Sätzen rationalen Charakter angenommen ist, sondern sofern der Mensch sich durch ein Übergreifendes in seinem Gewissen angerufen und bestimmt weiß.

Die Tatsache, daß Reinert sich jenem Goetheschen „heiligen Ernst" verpflichtet fühlte, „der allein das Leben zur Ewigkeit macht", daß er ganz seiner Aufgabe und Arbeit lebte und alle oberflächliche Geselligkeit mied und verbot, sollte ihm zum Verhängnis werden. Törichtes Geschwätz, üble Nachrede und Verleumdung blühten um ihn auf und suchten ihn zu vergiften. Man stieß sich an seiner bäuerlichen Herkunft, an seinem „Stolz", tuschelte von seiner antikirchlichen und unreligiösen Haltung, tat empört und gab sich sittlich entrüstet über die Schulden, die er bei seinem kärglichen Einkommen gemacht hatte. Als er schließlich notgedrungen und schweren Herzens und ohne von der edlen Fürstin Pauline in seiner Stellung gehalten werden zu können, ins „Ausland", nach Soest, geht, da bricht das Unwetter los. Der ganzen Erde Niedrigkeit, alle Gehässigkeit und boshafte Verachtung, deren Menschen fähig sind, fallen über ihn her und brechen dieses edle Herz trotz aller Verehrung und Liebe seiner Schüler. Der Pöbel, zu dem auch viele „Gebildete" rechnen, „die schmutzige, wankelmütige Menge", rottet sich an seinem letzten Lemgoer Schultage zusammen und dankt ihm mit Hohn und Spott für all seine Selbstlosigkeit und Treue.

Nie wieder hat er sich von diesem furchtbaren Schlage erholt; er war ins Mark getroffen, begann zu kränkeln, und zwei Jahre darauf ging, fern der Heimat, sein edler Geist zur ewigen Ruhe ein.

Johann Friedrich Reinert war menschlich echt in seiner Haltung, klaren Geistes und reinen Herzens, war wahrhaft fromm und erhaben in der Größe seiner Innerlichkeit und berufen, der Jugend ein Führer zu sein zu „Glaube, Hoffnung, Liebe und Ehrfurcht", zu allem, was ein Menschendasein würdig und wertvoll macht. Wahrlich, die Erinnerung an ihn sollte nie verblassen!

Wilhelm Arnold Eschenburg (1778–1861)

Lippischer Regierungspräsident

Die seit Jahrhunderten in Lübeck ansässige und heute dort noch blühende Familie Eschenburg hat im 19. Jahrhundert unserem Lande drei um das öffentliche Wohl verdiente Männer geschenkt.

Den ersten Anstoß hierzu gaben politische Ereignisse im Lande Braunschweig, wo Abkömmlinge dieser Familie seit der Mitte des 18. Jahrhunderts lebten.

Zu den obersten Beamten des Herzogtums nämlich, die in der Zeit von 1827 bis 1830 den Launen und Willkürhandlungen des Herzogs Karl von Braunschweig nicht folgen konnten und daher in Ungnade gefallen waren, gehörte auch der Geheime Justizrat Eschenburg, der Mitglied der braunschweigischen obersten Landesbehörde war. Diesen berief der regierende Fürst Paul Alexander Leopold zur Lippe im Jahre 1829 als Kammerdirektor in seinen Dienst.

Wilhelm Arnold Eschenburg wurde am 15. September 1778 in Braunschweig als Sohn des bekannten Gelehrten und Shakespeare-Übersetzers Johann Joachim Eschenburg geboren. Von 1797 bis 1800 widmete er sich in Göttingen dem Studium der Rechte; kein Geringerer als der große Staatsrechtslehrer Johann Stephan Pütter bescheinigt ihm in eigenhändig geschriebenem Zeugnis, daß er seinen „Lehrvorträgen über die Reichsgeschichte und das Teutsche Staatsrecht mit unausgesetztem Fleiß und rühmlichster Aufmerksamkeit beigewohnt" habe. Mit zweiundzwanzig Jahren erhielt Eschenburg die Zulassung zur Advokatur in seiner Vaterstadt Braunschweig. Bald darauf trat er in den Staatsdienst über, wo er die Aufmerksamkeit des regierenden Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand auf sich zog. Dieser ernannte ihn im Jahre 1805 zu seinem Geheimsekretär und bald darauf zum Hofrat. In dieser Eigenschaft begleitete Eschenburg seinen Landesherrn im Jahre 1806 in wichtiger diplomatischer Mission an den Kaiserlich Russischen Hof nach St. Petersburg. Im Herbst 1806 finden wir ihn an der Seite seines Herzogs, als dieser als Oberbefehlshaber der preußischen Armee gegen Napoleon ins Feld zog. Die noch erhaltenen Briefe Eschenburgs, die er aus dem Hauptquartier des preußischen Heeres an seinen Vater richtete, gewähren einen unmittelbaren Einblick in den unglücklichen Verlauf des Krieges. Nach der verlorenen Schlacht bei Auerstädt verließ Eschenburg seinen schwerverwundeten Herrn nicht; er weilte vielmehr bis zum Tode des Herzogs am 10. November 1806 in Ottensen in seiner unmittelbaren Nähe.

Als während der nun folgenden französischen Fremdherrschaft, von der bekanntlich Lippe verschont blieb, das Herzogtum Braunschweig dem Königreich Westfalen einverleibt und dem Okerdepartement zugeteilt wurde, mußte auch Eschenburg das Opfer des Eintritts in die französische Verwaltung bringen; er wurde zum Generalsekretär des Okerdepartements mit dem Sitze in Braunschweig ernannt. Aber auch jetzt hielt er treu zu seinem Herrscherhaus und benachrichtigte seinen rechtmäßigen Landesherrn, den Herzog Friedrich Wilhelm, als dieser sich während seines Zuges durch Norddeutschland in Braunschweig aufhielt, vom Herannahen der westfälischen Truppen. Er geriet dadurch in die größte Lebensgefahr, da Jerome ihn auf die Kunde hiervon ohne weiteres erschießen lassen wollte. Nach Wiederherstellung der rechtmäßigen Regierung berief der Herzog Eschenburg zum Mitglied des „Geheime-Rats-Kollegium", wie das braunschweigische Staatsministerium damals amtlich hieß. Außer diesem Hauptamt bekleidete er verschiedene wichtige Nebenämter. Seine Stellung als Präsident des Herzoglichen Ober-Sanitätskollegiums brachte ihn zum ersten Male in Beziehungen zu Lippe. Der unter Führung unseres großen Landsmanns Rudolph Brandes stehende „Apothekerverein im nördlichen Teutschland" ernannte Eschenburg zum Ehrenmitgliede. Das am 30. März 1822 zu Salzuflen vom „Oberdirektor des Vereins" Dr. Rudolph Brandes ausgefertigte Ehrendiplom legt Zeugnis von der Verehrung ab, die der Verein Eschenburg wegen seiner Verdienste um das Apothekerwesen in Braunschweig entgegenbrachte.

Die Herrscherlaunen des Herzogs Karl machten es den verantwortlichen Männern seiner Regierung auf die Dauer unmöglich, die Befehle des Monarchen zu befolgen. So schieden nach und

nach die Männer, die das Geheime Rats-Kollegium bildeten, v. Schmidt-Phiseldeck, v. Schleinitz, Eschenburg und v. Bülow aus ihren Ämtern. Das Land Braunschweig verlor, wie es in einer Geschichte jener Zeit heißt, „den reifen Schatz der Kenntnisse und Erfahrungen dieser bei dem ganzen Publikum in den höchsten Ehren stehenden Männer."

Bald sollte sich aber für Eschenburg eine neuer, verantwortungsreicher Wirkungskreis finden. Am 22. April 1829 teilte Fürst Leopold zur Lippe in einem eigenhändigen Schreiben der Fürstlichen Kammer folgendes mit:

„Der Herzoglich Braunschweigische Geheime Justizrat Eschenburg, Ritter des Guelphenordens, Sohn des verstorbenen berühmten Gelehrten, ein ebenso gebildeter, kenntnisreicher als gewandter Geschäftsmann von dem festesten, trefflichsten Charakter, hat meinen Ruf als Kammerdirektor angenommen, auch schon seinen Abschied (in Braunschweig) erhalten und wird gegen Ende des nächsten Monats herkommen."

Schon am folgenden Tage vollzog der Fürst die förmliche Ernennung Eschenburgs zum „Direktor Unserer Rentkammer". Am 1. Juni 1829 trat Eschenburg seinen Dienst in Detmold an. Bereits im September desselben Jahres berief ihn das Vertrauen seines neuen Landesherrn auch in die Staatliche oberste Landesbehörde, die Fürstliche Regierung, deren Leiter er durch die am 11. Juni 1832 erfolgte Ernennung zum Regierungs- und Kammer-Präsidenten wurde. 16 Jahre lang durfte er in dieser Eigenschaft zum Nutzen des lippischen Landes wirken.

Das erste größere gesetzgeberische Werk, das Eschenburgs Namen trägt, ist die landständische Verfassungs-Urkunde vom 6. Juli 1836. Wir Heutigen sind geneigt, über dieses Staatsgrundgesetz, die Zusammensetzung und die Wahl des Landtags zu lächeln; wenn aber berücksichtigt wird, daß die „Getreuen Stände" auf die Wahrung ihrer alten Rechte bedacht waren und daß die Verfassung schließlich doch unter ihrer Zustimmung zustande gekommen ist, so wird man die Schwierigkeiten ermessen können, die der verantwortliche Staatsmann zu überwinden hatte, zumal er auch auf die möglichste Wahrung der Rechte des Landesherrn Bedacht nehmen mußte und auch die in den Hausverträgen begründeten Rechte der Erbherrlichen Linien unangetastet bleiben mußten. So ist Eschenburg als der Schöpfer der älteren Lippischen Landesverfassung anzusehen. Über 40 Jahre lang bildete sie die Grundlage des staatlichen Lebens in unserem Lande, und einige durch sie geschaffene Einrichtungen, wie z. B. das Landkasse-Administrationskollegium, haben sich bis ins 20. Jahrhundert hinein gehalten.

Zwei weitere wichtige Gesetze lassen deutlich die frühere Verbundenheit Eschenburgs mit dem Lande Braunschweig erkennen. Wenige Tage nach der Landständischen Verfassungsurkunde, nämlich am 16. August 1836, wurde das Publikationspatent, betreffend das für Braunschweig, Lippe, Schaumburg-Lippe und Waldeck Gemeinschaftliche Ober-Appellationsgericht in Wolfenbüttel erlassen. Während dieses Gericht, soweit Lippe in Betracht kam, bisher nur für bürgerliche Rechtsstreitigkeiten als letzte Instanz zuständig war, wurde es nunmehr auch für Strafsachen als dritte Instanz eingesetzt. Außerdem wurde den Fürstlichen Häusern Lippe, Schaumburg-Lippe und Waldeck die Besetzung einer Ratsstelle zugestanden. Durch Gesetz vom 18. Juli 1843 wurde ferner, da es bisher in Lippe an einem einheitlichen Strafrecht gefehlt hatte, das wenige Jahre zuvor für das Herzogtum Braunschweig erlassene Kriminalgesetzbuch mit einigen wenigen durch die besonderen lippischen Einrichtungen und Verhältnisse gebotenen Änderungen eingeführt. Zugleich wurde die Zuständigkeit der Ämter und Stadtgerichte in Strafsachen neu geregelt. Dem tatkräftigen Vorgehen Eschenburgs hat unser Land es zu verdanken, daß seiner Strafrechtspflege bis zum Inkrafttreten des Deutschen Strafgesetzbuches im Jahre 1871 ein auf den wissenschaftlichen Lehren des großen Kriminalisten Feuerbach aufgebautes, in einem anderen deutschen Lande bereits praktisch erprobtes Strafrecht zugrunde gelegt werden konnte.

Von großer Bedeutung für die wirtschaftliche Entwicklung des Landes war die von Eschenburg alsbald nach Erlaß der Verfassungsurkunde in Angriff genommene Ablösungsgesetzgebung. Zwar gelang es ihm nicht, die ganze Materie in einem einzigen Gesetze zu regeln. Das Gesetz vom 4. September 1838 regelte nur die Ablösung der Dienste, Zehnten, Korn- und Viehabgaben; es bildet aber die Grundlage für die gesamte spätere Ablösungsgesetzgebung, und ist noch gegenwärtig, von wenigen einzelnen Bestimmungen abgesehen, in Kraft. In zwei Verordnungen von 1843 und 1845 konnte Eschenburg, gestützt auf die beifällige Aufnahme des Gesetzes von 1838 durch die beteiligten Bevölkerungskreise, die Hudeberechtigungen und die Holzabgaben in das Ablösungsverfahren einbeziehen und damit langjährige

Wünsche zahlreicher ländlicher Grundbesitzer erfüllen.

Im Jahre 1841 erreichte Eschenburg nach längeren in Berlin geführten Verhandlungen den Anschluß Lippes an den Deutschen Zollverein. Es war dies keine einfache Angelegenheit! Vier Staatsverträge und eine ganze Anzahl von Gesetzen und Verordnungen waren nötig, um diesen politisch und wirtschaftlich so notwendigen und nachträglich so selbstverständlich erscheinenden Anschluß herbeizuführen; mehr als 250 Seiten der Gesetzsammlung füllt dieses Gesetzgebungswerk vom Dezember 1841. König Friedrich Wilhelm von Preußen ehrte Eschenburg aus diesem Anlaß durch die Verleihung des Roten Adlerordens 2. Klasse.

Nach einer Zeit ruhiger Weiterentwicklung, in der Eschenburg als verantwortlicher Leiter sowohl der Staats- wie der Landesfürstlichen Domanialverwaltung manche dem Wohle „getreuer Untertanen" förderliche Maßnahmen hatte treffen können, zog das Jahr 1848 herauf. Die freiheitlichen Forderungen, die in ganz Deutschland laut wurden, traten auch an den Fürsten zur Lippe und seinen verantwortlichen Ratgeber heran, zunächst in einem allerdings wirklich bescheiden zu nennenden Ausmaße. Am 8. März verlangten nämlich Magistrat und Stadtdeputierte der Residenz in einer dringenden Petition, daß Mitglieder der Regierung nicht zugleich der Fürstlichen Kammer angehören möchten! Diese Forderung erkannte Eschenburg als berechtigt an; in einer Eingabe an den Fürsten vom gleichen Tage bemerkt er, daß er diese Trennung nicht allein für möglich, sondern für notwendig halte, sie auch schon längst gewünscht habe. Seiner Bitte, ihn vom Direktorium der Kammer huldvoll zu entbinden, entsprach Fürst Leopold noch am selben Tage.

Die politischen Forderungen jener Tage gingen darnach natürlich auch in unserem sonst so friedlichen Lande über den in jener Petition ausgedrückten besonderen Wunsch hinaus. Eschenburg verstand sich noch dazu, an dem eben erwähnten 8. März eine Verordnung über die Freiheit der Presse gegenzuzeichnen, für die weitergehenden Ansprüche des neuen Zeitgeistes hatte der fast Siebzigjährige aber kein rechtes Verständnis mehr. Schon am folgenden Tage spricht er dem Fürsten gegenüber seine Überzeugung aus, daß er „unter den gegenwärtigen Umständen und bei den Konzessionen, zu welchen Ew. Hochfürstliche Durchlaucht veranlaßt werden", seine Dienste im Staat nicht mehr mit der früheren Kraft und Freudigkeit werde leisten können. Durch Erlaß vom 13. März erteilt der Fürst dem Regierungspräsidenten Eschenburg in Gnaden die nachgesuchte Entlassung, und zwar, wie es in der Urkunde heißt, „mit aufrichtiger Bezeugung Unseres Dankes für die Uns bisher mit Treue und Eifer bewiesenen Dienste."

Die nächsten nach dem Rücktritte Eschenburgs in der Gesetzsammlung erschienenen Verordnungen, vermutlich diejenigen, denen Eschenburg nicht glaubte zustimmen zu können, betrafen die Öffentlichkeit der Landtagssitzungen und die Bildung einer Bürgerwehr; sie sind vom Nachfolger Eschenburgs, dem Geheimen Regierungsrat Petri, gegengezeichnet.

Noch 13 Jahre war es Eschenburg vergönnt, in seiner lippischen Wahlheimat im Ruhestande zu leben und sich dabei des ungeschmälerten Vertrauens des Landesherrn zu erfreuen.

Das innige Familienleben, das Eschenburg im Hause seiner Eltern kennengelernt und das er selbst, so oft er von Braunschweig abwesend war, im Briefwechsel mit seinem Vater gepflegt hatte, setzte er nach Gründung eines eigenen Heims fort. Im Jahre 1818 verheiratete er sich mit der 19jährigen Elisabeth v. Strombeck aus Braunschweig. Aus der Ehe gingen 10 Kinder hervor, von denen allerdings im frühen Kindesalter drei starben. Von seinen vier Söhnen wanderten 2 nach Amerika aus, während die beiden anderen, zur Freude des Vaters, in der lippischen Heimat ihre Wirkungsstätte fanden: August, der als Jurist schon in frühen Jahren zum „Kanzley-Assessor" ernannt und in die Obergerichte berufen wurde, und von 1875 bis 1884 als Minister an der Spitze der Verwaltung stand. Arnold, der als Arzt und Medizinalrat ebenfalls lange Jahre seinen Mitbürgern und seinem lippischen Heimatlande nützlich sein durfte.

Zwei Töchter Eschenburgs heirateten lippische Juristen, die Brüder Fritz und Otto Preuß, deren ersterer als Amtmann in Alverdissen und Lage tätig war, während der letztere nicht nur durch seine langjährige Wirksamkeit als Oberaerichtsrat, sondern vor allem durch seine geschichtlichen und volkskundlichen Forschungen und Veröffentlichungen bekannt geworden ist.

Mit dem Tode der Witwe von Arnold Eschenburg erlosch im Jahre 1928 der Name Eschenburg in Lippe, nachdem er 99 Jahre lang mit Achtung genannt worden war. Nur in einer dem Landeskrankenhause angegliederten, auf einem Vermächtnis des Geh. Hofrats Dr. Arnold Eschenburg beruhenden Stiftung lebt der Name noch fort.

Friedrich Adolf Böger (1767–1839)

Fürstl. Lipp. Oberst und Kommandeur der lippischen Kontingente in den napoleonischen Kriegen

Auf dem Friedhofe an der Weinbergstraße in Detmold steht ein Grabdenkmal, eine große, vierseitige Steinpyramide mit gefäßartigem Aufsatz, dessen Inschrift uns angibt, daß hier ein Fürstl. Lipp. Oberst Friedrich Adolf Böger ruht. Dieser Böger stammte aus einer alten Bauernfamilie, die ihren Namen jedenfalls von Bega, plattdeutsch Biege, ableitet, da sie einst im Begatal ansässig gewesen sein soll. Ein Johann Böger war später Besitzer des 1722 an Avenhaus verpachteten und nachher verkauften Hofes bei Heiden. Sein zweiter Sohn Hermann heiratete 1626 die Witwe Ilsabein Gröne geb. Barkhausen auf dem Rittergute Obernhausen bei Biesen. Durch Verheiratung mit Anna Ilsabein geb. Menkhausen, Witwe des verstorbenen Meiers zu Röhrentrup, wurde dessen zweiter Sohn, Hermann Adolf Böger, 1664 Besitzer des dortigen Gutes. Dessen Sohn und Anerbe, Anton Lothar, wurde 1705 auf einer Jagd vom Vater aus Versehen erschossen und hinterließ mehrere Söhne, außer dem Anerben Simon Heinrich Adolf, der als Leutnant bei dem lippischen Militär stand. Als dessen Sohn wurde Friedrich Adolf Böger, der spätere Oberst, am 23. 6. 1767 geboren.

Schon am 14. 4. 1782 trat er unter dem Grafen Simon August, 1734—1782, als Kadett in das Lippische Bataillon ein, wurde am 7. 7. 1784 Korporal mit 9 M., am 4. 4. 1786 Feldwebel mit 18 M. monatlichem Gehalt. Bei Vermehrung der Truppen zum Kriege gegen Frankreich rückte er am 25. 4. 1798 zum Oberleutnant bei 54 M. Gehalt auf, und im Jahre 1800 ernannte ihn der Fürst Leopold I. unter Erhöhung seines Einkommens auf 63 M. zum Hauptmann.

Lippe war auf Wunsch der Fürstin Pauline am 18. 4. 1807 in den Rheinbund aufgenommen worden. Napoleon war nun daran gelegen, aus den neuen Staaten auch schnell Soldaten zu bekommen. Die Aushebung war dem General Clarke, Gouverneur von Berlin, übertragen, der schon im April desselben Jahres von Lippe und Bückeburg, die man französischerseits oft nicht auseinanderzuhalten wußte, zusammen 650 Mann forderte. Die Aufsicht in Ausbildung und Uniformierung übte der französische Oberst Ducasse in Paderborn aus, der zwei französische Soldaten als Modell nach Detmold schickte. Es wurden fünf Kompanien gebildet, von denen die 1., 2., 3. aus Lippern, die 4. aus Schaumburgern bestand und die 5. gemischt zusammengesetzt war. Weil in Detmold noch keine Kaserne bestand, lag daselbst nur die 1. Kompanie und zwar in Bürgerquartieren, in den beiden Garnisonstädten Lemgo und Blomberg standen die 3. und 5. bzw. die 2. und in Bückeburg die 4. Kompanie. Hauptmann Böger erhielt gegen seinen Wunsch keine Kompanie, sondern mußte auf Befehl der Fürstin in Detmold bleiben, da man mit Desertionen und notwendig werdenden Nachschüben rechnete. Er hatte im Verein mit der Regentin viel Sorge und Arbeit. Die ganze Ausrüstung mußte gekauft werden und kostete 20 000 Taler.

Langwierigen Streit gab es zwischen Lippe und Bückeburg um die Frage, wer im Amte Alverdissen, das damals zwar unter lippischer Landeshoheit stand, aber sonst bis zum Rückkauf durch die Fürstin Pauline 1812 nach Bückeburg gehörte, Rekruten ausheben durfte. Geradezu belustigend gestaltete sich dieser Kampf und verwandelte Alverdissen in einen Kriegsschauplatz, als später mal wieder vier Soldaten dort eingezogen werden sollten. Lippe hielt die beauftragten Bückeburger Beamten fest und ließ Alverdissen durch ein Militärkommando umstellen. Darauf sandte Bückeburg ein Bauernkommando und Beamte, welche die vier Vorsteher nach dem Schlosse vorluden, wo sie, als sie sich weigerten, wenigstens zwei Mann für das Bückeburger Militär zu stellen, gebunden und auf einen Wagen geladen wurden, um sie nach der Festung Hameln zu bringen. Eine schnell versammelte und nacheilende Bürgerkolonne von zirka 100 Mann befreite die Verhafteten wieder.

Nach einer Parade vor der Fürstin in Lemgo rückten die Kompanien am 25. 6. 1807 nach Osten ab. Infolge einer Bitte der Regentin bei Clarke und Fürsprache des letzteren beim Kaiser durften die Lipper in Hameln als Garnison bleiben, von wo sie nach dem Tilsiter Frieden am 28. 8. 1807 wieder in ihre Heimat zurückkehrten.

Neue Arbeit kam für Böger, als am 18. 9. 1807 bei der Fürstin ein Befehl Napoleons eintraf, mit Bückeburg 2 neue Kompanien zum 10. 10. marschbereit zu stellen. Es wurden die 2. (Lipper) und die 5. Komp. (Lipper und Bückeburger) für diesen Kriegsdienst bestellt, die am 13. 11. unter den Hauptleuten Meister und v. Campe abrückten; sie sind in den folgenden Jahren in Spanien fast aufgerieben worden.

Als Österreich 1809 aufs neue zum Kriege gegen Napoleon rüstete, kam am 26. 2. 1809 der Befehl des Kaisers, daß außer jenen zwei Kompanien von den beiden Lippe noch 370 Mann zu stellen seien, deren Zahl im März desselben Jahres auf 650 erhöht wurde. Die Fürstin wollte anfangs beim Rheinbunde Einspruch erheben, daß die früher gestellten zwei Kompanien nicht mit eingerechnet werden sollten, hielt damit jedoch zurück, um die Ungnade des Kaisers sich nicht zuzuziehen. Das Bataillon wurde in sechs Kompanien geteilt, und Hauptmann Böger bekam die 1. Kompanie, hatte daneben zugleich das Bataillon zu führen, weil dessen Chef, Oberstleutnant v. Campe, in Detmold blieb. Böger rückte am 19. 3. 1809 mit zwei Kompanien aus; die andern folgten. Der Marsch ging nach Passau und Salzburg, und als der Aufstand in Tirol erfolgte, mußten die Lipper unter dem französischen Marschall Lefebvre mit nach dort marschieren, wo sie am 31. 7. in Innsbruck eintrafen und in den Gebirgskämpfen manche Verluste erlitten. Wiederholt hatte der französische Oberst, dem die Lipper unterstanden, schon darauf aufmerksam gemacht, daß ein Kompanie-Hauptmann nicht zugleich Bataillonsführer sein könne; deshalb ernannte die Fürstin auf Vorschlag jenes Obersten den Hauptmann Böger, der den Ruf eines tüchtigen, umsichtigen Führers genoß, mit dem Range eines Oberstleutnants am 28. 11. 1809 zum Bataillons-Kommandeur.

Am 13. 1. 1810 stand Böger mit seinen Lippern wieder bei Mannheim, aber nicht auf der Heimreise, sondern auf dem gefürchteten Marsche nach Spanien, dessen Grenze am 7. 3. überschritten wurde. Strapazen, Hunger, Elend, Krankheiten und Tod warteten hier. Der Rest der schon 1808 hierher gesandten zwei Kompanien wurde auf die neuen Truppen verteilt, und zwar die Lipper auf die 1. bis 4. und die Bückeburger auf die 5. Kompanie. Bald war Ersatz aus der Heimat erforderlich, und mit einem Nachschube kam Frau Böger mit ihrer Magd. Sie wollte Freud und Leid mit ihrem Manne teilen und hat deshalb mutig und standhaft auch das letzte mit ertragen.

Das Entscheidungsschicksal trat am 14. 1. 1810 ein. Böger lag mit 210 Mann, von denen 90 krank waren, in der kleinen Feste La Bisbal bei Gerona nördlich von Barcelona. Gegen 10 Uhr morgens rückte eine Übermacht von meist Aufständischen gegen sie heran. Zur Verteidigung der ganzen Feste reichten die wenigen Soldaten nicht aus; man zog sich in ein altes Schloß zurück. Bald war auch der Burghof in den Händen der Feinde; die Sturmglocken läuteten; von den Dächern der umliegenden Häuser und besonders vom Turme der nahestehenden Kirche pfiffen die Kugeln; es fehlte an Trinkwasser; heranrückende Entsatztruppen kamen nicht durch. Da mußte sich die Besatzung von nur noch 70 kampffähigen Soldaten ergeben. Schrecklich war die Behandlung der Gefangenen. Die Banditen nahmen ihnen alles, selbst die Stiefel, soweit sie noch brauchbar waren. Oberstleutnant Böger mit Frau und Magd mußten mit in Reih und Glied treten, und dann trieb man die Leute unter Fußtritten und Kolbenstößen 7 Stunden weit, brachte sie mit Schiffen darauf nach Tarragona, führte sie dort stundenlang zur Schau des Pöbels umher und sperrte sie danach hungrig und durstig in ein Kloster. Der feindliche General wurde infolge seines „großen Sieges" zum Grafen von La Bisbal ernannt.

Böger, der vor dem Unglückstage schon als Oberst der Truppen von Lippe und Anhalt in Aussicht genommen war, kam mit denjenigen Mannschaften, die nicht in englische Dienste traten, in Kriegsgefangenschaft nach England. Er war wohl streng im Dienst gewesen, aber voll Fürsorge für seine Untergebenen, deshalb allgemein geachtet, und er ist auch später in Wort und Schrift nach Möglichkeit für seine Leidensgefährten eingetreten. Sein Los in England war nicht leicht; mit den andern Offizieren wurde er in Thame, vier Stunden von Oxford, interniert. Am 31. 10. 1810 schrieb er an die Fürstin Pauline und bat um Fürsorge für alle, die ohne Verschulden in diese traurige Lage geraten seien. Die Offiziere konnten sich gegen Ehrenwort etwas frei bewegen; aber sie mußten Wohnung und Kost bezahlen, und bei der traurigen Finanzlage Lippes waren die Überweisungen recht dürftig; Böger bekam nur 54 M. Doch zeigten die Engländer oft auch Wohlwollen, borgten sogar manchen, und einzelne haben später von der Heimat aus noch Schulden abgetragen. Die Fürstin hat sich oft

um sie gekümmert, manchmal schriftlich nach ihnen gefragt, aber nur spärlich Nachrichten erhalten.

Als Lippe sich am 5. 11. 1813 vom Rheinbunde losgesagt hatte, bat die Fürstin am 6. 12. 1813 den großbritannischen Generalleutnant Stuart bei der Nordarmee, die Freigabe der Gefangenen zu bewirken. Am 5. 4. 1814 wurde ihnen die Freilassung angekündigt, und am 8. 4. bestiegen sie das Schiff. — Böger wurde nach seiner Rückkehr Chef des Militärwesens in Lippe und Vorsitzender des Militärgerichts, dem aber nicht bloß Rechtssachen, sondern auch manche Verwaltungssachen unterstanden. Am 3. 4. 1815 äußerte er den Wunsch, den neuen Feldzug gegen Frankreich mitmachen zu dürfen; doch wurde seinem Gesuch nicht stattgegeben, weil schon dem Oberstleutnant Reineke die Führung des Bataillons übertragen war.

Böger wohnte in seinem kleinen Hause an der Bruchstraße, neben der Bürgerschule, heute Nr. 4, und besaß dazu außer einem Garten noch ca. 20 Scheffelsaat Land. Seine Frau, geb. Kanne, aus angesehener Detmolder Handwerkerfamilie stammend, war eine schlichte, ehrbare, treue Lebensgefährtin; an altväterlichen Sitten hängend, wurde sie auf ihren Wunsch nach dem Tode in der malerischen altlippischen Tracht beerdigt.

Auf Röhrentrup, Bögers Stammgute, saß zu der Zeit Karl Becker, der die Tochter seines Vorbesitzers Böger geheiratet hatte. Er starb am 3. 9. 1825 und seine Frau wenige Jahre später, und hinterließen vier Söhne, für die, weil noch minderjährig, neben dem Untervogt Hanke-Heiden der Oberstleutnant Böger, der Vetter des letzten Meiers Böger, Vormund wurde. Dieser bezog auch noch eine Einnahme vom Gute. Das Hochstift Paderborn hatte nämlich seinen ihm zustehenden Zehnten aus der Gemeinde Dehlentrup, wozu Röhrentrup gehört, als Lehen an die Besitzer des Hofes oder an mehrere Personen der Familie übertragen, und zwar zuletzt 1784 zu gleichen Teilen an den Hofbesitzer Böger, an seinen Bruder Joh. Bernh. Friedr. Adolf und an ihren Vetter, den jetzigen Oberstleutnant Friedrich Adolf Böger. Nachdem nun der Meier tot war und 1831 auch dessen Bruder starb, blieb Friedrich Adolf Böger allein übrig. Er meldete den Tod des letzten Bögers zu Röhrentrup der Lippischen Rentkammer und fügte hinzu: „Deshalb bin ich der Senior der Bögerschen Familie und verabsäume nicht, mich um die Belehnung des Domes zu melden."

Das Gut bestand nämlich ursprünglich aus drei Höfen, wozu noch eine Fläche von 111 Scheffelsaat, der Dom genannt, kam, womit die Besitzer der anderen Höfe durch die Lippische Rentkammer belehnt waren. — Röhrentrup war Erbmannslehen, hätte also nach Ableben des letzten Bögers auf dem Hofe an männliche Blutsverwandte fallen müssen. Der Oberst bemühte sich deshalb, die Lehnsrechte der Familie Böger aufrechtzuerhalten und trat mit Verwandten in Verhandlungen. Diese zeigten aber wenig Interesse. Einer schrieb sogar: „Nur keine Menschen ärgern. Ob ich Röhrentrup habe oder nicht, das ist mir ganz egal. Deshalb rauche ich keine Zigarre weniger und trinke kein Glas Wein mehr. Was verstehen wir von Ackerbau und Viehzucht und den damit verbundenen Ärgernissen, sowie von dem ganzen vorsündflutlichen Lehnsrummel."

Am 14. 4. 1832 feierte Böger, wobei ihm die Kriegsjahre doppelt angerechnet wurden, hochgeehrt sein goldenes Militär-Dienstjubiläum. Unter Anerkennung seiner treuen Dienste wurde ihm das Patent als Oberst mit einer besonderen Medaille am Bande verliehen.

Er starb am 9. 8. 1839; sein Grabmal trägt die Inschrift: „Hier ruht Friedrich Adolf Böger, Fürst. Lipp. Oberst, geb. am 23. 6. 1767, gest. am 9. 8. 1839, nachdem er 57 Jahre 3 Mon. seinem Vaterlande treu gedient hatte."

Christian Friedrich Falkmann (1782–1844)

Von den Lehrern am Gymnasium in Detmold, die Ferdinand Freiligrath unterrichtet und erzogen haben, übten hauptsächlich Rohdewald und Falkmann einen besonderen Einfluß auf den Dichter aus, nach seinem eigenen Bekenntnis „jener durch Ausbildung meines sittlichen, dieser durch Weckung und Entwickelung meines ästhetischen Gefühls. Wenn mir Falkmann im Sommer 1825, als ich das Detmolder Gymnasium verließ, das Distichon ins Stammbuch schrieb:

‚Überall folgen die Musen und Grazien ihrem Verehrer,
Niedrer und kalter Sinn weist sie allein nur zurück',

so ist das, mein' ich, Beweis genug, daß ich bis dahin nicht ‚Mangel an geistig anregenden Einflüssen' gelitten, sondern daß die Talente, die man vielleicht in mir entdeckte, Pflege genug erfahren hatten."

Die Folgezeit hat bewiesen, daß der Lehrer seinen Schüler richtig erkannt hatte, als er ihm dieses Wort mit auf den Lebensweg gab. Eine gewisse seelische Verwandtschaft, wenigstens ein weitgehendes Verständnis für die geistige Veranlagung des Knaben, den ein widriges Geschick von der ihm liebgewordenen Bildungsstätte vertrieb, spricht sich darin aus; jedenfalls hat er Kenntnis von den dichterischen Versuchen Freiligraths gehabt, die schon mit dessen achtem Lebensjahre begannen, und er hat sie nach Kräften gefördert, nachdem er den Eindruck gewonnen hatte, daß hier ein schlummerndes Talent zu wecken sei. Daher erklärt sich auch der bleibende Einfluß des Lehrers auf seinen Schüler, den Freiligrath noch in einem Briefe aus London vom 9. Juli 1852 dankbar anerkennt.

Dieser Lehrer, Christian Friedrich Falkmann, wurde am 2. Juli 1782 als Sohn eines Amtmanns zu Schötmar geboren. Er besuchte das Gymnasium zu Lemgo und bezog im jugendlichen Alter von 17 Jahren die Universität zu Göttingen, um Theologie zu studieren. In die Heimat zurückgekehrt, wurde er von der Fürstin Pauline als Erzieherin ihrer beiden Söhne Leopold und Friedrich berufen und damit ganz dem Schulwesen gewonnen. Nachdem hier seine Aufgabe erfüllt war, wurde er im Jahre 1813 zum Prorektor des Gymnasiums in Detmold ernannt, das damals noch an der Schülerstraße lag und vor seiner Gründung im Jahre 1602 die Kirche des „Augustiner-Nonnenklosters zu Mariental" bildete. Im Jahre 1819 erschien seine Schrift: „Nachricht von der gegenwärtigen Einrichtung des Gymnasiums und der Bürgerschule zu Detmold" und im Jahre 1826 das Buch: „Der Küchengarten, oder kurze Übersicht aller bekannten Gartengewächse, ihre Kultur etc.; nach dem Alphabeth geordnet." Im Jahre 1834 wurde er Direktor des Detmolder Gymnasiums, trat aber bald in den Ruhestand und starb am 11. Februar 1844. Im Jahre 1839 erschien von ihm noch die Schrift: „Einige Bemerkungen über den Unterricht in den neuern Sprachen". Als Dichter ist er von geringerer Bedeutung gewesen. Seine „Poetischen Versuche" erschienen 1818 in Göttingen. Sie bedeuten eine teilweise enge Anlehnung an größere Vorbilder, nehmen aber durch ihre Formenschönheit für sich ein. Es befinden sich Gelegenheitsgedichte auf fürstlich-lippische Persönlichkeiten darunter.

Freiherr v. Blomberg-Iggenhausen (1788–1813)

Dichter und Kämpfer in den Freiheitskriegen

Heimatfreunde haben ihn wohl den „lippischen Körner" genannt; doch hat ihm die deutsche Literaturgeschichte nicht den Ritterschlag erteilt. Allzufrüh berief ihn die gepanzerte Bellona zu Walhallas Freuden. Als Soldat und Vaterlandsdichter hat er in schwerer Zeit die Deutschen zu den Waffen gerufen und Bausteine herbeigetragen zu dem gewaltigen Werke des geeinten Deutschen Reiches.

„Die Hämmer jetzt her!
Das Feuer jetzt sprüht,
Das Eisen es glüht,
Jetzt schmiedet die Wehr!

Nun so sprich, wem schmiedest die Waffen du?
Ihr Männer, ich will es euch künden;
Die Waffen bereit ich dem Volke zu,
Der Knechtschaft sich kühn zu entwinden,
Daß sie fälle des welschen Tyrannen Macht,
Die Waffen bereit ich zur Hermannschlacht,
Daß des Wütrichs ehernes Zepter vergehe,
Daß auf deutschem Boden die Freiheit bestehe.

Zuvörderst ein Schwert
Uns lasset bereiten;
In stürmischen Zeiten
Hat's goldenen Wert!

Das Schwert ist des Mannes eiserne Braut,
Vermählt ihm mit heiligen Banden;
Wer Gott, seiner Sach' und dem Schwerte vertraut,
Wird nimmer, das glaubt mir, zuschanden;
Wie die Sichel durch wankende Halme geht,
So das Schwert die Haufen herniedermäht,
Mag mit Blitz und Donner der Wüterich fechten,
Ich führe das Schwert in der nervigen Rechten!"

„Seine Dichtung", urteilt Prof. Dr. Fritsch in der Zeitschrift „Niedersachsen" (17. Jahrgang, Nr. 1), „war im edelsten Sinne Tendenzdichtung, will sagen, sie verfolgte außerhalb der künstlerischen Sphäre liegende Absichten: die Heiligung des entweihten deutschen Bodens, die Hoffnung auf ein einiges großes Vaterland."

Wir würden wahrscheinlich von diesem Vaterlandsstreiter nicht mehr wissen, wie von vielen anderen, die ihr Blut auf dem Altar des Vaterlandes dargebracht haben, wenn nicht der bekannte Dichter Freiherr de la Motte-Fouqué die hinterlassenen „poetischen Schriften" Blombergs mit einer kurzen Lebensbeschreibung herausgegeben hätte.

Alexander von Blomberg entstammte einem alten lippischen Adelsgeschlechte, aus dem schon ein Mitstreiter Bernhards II. zur Lippe nach Livland gezogen und dort den baltischen Stamm des Geschlechtes begründet haben soll. In der Heimat begegnet uns ein Ritter von Blomberg um die Mitte des 14. Jahrhunderts bei einem Befreiungszuge der Bürgerschaft von Horn. Die Nachfahren, ihrer Väter würdig, haben ihre Kräfte stets in den Dienst des Vaterlandes gestellt, sei es nun in den Werken des Krieges oder des Friedens. Am 31. Januar 1788 wurde Karl Alexander von Blomberg zu Iggenhausen geboren. „Von frühester Jugend an", heißt es über ihn, „zeigte der Knabe einen festen, biederen Sinn, der selbst in seinen kindlichen Handlungen nicht zu verkennen war, und die Poesie in ihm sprach sich durch eine auffallende Einfachheit und einen durch nichts gehemmten Enthusiasmus für alles, was ihm zusagte, aus, der oft zu komischen Szenen Veranlassung gab." Wesentlich kürzer, klarer und auch wohl zutreffender ist eine andere Nachricht über seine Kindheit, der zufolge ihm der Vater ein Schwert in die Wiege gelegt haben soll. Auf dem alten Gymnasium zu Lemgo erhielt er seine Ausbildung. Schon mit zwölf Jahren trat er 1800 als Fahnenjunker in das alte preußische Infanterie-Regiment Nr. 9 zu Hamm (Westfalen) ein, das Generalmajor v. Brehmer (bis 1802) und nach ihm Generalmajor v. Schenk (bis 1806) befehligte. Im Jahre 1804 wurde er Fähnrich. Mit seinem Regiment rückte er in den Feldzug des Jahres 1806. In der Schlacht bei Jena war Blomberg dem Rüchelschen Korps zugeteilt, das sich am 15. Oktober bei Erfurt ergab. Nur er und ein anderer Offizier waren mit ihren Zügen auf dem Schlachtfelde verblieben und hatten dieses erst auf ausdrückliche Ermahnung eines Generaladjutanten verlassen. Er hat nie diesen Zug von Standhaftigkeit erwähnt, der erst später durch seinen Waffengefährten bekannt geworden

ist. Nach der Übergabe von Erfurt wurde er gleich allen Offizieren nach Abgabe des schriftlichen Ehrenwortes, in diesem Kriege nicht weiterkämpfen zu wollen, in die Heimat entlassen. Im März 1807 starb sein Vater aus Gram über Preußens Unglück.

Nach dem Tilsiter Frieden trat Alexander von Blomberg wieder in das preußische Heer ein. Er ging nach Berlin und benutzte die ihm zur Verfügung stehende Muße zur weiteren wissenschaftlichen Ausbildung. Im Frühjahr 1809 erhielt er die Aufforderung, sich dem Schillschen Unternehmen anzuschließen. Nur zu gern folgte er diesem Rufe; doch war das Korps schon aufgebrochen. Blomberg zog zu Fuß hinterher, sammelte unterwegs Mannschaften, mit denen er jedoch nur bis zur Elbe kam. Hier wurde er von preußischen Offizieren gefangengenommen und zur Verbüßung einer deswegen verhängten Festungshaft nach Kolberg geschickt. Dann kehrte er nach Berlin zurück und widmete sich schriftstellerischer Tätigkeit. Im Jahre 1812 wurde er als Leutnant dem 1. Schlesischen Infanterie-Regiment zugeteilt; doch erbat er schon im Sommer dieses Jahres seinen Abschied, um Dienste in Rußland zu nehmen. Als Kapitän und Adjutant des russischen Generals v. Tettenborn rückte er mit den Russen nach Napoleons Rückzug in das befreite Königsberg ein und kam mit diesen am 20. Februar 1813 vor den Toren Berlins an. Hier fiel er als erstes Opfer der Freiheitskriege bei der Erstürmung des Schönhauser Tores. Ihm zu Ehren wurde von Freundeshand ein schlichter Denkstein errichtet, der die Inschrift trug:

Alexander
Freiherr
von Blomberg
geb. zu Iggenhausen
den 31. Januar 1788
fiel als erstes Opfer im deutschen
Freiheitskampfe
am 20. Februar
1813.

Am 20. Februar 1913 wurde im Beisein des Fürsten zur Lippe das Denkmal erneuert und an der Bartholomäuskirche in Berlin aufgestellt. Es ist dem Freiheitskämpfer errichtet, der zugleich ein Vaterlandssänger war. Wenn wir die Geschichte verfolgen, so gehört beides zusammen; denn „die Handschrift des Heldentums entziffert bis ins letzte Verstehen nur der Dichter, als dem Manne, der Geschichte macht, geistes- und wesensverwandt." Schon nach der Kolberger Festungszeit hatte Blomberg im „Freimütigen" Proben seiner Dichtungen veröffentlicht. In Berlin begann er mit seinem fünfaktigen Trauerspiel „Konradin". Als Leutnant des ersten schlesischen Infanterie-Regiments hatte er in Neiße ein zumeist aus Offizieren bestehendes Liebhabertheater eingerichtet, für das er u. a. im Jahre 1812 zur Feier des 100. Geburtstages Friedrichs des Großen einen Vorspruch gedichtet hatte.

Blombergs „Hinterlassene poetische Schriften" enthalten in der Hauptsache das schon erwähnte Konradindrama. Das Stück ist in deutlicher Anlehnung an Schillersche Dramen geschrieben. Der Dichter geht darin so weit, daß ganze Schillersche Sätze fast wörtlich bei v. Blomberg wiederkehren. Mit einer schier erdrückenden Fülle von Personen arbeitend, ist es weitschweifig, ohne rechte dramatische Ballung, ohne straffen technischen Aufbau. Was das Werk auszeichnet, ist der Hauch heldischer Größe, der die Höhe staufischer Zeit versteht und auch meistert, der seinen Helden mit dem Glanze des geschichtlichen Konradin zu umgeben weiß — ein Mal soll einst von seinen Taten zeugen. Das zweite Trauerspiel „Woldemar von Dänemark", das allerdings nur als Bruchstück auf uns gekommen ist, zeigt deutliche Fortschritte im Technischen, die zu dem Schlusse berechtigen, daß man von dem Dichter wohl noch viel hätte erwarten können, wenn er nicht vorzeitig von der Bühne des Lebens abberufen worden wäre. Völlig verlorengegangen ist ein weiteres Schauspiel: „Der Überfall", dessen Fabel einen aufs neue zwischen Frankreich und Preußen ausgebrochenen Krieg voraussetzt, daher damals (1808) weder gedruckt noch aufgeführt werden durfte. Nur ein Befreiungslied ist uns daraus erhalten geblieben, das denen anderer Sänger seiner Zeit ebenbürtig zur Seite gestellt werden kann:

„Auf, Brüder, auf, die Trommel ruft,
Und die Trompeten klingen,
Es töne durch die weite Luft,
Es halle wider aus der Kluft
Das Schlachtlied, das wir singen.

Denn wir sind noch der Preußen Schar,
Sind treu des Königs Fahnen,
Sind kalt, besonnen in Gefahr
Und kühn und tapfer immerdar
Und wert der großen Ahnen.

Es knüpft uns fest der Liebe Band
An unseres Thrones Erben.
Wir kämpfen für das Vaterland,
Bereit, den Säbel in der Hand,
Den Heldentod zu sterben.

Und konnte uns der Feinde Flut
Bei Jena auch bezwingen,
Wir fanden wieder unsern Mut,
Es färbte schwarz das Frankenblut
Bei Eylau unsre Klingen.

Darum: Wie groß auch Feindes Macht,
Uns treibt der Gott der Rache!
Er hat die Fackel angefacht.
Auf, auf, ihr Brüder, in die Schlacht
Für die gerechte Sache!

Und wär' der Feind wie Meeressand,
Kein Herz darob erbebe.
Wir bieten kämpfend uns die Hand
Und rufen: Heil dem Vaterland!
Und: Friedrich Wilhelm lebe!

Peter Ambrosius Hausmann (1786—1871)

Ein Pionier der Landwirtschaft

Wer von Lemgo aus über die Luher Heide, die ja noch vor etwa einem Menschenalter teilweise ihrer alten Bestimmung als Gemeindeweide für Lemgoer Kuhhalter diente, über das Dorf Luhe nach Talle wandert, lenkt seine Schritte durch die Felder der jetzt staatlich-lippischen Domäne Breda, die, durch die Lage ihrer Gebäude die Umgebung beherrschend, besonders auffällt.

Hier hat von Petri 1812 bis zu seinem Tode am 2. Dezember 1871 ein Mann als fürstlicher Domänenpächter seinen Beruf ausgeübt, dessen vorbildliches und segensreiches Wirken ihn zum führenden Landwirte seiner Zeit in Lippe und darüber hinaus lange Jahre hindurch gemacht hat: Amtmann Peter Ambrosius Hausmann, den man mit Recht als den „Nestor der lippischen Landwirte" bezeichnete, zu welchem Ehrennamen seine weit über die Grenzen des Lipperlandes hinausgehende Bekanntschaft und Verehrung nicht wenig beigetragen haben mag.

Sein Lebensweg war so von dem damals für den Landwirt üblichen abweichend, daß er nicht nur um der Besonderheit willen, die die Lehr- und Ausbildungszeit betreffen, sondern vielmehr der Auswirkungen wegen der Vergessenheit entrissen zu werden verdient. Hausmanns Ausbildungsgang ist in seiner Auswirkung für zahlreiche, später angesehene Landwirte von besonderer Bedeutung geworden.

Am 5. Dezember 1786 wurde Peter Ambrosius Hausmann als neuntes Kind des Johann Konrad Hausmann in Grevenburg, in der ehedem oldenburg-stoppelbergisch-lippischen Samtherrschaft, geboren, wo sein Vater Pächter des Gutsbetriebes und zugleich Rentmeister der Freiherrl. von Oeynhausenschen Begüterung war. Nachdem er bis zum 13. Jahre von einem Hauslehrer, einem späteren Pastor Weßel, unterrichtet worden war, kam er auf das Gymnasium in Lemgo. Hier wohnte er bei dem damaligen Prorektor Reinert, diesem bedeutendsten lippischen Schulmann seiner Zeit. Aber schon nach zweijährigem Schulbesuch entschloß sich P. A. Hausmann, Landwirt zu werden. Bei seinem ältesten Bruder, der inzwischen an Stelle seines Vaters Pächter von Grevenburg geworden war, trat er in die Lehre. Die Strenge der Lehrzeit, die schweren körperlichen Arbeiten, insonderheit das sogenannte „Uchten" und Dreschen am frühen Morgen, sagten ihm wenig zu, so daß er umzusatteln und einem akademischen Berufe sich zuzuwenden beschloß.

Er ging wieder auf das Gymnasium nach Lemgo, wohin inzwischen seine Eltern verzogen waren, und wo diese auch später verstarben. Das auffallende Grabmal seines Vaters, J. K. Hausmann, aus heimischem Sandstein hergestellt, bildet noch heute eine Zierde des ältesten Teiles des Lemgoer Friedhofes. Nach zwei weiteren Jahren entschloß sich Peter Ambrosius Hausmann aber doch, seiner Neigung zu folgen und Landwirt zu werden. Dieses Mal wurde er zu dem Pächter der Domäne Oelentrup, dem Konduktor Müller, in die Lehre gegeben, die er zur Zufriedenheit seines Lehrherrn bestens absolvierte.

Es spricht für das große Verständnis und den Weitblick seines Vaters, für eine gründliche, damals gänzlich neuartige Ausbildung in der Landwirtschaft, daß er seinen Sohn Peter zum Besuch des von Staatsrat Thaer in Möglin bei Wriezen a. O. (Brandenburg) errichteten neuen Instituts entsandte, um in der Landwirschaft wissenschaftlich ausgebildet zu werden. Albrecht Thaer, in Celle geboren und hier als Arzt und Hofmedikus tätig, hatte sich aus Neigung der Landwirtschaft und insonderheit der theoretischen Ausbildung des landwirtschaftlichen Nachwuchses gewidmet. Er wurde der Gründer der Landwirtschaftswissenschaft, indem er in Möglin die erste Akademie für das Landwirtschaftsstudium errichtete und so eine geistige Pflanzstätte für diesen bisher nur handwerksmäßig erlernten und erlernbaren Beruf schuf.

In den Jahren 1806—1808 studierte P. A. Hausmann in der mit einem praktischen Landwirtschaftsbetrieb verbundenen Akademie Landwirtschaft und wurde damit zum 5. Schüler des Staatsrates Albrecht Thaer.

Hier begann für den 19jährigen, begabten jungen Mann ein neuer Lebensabschnitt. Er kam in

die Nähe und unmittelbare Berührung mit hochgebildeten und für die Landwirtschaft begeisterten Männern. Sein Eifer und seine Lernbegier wurden sowohl von Thaer selbst, als auch von dem als Lehrer dort tätigen Professor Einhof so anerkannt, daß sie ihm ihre besondere Aufmerksamkeit zuwandten. Auch in die Familie Thaer fand er Eingang, was ihm u. a. auch die langjährige Freundschaft der Söhne Thaers eintrug. Als einmal die Minister Freiherr vom Stein und von Hardenberg das Institut besuchten, wurde er den Herren vorgestellt und von ihnen belobt. Trotz seiner Jugend erhielt er damals das Angebot eines ostpreußischen Großgrundbesitzers, der ihn zum Oberinspektor seiner Begüterungen mit einem für damalige Zeit glänzenden Gehalt gewinnen wollte.

Unter den Landwirtschaft Studierenden in Möglin gab es nicht nur Männer aus vornehmen und begüterten Familien, sondern auch sonst interessante Personen, so daß P. A. Hausmann vielseitige Bekanntschaften machte. Nach 2jährigem Studium endete 1808 die Mögliner Zeit, die ihm wertvolle und vielseitige Kenntnisse für sein späteres Leben und für seinen Beruf vermittelt hatte. Dank dieser und seiner Begabung wie auch seines zähen Fleißes gelang es ihm, sich im Leben trotz schwerer Schicksalsschläge, besonders auch wirtschaftlicher Art, stets wieder durchzusetzen und aller Lagen Herr zu werden.

Nach dem Studium wurde P. A. Hausmann Administrator des Gutes Maspe, das damals einem General von Kleist gehörte. Nach 2jähriger Tätigkeit ging er nach dem Verkauf dieses Gutes zu Klaus von Rheden auf Rittergut Wendlinghausen, wo er bis zur Übernahme der Pacht der Domäne Breda im Jahre 1812 tätig war. Zum Pächter dieser Domäne wurde er auf Grund einer mündlichen Zusage der Fürstin Pauline, der Regentin von Lippe, die ihm die nächste freiwerdende Domäne in Lippe zur Pachtung in Aussicht stellte, als er ein wertvolles Gutachten über die Senne abgegeben hatte.

Als er auf dem Wege nach Bückeburg war, um mit dem Fürsten von Schaumburg-Lippe über die Übernahme der Stellung eines Oberinspektors der Fürstlich Schaumburg-Lippischen Güter in Mecklenburg zu verhandeln, überbrachte ihm ein Bote des Amtmanns Ribbentrup, des damaligen Pächters von Breda, die schriftliche Mitteilung, daß diese Domäne frei werde. Ribbentrup war ein naher Verwandter von seinem späteren Schwiegervater Müller, dem Pächter der Domäne Oelentrup. Peter Ambrosius Hausmann ritt nach dieser Nachricht sogleich gen Oelentrup — er hatte sich mit der Schwester seines Lehrherrn Müller in Oelentrup verlobt —, um seine Braut wegen der Annahme eines der beiden Angebote zu befragen. Sie entschied sich trotz des überaus glänzenden Anerbietens des Fürsten von Bückeburg für Breda, und damit fiel der Würfel über Hausmanns späteres Schicksal.

In Breda begann er nun seine vielseitigen landwirtschaftlichen Kenntnisse und Erfahrungen einzusetzen. Sein Beispiel einer auf für Lippe neuzeitliche Wirtschaftsweise eingestellten Landwirtschaft wurde für die nähere und weitere Umgebung von Breda von größter Bedeutung, so daß sie auch nicht ohne Auswirkung auf die lippische Landwirtschaft blieb. So ist es z. B. der Anbau von Kartoffeln im großen, den Hausmann einführte und als erster Landwirt in Lippe betrieb. Bisher kannte man die Kartoffel hier nur als Gartenpflanze. Die Kartoffelernten setzten ihn in die Lage, den größten Teil seiner Getreideernten zu verkaufen, was ihm eine erhebliche Überlegenheit gegenüber anderen Betrieben gab. Seine Berufsgenossen nannten ihn scherzweise den „Kartoffelkonduktor".

Er führte in Breda auch den Kleebau ein und verbesserte und erweiterte damit nicht nur die Futtergrundlage für den Viehbestand, sondern schaltete auch eine wertvolle tiefwurzelnde Vorfrucht bei dem Getreidebau ein, was neben der Hackfrucht, der Kartoffel, den Kulturzustand Bredas günstig beeinflußte. Auch die ersten Anfänge einer überlegten Saatgutauswahl kamen zur Anwendung. Er nahm sich auch der planmäßigen Verbesserung der Wiesenflächen an, ihre Ent- und Bewässerung regelnd und so die Ernteerträge steigernd. Zur Verbesserung der Felder betrieb er die Mergelung, legte zur Regelung der Wasserverhältnisse Gräben und Entwässerungen an und hob so die Kulturfähigkeit der Ackerflächen.

Seine besonderen Fähigkeiten aber erwies er als Züchter von Pferden, Rindvieh und Schafen. Er war der erste Landwirt des Landes Lippe, der die Zucht des Merinoschafes und des friesischen Rindviehes einführte. Zu damaliger Zeit ging die Schafzucht besonderer Blüte entgegen, wobei der Verbreitung des Merinoschafes die Aufgabe der Wolleverbesserung der Landschläge zufiel. Hausmanns Lehrmeister Thaer hatte ihn gerade nach dieser Seite hin sehr interessiert. Das zu feuchte Klima in Lippe und für die Haltung edler Wollschafe ungeeignete Schäfer zwangen ihn leider dazu,

1829 die Merinozucht aufzugeben. Er stellte dafür Landschafe ein, deren oft verkannte Leistungsfähigkeit er zweckmäßig und mit guten Erfolgen zu nutzen verstand. Auch rindviehzüchterisch bot er seinen Berufsgenossen ein Beispiel. Mit der Verbesserung des Wirtschaftsfutters konnte er zur sommerlichen Stallfütterung — damals war Weidegang in den Sommermonaten auf den meist ungepflegten, nicht gedüngten und deshalb ertragsarmen Weiden und Huden allgemein üblich, ein Verfahren, das eine höhere Milchleistung der Kühe nicht oder kaum zuließ — übergehen.

Die ganz besonderen Fähigkeiten Hausmanns und seine größten tierzüchterischen Erfolge aber liegen auf dem Gebiete der Pferdezucht. Er züchtete das Senner Pferd, das ursprünglich aus dem Wildpferdegestüt in der Senne hervorgegangen und später in Lopshorn gezüchtet worden war. Es war ein temperamentvolles, edles, sehr hartes und leistungsfähiges Pferd, das bei den damaligen Wegeverhältnissen und bei den großen, bis zu den Städten und Verkehrsorten zurückzulegenden Entfernungen die verlangten Eigenschaften der Ausdauer und Zugwilligkeit aufwies. Zudem war dieses bodenständige, leichte Pferd anspruchslos und ließ sich erheblich billiger und einfacher ernähren, als die damals auf dem Festlande sich ausbreitenden und in der deutschen Pferdezucht Eingang findenden englischen Vollblutpferde. Senner Hengste haben zu der Pferdezucht Hannovers und Oldenburgs (Ostfrieslands) mit den Grundstein gelegt und zur Ausbildung wertvoller Eigenschaften in diesen Schlägen beigetragen. Damals war das Reitpferd das Verkehrsmittel für größere Strecken. Für die wohlhabenderen Kreise war die Haltung eines Reitpferdes nichts besonders Auffallendes. Die Nachfrage nach guten Reitpferden und nach im Gespann zu nutzenden Luxuspferden war groß. Dabei waren harte und leistungsfähige Pferde besonders beliebt, zumal die schlechten Wegeverhältnisse große Anforderungen an die Tiere stellten.

Peter Ambrosius Hausmann hat seine pferdezüchterischen Fähigkeiten besonders genutzt und dadurch in den damaligen, für die Landwirtschaft so schweren Zeiten sich sozusagen über dem Wasser gehalten. Dabei kam ihm zustatten, daß einer seiner Brüder, Ulrich Friedrich Hausmann, Direktor der „Königlich Tierarztney-Schule" in Hannover war und die Vergünstigung besaß, gegen Vergütung Pferde kürzere Zeit im Königlichen Marstalle in Hannover aufzustellen. Peter Ambrosius Hausmann schickte deshalb die besten von ihm gezüchteten und verkäuflichen jungen Pferde nach Hannover, wo sie „englisiert", d. h. der englischen Mode entsprechend, die damals dafür maßgebend war, äußerlich hergerichtet wurden. Außerdem wurden die Pferde geritten und kamen so, zur verkaufsfertigen Handelsware gemacht, nach Breda zurück. Oftmals aber fanden sie bereits in Hannover gut zahlende Abnehmer. So kaufte einmal eine französische Kommission einen Schimmelhengst für hundert Louisdor. Eine Schimmelstute erwarb ein Graf Kielmannsegg, der sie zwei Jahre später für zweihundert Louisdor an die Herzogin von Cambridge weiterverkaufte. Als der regierende Fürst zur Lippe erfuhr, daß das Leibpferd der Herzogin von Cambridge ein Senner und von dem Pächter der Fürstlichen Domäne Breda gezüchtet war, erwarb er von Hausmann den Vater dieses Pferdes, den Senner Hengst „Malven", für sein Leibgestüt und verkaufte ihn später an den Fürsten von Bückeburg weiter.

Der bekannte Freischarenführer General Lützow erwarb von Hausmann für achtundsiebzig Louisdor eine vierjährige Fuchsstute. Hausmanns Bedenken, daß der bejahrte General das junge feurige Senner Pferd nicht mehr reiten könne, wurden zwar beim Ankauf lächelnd zurückgewiesen, bestätigte sich aber später. Lützow verkaufte die Stute an den damaligen Prinzen Wilhelm von Preußen, den späteren Kaiser Wilhelm I., der damals General der Kavallerie und ein ausgezeichneter Reiter war. Auch für den Hof in Kassel lieferte Hausmann Pferde, u. a. einen vierjährigen Senner Hengst, den ein Stallmeister Credée bei ihm ungesehen kaufte, damit ein anderer Käufer nicht zuvorkam.

Hausmanns pferdezüchterische Tätigkeit war beim Senner Pferd ganz besonders erfolgreich. Seine Ansicht, daß man die Eignung und Verwendungsfähigkeit der einheimischen Pferdeschläge für die Landwirtschaft durch Benutzung englischer Vollbluthengste nicht verbessern könne, wurde später als richtig bestätigt und führte zur Wandlung der pferdezüchterischen Bestrebungen.

Wenn Hausmanns Wirken in Breda erfolgreich gewesen ist, dann brachte ihm die Pachtung der Graf Westphalenschen Begüterungen Fürstenberg, Kreis Brilon i. W., starke Enttäuschungen und große Vermögensverluste, um deren Ausgleich er lange Jahre hindurch schwer zu arbeiten und zu kämpfen hatte. Sein früherer Lehrmeister und jetziger Schwager Müller, der Dahlheim gepachtet hatte, machte ihn darauf aufmerk-

sam, daß das Gräflich Westphalensche Gut Fürstenberg, mehr als dreitausend Morgen Ackerland nebst Wiesen und Weiden, zu verpachten sei, und Hausmanns Frau unterstützte diese Anregung, weil sie den Wunsch hatte, in die Nähe ihres Bruders zu kommen. Hausmann pachtete 1820 Fürstenberg. Die für die Landwirtschaft katastrophalen Jahre 1820—1826, die die Preise aller landwirtschaftlichen Erzeugnisse außer Wolle unter die Gestehungskosten drückten — ein Berliner Scheffel Roggen mußte z. B. für zehn Silbergroschen auf grundloser Straße nach Lippstadt in zweitägiger Gespannleistung gefahren werden —, mußten auch den tüchtigsten Pächter zum Erliegen bringen und die dreitausend Taler Pacht unbezahlbar machen. Eine gütliche Lösung des Pachtverhältnisses wurde angebahnt, kam aber nicht zustande, so daß Hausmann eines Tages in Begleitung seines damaligen Eleven Treviranus zu Pferde Fürstenberg verließ, wobei er das für zweiundfünfzigtausend Taler übernommene Inventar im Stich lassen mußte. Der Besitzer Fürstenbergs, Graf Joseph Westphalen, ließ das Inventar einseitig durch von ihm damit Beauftragte abschätzen, so daß es, der damaligen schlechten Lage in der Landwirtschaft entsprechend, kaum einen Erlös brachte. So wurde Hausmann um sein Vermögen betrogen und hat, um seine Gläubiger zu befriedigen, was er in gewissenhaftester Weise getan hat, lange Jahre hindurch tüchtig arbeiten und sparsamst leben müssen. Er lehnte ein erneutes Angebot des Fürsten in Bückeburg ab, Oberinspektor seiner mecklenburgischen Güter zu werden, weil er glaubte, hier seine Schulden nicht begleichen zu können. Nun setzte er seine ganze Kraft in Breda ein, wobei ihn seine zweite Frau — die erste Gattin starb 1822 in Fürstenberg — tatkräftig und umsichtig unterstützte.

Dieses schwere Schicksal aber wurde zugleich zum Ausgangspunkt einer vermehrten Betätigung Hausmanns als Lehrmeister von Landwirten und damit zum Segen für den landwirtschaftlichen Nachwuchs, der besonders aus guten und wohlhabenden Familien zur Erlernung der Landwirtschaft zu ihm kam. In jenen kriegerischen Zeiten, als Kaiser Napoleon I. die Jugend Deutschlands auf die Schlachtfelder trieb und selbst die Patriziersöhne der Hansestädte nicht schonte, sich für seine Ziele zu opfern, hielten viele dieser „aus Gesundheitsrücksichten" eine „Luftveränderung" für angebracht, verließen den Kontorstuhl und trieben „inkognito" Landwirtschaft. Aus diesen Kreisen kamen einige Herren auch nach Breda, um bei Hausmann Landwirtschaft zu lernen, so z. B. zwei Brüder Caesar aus Bremen. Der ältere erschien als Nobelgardist in glänzender Husarenuniform, der jüngere in Begleitung seines Mentors. Beide sind Berufslandwirte und spätere Besitzer von Rothenhof und Hornoldendorf geworden. Sie und andere Eleven Hausmanns gründeten Landwirtsfamilien, die sich als tüchtig und führend von ihren Berufsgenossen abhoben. Von weiteren Eleven Hausmanns in Breda, die sich als Landwirte einen geachteten Namen erworben haben, seien genannt: Konduktor Rohdewald-Varenholz, Gebr. Busse-Heerse, Oberamtmann Brand-Moellenbeck, Bruno-Helinghausen, Niemeyer-Herberhausen, Treviranus-Schieder, Cronemeyer, Meyer, Torbeck-Blotho, Krecke-Uffeln, der spätere Konsul Grabe, der Agitator und Volksmann Wilhelm Bürten, Alexander Hornhardt, Merkel-Braunenbach, Niemeyer jun.-Herberhausen, Jakobi zu Haue usw.

Die Eleven erhielten gründliche Ausbildung in der praktischen Landwirtschaft und, was für die damalige Zeit etwas ganz besonderes war, Unterricht in neuzeitlicher Wirtschaftsweise, Tierzucht, Bodenkunde, Botanik und in den Anfängen der Chemie, so daß ihnen auch theoretische Kenntnisse vermittelt wurden. Es war manchmal für den Lehrmeister nicht leicht, mit diesen jungen, aus allen möglichen Berufen zusammengewürfelten Leuten fertig zu werden, die zum Teil aus ehemaligen Offizieren, teilweise aus Studenten, Kaufleuten, Bereitern und sonstigen Elementen bestanden. Aber die Aussicht, wenn man sich nicht einfügte, ohne Gnade entlassen zu werden, hat wohl wesentlich geholfen, daß die meisten dieser jungen Leute gewissenhaft taten, was angeordnet wurde, und etwas Tüchtiges lernten.

So war Breda die erste westdeutsche Pflanzstätte Thaerschen Wissens und Geistes, der die fortschrittliche Landwirtschaft bedeutete und bahnbrechend für die Nutzung des deutschen Ackerbodens war. Peter Ambrosius Hausmann aber hat sein Wissen und Können nicht nur für sich selbst genutzt, sondern in reichem Maße auch dem Nachwuchs der Landwirtschaft davon abgegeben, so daß sein Wirken reichen Segen für das Volksganze hinterlassen hat.

Im werdenden Reich

Dietrich Karl Piderit (1791–1855)

Lippischer Regierungsrat

Einer der letzten aus der in Lippe seit Jahrhunderten ansässigen Familie Piderit, die dem Lande viele bedeutende Persönlichkeiten schenkte, war der Geheime Oberregierungsrat Karl Dietrich Piderit, dem zu Ehren die Stadt Blomberg eine Eiche pflanzte mit dem davor stehenden Gedenkstein und an den sie die Erinnerung fortleben läßt in dem seinen Namen tragenden Platz vor der Burg.

1791 zu Blomberg als Sohn des Richters und Kaufmanns Piderit geboren, ging er den üblichen Bildungsweg der Söhne aus den wohlhabenden und angesehenen Bürgerfamilien des Landes über die erste Schulzeit im Hause des Pastors Neubourg in Cappel und als Gymnasiast unter dem berühmten Rektor Reinert in Lemgo zur Universität in Göttingen, wo er 1809 begann, die Rechtswissenschaften zu studieren. Das akademische Leben zu Göttingen sagte ihm nicht besonders zu, zumal in der Zeit der Franzosenherrschaft, wo es „viel Groll und Unmut gab, die aber nicht laut zu werden wagten".

Kaum daß er seine Examina ablegen konnte, berief man ihn nach Lippe zurück als Auditeur und Quartiermeister für das für den Feldzug von 1812 zu bildende lippische Bataillon. Seine Erinnerungen an diese Zeit hat er später in lebendiger Art aufgezeichnet; von den Kämpfen mit Schmugglern an der deutschen Nordseeküste, über die Einquartierung in dem „grabesstillen" Berlin bis zur Belagerung in Danzig, wohin das mit den zurückflutenden Resten der großen Armee vereinigte Bataillon Lippe verschlagen wurde. Hier blieben die Lipper beinahe ein Jahr lang fest belagert, und Piderit zeichnet ein erschütterndes Bild von der wachsenden Hungersnot, den verheerenden Seuchen, die in der unglücklichen Stadt wüteten und von der grausamen Behandlung der Einwohner durch die französische Militärverwaltung. Auch das Bataillon Lippe war durch Hunger und Krankheit um mehr als die Hälfte aufgerieben worden, als endlich im Dezember 1813 nach einer bald einjährigen Belagerung die Truppen abziehen durften. Mit größerer Begeisterung als für den russischen Feldzug unter den Fahnen Napoleons zieht Piderit bald darauf wieder als Auditeur und Quartiermeister mit dem lippischen Kontingent nach Frankreich gegen die ehemaligen Verbündeten.

Nach den Feldzügen bleibt er zuerst noch bei der lippischen Militärverwaltung, ist aber nebenbei schon Mitglied und „Dirigent" des Untersuchungsausschusses. Während dieser Zeit läßt er es sich besonders angelegen sein, seine juristischen Kenntnisse, die er während der Feldzüge hatte vernachlässigen müssen, zu erweitern. 1820 eröffnet er dann in Detmold eine Anwaltspraxis, die bald einen guten Ruf im Lande erlangte; ist aber nebenher immer noch in Regierungsgeschäften tätig als rechtlicher Berater des Hofmarschallamts, als zeitweiser Vertreter der Amtmänner im Lande usw.

Sechs Jahre später beruft ihn dann der Fürst Paul Alexander Leopold endgültig in die Regierung. Sicher ein guter Griff. Piderit, etwa fünfunddreißigjährig, hatte in den Jahren französischer Gewaltherrschaft, in der Zeit der Befreiungskriege und den ihnen folgenden stürmischen Hoffnungen der akademischen Jugend auf ein freiheitliches Deutschland sein großes Erlebnis gehabt. Seit Geburt und Jugend, Schule und Universität hatte sich das Gesicht der europäischen Welt gewandelt. Die alte Feudalordnung war in Frankreich zerbrochen. Im Deutschland der Vielstaaterei hatte sie sich den Schlägen des Eroberers nicht gewachsen gezeigt. Die Befreiung Deutschlands war nicht das Verdienst dieser Feudal- und Ständeordnung, nicht das Verdienst der großen und kleinen Souveräne, sondern das der Scharnhorst und Gneisenau, des Freiherrn vom Stein u. a., das der neuen deutschen Jugend, zu der Piderit gehört hatte, mit der er nun freilich hineingewachsen war in den Versuch der alten Ordnung, dort wieder anzuknüpfen, wo man anderthalb Jahrzehnte früher Schiffbruch erlitten hatte. Lippe gab hierfür ein Schulbeispiel. In Piderits Werdejahren regierte Pauline. Ganz im Sinne der Jugend, der sie eine neue staatliche Ordnung aufzeigte, ein politisches Ideal, das von kulturellen, sozialen und politischen Neugestaltungen ausgefüllt war, das auch in den Nachbarländern begeisterte Anhänger be-

saß. Aber diese Ideale hatten der Regentin den leidenschaftlichen Widerstand der alten Feudalstände eingetragen, die sofort nach ihrem Tode den Frankfurter Bundestag anriefen mit dem Ziel, die alten Ordnungen früherer Jahrhunderte wiederherzustellen. Zum Fürsten Paul Alexander Leopold, dem Nachfolger Paulinens, standen die Fürstlichen Räte jener Zeit, ehrlich bemüht, mit dem Fürsten das Testament der Mutter zu erfüllen. Piderit wurde in ihren Kreis berufen, weil er einer der tüchtigsten war aus der neuen Generation und durch seine Familie schon seit Jahrhunderten mit der Verwaltung des Landes verbunden. In den humanitären und rationalistischen Grundsätzen seiner Zeit erzogen, hatte Piderit so viel von den Gedanken der Freiheit von Volk und Nation in sich aufgenommen, daß der sonst so konservative Mann sich das Verständnis für die Forderungen des jungen Deutschland bewahrte. Er blieb dabei aber immer der korrekte Staatsdiener, der die Überschwänglichkeiten dieses Kindes Jungdeutschland verurteilte und gelegentlich auch bestraft wissen wollte, der aber auch weitblickender als manche seiner Amtskollegen in deutschen Landen einsah, daß dieses Kind mächtig wachsen und von der Führung auf die Dauer nicht auszuschließen sein würde. Er befürwortete darum immer eine Verfassungsreform in „vernünftigen Grenzen", die nicht von dem unmündigen und ungestümen Volke vorgeschrieben sein sollte, sondern die der Fürst ihm als ein Geschenk gab. Er wollte damit den lauten Forderungen und Wünschen die Spitze abbrechen, einer gefährlichen revolutionären Bewegung den Grund unter den Füßen wegnehmen. Er, der selbst allerdings die Paulinische Schule nicht mehr durchlaufen hatte, hatte doch so viel von ihrem Geist im Staatsdenken mit übernommen, daß das Wohlergehen der Untertanen ihm die drängendste Aufgabe des verantwortlichen Staatsdieners war. So liegt denn auch sein Hauptverdienst auf dem Gebiet der humanitären Gesetzgebung. Er arbeitete die vielen, im Gegensatz zu den alles und alle hauptsächlich bewegenden Verfassungsaufgaben sicher kleinen, aber für das Land doch so wichtigen Verordnungen aus.

Das große Agrargesetzgebungswerk, das Pauline so großzügig begonnen hatte, führte er mit dem Minister Wilhelm Arnold Eschenburg durch das große Gesetz von 1836 über die Ablösung der Dienste, Zehnten, Korn- und Viehabgaben einen entscheidenden Schritt weiter. Gerade die Ablösung der Dienste, die eine so einschneidende Maßnahme in der bäuerlichen Wirtschaft bedeutete, mußte mit viel Geduld, einer ungeheuren Kleinarbeit und vor allem mit einer umfallenden und tief verwurzelten Kenntnis der lippischen mannigfaltigen Dienstverhältnisse behandelt werden, wenn Härten und Ungerechtigkeiten vermieden werden sollten. Piderit, der vorbildlich gewissenhafte und kenntnisreiche Beamte, war der berufene Mann dazu und hat die Aufgabe aufs beste zu lösen verstanden. Im Jahre 1850 folgte das Gesetz über die Ablösung der Huden und Gemeindegerechtsame, die ein noch schwierigeres Problem waren als die Dienstablösung. Aber auch sie wurde von Piderit gemeistert, er gab ihr so feste gesetzliche Grundlagen, daß sie trotz der erbitterten und noch lange folgenden Angriffe stetig durchgeführt und zu einem guten Ende gebracht werden konnte. Erst mit diesen wichtigen Gesetzen war der Landwirtschaft in Lippe der Weg geebnet zu der Aufwärtsentwicklung, die sie im Laufe des 19. Jahrhunderts nahm. Neben diesen Gesetzen gehen dann kleine Verordnungen über die verschiedensten Angelegenheiten; so über die Versorgung der Beamtenwitwen, die erst jetzt eine geregelte und auskömmliche Pension erhielten; über die Gründung einer Hagelassekuranzgesellschaft, deren Direktor Piderit lange Jahre hindurch war; ein neues Kriminalgesetz, ein neues Volksschulgesetz und anderes. Sie alle sind zum Teil eine getreue Fortsetzung Paulinischer Politik und Erfüllung der unvollendeten Pläne der Fürstin, zum Teil sind sie bestimmt aus den Forderungen des Tages, die Piderit zu erfassen und zu verwerten wußte.

Rein organisatorisch wirkte er dann auch noch verantwortlich mit an den Gemeinde- und Städteordnungen von 1842 und 43, die im Anschluß an geschichtliche Überlieferung auch der Selbstverwaltung einen großen Spielraum gewährten.

Daß der vielseitige Beamte daneben auch seinem Lande nach außen hin große Dienste leistete, versteht sich. Sein Hauptwerk war hier die Erlangung der lippischen Souveränität über das Amt Blomberg, die ihm von seinem Fürsten und seinen Landsleuten auch reich mit Dank und Anerkennung gelohnt worden ist. Um das Amt Blomberg ging seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts der Streit mit den Schaumburgern, der seitdem das Reichskammergericht und ein großes Juristenaufgebot beschäftigt hatte. Die genaue Kenntnis der Geschichte des Landes und seiner staatsrechtlichen Zustände befähigte Piderit wie kaum einen anderen, die Lösung dieser schwierigen Aufgabe zu übernehmen, die er mit der Erkenntnis des Badischen Oberhofgerichts, das zum

endgültigen Schiedsrichter eingesetzt war, im Jahre 1839 zum Siege führte. Seine Belohnung war der Titel eines Geheimen Regierungsrates und später Oberregierungsrates. Und die Stadt Lemgo machte ihn zu ihrem Ehrenbürger, eine Würde, mit der sie sehr sparsam war. Der lange verstorbene Wilhelm Oesterhaus hat sich gerade über diesen denkwürdigen Tag und über die Botschaft des Erfolges, die den Landesherrn in einer Vorstellung des 1912 abgebrannten alten Hoftheaters erreicht hat, geäußert. Besonders darüber, wie stürmisch-begeistert diese Siegesnachricht von der Bevölkerung des Landes aufgenommen worden ist. War Piderits verwaltungsmäßiges und gesetzgeberisches Schaffen auch viel bedeutsamer gewesen, — populär wurde er im Lande durch seine erfolgreiche Prozeßführung am Mannheimer Oberhofgericht, die ihm im Lande die seelische Grundlage wurde für ein Vertrauen, das ihm auch dann noch bewahrt blieb, als die politischen Entwicklungen nach 1853 Zerwürfnisse entstehen ließen und oftmals gefährliche Gegensätze zwischen Regierung und Bevölkerung.

Im Jahre 1850 wurde Piderit von seinem Fürsten noch einmal mit einer ehrenvollen und verantwortungsreichen außenpolitischen Mission betraut; er wurde der Vertreter Lippes auf dem Fürstentag zu Erfurt, wo er auch zum Mitglied des Verfassungsausschusses gewählt wurde. Anschließend wurde er dann auch auf den Fürstentag nach Berlin geschickt. Hier war zwar der Erbprinz der offizielle Vertreter, aber Piderit sollte ihn „unterstützen und beraten", wie es in seiner Instruktion heißt. Er hatte also in Wirklichkeit die volle Arbeit und Verantwortung zu tragen. Sein Einsatz für Preußen als Spitze eines zu erstrebenden Bundesstaates trug ihm vom preußischen König die Verleihung des Roten Adlerordens zweiter Klasse ein.

Dann erfolgte im Jahre 1851 der Tod seines Fürsten, und mit dem Regierungsantritt des jungen Erbprinzen Leopold wurden in Lippe der Reaktion die Tore weit geöffnet. Mit ihr hielt der berüchtigte „Flottenfischer" seinen Einzug, der das Land in den folgenden Jahren von einer Überrumpelung und Überraschung in die andere stürzte. Der Abenteurer Fischer war in jeder Beziehung der Widerpart des korrekten Beamten Piderit. Was Wunder, daß beide sofort aneinandergerieten. Piderit beharrte auf Recht und Gesetz, und Fischer suchte überall seine sprunghafte Willkür durchzusetzen. Piderit war ein gefährlicher zäher Gegner, der jeden Posten, sei es die Kammer, sei es das Konsistorium, sei es die Schulverwaltung, bis zum äußersten verteidigte und am Ende auch hielt.

Gerade in diesem kampfbewegtesten Zeitabschnitt zeigt er sich als eine Beamtenpersönlichkeit von seltener Kraft und Überzeugungstreue. Als der Schötmarsche Feudalherr Iwan von Stietencron das Ohr des jungen Fürsten fand und bei ihm die Berufung Hannibal Fischers durchsetzte, schwankte Piderit auch nicht einen Augenblick. Wie er sich den Radikalen des Umsturzjahres 1848 nicht gebeugt hatte, so blieb er aufrecht auch gegenüber den Abenteurern der Gegenrevolution. Piderit war damals schon sechzigjährig, aber in seiner Treue gegen Fürst und Volk und in dem mannhaften Bekenntnis zur Wahrheit, Sachlichkeit und Redlichkeit, in seinem unerschütterlichen Glauben an die guten Kräfte seines lippischen Volkes zeigte er die besten Kräfte seiner jüngeren Jahre. Er war kein Opportunist, er sah Staat und Volk allein in der Linie aufsteigender geistiger Entwicklung, die wohl zu unterbrechen, aber nicht aufzuhalten sei. Eine Glanzgestalt lippischen Beamtentums, vorbildlich für andere, die nach ihm gekommen sind. So groß er sich in seinem Leben und in den ihm in den unruhevollen Jahrzehnten gestellten Aufgaben auch gezeigt hatte, — der Kampf gegen den zerstörenden Einfluß Fischers hat Piderit körperlich früh zerbrochen. Erst vierundsechzig starb er fern von der geliebten Heimat in Ems. Unvergessen im Lande, dem er seine besten Kräfte geweiht hatte.

Medizinalrat Hasse-Salzuflen (1791–1868)

Begründer des Bades Salzuflen

Im Sommer 1818 war es, als zum ersten Male ein Gichtkranker durch den Salzufler Salzhof ging, um dort in dem Quellenturme, der 12 Jahre vorher errichtet war, seine schmerzenden Glieder in die erwärmte Sole zu tauchen. Bald folgten andere, nicht selten zehn an einem Tage, und den ganzen Sommer über hörte der Zustrom nicht auf. Als im Herbst der Turm geschlossen wurde, erzählten die Bürger, daß in diesem Sommer mehr als 1000 Bäder verabreicht seien. Und nun wurden die Kurgäste von Jahr zu Jahr mehr, und nachdem man 40 Jahre in dem Turme gebadet hatte, wurde da, wo jetzt die neue Post sich erhebt, ein eigenes Badehaus errichtet. Und abermals nach 40 Jahren erbaute man das erste Badehaus außerhalb der Stadt auf der Brede, und jetzt stehen dort sechs Badehäuser, die mit den Wandelhallen, Kurhaus, Theater, Lesezimmern, Musiktempel zusammen mit der ausgebauten Parkstraße am weiten Kurpark einen ganzen Stadtteil für sich bilden.

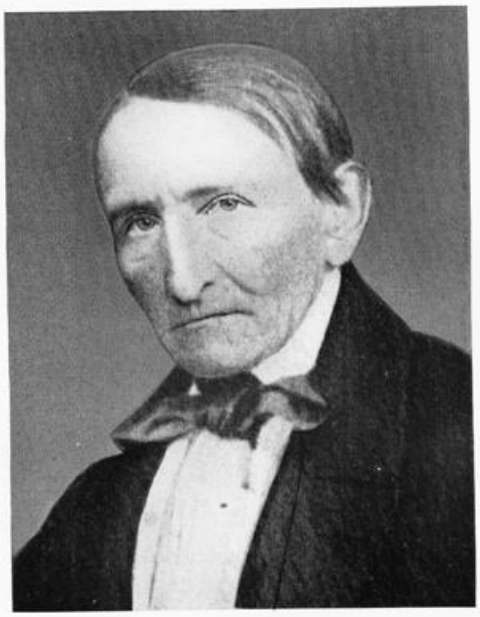
Und wem verdanken wir dies alles? Wer ist der Mann gewesen, der die Heilkraft unserer alten Quelle zuerst erkannte und den Antrieb zur Einrichtung des Bades gegeben hat? Das war der Medizinalrat Dr. Heinrich Hasse, dessen Namen jeder Lipper nicht nur, sondern auch jeder der unzähligen Geheilten oder Gebesserten dankbar in sein Gedächtnis schreiben müßte.

Heinrich Hasse wurde am 5. Februar 1791 in Salzuflen geboren. Schon in früher Jugend — er war erst zehnjährig — verlor er den Vater. Einem älteren Bruder, der das Geschäft des Vaters fortsetzte, verdankte er die wissenschaftliche Laufbahn.

In Lemgo, wohin er geschickt wurde, wirkte damals als Leiter der Schule der Rektor Reinert, der als Schulmann einen hohen Ruf hatte. Er war in Pillenbruch geboren und hatte sich in der Nähe seiner Heimat, am Abhange eines Berges, der jetzt nach ihm Reinertsberg genannt ist, ein Haus errichtet, nach dem er in seinen Ferien, beladen mit einigen wissenschaftlichen Werken, zu Fuß hinwanderte. Reinert hat es wie wenige verstanden, seinen Schülern nicht nur ein gediegenes Wissen zu vermitteln, sondern ihnen auch einen Trieb zur Weiterbildung für das ganze Leben einzupflanzen. Wie seine Schüler mit leidenschaftlicher Liebe an ihm hingen, so daß bei seiner späteren Versetzung nach Soest im Jahre 1819 eine Reihe von Schülern ihm dorthin folgte, so umfaßte er wiederum mit rührender Anhänglichkeit seine Schüler. Hasse muß es ihm besonders angetan haben, denn als wieder einmal ein Schüler aus Salzuflen sich meldete, sagte Reinert: „Aus Salzuflen kann ja nichts Schlechtes kommen." Sogar die Neigung zum Unterrichten wußte Reinert in seinen Schülern zu wecken, die Hasse lebenslang betätigt hat.

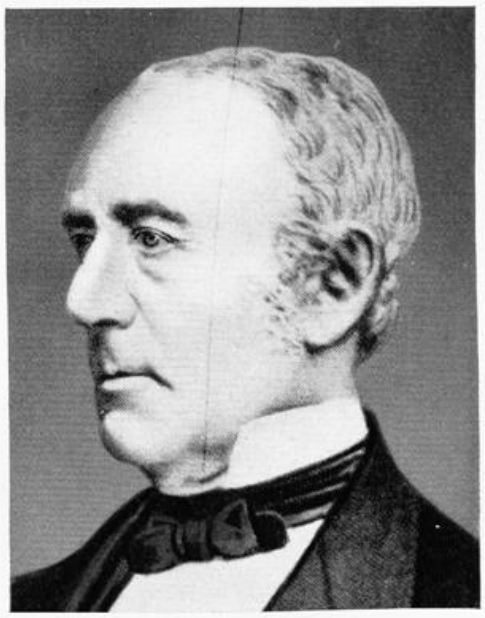
So ausgerüstet, bezog Heinrich Hasse 1810 die Universität Tübingen, um Medizin zu studieren. Tüchtige Lehrer, wie Authenrieth, Kielmeyer, Froriep u. a. führten ihn dort in seinen Beruf ein. Durch Fußwanderungen in die nahe Schweiz und nach Italien erweiterte er seinen Gesichtskreis. Mit bedeutenden Männern schloß er bleibende Freundschaft, so mit Gustav Schwab, Hanfstängl, Ludwig Uhland, Justinus Kerner. Man lebte damals unter der Zwingherrschaft Napoleons, und als endlich das Volk aufstand und der Sturm losbrach, da wäre Hasse am liebsten, wie viele seiner Kommilitonen, mit ins Feld gezogen. Aber als am 17. März der König von Preußen den Aufruf an sein Volk erließ, stand Hasse gerade im Doktorexamen. Am 23. März erwarb er sich den Doktorgrad, wie noch 50 Jahre danach von der Tübinger Fakultät bezeugt ward, summa cum laude, „mit höchstem Lobe". Auch jetzt durfte er noch nicht in die Armee eintreten, so lockend auch die Fanfarenklänge Theodor Körners in sein Ohr drangen. Der „Älteste" in der Familie zusammen mit der Mutter wollte, daß Heinrich sich noch weiter ausbilde für seinen Beruf, und so zog er mit blutendem Herzen nach Göttingen. Erst bei dem zweiten Kriege 1815 durfte er als Militärarzt in die preußische Armee eintreten und hat mehreren fliegenden Lazaretten vorgestanden. Dadurch erwarb er sich die Anwartschaft auf ein preußisches Physikat. Nach seiner

Rudolf Brandes-Salzuflen
1795—1842



Medizinalrat Hasse-Salzuflen
1791—1868

Moritz Leopold Petri
1802—1873



Theodor Heldman
1801—1872

Rückkehr ließ er sich darum in Herford nieder. Als aber 1817 in seiner Vaterstadt das Physikat zur Erledigung kam, übernahm er dieses und kehrte im August 1817 nach Salzuflen zurück, wo er nun länger als ein halbes Jahrhundert in größtem Segen gewirkt hat.

Eine seiner ersten Handlungen, die für seine Vaterstadt und für die leidende Menschheit von unermeßlicher Bedeutung werden sollte, ist die Umwandlung Salzuflens aus einer Salzsiedestadt in ein Solbad. Noch im Jahre seiner Anstellung schlug er in einer Eingabe der Fürstlichen Rentkammer vor, in dem zweistöckigen steinernen Turme über der uralten Quelle im Salzhofe Badezellen einzurichten, damit die wundervollen Heilkräfte der Sole für die leidende Menschheit nutzbar gemacht werden könnten. Hier müssen wir fragen: Was hat Hasse dazu getrieben? Woher hatte er diese feste Überzeugung von der Wirksamkeit der Quellen, die ihn nicht ruhen ließ, daß er auch in der Folge immer wieder auf Erweiterung des Bades drängte, auch gegen die zögernde, zweifelnde und zurückhaltende Rentkammer? Hatten etwa die Salzufler unter der Hand Sole in ihren Häusern erhitzt, ihre schmerzenden Glieder hineingehalten und Besserung verspürt? Von einer anderen noch zu erwähnenden Quelle berichtet Hasse dies ausdrücklich. Auf jeden Fall entstanden damals allerwärts Solbäder, nachdem der Schönebecker Arzt Dr. Torgler im Jahre 1803 das erste deutsche Solbad in Schönebeck bei Magdeburg eröffnet hatte. Sicherlich ist dann auf den Universitäten Tübingen und Göttingen die Frage nach der Wirkung der Solbäder ausgiebig erörtert worden, und da wird Hasse sofort an seine heimatliche Solquelle gedacht haben. Auf seinen Vorschlag genehmigte nun die Rentkammer, daß in dem Turme über der Quelle Badezellen nebst einer Heizanlage eingebaut wurden, im oberen Stock eine „für Honoratioren", wie es in der Verfügung heißt, im unteren Stock drei, die aber kein Licht empfingen, „für geringe Leute". Welche Freude muß es für den Arzt Hasse gewesen sein, als er sah, wie Jahr für Jahr größere Scharen zu dem Badeturm im Salzhofe pilgerten. Das wird ihn um so mehr gefreut haben, als die Rentkammer dem Bade nur eine geringe Entwicklung prophezeite, und sogar der sonst weitblickende Rat Antze in seinen zahlreichen Schriften immer nur vom Salzwerke spricht, das Bad aber nicht einmal erwähnt. Hasse durfte es noch erleben, daß nach 40 Jahren der Turm über der Quelle die Badegäste nicht mehr zu fassen vermochte, und daß an der Stelle, wo sich jetzt die neue Post erhebt, neben der Salze ein eigenes Badehaus eröffnet wurde, sogar mit einem „Kurpark" dahinter, in dem ein Baum, ein Trompetenbaum, die Augenweide der Kurgäste bildete.

Inzwischen hatte der unermüdliche Hasse, kaum daß er das Bad in Fluß gebracht und seine Praxis als Arzt eröffnet hatte, auch noch eine Stahlquelle entdeckt. Am 22. Januar 1818 schrieb er an den Magistrat, daß am Hollenhagen, unweit der Loose, eine Quelle zutage trete, deren Wasser viel kohlensaures Eisen, etwas Kohlensäure und andere Salze enthalte. Das Wasser werde gewiß ähnliche Wirkungen wie der Pyrmonter Brunnen hervorbringen und gegen manche Krankheiten mit Nutzen gebraucht werden können; die Bewohner der Umgegend hätten das längst erprobt. Der Magistrat möge die Quelle aufräumen, einfassen und bedecken lassen. Dem weitblickenden Hasse schwebte wohl schon eine Konkurrenz mit Pyrmont vor. Der Magistrat hatte aber wohl keinen Mut, neben dem Solbade auch noch ein Stahlbad zu errichten, und die Quelle, die jetzt noch rinnt und ihr Wasser in den Vinnebach ergießt, geriet wieder in Vergessenheit.

Unterdes breitete sich auch Hasses private ärztliche Tätigkeit rasch weiter aus. Man hatte bald erkannt, daß man es in Hasse nicht nur mit einem tiefblickenden Arzte, sondern auch mit einem menschenfreundlichen Manne zu tun hatte, der für alle Nöte des Lebens Verständnis zeigte, und z. B. in Fällen bedrängter Vermögenslage weitgehende und feinfühlende Rücksicht nahm. Nicht selten ist auch Salzuflen von Seuchen heimgesucht worden. 1820, 1822 und 1847 herrschte eine Pockenepidemie, 1831 und 1849 kam die böse Cholera in bedrohliche Nähe. Mehrfach brach Typhus in der Stadt aus. In allen Fällen mußte der Physikus wachsam und auf Abwehr bedacht sein.

Eine Reihe von Jahren wirkte Hasse so in voller Rüstigkeit. Das Vertrauen in seine ärztliche Tüchtigkeit wuchs in Stadt und Land, sowohl in Lippe wie im benachbarten Preußen, dermaßen, daß er die Arbeit kaum bewältigen konnte. Daneben betrieb er mit besonderer Vorliebe den Unterricht für Hebammen und schrieb ein Lehrbuch dafür, das auch in anderen Ländern Anwendung fand. Nach dem Abendessen erteilte er — ein Vermächtnis seines unvergeßlichen Reinert — seiner Tochter und einigen ihrer gleichaltrigen Freundinnen Unterricht in Literatur, Geschichte und Naturwissenschaft. Als Physikus und medizinischer Referent der Regierung hatte er häufig Gutachten und mancherlei schriftliche Ar-

beiten zu erledigen, prüfte die Arbeiten der jungen Mediziner und fand doch noch Zeit, in sein Fach schlagende Broschüren auszuarbeiten. Auch für Werke der Inneren Mission hatte er ein warmes Herz. Vor allem lag ihm die Rettungsanstalt Grünau bei Schötmar am Herzen, für die er in Wort, Schrift und persönlicher ärztlicher Fürsorge unermüdlich tätig war.

Weg und Ziel der politischen Entwicklung in seinem geliebten Vaterlande verfolgte der kerndeutsche Mann mit wachsender Anteilnahme. Seiner ganzen inneren Einstellung nach konnte er nicht anders, als sich der eben gegründeten konservativen Partei anzuschließen, aber er, der sich von seiner ehemaligen natürlichen Heftigkeit längst zu bewußter Ruhe und Klarheit durchgerungen hatte, hat auch dem politischen und kirchlichen Gegner niemals die Achtung versagt.

Als am 23. März 1866 der Rat Hasse das 50jährige Doktorjubiläum feiern konnte, da zeigte sich so recht, wie groß die Liebe und Verehrung war, die sich der tiefblickende Arzt und allzeit hilfsbereite Menschenfreund in der Reihe von Jahren erworben hatte. Dieser Ehrentag des Rats Hasse wurde nicht nur auf dem Rathause, sondern wie ein rechtes Volksfest in der ganzen Stadt, ja sogar in der Umgegend gefeiert.

Am 11. Dezember 1864 starb des Rats treue Gattin. Das war für den 73jährigen ein harter Schlag. Noch fast vier Jahre lebte er. Indessen verstärkte sich ein längst vorhandenes Herzleiden und verursachte ihm starke Atmungsbeschwerden. Aber in allen Beängstigungen stärkte er sich mit dem Worte Gottes. Im Hinblick auf sein Ende wies er allen eigenen Ruhm weit von sich und tröstete sich nur mit der Gnade Gottes in Christo Jesu. Am Sonntag Jubilate, 3. Mai 1868, führte ihn ein sanfter Tod hinüber. Auch von ihm galt das Wort: „Seine Augen waren nicht dunkel geworden, seine Kraft war nicht verfallen"; so hatte er sich's immer gewünscht. In der Südostecke des alten Salzufler Friedhofs, von Efeu und Traueresche beschattet, ruht sein Leib der seligen Auferstehung entgegen. Für seinen Grabstein hatte er sich selbst den Spruch gewählt: „Wir haben hier keine bleibende Statt, sondern die zukünftige suchen wir."

Rudolf Brandes (1795–1842)

Pharmazeut und Reiseschriftsteller

In Bad Salzuflen steht an der Ecke Osterstraße-Marktplatz ein ansehnliches Haus mit schönem Giebel, einem wundervollen Türbogen und der Inschrift über dem mit reicher Ornamentik geschmückten Erker:

Joest Kloet und Anna Menkhausen 1620.

Der Erbauer war Getreide- und Weinhändler; noch erinnern an der Hausfront die Bilder von einer Traube und einem Weintrinker an dies Gewerbe. Daß es wohl gedieh, das bezeugt der „Saal", zu dem im Hinterhaus einige Stufen hinaufführen, und der sich nur in Häusern prominenter Bürger fand, sowie der große Garten an der Rückseite, der sich bis zur Salze erstreckte. Den Wohlstand des Besitzers erkennen wir ferner aus einer Schadenersatzrechnung, die er im Dreißigjährigen Kriege nach einer Plünderung einreichte und worin er für einen mit Silber ausgelegten Degen 4 Taler, für ein Perlenhutband seiner Frau 20 Taler berechnen konnte.

Jetzt trägt das Haus an der Ecke in wundervoller Kunstschmiedearbeit das Aushängeschild mit dem Apothekenzeichen und leuchtender Inschrift: Apotheke. Das ist also anfangs nicht so gewesen. Zur Zeit der Erbauung hatte Salzuflen noch keine Apotheke. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts versuchte der Salzufler Bürger Wippermann eine solche zu errichten, hatte aber damit keinen Erfolg. Ein Herr Wachsmuth aus Holzminden bat die Regierung um die Erlaubnis, in Salzuflen eine Apotheke einrichten zu dürfen, wurde aber auf Betreiben des Magistrats abgewiesen. 20 Jahre später erhielt Georg Christoph Rose das Privileg zur Errichtung einer Apotheke in dem Hause Lange Straße 10; aber die Salzufler holten ihre Medizin lieber aus Herford oder Lemgo. Die Medizin von Rose tauge nicht, meinten sie. Endlose Streitigkeiten zwischen dem Apotheker und dem Physikus Dr. Meier veranlaßten die Regierung, Rose das Privilegium zu entziehen. Da bewarb sich der junge Johann Gottlieb Brandes aus Braunschweig um die Apotheke, und nach glänzend bestandener Prüfung und gestützt auf vorzügliche Empfehlungen erhielt er das Privileg. Er erwarb das Eckhaus am Markte, richtete darin die Apotheke ein und brachte sie in kurzer Zeit zu hoher Blüte.

1794 vermählte er sich mit einer Tochter des Predigers Nolte. Aus dieser Ehe ging als erster Sohn Rudolf Brandes hervor, und dieser ist nachmals einer der bedeutendsten Söhne der Stadt geworden. Der große Garten hinter dem Hause mag ihn zur sinnigen Beobachtung der Pflanzenwelt geführt, die uralte Quelle im nahen Salzhofe seinen Blick zu den Tiefen der Erde gelenkt haben. Nach guter Vorbereitung auf den Schulen zu Salzuflen und Lemgo bezog er die Universitäten Halle und Erfurt. Leider starb schon im Jahre 1816 sein tüchtiger Vater. Dadurch ergab sich die Notwendigkeit seiner häufigen Anwesenheit in Salzuflen und mehrfacher Unterbrechung seiner Studien. Dennoch erlangte er bald den philosophischen Doktorgrad und erwarb sich dazu später noch den medizinischen. Nachdem zwei befreundete Provisoren, Ellers und Diekmann, die Apotheke eine Zeitlang interimistisch verwaltet hatten, übernahm Rudolf Brandes am 20. Januar 1819 nach feierlicher Vereidigung auf die Lippische Apothekenordnung aus den Händen des Provisors Diekmann die väterliche Apotheke.

Und nun begann ein Leben voll rastlosen Schaffens. Die Apotheke führte Brandes zu immer größerer Vollkommenheit. Daneben trat er jederzeit mit größter Entschiedenheit für seine Standesgenossen ein. Diese Hingabe an seinen Beruf leitete ihn zur Gründung des „Vereins norddeutscher Apotheker", aus dem der noch jetzt blühende „Verein deutscher Apotheker" hervorgegangen ist. Diesem Verein hat Brandes 22 Jahre als Oberdirektor vorgestanden. Für ihn gründete er auch eine Zeitschrift, das „Archiv des Apothekervereins", das jetzt als „Archiv der Pharmazie" höchste wissenschaftliche Bedeutung erlangt hat und über die ganze Welt verbreitet ist. Es konnte nicht wundernehmen, daß sein Landesherr, Fürst Leopold, ihm bald den Titel Hofrat verlieh und nicht lange darauf ihn zum Medizinalrat ernannte mit der Verpflichtung, die andern lippischen Apotheken regelmäßig zu revidieren.

Seine eigene wurde zum letzten Male am 15. August 1838 revidiert. Die Revision dauerte von 8 Uhr morgens bis 9 Uhr abends, und das Protokoll darüber ist ein einziges hohes Loblied auf die zweckmäßigen Räume der Apotheke, die mustergültige Ordnung, die Sauberkeit aller Requisiten, die tadellose Beschaffenheit aller Medikamente und, nicht zuletzt, die Intelligenz auch der Gehilfen und Lehrlinge, die in der Apotheke arbeiteten. In dem Protokoll heißt es u. a.: „Wissenschaftliche Hilfsmittel und Apparate sind in überflüssiger Anzahl vorhanden." Davon haben wir uns bei der Heimatausstellung im Jahre 1926 überzeugen können, wo diese Gegenstände, pietätvoll aufbewahrt und aufgebaut, ein ganzes Zimmer auf dem Rathause füllten.

Brandes war aber nicht nur Apotheker, er war auch ein Gelehrter, dessen Name weit über Deutschlands Grenzen hinaus einen Klang hatte. Er war Mitglied von 38 gelehrten Gesellschaften. Als hervorragender Geologe hat er den inneren Aufbau des Harzes und anderer Gebirge beschrieben. Alljährlich unternahm er Reisen in die verschiedenen Länder zur Erforschung der dortigen Flora, und die Ergebnisse seiner Forschungen füllen in zahlreichen Herbarien noch jetzt den Boden hinter dem geschnitzten Giebel. Er reiste meist in einer Kutsche, oft in Begleitung seiner Frau. Dann konnte es vorkommen, daß, während seine Gattin im Wagen zurückblieb, er sich, vom Forschereifer verlockt, immer weiter im Gelände verlor und seine Frau stundenlang warten ließ, bis er sich endlich, „mit fremden Schätzen reich beladen", wieder zurückfand. Seine hohe Bedeutung als Botaniker erhellt am besten aus der Tatsache, daß ein anderer namhafter Naturforscher eine neu entdeckte Pflanze unserm Landesmann zu Ehren Brandesia nannte. Wir haben Brandes inmitten einer Gesellschaft von Naturforschern, die, zu einem Kongreß in Hamburg zusammengetreten, auf einem der ersten deutschen Dampfschiffe nach Helgoland fährt. Wie in einem großen Omnibus sitzen die Gelehrten da im Kreise.

Eine Reihe deutscher Heilquellen hat er auf ihre Bestandteile untersucht und die Ergebnisse veröffentlicht. Witterungserscheinungen wurden von ihm sorgfältig registriert und in vierteljährlich erscheinenden meteorologischen Tagebüchern veröffentlicht, deren erstes er — Goethe gewidmet hat, mit dem er in Jena bekannt geworden war. Im Jahre 1822 konnte er dem von ihm hochverehrten Dichter die Ehrenmitgliedschaft vom Verein deutscher Apotheker anbieten. Goethe wiederum machte seinen Landesfürsten Karl August von Sachsen-Weimar auf den hochverdienten Mann in Salzuflen aufmerksam, was diesem zunächst die mit dem Bilde des Fürsten geschmückte silberne Ehrenmedaille eintrug. Kurze Zeit vorher war ihm vom König von Preußen das allgemeine Ehrenzeichen verliehen worden. Zwei Jahre später zeichnete ihn Karl August, bekanntlich ein großer Kenner und Beschützer der Wissenschaften, abermals, diesmal mit der goldenen Verdienstmedaille, aus; beide Ehrungen wurden ihm durch Goethe übermittelt.

Was irgendwo an wissenschaftlichen Forschungen geschah, fand sein lebhaftes Interesse. So hat er z. B. im „Lippischen Magazin" von 1835 die erste Besteigung des Chimborazzo sehr eingehend beschrieben, und man braucht nur einmal seine Aufsätze allein in dieser Zeitschrift zu lesen, um einen Begriff von der Fruchtbarkeit seiner schriftstellerischen Tätigkeit zu gewinnen. Als im Jahre 1836 Ernst von Bandel mit dem Plane hervortrat, dem Cheruskerfürsten Hermann ein Denkmal zu errichten, sorgte Brandes durch glühende Aufrufe und feurige Gedichte in den Zeitungen dafür, daß der Gedanke begeisterte Aufnahme fand. Noch haben wir die Sammelliste, die er für Gaben zum Denkmal in Salzuflen in Umlauf setzte und auf der er selbst mit 6 Talern, seine Frau mit 2 Talern und seine Kinder mit kleineren Beträgen gezeichnet hatten. Als Brandes starb, sagte Bandel, er habe den besten Förderer seines Werkes verloren.

Brandes war zweimal verheiratet, 1824 mit Henriette Luise Wessel, Tochter des Amtmanns Wessel in Schötmar, die er nach 11 Jahren verlor, und 1836 mit Johanna Luise Wessel aus Niederntalle. Über den Geist, der ihn selbst beseelte und den er auf seine Familie übertrug, gibt uns sein Wahlspruch Aufschluß: „Es ist des Deutschen heiligste Pflicht, in seinem Kreise zur Verbreitung des Guten zu wirken." Er spiegelt sich wider in der preisgekrönten Arbeit seines Sohnes Robert über das Thema: „Nur Tugend, Wissenschaft und Geist ist, was uns Sterbliche der Sterblichkeit entreißt."

Schon im Jahr 1842 sank Brandes ins Grab. Auf dem neuen Friedhofe am Wege nach Schötmar steht auch sein Denkmal, ein Obelisk aus Teutoburger-Wald-Sandstein, von Freunden sechs Jahre nach seinem Tode errichtet. Die Stadt Salzuflen hat das Andenken an ihren großen Sohn dadurch geehrt, daß sie den Weg, der am Denkmal vorbeiführt, und an dem bis zum Jahre 1928 der jüngste Sohn des Gefeierten gewohnt hat, Rudolf-Brandes-Allee genannt hat.

Johann Bernd Henrich Echterling (1797 – 1857)

Erforscher der lippischen Flora

Zu den Unvergessenen der Heimat gehört Johann Bernd Henrich Echterling. Er trug die besonders für seine Zeit nicht leichte Bürde des Lehreramtes von 1816 bis 1857, und zwar in Detmold, Ohrsen, Augustdorf und Reelkirchen; an letzterem Orte war er von 1841 bis zum 1. November 1857, als er wegen eines starken Bruchleidens in den Ruhestand treten mußte.

Hier soll von ihm als Lehrer und Erzieher keine Rede sein, aber als Forscher darf Echterling nicht vergessen werden. Solange es eine lippische Pflanzenkunde gibt, bekanntlich „die liebenswürdigste unter den Wissenschaften", wird Echterlings Name mit ehrwürdiger Achtung genannt werden. Er ist und bleibt der eigentliche Erforscher der lippischen Pflanzenwelt, der sie so genau und gründlich dargestellt hat, daß seinen Nachfolgern nur wenig hinzuzufügen blieb. Die erste genauere Bekanntschaft mit der heimischen Pflanzenwelt machte Echterling im Jahre 1814 unter Anleitung des Rektors Köhler, mit dem er oft Wanderungen in verschiedene Gegenden Lippes machte, gelegentlich auch Angaben über die Standorte mancher seltenen Pflanzen erhielt und sie dann selbst aufsuchte. Das erste Verzeichnis der Pflanzen unserer lippischen Heimat hat der als gräflich-lippischer Hofmedikus verstorbene Barkhausen aufgestellt, als er in Göttingen studierte. Ihm zu Ehren benannte der Botaniker Mönch eine Pflanzengattung Barkhausia. Nach Köhlers Tode forschte Echterling selbständig weiter und entwarf für die Schrift von Brandes: „Die Mineralquellen ... zu Meinberg ...", Lemgo 1832, ein Verzeichnis der Pflanzen Lippes. Das Verzeichnis wurde, ständig berichtigt und vervollständigt, von Jüngst in seiner Flora von Bielefeld (später Flora von Westfalen) benutzt. Die Genauigkeit und Zuverlässigkeit der Echterlingschen Angaben ist von allen Seiten anerkannt. Die angegebenen Fundstellen sind von Echterling selbst festgestellt worden; wo er sich auf die Angaben anderer Forscher stützte, sind diese namentlich angeführt.

Das Echterlingsche Verzeichnis der phanerogamischen Pflanzen Lippes wurde 1846 auf Veranlassung der botanischen Abteilung des Naturwissenschaftlichen Vereins in Detmold neu und gesondert herausgegeben und diente dann fast drei Jahrzehnte später zur Herausgabe einer zweiten Auflage. Aus dem bescheidenen „Verzeichnis der im Fürstentum Lippe wildwachsenden und häufig angebaut werdenden phanerogamischen Pflanzen, mit Einschluß der Gefäßkryptogamen" wurde nunmehr ein „Grundriß der lippischen Flora", für den der Apotheker Otto Weßel zeichnete. Welchen Anteil Echterling an diesem Grundriß hatte, mag aus einigen Zahlen hervorgehen. Der schon genannte, 1748 in Niederbarkhausen geborene, 1783 verstorbene Hofmedikus Barkhausen hatte 1775 in seiner Inauguralschrift 597 Phanerogamen (Blütenpflanzen) und 137 Kryptogamen (Sporenpflanzen wie Moose, Farne u. a.) aufgeführt. Das Echterlingsche Verzeichnis enthielt 981 Phanerogamen; er hatte also 384 von Barkhausen noch nicht aufgefundene Blütenpflanzen hinzugefügt. Von Weßel kamen dann weitere 68 hinzu.

Kryptogamen hatte Echterling in seinem Verzeichnis nicht aufgenommen, und doch besaß er vorzügliche Kenntnisse auf diesem gerade besonders schwierigen Gebiete. Vielfach wandten sich Professoren und Wissenschaftler von Ruf an ihn und erbaten seine Meinung und Auskunft.

Von seinen sonstigen botanischen Arbeiten müssen noch erwähnt werden: „Über die im Lippischen wildwachsenden Erdbeeren" im Lippischen Magazin III 1837 Nr. 19, und „Über den Reichtum Westfalens an phanerogamischen Pflanzen mit besonderer Berücksichtigung von Jüngsts Flora von Bielefeld." Lippisches Magazin V 1839 Nr. 12/14.

Nicht nur als Pflanzenforscher hat er die naturwissenschaftlichen Kenntnisse vom lippischen Boden erweitert und für das genannte Gebiet auf eine sichere Grundlage gestellt. Wertvolle Beiträge hat er der Wissenschaft durch seine Forschungen über die Blitzröhren (Fulgurite) geliefert. Wenn der Blitz in den Erdboden

schlägt, so bringt er die Quarze zum Schmelzen, und es entstehen unregelmäßige, oft verzweigte und verzackte, mehr oder weniger feste glas- oder schmelzartige Äste im Sande, die sich nicht selten mehrere Meter tief hinziehen. Echterling hat eine Anzahl solcher Blitzröhren ausgegraben — sie befinden sich im Landesmuseum in Detmold oder haben sich doch dort befunden. Männer wie Professor Weerth u. a. ließen es sich nicht nehmen, zu den Ausgrabungen herüberzukommen, wenn Echterling ihnen Mitteilung machte. Im Lippischen Magazin I, 1835, Nr. 9—11 (nach Kastners Archiv für die gesamte Natur IX, 1826, S. 295), und VI, 1840, Nr. 30/31, hat Echterling genau darüber berichtet, und man kann sich beim Lesen dieser Berichte davon überzeugen, mit welcher wissenschaftlichen Vorsicht und Voreingenommenheit Echterling bei den Ausgrabungen vorging.

Ein so tief in der Heimat verwurzelter Mann wie Echterling konnte nicht bei der Erforschung der Pflanzenwelt stehen bleiben; alles, was mit der Erweiterung heimatlicher Erkenntnisse zusammenhing, zog ihn in den Bann. So hat er sich um die Römerforschung dadurch verdient gemacht, daß er auf das Auffinden römischer Münzen aufmerksam machte und tatsächlich mehrere Funde buchen konnte, so bei Augustdorf, beim Dörenkruge und in der Nähe der Retlager Mühle.

Wertvoller noch sind seine Aufzeichnungen zur lippischen Mundart. Der bekannte Germanist nahm in der von ihm herausgegebenen „Vierteljahrsschrift für Dichtung, Forschung und Kritik: „Die deutschen Mundarten", VI. Nördlingen 1859 eine fast 60 Seiten umfassende Arbeit Echterlings über „Eigentümliche Wörter der plattdeutschen Sprache im Fürstentum Lippe" auf, Seite 49—60, 207—218, 251—268, 477—494. Die Beiträge Echterlings hielt der Herausgeber für so wichtig, daß er ihnen eine Reihe wissenschaftlicher Anmerkungen mit auf den Weg gab. Das Echterlingsche Verzeichnis dieser mundartlichen Wörter ist um so wertvoller, als es die erste Zusammenstellung mundartlichen Sprachgutes in Lippe ist und die echte Mundart immer mehr verschwindet — es ist bejammernswert, was für Zeugen mundartlicher Darstellung man heute vielfach in Veröffentlichungen begegnen muß. Was Echterling bietet, ist echtes Sprachgut, denn er stand im Leben des Volkes und war durch seine Forschungen mit dem Boden so innig verwachsen wie nur irgendeiner verwachsen sein kann.

Karl Piderit (1797 – 1876)

Begründer des neuen Landkrankenhauses

In Lippe war Dank des sozial-hygienischen Wirkens der unvergeßlichen Gräfin Casimire und ihrer bedeutenderen Nachfolgerin, der Fürstin Pauline, schon lange vor der Gründung des Landkrankenhauses im Jahre 1860 für die zentrale Versorgung der Kranken und Elenden viel geschehen, und die Geschichtsschreibung hat dem kleinen Lande längst das Zeugnis bahnbrechenden Fortschritts ausgestellt. Aber Casimire und Pauline waren Kinder ihrer Zeit, und erschwerend trat hinzu, daß beide viel zu früh, die erstere schon in der Blütezeit des Frauenlebens, die letztere schon auf der Mittagshöhe des Lebens aus ihrem Schaffen abberufen wurden. Die Zeitgenossen der fürstlichen Frauen, und das war wohl das entscheidende, waren den öffentlichen Pflichten gegenüber der hygienisch-medizinischen Betreuung der Bevölkerung gleichgültiger. Der Kranke gehörte nach damaliger Anschauung in die Familie, der Geistesumnachtete in die oftmals unwürdige Internierung einer dunklen Kammer des Wohnhauses. Wo Armut und Elend die Inanspruchnahme des Arztes unmöglich machten, mochten die Kranken dahinsiechen oder sterben, und die Geisteskranken, die als Last und Strafe empfunden wurden, mochten je früher desto besser verkommen.

Man muß sich in diese Zeit und ihre Anschauungen zurückversetzen, um die Größe des Werkes zu ermessen, das unter Pauline von dem Hofrat Scherf mit der Einrichtung des Collegium medicum, der Medizinalordnung von 1789, der Gründung von Lindenhaus und der Herrichtung des Detmolder Krankenhauses entstand. Auf der Grundlage dieses Detmolder Krankenhauses entstand das Lebenswerk Dr. Karl Piderits, das ihn als den Begründer unseres Landkrankenhauses in der Geschichte unseres Landesgesundheitswesens fortleben läßt. Piderit wurde am 3. Dezember 1797 in Blomberg geboren. Die große Begabung des später so erfolgreich gewordenen Arztes hat sich früh gezeigt. In Tagebuchblättern sagt der Vater einmal „Carl ist für sein Alter (er war damals noch nicht sechsjährig) fast schon zu gelehrt". Schon als Schüler ist er der Lektüre gegenüber kritisch. Von Ewalds biblischem Lesebuch sagte er, daß er nicht begreifen könne, warum dieses Schulbuch, das dem kindlichen Fassungsvermögen entsprach, von orthodoxen Pastoren verfolgt und verketzert würde. Bei dem Lemgoer Rektor Reinert, in dessen Internat ihn der Vater gab, entwickelten sich die Keime großer Begabung zu herrlicher Blüte. Reinert wurde auch für Karl Piderit das ganz große Erziehungs- und Bildungserlebnis. Von ihm sagte er einmal: „Der Rektor lebte, lernte und schwärmte mit seinen Schülern; in sittlicher Beziehung war er die Reinheit selbst." Am 18. Oktober 1816 erhielt er von Reinert das Zeugnis der Reife. Glückliche Studienjahre in Jena folgten. Nach Jena zogen damals viele junge Teilnehmer an den Freiheitskriegen mit dem Eisernen Kreuz und der Verdienstmedaille. Die Burschenschaft der patriotischen und idealistischen Studenten entstand, und Karl Piderit schloß sich ihr an. Das Burschenschaftsfest auf der Wartburg am 18. Oktober 1817 mit seinen weittragenden Folgen für das deutsche Universitätswesen machte er mit, wenngleich nicht ohne innere Vorbehalte. In Jena begegnete er Goethe, dort lernte er auch den unglücklichen Karl Ludwig Sand kennen, der am 23. März 1819 Kotzebue erdolchte und am 20. Mai 1820 hingerichtet wurde. Göttingen, wohin er dann zog, sah ihn in dem dortigen Semester in dem großen Studentenkrawall und in dem Auszuge der 500 Göttinger. Die Burschenschaft erklärte Göttingen in Verruf, und Piderit ging nach Berlin, wo er bereits 1820 promovierte. In Blomberg folgten Heimatstudien und 1822 seine Niederlassung in Detmold. Hier schließt er sich dem jungen Chirurgen Mosel an. Aus der Bekanntschaft wächst die Kollegenschaft und aus ihr wahre Freundschaft. Die gegenseitige wissenschaftliche Ergänzung wird beiden zum Vorteil. Schon als Dreißigjähriger wird Carl Piderit Hofmedikus, Hofrat und Medizinalreferent. 1834 erhält er die Aufforderung der Fürstlichen Kammer, „ob etwas und was zur Hebung des Bades Meinberg geschehen könne". Piderit erstattet ein positives Gutachten und übernimmt die Ausfüh-

rung seiner Vorschläge. In den Jahren 1836 bis 1843 erlebt Meinberg seine größte Frequenz. Aber schon 1848 legt Piderit die Tätigkeit als leitender Brunnenarzt nieder, um sich ganz dem Neubau eines Landkrankenhauses zu widmen. Auf die Wichtigkeit und Notwendigkeit eines solchen Hauses hatte er schon in den ersten Jahren seines Medizinalreferats, also schon vor 1830, hingewiesen. Man hieß seine Vorschläge gut. Aber, wie er selber später einmal bitter bemerkte, „weil ihnen niemand entgegenzutreten wagte". Man fand Ausflüchte, Vorwände anderer Art. Man verschleppte das Projekt Jahr um Jahr. Karl Piderit aber gab den Plan nicht auf. Viele Jahre später gelingt es ihm, beim Landtag einen jährlichen Zuschuß von 300 Talern für die Pflege hilfsbedürftiger Kranker in dem städtischen Krankenhaus durchzusetzen. Das Bedürfnis tritt ein, geht weit über die Annahmen der Skeptiker hinaus. Die unzulänglichen Räume reichen nicht aus. 1849 erhöht der Landtag den Zuschuß auf 600 Taler. Unterdessen hatte Piderit aus eigenen Mitteln und aus Spenden einen ansehnlichen Fonds zusammengebracht. 1859 erfolgte die Komiteegründung zur Erbauung eines Landkrankenhauses. 1860 begann der Bau, 1862 wurde er bezogen. Piderit konnte an diesem Tage dem Lande nicht nur den Bau als solchen, sondern auch noch ein Kapital von 20 000 Talern darbringen. 1869 gab er die Anregung zum Bau des Siechenhauses, und am 100. Geburtstag der Fürstin Pauline, 23. Februar 1869, erfolgte die Grundsteinlegung.

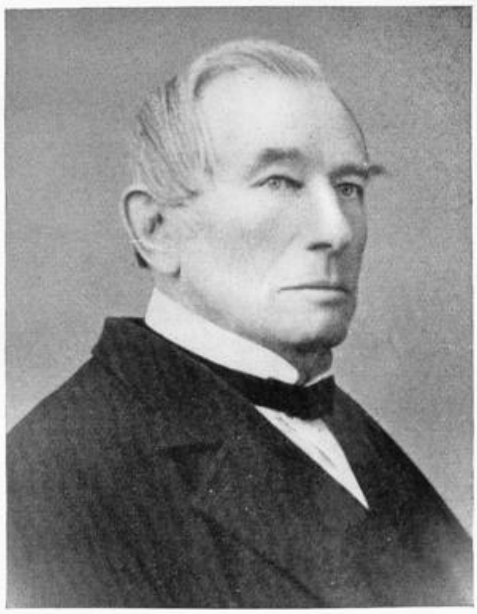
Was hatte den großen Menschenfreund zu diesem Tun bewogen? In der großen Stadt- und Landpraxis lernte er die schweren Nachteile des Mangels eines Krankenhauses kennen, die Nachteile unsachlicher oder unzulänglicher Behandlung in schweren Krankheitsfällen, die Unmöglichkeit sofortiger operativer Eingriffe, den Mangel an Operationsgeräten und Instrumenten, die dem Landarzt in nur unzulänglichem Maße zur Verfügung standen, die schweren Gefahren der Ansteckung usw. Alle diese Nachteile und Unzulänglichkeiten waren schon in Detmold und Umgegend sehr groß. Wieviel größer und schwerwiegender aber waren sie auf dem platten Lande. Die Not der Kranken gerade außerhalb der Peripherie Detmolds war es, die Piderit bestimmten, ein Landkrankenhaus zu schaffen, eine Heil- und Pflegestätte für die Unglücklichen, die so oft keine Heilung, keine Besserung erfuhren, wo sie noch möglich gewesen wäre. Das war das Große an diesem Manne, daß er über die Grenzen seiner Studierstube, über die Grenzen seines örtlichen oder bezirklichen Wirkens hinausschaute auf die Bevölkerung des Landes, daß er auch ihr und im besonderen durch ein Landkrankenhaus helfen wollte. Daß diesem Landkrankenhaus der Rechts- und Besitzcharakter einer Stiftung gegeben wurde, war durchaus kein Zufall. An sich wäre die Gründung des Hauses ja eine Angelegenheit der Stadt und des Landes gewesen. Also mit öffentlichen Krediten und Mitteln wäre sie durchzuführen gewesen. Aber es war bequemer, sie entweder als eine Angelegenheit kirchlicher Kreise oder humanitärer Einzelpersönlichkeiten anzusehen.

Ein Glück für Land und Leute, daß Kirche und Menschenliebe nicht versagten. Ein Glück für Stadt und Land, daß sich in der Persönlichkeit Piderits ein Mann fand, der mit eigenen Mitteln und persönlichem Zuspruch anderen Volksgenossen gegenüber jene Gelder zu sammeln wußte, die für den Bau und die Einrichtung des neuen Landkrankenhauses erforderlich waren. Ein Glück für das Werk, daß gerade in der Zeit des Pideritschen Wirkens die unvergeßliche Fürstin Elisabeth Gemahlin des Landesherrn war und daß sie im besonderen Piderit Helferin und Förderin wurde bei der Schaffung und Einrichtung des neuen Hauses. Es läge nahe, in diesem Rahmen auch jener vielen Menschenfreunde zu gedenken, die mit warmen Herzen und offenen Händen damals gegeben haben, und jener vielen, die nachher das Werk weiter förderten und ausbauten, insonderheit des unvergessenen Sanitätsrats Justus Petri, der nach Karl Piderit unser Landkrankenhaus betreut und so manchen dankbaren Patienten zu Stiftungen für das Landkrankenhaus veranlaßt hat, und des heutigen Direktors Prof. Dr. Loth, unter dessen Leitung das Landkrankenhaus in den letzten 21 Jahren eine besonders große Entwicklung gehabt hat.

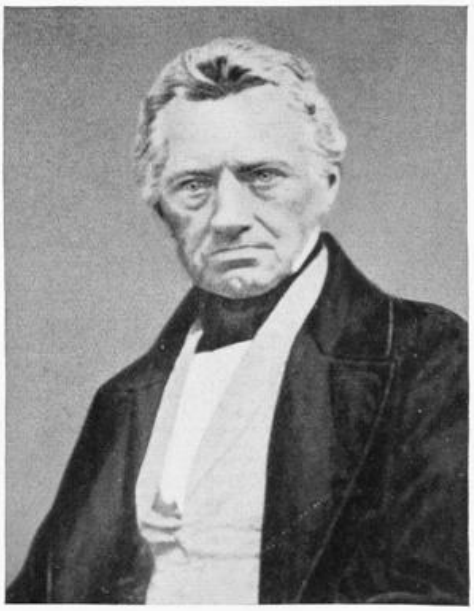
Aber hier gilt es ja im besonderen, das Andenken an seinen Begründer und Erbauer, an Dr. Karl Piderit, herauszustellen, ihm auch in diesem Werke ein Denkmal bleibender Erinnerung zu setzen.

Wie dankbar die Zeitgenossen das große Werk Piderits empfunden haben, davon zeugt das noch heute vor der Hauptfront des Landkrankenhauses stehende Denkmal, eine Schöpfung des Baurats Merckel, ein Obelisk aus lippischem Sandstein, dessen Säule das Bronzerelief des Landkrankenhausgründers enthält und am Sockel

Friedrich Leopold Petri
1774—1850



Karl Piderit
1797—1876



Dietrich Karl Piderit
1791—1855

die Widmungstafel aus Marmor. Am 9. August 1879, drei Jahre nach dem am 22. September 1876 erfolgten Tode Piderits, wurde das Denkmal in Gegenwart der bald darauf heimgegangenen Fürstin Elisabeth enthüllt. Dem damaligen Generalsuperintendenten Koppen war es vorbehalten, bei dieser Gelegenheit und noch unter dem unmittelbaren Eindruck der großen Persönlichkeit des Heimgegangenen sein Leben und Werk zu schildern, Worte zu sprechen, wie sie besser und treffender kaum zu prägen sind:

Er war ein Mann von echter deutscher Art, ausgerüstet mit hohen Geistesgaben, von scharfem Verstande und durchringendem Blicke, fest im Charakter, lauter und unsträflich im Wandel, unermüdlich treu in dem Berufe, dem er sich gewidmet, bewährt in jedem Amte, zu dem er im Laufe seines Lebens berufen wurde, mochte es ein kleines Kommunal- oder ein hohes Staatsamt sein, darum ist ihm auch die Liebe und Anerkennung seiner Mitbürger jeder Zeit in reichem Maße zu Teil geworden. Er war eine ideal angelegte Natur, aber zugleich durch und durch praktisch; nach hohen Zielen strebend und doch den Verhältnissen in der gehörigen Weise Rechnung tragend. Ein Ziel, das er sich gesteckt, verlor er nie aus dem Auge und ließ sich von Schwierigkeiten und Hindernissen, die ihm entgegentraten, weder zurückschrecken noch entmutigen, mit ruhiger Energie und der Geduld, die auch warten kann, arbeitete er ohne alle Hast und Überstürzung auf das Ziel hin, das er sich gesteckt. Sein freundlich und doch ernst durchdringend blickendes Auge, die ruhige Festigkeit und Klarheit, die sich in seinem Handeln wie in seinem Reden kundgab, machte auf jeden, der mit ihm verkehrte, besonders auf den, dem er als Arzt gegenüberstand, einen ungemein wohltuenden, vertrauenerweckenden Eindruck. Mit reichem Wissen und reicher Erfahrung verband er bis in sein hohes Alter einen regen Eifer, sich die neuesten Ergebnisse der Kunst und Wissenschaft anzueignen, und bei allem Bewußtsein von dem, was er wußte und konnte, war ihm eigen eine getreue und ehrliche Anerkennung der Grenzen, die menschlichem Erkennen und Können, wie überall, so auch auf dem Gebiete der Arzneiwissenschaft gesteckt sind. Nicht herrschen über das im Menschen pulsierende natürliche Leben, sondern ihm dienen und aufhelfen mit den Mitteln der Kunst und Wissenschaft wollte er; und wo er nicht mehr helfen konnte, wo er mit seiner Kunst und Wissenschaft sich beugen mußte vor der nicht abzuwendenden Todesnacht, da war er der teilnehmende Freund, der aus warmen Herzen nicht viele, aber tief empfundene und darum um so wohltuendere Worte des Trostes und der Aufrichtung hatte. Hohe Geistesgaben und Vorzüge, schöne Tugenden besaß er, aber nicht das war das Größte an ihm, sondern, daß er die ihm von Gott verliehenen hohen Gaben treu und gewissenhaft, so willig und eifrig in den Dienst seiner leidenden Mitmenschen stellte, daß er im Palast wie in der Hütte gleich bereit zum Dienen und Helfen war. Das Wort der Schrift: „Dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes", das hat er wirklich praktisch geübt. Viel Segen ist von ihm in unserer Stadt und weit über die Grenzen derselben hinaus ausgegangen, und bei dem gegenwärtigen und dem kommenden Geschlechte wird er unvergessen sein, was er gewesen und gewirkt. Daß wir ihm ein Denkmal errichtet, daß wir ihm unsere Liebe und Verehrung auch in dieser Weise bezeugt, das rechtfertigt sich durch sein Leben und segensreiches Wirken.

Etwa zwanzig Jahre später, am Tage der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages, erneuerte eine dankbare Gemeinde treuer Verehrer das Andenken und Treuegelöbnis gegen Piderit und sein Werk. Justus Petri, damals noch Direktor des Landkrankenhauses, hatte hierzu eingeladen. Das Grafregentenpaar, die Prinzessinnen des fürstlichen Hauses und eine große Teilnehmerschar aus Stadt und Land hörten noch einmal eine Gedächtnisrede, die damals der lange verstorbene Pastor Böhmer von der reformierten Stadtgemeinde sprach, und erneuerten das Bekenntnis zur weiteren Liebe und Förderung des Lebenswerkes Piderits.

Das Bekenntnis treuer Menschen hat eine reiche Verwirklichung erfahren bis auf den heutigen Tag. Jahr um Jahr ist das Landkrankenhaus gewachsen. Im Jahre 1922 erfolgte eine umfassende Erweiterung, 1928/29 wurde der große Neubau der Inneren Abteilung ausgeführt, und in diesen Tagen erhält das Haus den Neubau eines Operationshauses mit den modernsten technischen Einrichtungen.

Der Geist Piderits ist in dem Landkrankenhaus lebendig geblieben und wird auch seine weitere Entwicklung überstrahlen.

Heinrich Schierenberg (1800–1851)

Mitglied der Nationalversammlung in der Paulskirche zu Frankfurt

„Des Vaterlandes Größe, des Vaterlands Glück,
O bringt sie, o gebt sie dem Volke zurück!"

So lautete die Inschrift über dem Präsidentenstuhle in der Paulskirche zu Frankfurt am Main, als es galt, die Neugestaltung Deutschlands zu vollziehen, die Einigung des Vaterlandes herbeizuführen. Lippe bildete für diese Nationalversammlung einen Wahlkreis, der am 12. April 1848 einen Abgeordneten zu küren hatte. Natürlich gingen die Wogen der Erregung hoch. Naheliegend hatte die Jugend in der Bewegung die Führung. Im Guten wie im Nachteiligen. Nun, mit behutlichem Abwägen wären die Dinge ja auch nicht zu meistern, wären sie nicht voran zu treiben gewesen. Aber es war für unser Land doch glücklich, daß es sich für den Abgeordneten zur Nationalversammlung gerade auf Heinrich Schierenberg vereinigte, der schon zwanzig Jahre lang Direktor des Lemgoer Gymnasiums gewesen war, der den Glauben an Deutschland und an die Größe der ihm zu stellenden Aufgaben mit Weisheit und Erfahrung paarte. Heinrich Schierenberg stammte aus Horn, wo sein Vater Bürgermeister war. Er hatte in Heidelberg studiert und unterhielt enge Freundschaft mit dem aus Soest stammenden rheinischen Schulmanne Wilhelm Landfermann, dessen Zugehörigkeit zur Burschenschaft ihm damals eine siebenjährige Freiheitsstrafe eingebracht hatte. Schierenberg war zunächst Gymnasiallehrer in Detmold und wurde 1828 Rektor in Lemgo. Er starb als Gymnasialdirektor in Detmold am 3. Dezember 1851 und wurde unter zahlreicher Beteiligung aller Volksschichten am 8. Dezember beerdigt.

Aus der allgemeinen Geschichte ist bekannt, daß das Frankfurter Parlament am 15. Juni den Erzherzog Johann von Oesterreich zum Reichsverweser ernannte. An demselben Tage wurden die „Grundrechte des deutschen Volkes" verkündigt. In Lippe wurden sie als Gesetz bekanntgegeben und unter Glas und Rahmen in den Häusern aufgehängt. Der alte Lehrer A. Rebbe zu Lage erzählte als Zeitgenosse noch gern von einem in Lippe eingeübten neuen Tanz: „Der Reichsverweser", der in der Art ausgeführt wurde, daß die Paare nach mehrmaligen Umdrehungen voreinander stehen blieben, sich wechselweise mit den Zeigefingern zuwinkten und dabei sangen: „O hätt' ich dich, so wollt' ich dich" usw. Derartige Scherze erschienen vielen als die Hauptsache der Revolution. Auch die Verhandlungen in Frankfurt bewegten sich vielfach in unfruchtbaren Bahnen und waren schließlich zum Scheitern verurteilt, weil die Mehrheit der Versammlung nicht den Anschluß zu finden verstand an die wirkliche Machtgröße deutschen Staatslebens, den preußischen Staat.

Nach elfmonatlichen Tagungen brach dann endlich die Stunde an, von der E. M. Arndt begeistert gesungen hatte:

„Kaiserschein, du höchster Schein,
Bleibst du denn in Staub begraben?
Schrein umsonst Prophetenraben
Um den Barbarossastein?
Nein! und nein! und aber nein!
Nein! Kyffhäusers Fels wird springen,
Durch die Lande wird es klingen:
Frankfurt holt den Kaiser ein!"

Zweihundertneunzig Stimmen, darunter auch die Schierenbergs, erklärten sich am 28. März 1849 für den preußischen Erbkaiser. Der Präsident der Versammlung, der spätere Reichsgerichtspräsident Martin Eduard (von) Simson, gab das Ergebnis der Wahl bekannt unter Bezugnahme auf die schönen Worte in Goethes „Hermann und Dorothea":

„Nicht dem Deutschen geziemt es, die unheilvolle Bewegung
Endlos fortzuleiten, zu schwanken hierhin und dorthin.
Dies ist unser! So laßt uns sagen und so es behaupten!"

Er schloß seine Rede mit dem patriotischen Gebete: „Gott sei mit Deutschland und seinem neugewählten Kaiser!" Ein dreifaches stürmisches Hoch aus der Versammlung und von den dichtgedrängt besetzten Galerien bekräftigte diesen Wunsch, während von draußen herein das festliche Geläute der Glocken von allen Türmen der

Stadt, untermischt mit Kanonendonner, ertönte und auf den Straßen und öffentlichen Plätzen zahlreiche Gruppen von Menschen sich erfreut zuriefen, daß nun vorüber sei die kaiserlose, die schreckliche Zeit und ein Richter wieder auf Erden.

Zu den 32 Mitgliedern der Nationalversammlung, die dem Könige Friedrich Wilhelm IV. das Ergebnis der Wahl mitzuteilen hatten, gehörte Schierenberg nicht. Er blieb mit den anderen Abgeordneten in Frankfurt zurück und nahm mit diesen die Nachricht von der Absage des Königs entgegen. Wie er darüber dachte, beweist seine Eintragung in das Parlamentsalbum:

„Wer nicht verzweifeln kann, der darf nicht leben. Goethe.

Aus Dankbarkeit füge ich dieses Dichterwort, das mich seit 11 Monaten manchmal und niemals häufiger als seit dem 2. April dieses Jahres, getröstet hat, Freunden und Bekannten zur Erinnerung dieser Gedenkblätter bei, einerseits, denke ich, werden wir alle in dieser großen Schule des ersten deutschen Parlaments gelernt haben, daß man am Gelingen dieses Einigungsversuchs, am Reiche, auch an der Monarchie (wenn sie denn einmal zum Selbstmorde entschlossen ist) verzweifeln könne, ohne doch sein Vaterland und sein Volk aufzugeben. Ein einiges, freies und starkes Deutschland ist eine weltgeschichtliche Notwendigkeit, die aus jeder Wendung der Geschichte hervorgehen wird. Nicht um das „ob" kann es sich handeln, sondern um das „warum"; nicht um das Gut, sondern um den Kaufpreis."

Als Heinrich Schierenberg nach Detmold zurückkehrte, hatte sich hier der erste aus 25 Abgeordneten bestehende lippische Landtag in der alten lutherischen Kirche versammelt und auch schon wackere Arbeit geleistet. Das gilt insonderheit von den Hude-Ablösungsgesetzen. Unter Schierenbergs führender Mitwirkung wurde auch das Volksschulgesetz vom 11. Dezember 1849 erlassen, das erste in ganz Deutschland. Vieles andere wurde vorbereitet, so besonders die Justizgesetze vom Jahre 1859. In diesem Landtage wurden auch Verhandlungen über das Domanium gepflogen. Nachdem der Landtag sein Gutachten in dieser Frage abgegeben hatte, wurde dieses durch Regierungserklärung vom 30. Oktober 1849 abgelehnt. Damit wurde die Lösung der Domanialfrage verschoben, aber ihre Notwendigkeit nicht aus der Welt geschafft. Müde und verstimmt zog sich Schierenberg mehr und mehr von der parlamentarischen Tätigkeit zurück, traurig darüber, daß für viele, viele damals der Begriff „deutsche Einheit" nur ein großes, wohltönendes Wort war, nicht eine begeisterte Überzeugung, die jeden Entschluß des Mannes durchdringt und heiligt. Den Glauben an Deutschlands Zukunft hat er sich nicht rauben lassen; ihn hat er mit in das Grab genommen.

Moritz Leopold Petri (1802 – 1873)

Ein Wegweiser zu Deutschlands Einigung

Eine der schärfst umrissenen Beamtenpersönlichkeiten im lippischen Lande um die Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Ganz Beamter, ganz im Dienst für seinen Fürsten aufgehend und beseelt von glühender Liebe zur engeren Heimat wie zum großen deutschen Vaterland. Erstrebt dessen Einigung mit allen Fasern seines Herzens und betreibt sie — auf verantwortlichen und ausschlaggebenden Posten berufen — mit unermüdlicher Schaffenskraft.

Sprößling einer alten lippischen Beamtenfamilie, die dem Staate durch Jahrhunderte eine Reihe treuer Söhne geschenkt hat.

Kantig und gerade, zielbewußt und fest in Wollen und Denken, setzt er an den Anfang die Tat, unbeirrt das weitere Ziel im Auge behaltend.

Moritz Leopold Petri wurde am 1. Juni 1802 in Lage als Sohn des damaligen Syndikus und späteren Regierungspräsidenten von Lippe Friedrich Simon Leopold Petri geboren. Er besuchte das Gymnasium zu Detmold und schließt Freundschaft mit Grabbe, an dem er bis zu dessen Tode festhält.

1820 bezieht Petri nacheinander die Universitäten Göttingen, Jena und Leipzig, um sich den Rechtswissenschaften zu widmen. Männer wie Hugo, Heeren und Luden sowie Haubold werden seine Lehrer. Früh sucht er Anschluß an die burschenschaftliche Verbindung, in deren Bestrebungen er die Erfüllung seiner nationalen Hoffnungen und Ideale sieht. Wechselt mit seinem Vater klar gezeichnete Briefe, erwidert auf dessen Klage, daß der Sohn so wenig von sich und seinem Schaffen schreibe: Wenn man will, daß später von einem gesprochen wird, muß man in der Zeit des Jugendschaffens nicht zuviel von sich reden.

1824 wird Petri Hofgerichtsauditor. Noch in dem gleichen Jahr bereist er, zum Teil zu Fuß, den größten Teil Deutschlands in der klaren Erkenntnis, daß der Jugend die Welt gehört, deren Schönheit und Kulturreichtum er mit der ganzen ihm eigenen Aufnahmefähigkeit erfaßt. So geht es weiter über Brüssel und nach kurzem Aufenthalt in Paris durch Südfrankreich nach Italien. Avignon, Toulon und Marseille werden besichtigt, die beiden Rivieren, Genua und die Königin der Adria steigen vor seinem Auge auf, Triest wird erreicht. Der Heimweg wird über Graz, Wien, Prag und Dresden genommen. Nach halbjähriger Abwesenheit kehrt er in die Heimat zurück. Die so erworbenen Kenntnisse und Eindrücke geben später den Antrieb zu neuen den Horizont weitenden Reisen — Holland und England werden besucht. Schon hier zeigt sich der Drang, das Wissen durch Vertiefung der Bildung zu erweitern.

Wissen und Bildung — sie werden ihm Hilfsmittel und Kraft, das Leben und die hohen Aufgaben, die dem schnell im Staatsdienst Aufsteigenden gestellt werden, von höherer Warte aus zu beurteilen, zu bearbeiten und — zu lösen.

Nach dreijähriger Tätigkeit als Syndikus in Lage wird Petri 1828 Hofgerichts-Assessor in Detmold, erwirbt sich nebenbei durch Errettung eines Menschen von der Gefahr des Ertrinkens die Rettungsmedaille, tritt 1833 als Rat in die Justizkanzlei. Schnell erfaßt er mit dem ihm eigenen juristischen Scharfsinn und seinem umfassenden rechtsgeschichtlichen Wissen die Aufgaben des neuen Amtes, besonders wo es sich um Anschluß Lippes an das preußische Steuer-System und einheimische Rechtsverhältnisse — eheliche Gütergemeinschaft, Kolonatsverfassung usw. — handelt, und betätigt sich auch nebenbei, so seit 1830 als einer der Kommissare an der Führung des Prozesses des regierenden Fürstenhauses gegen die erbherrliche Linie zu Bückeburg wegen der Landeshoheit über das Amt Blomberg.

Aber Petri hatte erkannt, daß Theorie und Praxis Hand in Hand gehen müssen. So ruft er die juristische Lesegesellschaft ins Leben, sucht durch eine ausgedehnte schriftstellerische Tätigkeit fördernd und weiterbildend zu wirken. Auf dem Gebiete der Verwaltung erwirbt er sich besondere Verdienste um Wegebau und Eisenbahn und die Verbindung des Landes mit dem preußischen Telegraphennetz sowie als Kommissar für die Teilung der Senne und später des Detmolder Stadt-

bruches. Mit dieser Tätigkeit wird indessen die Arbeitskraft des jungen aufstrebenden Beamten nicht ausgefüllt. Er gründet in enger Zusammenarbeit mit dem Stifter des Norddeutschen Apotheker-Vereins, Hofrat Dr. Brandes, zu Salzuflen und dem Professor H. Schierenberg am Gymnasium Leopoldinum zu Detmold das „Lippische Magazin für Vaterländische Cultur und Gemeinwohl" (später als „Vaterländische Blätter" von ihm allein herausgegeben) eine Zeitschrift, die im Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo erschien und außer Tagespolitik, Romanen und Novellen fast alle Gebiete des geistigen, kulturellen und wirtschaftlichen Lebens behandelte. Petri selbst griff hier zur Feder. Wie mannigfaltig seine Beteiligung auch auf literarischem Gebiete war, zeigen Aufsätze von ihm, wie der über die Verfassung der Städte im Fürstentum Lippe, die Parlamentswahlen in England, Lebenversicherungs- und Sparkassenwesen, Fragen der Landwirtschaft, des Handwerks, des Verkehrs und vieles andere. Nebenbei fehlen kleine Aufsätze nicht. Charaden und Rätsel sollten den Inhalt auch einem weiteren Leserkreis schmackhaft machen. 1843 übernahm er zusätzlich die Schriftleitung des Regierungsblattes.

Als im Jahre 1837 der Verein für den Bau des Hermannsdenkmals gegründet und das Denkmal selbst durch seinen Erbauer, Ernst von Bandel, im Jahre 1838 in Angriff genommen wurde, wurde Petri zu einer Tätigkeit berufen, die auch ihm, wie allen seinen Mitarbeitern jener Zeit, ein bleibendes Denkmal, sichtbar auf den Höhen des Teutoburger Waldes und immer bleibend in den Herzen seines Volkes gesetzt hat.

Wer heute die Papiere durchblättert, die jene Verhandlungen für Entwurf und Durchführung des Denkmalbaus festhalten, erkennt, mit welchen Schwierigkeiten und Widrigkeiten finanzieller, sachlicher und rein menschlicher Art auch damals die Männer zu kämpfen hatten, die den Gedanken der Abtragung einer Dankesschuld und der Schaffung eines nationalen Sammelpunktes zur Durchführung bringen wollten.

Um so größer der Lohn, als dann endlich — am 8. September 1841, der damalige Kanzleirat Petri die Festrede bei der Schließung des Grundsteingewölbes halten und mit dem ganzen ihm zur Verfügung stehenden Wort- und Gedankenreichtum und der Beredsamkeit eines von tiefster Liebe zum Werk durchglühten Mannes die Schönheiten der Heimat preisen und Zweck und Sinn des Denkmals der atemlos folgenden Hörerschaft einhämmern durfte.

Dankbar feierte Petri den Künstler, der das Werk in Angriff genommen, dankbar gedachte er all derer, die mithalfen, es zu verwirklichen, an ihrer Spitze die deutschen Länder und ihre Fürsten. Mit beredten Worten griff der Redner in die Saiten des Instruments, das er wie wenige zu meistern verstand:

750 Jahre hatte Rom die Welt geknechtet. Karthago lag in Trümmern. Griechenlands Musen waren verstummt. Das Reich des großen Alexander war die Beute römischer Prokonsuln." ...

„Niemand wagte den kampfgeübten Legionen zu widerstehen." ...

„Da ging an zweien Enden der Welt das zwiefache Gestirn auf, das fortan den Völkern der Erde leuchten sollte — dort an Syriens Küste das eine, hier im Teutoburger Walde das andere." ...

„Der Aufgang des letzten Gestirns, des germanischen Volksbewußtseins Erwachen ist es, das wir heute an dieser Stelle feiern."

So führte Petri in edler Freude am entstehenden Werk, in hoher Begeisterung für die Sache, steigernd die Hörer auf den Höhepunkt seiner Gedankengänge, indem er Ideen, Ziele und Tat als das Symbol des höchst zu Erringenden — der deutschen Eintracht, der deutschen Einigkeit und deutschen Stärke feierte. Diesen Sinnes waren denn auch die Worte, die mit dem „Maneat, quaeso, duretque" des Tacitus' Germania in den Grundstein des Baues gelegt wurden, gefolgt von dem Wunsche des Redners: „Er bleibe und dauere, der Sinn der Eintracht der deutschen Fürsten und Stämme, der dieses Denkmal schuf; und getilgt sei der Fluch der Zwietracht, den der Zorn des Überwundenen an der Wiege unseres Volkes aussprach."

Wie eingehend sich Petri mit den Vorarbeiten für die Errichtung des Hermannsdenkmals beschäftigt hat, geht auch aus seinen Aufzeichnungen hervor, die sich mit der Durchführung des Baues befassen. Sie lassen die kerndeutsche, von höchster Vaterlandsliebe durchdrungene Art und das klare Urteil erkennen, wenn er sagt: Wir setzen den Männern des Wissens, des Glaubens und der Kunst Denkmäler, es ist Zeit, uns daran zu erinnern, daß wir auch Männer der Tat haben... Hermann hat das deutsche Volk in die Geschichte eingeführt...

Petris nationaler Stolz und seine unerschütterliche Hoffnung in die Zukunft der Nation spiegeln sich in den Worten: Niemand kann uns das Recht nehmen, stolz auf unsere Geschichte zu

sein... Völker kommen und schwinden, aber das deutsche Volk steht ewig wie die Sonne. Hermann ist der deutsche Kriegsgott, nicht Apoll, sondern herkulisch. Nicht Triumph und Stolz im Siege, sondern kraftbewußte Ruhe...

Mehr und mehr wird, weit über den Rahmen des stillen Amtszimmers hinauswachsend, der Dienst am Gemeinwohl zum Leitspruch des Mannes, dessen zunehmende Bedeutung man erkennt. Es ist deshalb auch gegeben, daß, als im Jahre 1838 der erste Landtag nach der Verfassung von 1836 zusammentrat, Petri als Abgeordneter berufen und alsbald zum Ausschußdeputierten des zweiten Standes gewählt wird. Sogleich greift er in den neu geschaffenen Tätigkeitsbereich ein und wirkt ausschlaggebend mit bei den Beratungen größerer Gesetze. (Ablösungsgesetz von 1838, Landgemeindeordnung von 1841, Städteordnung von 1842, Zollanschlußverträge und vor allem der lippischen Verfassung in den Konfliktsjahren. (Desgl. Kiewnig, 100 Jahre lipp. Verfassung.) Er wirkt bei der Vereinheitlichung des lippischen Gerichtswesens sowie als Vorsitzender des Detmolder Stadtverordnetenkollegiums, als es gilt, in Ausführung der Städteordnung die Alt- und Neustadt zu vereinigen und greift weiter, indem er die Verhandlungen mit Bückeburg und Arolsen über ein gemeinsames Vorgehen bei der Ausführung der Beschlüsse von Frankfurt führt. Aber, wo er auch immer tätig wird, keine Aufgabe wird in Angriff genommen, ohne vorher in tiefgründiger Weise bis zu den letzten Grundlagen vorzustoßen.

1844 wird Petri Landtagsabgeordneter für das Amt Varenholz beider Vogteien, 1845 Geheimer Justizkanzleirat. So war es nur natürlich, daß, als das Jahr 1848 mit seiner politischen Bewegung alle verantwortungsbewußten, besonnenen und weitblickenden Männer auf den Plan rief, der Ruf auch an Petri erging. Am 9. März zum außerordentlichen Mitglied der Regierung ernannt, geht er als Bevollmächtigter Lippes und Waldecks zur Deutschen Nationalversammlung nach Frankfurt a. M. und wird — auch dort starken Einfluß ausübend — noch in dem gleichen Jahre zum Landtagsabgeordneten und gleichzeitig zum Abgeordneten für den Reichstag in Erfurt gewählt. Fesselnd und interessant sind seine Briefe und Berichte, die er von dort sendet. Sie lassen den Wert seiner Mitarbeit und realpolitisches Verständnis erkennen.

1849 begründet er den landwirtschaftlichen Hauptverein und sucht in späterer Zeit eine engere Verbindung mit dem landwirtschaftlichen Hauptverein Minden-Ravensberg herbeizuführen.

Als dann im März 1850 sein Vater als Regierungspräsident von Lippe stirbt, wird Petri als ordentliches Mitglied mit dem Charakter als Geheimer Regierungsrat in die Regierung berufen und übernimmt nun das Referat für Wegebau- und Kommunalsachen, später auch für Telegraphen- und Eisenbahnangelegenheiten und den Vorsitz im Konsistorium. Er wird erster landesherrlicher Kommissar des Generalhofgerichts, Vorsitzender der juristischen Examinations- und der Scholarchrats-Kommission für das Detmolder Gymnasium, Kommissar für das Gymnasium in Lemgo und Direktor der Hagelversicherungsgesellschaft. Er gründet den Gewerbeverein und die Gewerbeschule und wendet sein besonderes Interesse auch dem Handwerk zu, für das er die Errichtung von Gewerbehallen durchsetzt, um der Gefahr einer Vernichtung des Handwerks durch Großstadt und Massenproduktion vorzubeugen. Hatten sich von der Natur geschenkte Anlagen und eine außergewöhnliche Befähigung mit einer durch vielseitige Interessen gestalteten umfassenden Bildung zu einem unerschöpflichen Quell immer neuen Schaffens geformt, so blieb doch das hervorragendste Talent dieses Mannes auf juristischem Gebiet, ein Talent, das hier schon von seinen Zeitgenossen mit dem Bedauern gewertet wurde, daß Lippe zu klein war, um Gaben, Können und Wissen zur vollen Auswirkung gelangen zu lassen. Man war sich darüber klar, daß dieser Mann, in einen Schaffensraum gestellt, größer als ein Fürstentum Lippe in der damaligen Zeit, zu den höchsten Stufen im Dienste eines Großstaates berufen gewesen wäre. Denn was Petri auch leistete und schuf, es wurde ihm erleichtert durch Bildung und Wissen, das ihn spielend die Materie meistern ließ. Keine Wissenschaft, für die er sich nicht interessierte. Neben Geschichte waren ihm die alten Sprachen ein fester Besitz. Von den neuen liebte er besonders Englisch und Italienisch. Mit großer Vorliebe widmete er sich aber der deutschen Sprache, der er bis auf die Wurzeln nachzuforschen pflegte. Dabei waren ihm die Ausdrücke des Bauernstandes seiner niedersächsischen Heimat oft Wegweiser auch zu holländischen, englischen und dänischen Wörterbüchern. Jeder Fund ein Quell neuer Freude. Dieses Leben, übersprüht von einem echten, köstlichen Humor, erfüllt von dem ganzen Idealismus eines deutschen Mannes und getragen von der Ruhe eines in sich abgeschlossenen

heiteren Gemüts machte Petri zu einem beliebten Gesellschafter. Es wurde verschönt durch ein reiches Familienglück. Zu ihm gesellte sich die Treue, die Petri auch einem Grabbe hielt, in der Hoffnung, ihn zu retten, als der Dichter von Neigungen und menschlichen Schwächen zermürbt, dem Zusammenbruch zueilte. Noch heute zeugt ein Stein mit der Inschrift: „Hier schrieb Grabbe den Gothland" in dem ehemals großen bis an den Knochenbach reichenden Garten des früher Petrischen Hauses Hindenburgdamm 8 von dem besonderen Treueverhältnis dieser beiden Männer. Uneigennützig und immer hilfsbereit förderte Petri alles Gute, für das er stets ein offenes Herz und eine gebefreudige Hand hatte und legt in der Nr. 32 der „Vaterländischen Blätter" vom 8. November 1845 ein grundlegendes Bekenntnis „über bürgerlichen Gemeinsinn und seinen Einfluß auf das Gedeihen der Gewerbe" ab. Es war das der schriftliche Niederschlag eines Vortrages, den er in der Versammlung des Gewerbevereins zu Detmold gehalten hatte. Der Redner hatte dabei Gedanken entwickelt, die vom Anfang bis zum Ende als Gemeingut der heutigen Zeit in Anspruch genommen werden können. Es war das Hohelied des Gemeinsinns, einer Tugend, die in diesem Sinne „die Quelle der edelsten Handlungen bei den einzelnen Bürgern, die Grundlage für die Ausbildung der reinsten Sittlichkeit bei ihnen" sieht und die in jenem Kreise mit allem Nachdruck darauf hinweist, daß das höchste Sittengesetz „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst" heißt und seine Erfüllung im Gemeinsinn findet. Mit einprägsamen Worten preist Petri hier das „Einer für Alle und Alle für Einen", geißelt er die Standes- und Klassengegensätze jener Tage, fordert er deutsche Bildung, deutsches Denken und — deutsches Recht.

Er sieht in dem Nachlassen der Kraft des deutschen Gedankens und in dem Erlöschen des Gemeinsinns im sittlichen Leben des deutschen Volkes die Ursache des nationalen Unglücks der napoleonischen Zeit, sieht aber auch in dem wiedererwachten Gemeinsinn und der Vaterlandsliebe der Freiheitskriege die Kraftquelle für Erhebung und Befreiung des Vaterlandes aus Not und Schmach.

Als Moritz Leopold Petri, seit 1868 Geheimer Oberregierungsrat, am 28. Juli 1873 mitten aus tätigstem Schaffen abgerufen wurde, da trauerte um ihn mit seinem Fürsten ein Land und ein Freundeskreis, die ihn kommenden Geschlechtern als Beispiel hinstellten, und seinem Wirken und Menschentum den Gedenkstein eines unauslöschlichen Dankes und ehrender Erinnerung setzten.

Theodor Heldman (1801 – 1872)

Lippischer Regierungspräsident

Im östlichen Detmold heißt eine neu angelegte Straße „Heldmanstraße". Woher kommt der Name? Das junge Volk von heute wird man vergeblich danach fragen, die älteren Leute wissen, daß es in Detmold einst mehrere Familien Heldman gab und noch gibt, und die ganz Alten erinnern sich wohl, gelegentlich gehört zu haben, daß ein Heldman vor sehr langer Zeit einmal Minister oder Präsident gewesen ist. Dieser Heldman, nach dem jene Straße benannt ist, hat ein merkwürdiges Lebensschicksal gehabt.

Um das Jahr 1598 wanderte aus Olpe in Westfalen der Weinhändler Friedrich Heldman in Lemgo ein. Er heiratete daselbst etwa im Jahre 1600 Margarete Corvey. Seine Nachkommen waren Kaufleute und betätigten sich bald auch in der städtischen Verwaltung. In den Jahren 1722 bis 1823 waren nacheinander drei Heldmans, Vater, Sohn und Enkel, Bürgermeister von Lemgo. Als Sohn des letzten dieser drei, des Bürgermeisters Karl Albert Heldman, wurde Karl Theodor Heldman im Jahre 1801 in Lemgo geboren. Er wurde 1822 Advokat und Prokurator in Lemgo, 1823 Syndikus des Stiftes St. Marien, dann Amtsschreiber in Brake. 1836 wurde er zum Amtmann in Oerlinghausen ernannt.

Zwölf Jahre wirkte Theodor Heldman in dieser Stellung. Es waren schöne, glückliche Jahre angestrengter, aber auch erfolgreicher Arbeit, deren Lohn das rückhaltlose Vertrauen der Amtseingesessenen war. Sie wählten ihn schon 1838 zum Landtagsabgeordneten für Oerlinghausen-Schötmar, und als er 1846 das zehnte Jahr seiner Verwaltung vollendete, luden die Gemeindevorsteher des Amtes ihn zu einem festlichen Mahle ein und überreichten ihm einen silbernen Pokal als Ehrengeschenk.

Am 14. März 1848 wurde er vom Fürsten zum Regierungsrat in Detmold ernannt. Es gab da in der Revolutionszeit viel zu tun. Auch in Oerlinghausen kam es zu Unruhen, als die Rietberger Bauern ins Lippische einrückten. Schon am 25. März war Heldman wieder in Oerlinghausen und stellte durch sein persönliches Auftreten die Ruhe her. Im übrigen verlief ja die Revolution von 1848 in Lippe äußerlich ziemlich harmlos. Aber allerdings gab es im Fürstentum viel berechtigten Anlaß zur Unzufriedenheit, und zwar wegen der Verfassungs- und Domanialfrage. Für die jetzt lebende Generation ist es oft nicht leicht, sich eine Vorstellung von den innerpolitischen Verhältnissen deutscher Kleinstaaten vor hundert Jahren zu machen. Auch Lippe befand sich damals noch in dem Übergangszustande vom mittelalterlichen Ständestaate zum modernen Verfassungsstaate, und es bedurfte schwerer, jahrzehntelanger Kämpfe, bis endlich eine zeitgemäße Verfassung zustande kam. Die Wiener Bundesakte vom 8. Juni 1815 enthielt in dem berüchtigten Artikel XIII den Satz: „In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden." In Lippe gab es bis dahin nur eine auf altem Herkommen beruhende derartige Verfassung. Jetzt arbeitete die kluge, weitschauende Fürstin Pauline eine neue Verfassung aus, die bei den Vertretern des alten Ständestaates einen Sturm des Widerspruches entfesselte. Unter Paulines Nachfolger Leopold II. kam dann nach langen Verhandlungen endlich im Jahre 1836 ein mit den Ständen vereinbartes Verfassungsgesetz zustande, nach welchem der Landtag aus 21 Abgeordneten bestand, die zwei Kurien bildeten. In der ersten Kurie waren sieben „Ritter", d. h. Eigentümer ritterschaftlicher Güter, in der zweiten Kurie sieben Abgeordnete der Städte und sieben ländliche Grundbesitzer. Abgestimmt wurde nach Kurien, so daß also zu einem gültigen Landtagsbeschluß die Übereinstimmung beider Kurien nötig war. Nach diesem in mancher Hinsicht recht unvollkommenen Gesetz wurden nun in den folgenden Jahrzehnten die Landtagsabgeordneten gewählt. In den Sturmjahren 1848 und 1849 kam es dann zu neuen Verhandlungen zwischen Fürst und Ständen und schließlich zu dem Erlaß zweier fürstlicher Verordnungen vom 16. Januar 1849, von denen die eine die Zusammensetzung des Landtages und die Ausübung der ständischen Rechte, die andere die Wahl der Landtagsabgeordneten betraf. Der Entwurf eines

neuen Staatsgrundgesetzes fand vor dem Landtag keine Gnade und wurde daher von der Regierung zurückgezogen. Fortan verschärften sich die Gegensätze zwischen dem Fürsten und der demokratischen Partei immer mehr.

So war die Lage, als Heldman im Alter von 37 Jahren in die Regierung eintrat, ein ernster, pflichttreuer Mann von reichen Kenntnissen und vielseitigen Erfahrungen in Justiz und Verwaltung. In politischer Hinsicht bekannte er sich (er war in Göttingen Burschenschafter gewesen) zu einem gemäßigten Liberalismus. Daher kam es, daß die demokratische Partei seine Berufung mit freudigen Hoffnungen begrüßte, Hoffnungen freilich, die zu erfüllen Heldman nicht so leicht in der Lage war. Denn abgesehen davon, daß die Regierung eine Kollegialbehörde war, in der der freien Wirksamkeit eines einzelnen Mitgliedes naturgemäß gewisse Schranken gezogen sind, war seiner vornehmen Natur auch jede demagogische Agitation durchaus zuwider. Und daran ließen es die Volksführer in Lippe leider nicht fehlen. Man darf allerdings, wenn man gerecht sein will, nicht übersehen, daß an der Verschlimmerung der Dinge auch die Gegenseite ein gerüttelt Maß von Schuld hatte.

Am 1. Januar 1851 starb der Fürst Leopold II. Nachfolger wurde sein Sohn Leopold III., ein liebenswürdiger, gutmütiger Mann, eine weiche, weichliche, fast möchte man sagen weibische Natur. Aber in einem Punkte war er zeitlebens hart und unnachgiebig, im Beharren auf seiner streng konservativen Gesinnung. Darin bestärkten ihn auch seine Ratgeber von nah und fern, in Lippe besonders der Rittergutsbesitzer von Stietencron zu Schötmar. Die Revolution von 1848 war vorbei, die Reaktion hatte begonnen. Das Frankfurter Parlament hatte sich aufgelöst, der Bundestag seine Tätigkeit wieder aufgenommen. Überall ging man daran, die früheren Verfassungszustände wiederherzustellen, der Bundestag selbst ermächtigte die deutschen Staaten dazu. Fürst Leopold erklärte die ganze Gesetzgebung vom 9. März 1848 bis 1852 „für eine gesetz- und verfassungswidrige Tatsache und deshalb für null und nichtig". Er ließ dem Landtag eine Proposition zugehen, derzufolge die Verfassung von 1836 wiederhergestellt werden sollte. Der Landtag lehnte diese Proposition mit allen gegen von Stietencrons Stimme ab, worauf er am 27. Oktober 1852 geschlossen und verabschiedet wurde. Der Fürst beabsichtigte, durch Verordnung die alte Verfassung wieder in Kraft zu setzen. Die vier Regierungsräte Piderit, Petri, Heldman und Meyer rieten von diesem verfassungswidrigen Schritt in dringenden, wohlbegründeten Vorstellungen ab — umsonst! Sie zogen sich nur die Ungnade Serenissimi zu, die Verfassung von 1836 aber wurde am 15. März 1853 durch fürstliche Verordnung wieder eingeführt und blieb mehr als zwanzig Jahre in Kraft. In demselben Jahre ernannte der Fürst zu seinem Kabinettsminister den hochreaktionären Dr. Hannibal Fischer, den sogenannten „Flottenfischer", der es in seiner noch nicht zweijährigen Amtstätigkeit verstand, sich überall im Lande unmöglich zu machen. Sein Nachfolger wurde der streng konservative von Oheimb, ein durchaus tüchtiger Verwaltungsbeamter, unter dem aber, was die Verfassung anlangte, alles beim alten blieb, und der die liberalen Kreise des Landes durch sein Eintreten für die kirchliche Orthodoxie sehr verstimmte.

Mit der rückständigen Verfassung, deren Änderung nun einmal nicht zu erhoffen war, fand man sich in Lippe in jener Zeit schließlich noch ab. Mehr und mehr aber trat die andere Streitfrage in den Vordergrund, die Domanialfrage. Das ausgedehnte Domanium, zu dem in erster Linie der ganze lippische Wald von den Externsteinen und dem Kreuzkruge an bis nach Lopshorn und der Dörenschlucht gehörte, wurde von der fürstlichen Kammer verwaltet, ohne daß der Landtag irgendwelchen Einfluß darauf besaß. Die „Landrentei", d. h. die Kasse der Kammerverwaltung, bestritt die Kosten der fürstlichen Hofhaltung, die Apanagen der Mitglieder des fürstlichen Hauses, die Gehälter sämtlicher Kammerbeamten, aber sie trug zugleich auch ein gut Teil zu den Kosten der Landesverwaltung bei. Eine klare Trennung zwischen Landeshaushalt und Domanialhaushalt gab es nicht. Immer entschiedener wurde nun eine solche von der demokratischen Partei verlangt, ja es wurde die Forderung erhoben, das ganze Domanium als ursprüngliches Volkseigentum (was es aber sicher nicht war) dem Lande zuzuteilen und den Fürsten mit einer Zivilliste abzufinden. Demgegenüber vertraten der Fürst und sein Minister von Oheimb ohne Wanken den Standpunkt, daß das Eigentumsrecht am Domanium allein dem fürstlichen Hause gehöre. Die Ereignisse des Jahres 1866 und der Eintritt Lippes in den Norddeutschen Bund unter Preußens Führung belasteten das Land in finanzieller Hinsicht außerordentlich. Der lippische Militäretat betrug bisher etwa

60 000 Taler und unterlag der ständischen Bewilligung, jetzt sollten auf Grund der neuen Militärkonvention mit Preußen 225 000 Taler ohne jede ständische Bewilligung aufgebracht werden, also etwa soviel, wie bisher der gesamte Staatshaushalt ausmachte. Dazu kamen die Eisenbahnsorgen des Fürstentums, in dem bisher noch nirgends ein Schienenstrang lag. Kurz — die neue Zeit stellte immer neue Aufgaben, denen man gerecht werden mußte, wenn man die Selbständigkeit des Landes nicht aufs Spiel setzen wollte. Da brachte der Minister von Oheimb am Ende des Jahres 1867 eine Vorlage beim Landtag ein, nach welcher in genau festgelegter Weise die Finanzen des Landes und des Domaniums getrennt werden und das ganze Domanium zum Fideikommiß des fürstlichen Hauses erklärt werden sollte. Er verstand es in geschickter Weise, beim Landtag eine Mehrheit für die Vorlage zu gewinnen, die schon im Februar 1868 mit elf gegen acht Stimmen angenommen wurde. Unmittelbar darauf reichte von Oheimb seinen Abschied ein und wurde Landrat des Kreises Minden, in dem er begütert war.

Die Erbitterung der demokratischen Partei über das hinter verschlossenen Türen durchgebrachte Domanialgesetz und die Art, wie der Minister diesen Erfolg erzielt hatte, war grenzenlos. Das war der Zeitpunkt, in dem Theodor Heldmans politische Tätigkeit in und für Lippe begann. Er war bei seinen gemäßigt liberalen Anschauungen gewiß kein Mann nach dem Sinn des Fürsten Leopold. Aber auch dieser mußte sich sagen, daß die Berufung eines hochkonservativen Herrn von auswärts bei dem Anwachsen der oppositionellen Stimmung im Lande nicht ratsam sei. Vielleicht hat sogar Stietencron davon abgeraten, vielleicht auch Oheimb selbst die Aufmerksamkeit des Fürsten auf Heldman gelenkt, der überall im Lande das größte Vertrauen genoß. Er wurde im März 1868 zum „Präsidenten" und Leiter des Kabinettsministeriums ernannt. Den Titel „Kabinettsminister" lehnte er selbst ab. Er war 67 Jahre alt, als er, dem Rufe seines Fürsten folgend, sich zu der Übernahme der schwierigen Stellung entschloß. Es war ein sehr großes Opfer, das er seinem Landesherrn brachte, indem er, statt nach einem arbeitsreichen Leben sich Ruhe zu gönnen, eine Verantwortung übernahm, die zu tragen auch mancher viel jüngere Mann sich gescheut haben würde. Denn die Lage war so verfahren wie nur möglich. Namentlich war der in den Anschauungen eines vergangenen Zeitalters befangene Fürst nicht leicht zu Zugeständnissen politischer Art zu bewegen, er vor allem trug die Schuld daran, daß Jahrzehnte verstrichen waren, ohne daß man zeitgemäße Reformen eingeführt hatte. Die Ritterschaft unter Stietencrons Führung widerstrebte jeder Neuerung, die an ihre althergebrachten Privilegien rührte. In der städtischen und bäuerlichen Bevölkerung aber gewann die Fortschrittspartei immer mehr Boden, deren Führer ein alter Achtundvierziger wurde, der Syndikus Franz Hausmann in Horn. Er war kein Mann von großer geistiger Bedeutung, aber er verstand die Massen mit wirkungsvollen Schlagworten zu bearbeiten und zu gewinnen. In einer unglaublichen Menge von Zeitungsartikeln, deren Inhalt sich immer wiederholte, schilderte er das schwere Unrecht, das dem Volke durch eine rückständige Regierung in bezug auf Verfassung und Domanium zugefügt worden sei, und wenn er, oft mit Ehrenbogen empfangen, in überfüllten Sälen auf dem Lande sprach, fand er überall begeisterten Beifall. Am 3. März 1871 wurde er mit überwältigender Mehrheit zum Reichstagsabgeordneten gewählt.

Die Fortschrittspartei hatte, wie ein Brief Hausmanns an Heldman kurz nach dessen Ernennung zum Präsidenten zeigt, seinen Amtsantritt mit „unverhohlener Freude" begrüßt. Sie erhoffte von ihm die „Rückkehr auf verfassungsmäßige Bahnen". Das ist bezeichnend für das Vertrauen, das man Heldman auch in diesen Kreisen entgegenbrachte. Was die Verfassungsfrage anlangte, so waren ja die Parteien — von einzelnen Ultra-Reaktionären abgesehen — im Ziele sich durchaus einig: es sollte und mußte endlich eine neue Verfassung vereinbart werden. Nur über den Weg zu diesem Ziele konnte man sich nicht einigen. Die Fortschrittspartei verlangte die Wahl eines konstituierenden Landtages nach dem Wahlgesetz vom 16. Januar 1849. Damit konnte sich Heldman als Jurist und gewissenhafter Beamter nun und nimmer einverstanden erklären. Denn dieses Gesetz war inzwischen wieder aufgehoben und die Verfassung von 1836 wieder eingeführt. Nach ihr waren seit 1853 die Landtage gewählt worden, sie hatten Gesetze gemacht, nach denen die Regierung des Landes geführt wurde und deren Rechtsgültigkeit von niemandem bestritten war — jetzt sollte diese ganze Gesetzgebung mit einem Male als zu Unrecht geschehen erklärt werden! Solcher Forderung leistete Heldman entschiedenen Widerstand. Es ist betrüblich zu sehen, wie in jenen stolzen Jahren,

da sich die Wiedergeburt des deutschen Vaterlandes unter Bismarcks Führung vollzog, im kleinen Bundesstaate Lippe die graue Theorie der Fortschrittspartei gerade jeden Fortschritt hemmte und durch wilde Agitation die Massen verhetzte. „Ritter und Bauern, die nur darauf ausgehen, möglichst wenig Steuern zu zahlen", so schreibt Heldman einmal im Jahre 1869, „haben sich jetzt vereinigt, um gegen die Bewohner der Städte ihre gemeinsamen Interessen mit Erfolg geltend zu machen. Der Grimm gegen die Regierung ist nun dadurch hervorgerufen, daß sie Gerechtigkeit walten lassen will und daher jenen eigennützigen Bestrebungen mit Entschiedenheit entgegentritt. Wie weit diese gehen würden, haben wir schon in den letzten Tagen hier erfahren: ein ritterschaftlicher Deputierter scheute sich nicht, den Antrag zu stellen, daß die Zuschüsse zu der öffentlichen Landesbibliothek nicht weiter zu bewilligen, sondern den Grundbesitzern, um für aufzustellende Deckhengste Prämien bewilligen zu können, zu überweisen seien! Ich werde durch solche Erbärmlichkeiten nicht mehr so aufgeregt, wie dies früher der Fall war, und ich hoffe daher, die Strapazen des Landtages gut zu überstehen." Nun gab es endlose Anträge, Vorlagen, Eingaben, Berichte, Zeitungsartikel, Beschwerden, Mandatsniederlegungen, bis der Landtag beschlußunfähig war und nach Hause geschickt werden mußte. Heldman verteidigte in einer ausführlichen Denkschrift seinen und der Regierung Standpunkt und veröffentlichte den Entwurf eines neuen zeitgemäßen Wahlgesetzes, das dem jetzt noch einmal nach dem alten Gesetz zu berufenden Landtag als Proposition vorgelegt werden und dem Lande den Frieden geben sollte. Er konnte seiner Überzeugung gemäß nicht wohl noch weiter entgegenkommen und hatte damit den Weg gezeigt, auf dem man am raschesten zum Ziele zu gelangen vermochte. Aber bei der Verranntheit der Opposition in ihre Ideen war alles vergebens. Die Wirren wegen der unglückseligen Jagdverordnung vom Jahre 1854 hatten die Erbitterung noch mehr gesteigert. Man gab die Parole aus, zum Landtage nicht zu wählen, und diese Parole wurde bei der Wahl des Jahres 1871 in den meisten Wahlbezirken getreulich befolgt. Also eine vollständige Niederlage der Regierung, so schlimm, wie man sie wahrscheinlich doch nicht befürchtet hatte. Alles redliche Mühen Heldmans war umsonst gewesen. Was nun?

Man kann sich vorstellen, wie schwer dieser Schlag den Präsidenten getroffen hat. Seine ganze Politik während dreier Jahre voller ununterbrochener Kämpfe war fehlgeschlagen. In Lippe war nichts mehr zu hoffen. Aber noch einen Versuch wollte er machen, dem Lande den Frieden zu geben. Es war allerdings ein verzweifelter Versuch, doch seine Gewissenhaftigkeit gebot ihm, auch das zu wagen. An seinen Sohn Leopold schrieb er von Berlin aus am 29. Oktober 1871: „An Mühe und Arbeit lasse ich es nicht fehlen. Es ist aber auch das letzte, was ich für das undankbare Vaterland thue." Er wollte die Hilfe des Bundesrates anrufen und verhandelte darüber in eingehenden Besprechungen mit dem Staatsminister Delbrück, dem Präsidenten des Bundeskanzleramtes. Sein Vorschlag ging dahin, den Bundesrat anzugehen, die Ausgleichung der lippischen Verfassungswirren herbeizuführen und zu diesem Zweck die Landesregierung zu autorisieren, „die Wahlkollegien nach den Wahlvorschriften von 1836 nochmals zusammenzuberufen, die Wähler aber für verpflichtet zu erklären, die Wahlen vorzunehmen, falls ihnen das Recht dazu nicht gänzlich entzogen und der Landtag ohne Rücksicht auf die zur Gültigkeit gesetzlich erforderliche Zahl zusammenberufen und zur Fassung von Beschlüssen für befugt erklärt werden soll". Ob dieser Antrag im Bundesrat verhandelt worden ist, läßt sich nicht mehr feststellen. Wahrscheinlich aber ist, daß Bismarck, der es stets ablehnte, von Reichs wegen in das innere Leben der Bundesstaaten einzugreifen, sich mit ihm nicht einverstanden erklären konnte.

Am 4. November 1871 kehrte der Präsident Heldman zum letzten Male aus Berlin nach Detmold zurück. Am 10. November versah er das Aktenstück, in dem sich jener Antrag befand, mit dem Vermerk: „Zu den Akten." An diesem Tage also muß schon die Ergebnislosigkeit dieser Bemühungen festgestanden haben. Es war tatsächlich das letzte gewesen, was er für sein lippisches Vaterland getan hat. Seine einst so kräftige Gesundheit war durch die politischen Kämpfe der letzten Jahre zerrüttet worden. Kurz vor Weihnachten traf ihn ein Schlaganfall, der seine linke Seite lähmte und ihn arbeitsunfähig machte. Ein Jahr lebte er noch, am 16. Dezember 1872 starb er, ein Opfer seiner Pflichttreue.

Ein tragisches Geschick hatte es gefügt, daß Heldman die politische Befriedung der Heimat nicht mehr erleben sollte, aber seine Wirksamkeit war am Ende doch nicht erfolglos gewesen. Sein Andenken als eines tapferen, überzeugungstreuen Kämpfers wird unvergessen bleiben.

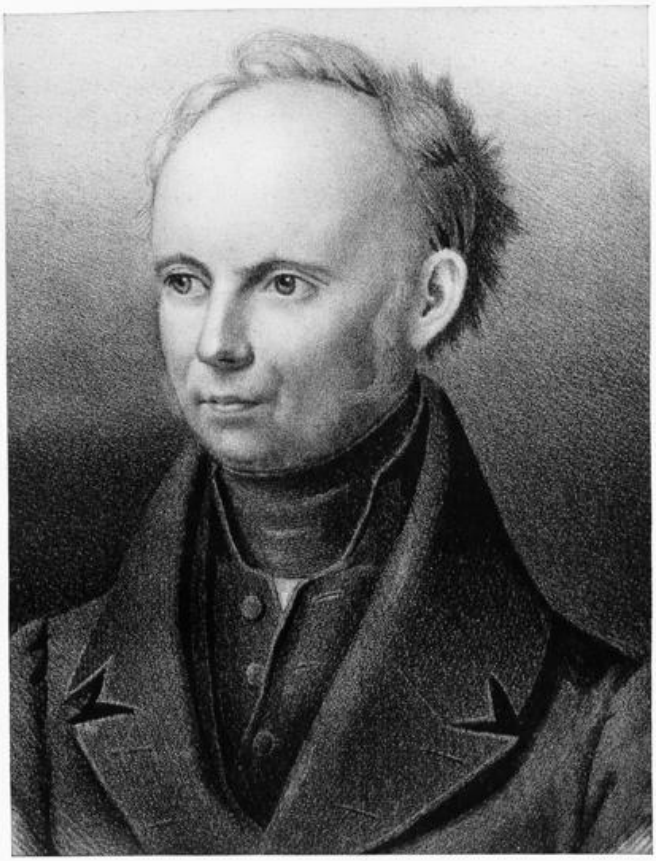
Christian Dietrich Grabbe (1801–1836)

Christian Dietrich Grabbe entstammt einer alteingesessenen lippischen Bauern- und Landarbeiterfamilie. Die Familie Grabbe war Im Strüh bei Ahmsen im alten Amte Schötmar beheimatet. Hier wurde auch Adolph Henrich Grabbe, der Vater des Dichters, geboren. Adolph Henrich Grabbe war, wie seine Vorfahren, Tagelöhner, bis er in Lemgo Postbote im Dienste der preußischen Post wurde, der in der alten Hansestadt von 1774 bis 1811 der Ratsapotheker Franz Conrad Krohn als Postmeister vorstand. Am 21. April 1793 verheiratete sich Grabbe mit Amalia Catharina Dorothea Grüttemeier aus Hiddesen, einer Tochter des Einliegers Christoph Grüttemeier, der am 20. Februar 1792 gestorben war.

Nach dem Tode des Zuchtmeisters Schilling am Zuchthause in Detmold schlug der lippische Archivrat Clostermeier (1752—1829) den Postboten Grabbe als Nachfolger vor. Das Gesuch wurde genehmigt, am 1. Juni 1801 trat Adolph Henrich Grabbe seine neue Stellung an und bezog die Dienstwohnung im damaligen Zuchthause in der Bruchstraße in Detmold. Grabbe war ein ordnungsliebender und pflichttreuer Beamter, und als im Jahre 1804 durch die Fürstin Pauline eine Leihbank errichtet wurde, die gegen Pfänder Darlehn gewährte, betraute man den Zuchtmeister Grabbe im Nebenamte mit der Geschäftsführung des Geldinstitutes. Der Zuchtmeister Grabbe war ein friedlicher und gelassener Mann von weicher Gemütsart, der aber trotzdem mit Beharrlichkeit seine Ziele verfolgte und es nach Carl Ziegler, dem lippischen Grabbe-Biographen, zu einem angesehenen Manne des mittleren Bürgerstandes brachte. Mit Freude erfüllte es ihn, als er am Knochenbache in der heutigen Palaisstraße in Detmold einen Garten erwerben konnte. In dem Gartenhause des Grundstücks schrieb der junge Grabbe sein Erstlingswerk, das heute verschollene Trauerspiel „Theodora" und die beiden ersten Akte der Tragödie „Herzog Theodor von Gothland". Noch in späteren Jahren gedachte Grabbe mit Wehmut dieser Zeit, und als seine Mutter den Garten verkaufen wollte, riet er ihr vom Verkaufe ab, weil er noch immer so sehr an der Gartenlaube hinge. Hier, wo sein Vater die Gartenscholle grub, solle später einmal sein Haus stehen.

Grabbes Mutter war eine arbeitsame, temperamentvolle Frau. Sie führte das Regiment im Hause, und ihre Energie und Willenskraft sowie ihre Beharrlichkeit, die keinen Widerspruch duldete, trugen ihr den scherzhaften Beinamen „Zuchthauskommissarius" ein. Im übrigen aber war sie eine rechtschaffene, gerade und offene Natur.

Christian Dietrich Grabbe wurde am 11. Dezember 1801 geboren. Er war von schmächtiger Figur und zartem Körperbau. Die schmale Statur der Knabenzeit blieb dem Dichter sein ganzes späteres Leben eigen. Er gehörte zu den leptosomen (schmalwüchsigen) Typen, wie sie sich bis heute unter der verhältnismäßig reinrassigen Bevölkerung Niedersachsens erhalten haben. Bis zur Reifezeit erlebte er im Elternhause eine glückliche und sorgenfreie Jugendzeit, ausgefüllt mit Frohsinn und kindlicher Heiterkeit. Noch heute zeigt man im Geburtshause Grabbes auf der Haustür seinen von dem elfjährigen Knaben eingeschnitzten Namenszug. Mit kindlichem Eifer huldigte der Knabe dem Soldatenspielen. Die napoleonischen Feldzüge verfolgte er mit Begeisterung. Grabbes Eltern scheuten keine Kosten, um ihrem begabten Sohne eine gute Ausbildung zuteil werden zu lassen und ermöglichten ihm den Besuch des Detmolder Gymnasiums, das damals in der Schülerstraße lag und von dem Direktor Franz Ludwig Preuß (1772—1845) geleitet wurde. Hier lernte Grabbe auch seinen Mitschüler, den späteren lippischen Kanzleirat Moritz Leopold Petri (1802—1873) kennen, der für den Dichter eine rührende und selbstlose Freundschaft sein ganzes Leben lang bewahrte. Bald erregte der begabte Gymnasiast die Bewunderung seiner Lehrer, und besonders sein Klassenlehrer Christian Ferdinand Falkmann (1782—1844), der selbst als Dichter galt, nahm sich des jungen Grabbe fördernd an. Grabbe begeisterte sich an den Dichtungen Schillers, der wohl den größten und auch von Grabbe selbst bezeugten Einfluß auf seine dichterische Entwicklung gehabt hat. Die Be-



Christian Dietrich Grabbe

1801—1836

Landesbibliothek Detmold

kanntschaft mit den Werken Shakespeares bildete ein Urerlebnis seltenster Art, dessen starke Wirkung einen ergreifenden Ausdruck in einem Briefe findet, in dem der 17jährige Grabbe seinen Vater um die Beschaffung der Tragödien Shakespeares bittet. In diese Zeit fallen auch die ersten dichterischen Versuche. Von nachhaltigem Einfluß waren auch die Theateraufführungen der in Detmold gastierenden Karschinschen Truppe, zu deren Vorstellungen sich Grabbe oft mit List Zutritt verschaffte.

Um diese Zeit machten sich aber auch die ersten Anzeichen der bei Grabbe später so stark hervortretenden seltsamen und eigenartigen Charaktereigenschaften bemerkbar, die aus Vererbung und angeborener Anlage in ihrer Mischung zwischen der weichen und nachgiebigen Natur des Vaters und dem leidenschaftlichen Temperamente der Mutter, oft wechselnd zwischen Strenge, Jähzorn und gänzlich unmotivierter Zärtlichkeit, jene Zwiespältigkeit in Grabbe hervorriefen, welche im späteren Lebensgange des Dichters oft ans Pathologische streift und in ihrer Leidenschaftlichkeit, der „Barockheit" und dem Starr- und Eigensinn Grabbes die seelische Zerrissenheit des Dichters und seinen frühen Tod verursachte.

Nach Absolvierung des Gymnasiums entschied sich Grabbe zum Studium der Rechtswissenschaften. Am 5. Mai 1820 wurde er an der Leipziger Universität inskribiert. Er belegte eine Anzahl juristischer Kollegien, unter anderem Naturrecht bei Krug, römisches Recht bei Haubold, deutsches Staats- und Lehnsrecht bei Müller, nebenher, seiner Neigung und seinen Zukunftsplänen entsprechend, staatswissenschaftliche und geschichtliche Vorlesungen bei Pölitz und Wieland, Böttiger, Kruse und Wilken. Das Leben der Stadt machte auf den in dem kleinen kaum 2500 Einwohner zählenden Detmold geborenen Studenten einen mächtigen Eindruck, und mit aufnahmebereiter Seele gab sich der Jüngling dem neuen Leben hin. Neben einigen anderen Kommilitonen lernte Grabbe in Leipzig den Studenten Georg Ferdinand Kettembeil kennen, der später sein Verleger werden sollte. Neben seinen Studien und dem ausgelassenen studentischen Leben und Treiben, das Grabbe in vollen Zügen genoß, arbeitete er auch an seinem „Gothland", dessen beiden ersten Akte er schon in Detmold beendet hatte.

Ostern 1822 brach Grabbe sein Studium in Leipzig ab, um die Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin zu beziehen, wo der berühmte Rechtsgelehrte Friedrich Karl von Savigny, der Schwager Clemens Brentanos, wirkte. Hier hörte er auch Friedrich von Raumer, der die „Geschichte der Hohenstaufen" schrieb und die sieben Jahre später Grabbe die Anregung zu seinen beiden Staufendramen gab. Ob er auch Fichte hörte, ist zweifelhaft, da Grabbe seine Studien in Berlin schon sehr nachlässig betrieb, was auch daraus hervorgeht, daß seine Berliner Freunde später, als er sein lippisches Staatsexamen machte, große Mühe hatten, wenigstens zwei Testate über gehörte Universitätsvorlesungen zu beschaffen. Was Grabbe sich von einer Übersiedlung nach Berlin versprach, war einzig und allein die Möglichkeit, hier rascher und erfolgreicher als irgendwo die Schriftstellerlaufbahn ergreifen zu können. So fand er auch bald Berührung mit der damalig literarischen Welt. Heine, Friedrich v. Uechtritz, ein schlesischer Adeliger, der schon zwei Bühnenstücke verfaßt hatte und mit Tieck befreundet war, Karl Köchy, der Dramaturg am Theater in Braunschweig wurde, und Kettembeil, der auch nach Berlin nachgekommen war, zählten mit zu den näheren Freunden Grabbes. Wieder wie in Leipzig gab sich Grabbe ganz der studentischen Fröhlichkeit und Ausgelassenheit hin. Die vielfach von den späteren Biographen und Berichterstattern erzählte angebliche Zügellosigkeit der Lebensführung Grabbes in der Berliner Zeit ist aber erheblich übertrieben, und nach den Untersuchungen des Grabbeforschers Dr. Bergmann unterschied sich das Leben und Treiben Grabbes während seines Studienjahres in Berlin im wesentlichen kaum von der damals üblichen Lebensführung anderer Studenten. Am 11. Juni 1822 vollendete Grabbe in Berlin seinen „Gothland" und hatte mit dieser Tragödie trotz alles Rohen und Unreifen in ihr eines der größten Weltanschauungsdramen geschaffen, welches die deutsche Literatur besitzt, voll unerhörter Kraft in der wahrhaft dichterischen Gestaltung eines bis zum letzten gehenden Pessimismus". Schon im September des gleichen Jahres vollendete er das dreiaktige Lustspiel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung." Grabbe hatte den „Gothland" in der Handschrift dem Dichter Tieck in Dresden zugesandt. Der viel umworbene und einflußreiche Romantiker lobte und tadelte das Werk, erkannte aber die geniale und dichterische Eigenart des Verfassers. Am Anfange des Jahres 1823 spitzten sich die Lebensverhältnisse Grabbes bedenklich zu. Der für die Ablegung des juristischen lippischen Staatsexamens erforderliche dreijährige Vorbereitungskursus auf Universitäten lief mit Ostern 1823 ab. Außerdem

waren durch das Studium Grabbes die Ersparnisse seiner Eltern aufgebraucht. Mit einer Unterstützung aus der Heimat konnte Grabbe nicht mehr rechnen. Grauen empfand auch der Dichter, aus der Großstadt in das kleine amusische Detmold zurückzukehren. In dieser Zwangslage faßte Grabbe den Entschluß, Schauspieler zu werden und begab sich nach Leipzig, um hier am Theater unterzukommen. Als dies mißlang, wandte sich Grabbe an den Kritiker seines Erstlingswerkes, Ludwig Tieck in Dresden, der als Rezensent auch einen maßgebenden Einfluß auf das Dresdener Hoftheater besaß. Tieck ermöglichte Grabbe einen dreimonatigen Aufenthalt bis Mitte Juni 1823 in Dresden, es war ihm aber nicht möglich, zum großen Teil durch die Eigenart Grabbes verursacht, den jungen Dichter am Hoftheater unterzubringen. So kehrte Grabbe nach Leipzig zurück, wo er noch sechs Wochen verblieb. Vergeblich versuchte er auch bei Klingemann in Braunschweig und beim Theater in Hannover als Schauspieler unterzukommen. Bedrückt und beklommenen Herzens traf Grabbe nach dreijähriger Abwesenheit an einem Augustabend des Jahres 1823 bei seinen enttäuschten Eltern in Detmold wieder ein, die ihn mit Freudentränen und ohne Vorwürfe empfingen. So war Grabbe nach den hochfliegenden Träumen seiner Jugend wieder in seiner kleinen Heimatstadt. Noch einmal versuchte er brieflich bei Tieck, ihn in Dresden, Leipzig oder Berlin bei einem Buchhändler oder an einem Theater unterzubringen. Als er keine Nachricht erhielt, fügte er sich in das Unvermeidliche. Nach vier Monaten eines untätigen und apathischen Lebens raffte sich Grabbe auf, um seine juristischen Studien zu beenden und in die Schar der „hungrigen Advokaten-Haifische" einzutreten, „die sich einander das betrübliche Recht abjagen und die armen Bauern zugrunde richten, die sich ihnen ergeben". So meldete er sich im Februar 1824 zum Examen und wurde, nachdem er es im Juni 1824 bestanden hatte, in die Reihe der „expektivierten Advokaten" aufgenommen. „Anderthalb Jahre betrieb Grabbe dieses verhaßte Handwerk, als Poet verstummt und ganz einsam als Mensch." Nachdem ihm die Stelle eines Archivars entgangen war, bewarb er sich am 15. Oktober 1826 „unter jeder Art und Bedingung" um den Posten des lippischen Auditeurs (Militärrichters) für den erkrankten Inhaber der Stellung. Schon am 25. Oktober trat er als Substitut sein neues Amt an, das er über ein Jahr lang interimistisch und unentgeltlich neben seiner Rechtsanwaltstätigkeit versah. Für seine zufriedenstellenden Leistungen erhielt er am 31. Dezember 1827 eine Gratifikation von 50 Rthl. Nach dem Tode des Auditeurs Rotberg wurde er am 16. Januar 1828 zu dessen Nachfolger im Range eines Second-Lieutenants ernannt mit einer monatlichen Gage von 12 Rthl. sowie den „exigibeln Gebühren und Copialien in Parteisachen usw." Schon nach seiner Anstellung als Substitut war Grabbe wieder mit einigen seiner alten Freunde in Briefwechsel getreten. Auch das im Jahre 1825 vollendete Hoftheater am Roten Tore, in das Direktor Pichler mit seiner Truppe einzog und an dem Grabbe die Tätigkeit eines Rezensenten übernahm, erweckte in ihm wieder neues Interesse an der Welt des Theaters und ließ alte dichterische Träume allmählich wieder aufleben. Vor allen Dingen riß ihn aber ein Brief seines einstigen Studienfreundes Kettembeil, der inzwischen Inhaber der Hermannschen Buchhandlung in Frankfurt a. M. geworden war, aus seiner Lethargie als Dichter auf, als Kettembeil ihm anbot, seine Werke zu drucken und in Verlag zu nehmen. Grabbe nahm dieses Anerbieten an. Im September 1827 erschienen dann die ersten Werke Grabbes in Buchdruck unter dem Titel „Dramatische Dichtungen von Grabbe, nebst einer Abhandlung über die Shakspearo-Manie. 2 Bde. Frankfurt am Main, Joh. Christ. Hermannsche Buchhandlung. G. F. Kettenbeil 1827." Die Dramen der beiden Bände waren „Herzog Theodor von Gothland", „Nanette und Marie", das Lustspiel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" und das Fragment „Marius und Sulla". Das Werk Grabbes erregte Aufsehen. Tadelnde Kritiken und höchste Anerkennung wechselten miteinander ab. Mit einem Schlage stand Grabbe im Mittelpunkt der literarischen Welt. In rascher Folge entstand in den nächsten Jahren Werk auf Werk, die alle im Hermannschen Verlage in Frankfurt erschienen: 1829 die beiden Tragödien „Don Juan und Faust" und „Kaiser Friedrich Barbarossa", 1830 die Tragödie „Kaiser Heinrich VI.", 1831 das Drama „Napoleon oder die hundert Tage". Die Jahre von 1827 bis 1830 sind wohl die glücklichste Zeit in Grabbes so kurzem Leben. Dann aber tritt eine auffallende Wandlung im Lebensgange des Dichters immer mehr in Erscheinung. Mit Schrecken erkannte Grabbe, daß die verhaßte Juristerei und die Pflichten seines Berufs ihn an der Ausführung seiner großartigen dichterischen Pläne hemmten. Der Zwiespalt zwischen Pflicht und Neigung wurde durch seine un-

einheitliche Charakteranlage verschärft, und die seelische Zerrissenheit wuchs. Grabbe glaubte, in Ehe und Häuslichkeit Harmonie und neuen Frieden zu finden. So hielt er am 26. September 1829 bei der Archivrätin Clostermeier, der Gattin seines ehemaligen Gönners, um die Hand ihrer Tochter Louise Christiane (1791—1848) an. Eine Zusage wurde durch die angesehene Familie, wahrscheinlich wohl im Hinblick auf die Stellung des alten Grabbe, der noch immer sein Amt als Zuchtmeister versah, hinausgezögert. Grabbes Vater starb am 15. Dezember 1832. Am 6. März 1833 verheiratete sich Grabbe mit Louise Clostermeier. Geistige Interessen hatten die Partner zueinandergebracht, bald aber erkannten beide, daß ein böser Geist ihren Bund stiftete. Unerträgliche Streitigkeiten und unüberbrückbare Meinungsverschiedenheiten der beiden eigenwilligen Menschen zerrütteten schon nach wenigen Monaten die mit der um 10 Jahre älteren Frau geschlossene Ehe. Der Bruch mit dem Verleger Kettembeil trug weiter mit zur Verbitterung Grabbes bei. Um als Dichter und Mensch nicht unterzugehen, faßte Grabbe den Entschluß, seine Stellung als Beamter aufzugeben und als freier Schriftsteller zu leben.

Nach Ablauf eines Erholungsurlaubes kam er am 14. September 1834 um seine Entlassung ein, die ihm nach bereits früher geführten Vorverhandlungen sogleich gewährt wurde. Schon am 4. Oktober 1834 verließ Grabbe, den angefangenen „Hannibal" im Reisekoffer, Detmold, um in Frankfurt a. M. ein neues Leben aufzubauen. Die Verhandlungen mit Kettembeil zerschlugen sich aber trotz allen Entgegenkommens Grabbes. Der Schriftsteller Eduard Duller (1809 bis 1853), der Herausgeber des „Phönix" und späterer erster Biograph Grabbes, konnte wenig für ihn tun. Da wandte sich Grabbe in der Sorge um das nackte Dasein an den Landgerichtsrat Karl Lebrecht Immermann (1796—1840), der als Intendant dem von ihm neu begründeten Düsseldorfer Theater vorstand und den Grabbe vor Jahren bei einer zufälligen und kurzen Begegnung in Detmold flüchtig kennengelernt hatte. Hilfsbereit forderte Immermann, der selbst ein anerkannter und erfolgreicher Bühnendichter war, Grabbe auf, nach Düsseldorf zu kommen. So verließ Grabbe mit neuen Hoffnungen Ende November 1834 Frankfurt und kam nach einer vom heiteren Wetter begünstigten Rheinreise, die befreiend auf ihn einwirkte, am 9. Dezember in Düsseldorf an.

Als Rezensent und Dramaturg fand er Beschäftigung an Immermanns Theater. Auf Anraten Immermanns arbeitete Grabbe seinen „Hannibal" um, auch das Märchenspiel „Aschenbrödel" wurde beendet, und beide Werke erschienen 1835 im Verlage von J. H. C. Schreiner in Düsseldorf. Anfangs vertraute sich Grabbe willig der Leitung Immermanns an, der in taktvoller Weise sich seines Schützlings in allen Dingen annahm. Beide Männer aber waren von zu verschiedener Wesensart, so daß die Zusammenarbeit nicht von Dauer sein konnte. Grabbe ging immer mehr seine eigenen Wege, und Immermann zog sich von ihm zurück. In seiner Not kehrte Grabbe durch Unterstützung seines Jugendfreundes Petri am 26. Mai 1836 nach Detmold zurück. Erst am 25. Juli konnte er infolge der Ehestreitigkeiten mit seiner Frau sein Haus in der Wehmstraße betreten. Langsam siechte der unglückliche und todkranke Dichter dahin. Seine letzte Kraft verwendete er auf die Beendigung der „Hermannsschlacht". Am 12. September hauchte er in den Armen seiner alten Mutter sein so an Enttäuschungen reiches Leben aus. Auf dem alten Friedhofe an der Weinbergstraße fand er seine letzte Ruhestätte. Seine Mutter ließ ihm einen Gedenkstein errichten. Sie überlebte ihren Sohn um fast anderthalb Jahrzehnte. Sie starb am 2. Oktober 1850 in Bösingfeld, wo sie im Hause ihres einstigen Paten- und Pflegekindes Wilhelmine Wallbaum, welche seit 1834 mit dem Grenzaufseher Georg Christian Kreymeyer verheiratet war, Unterkunft gefunden hatte. Am 5. Oktober wurde sie in Detmold neben ihrem Sohne bestattet.

Christian Dietrich Grabbe war ein urtümlich deutscher Dichter. Neben Schiller, H. von Kleist, Büchner und Hebbel zählt er mit zu den wenigen ganz großen dramatischen Begabungen in der deutschen Literatur. Wie aber Grabbe hat kein deutscher Dichter, bis zur Verzweiflung kämpfend, um den Ausdruck eines heldischen und heroischen Ideals gerungen. Freundschaft, Vaterland, schicksalsbestimmte Volksgemeinschaften in tragischer Verwicklung ihrer Familien-, Stammes- und Volkszugehörigkeit und die heldischen Lebensanschauungen nordischen Menschentums sind die immer wiederkehrenden Themen in Grabbes Dichtungen. So haben die Werke Grabbes, die der Bühnentechnik seiner Zeit weit voraus waren, immer mehr und mehr, namentlich in der letzten Zeit, ihren Weg auf das deutsche Theater gefunden, und eine neue Zukunft wird auch den so lange verkannten lippischen Dichter den Ehrenplatz zuweisen, der ihm in der deutschen Literatur gebührt.

Karl Ziegler (1806–1867)

Schriftsteller

Der Hofrichter, Schriftsteller und Grabbe-Biograph Carl Georg Henrich Ziegler wurde am 27. Sept. 1806 in Horn als Sohn des Medizinalrates und Physikus Ernst Ziegler und dessen Ehefrau Friederike, geb. Heistermann, geboren. Nach dem Besuche der Volks- und Rektorschule seiner Vaterstadt kam Ziegler nach Detmold, um hier das Gymnasium zu absolvieren. Anläßlich einer Schulfeier im Herbst 1819 sah er hier zum ersten Male Christian Dietrich Grabbe, dessen Deklamation aus Schillers „Glocke" auf den jungen Ziegler einen tiefen und unauslöschlichen Eindruck machte. Bald darauf ging Grabbe Ostern 1820 zur Universität Leipzig. Einige Jahre später bezog Ziegler zum Studium der Rechte die Universitäten Halle und Jena. Nachdem er nach Ablauf des Trienniums das lippische Staatsexamen bestanden hatte, nahm er als Rechtsanwalt in Detmold Wohnung und ließ sich — wie Grabbe einige Jahre vorher — 1829 in die Zahl der „expektivierten" Advokaten aufnehmen. Bald verband ihn Freundschaft mit Grabbe, und ähnlich wie dessen früherer Mitschüler Moritz Petri, hat Ziegler bis zu des unglücklichen Dichters Tode diesem als guter und mitfühlender Kamerad zur Seite gestanden.

Ziegler war ein tüchtiger und umsichtiger Advokat, sonst aber ein ruhiger, sachlicher und leidenschaftsloser Mensch. Der geheim- und regierungsrätliche Klüngel der Amtsgeschäfte und die vielfachen Fehden der höheren Gesellschaftsschichten der kleinen Residenz waren ihm widerwärtig, und so lebte er neben seinen Berufsgeschäften als stille und bescheidene Gelehrtennatur seinen literarischen und schriftstellerischen Neigungen. Ebensogut wie die deutsche war ihm die französische und englische Literatur bekannt. 1840 gab Ziegler im Verlage der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo eine Übersetzung des Romans „Le marquis Lectoriere" von Eugène Sue (1804—1857) heraus, des später so berühmten Verfassers der „Mystères de Paris", des „Juif errant" und der „Mathilde". Ziegler gab seiner Übersetzung den Titel „Die Kunst zu gefallen". Die lebensvolle und anschauliche Schilderung der so gegensätzlichen Romantypen wie die des Barons und Jägers Henferester, des Lateingelehrten Aloisius Sphex und des Frömmlers Flachsenfingen zeugen von der Sprachkunst Zieglers und machen den Roman noch heute lesenswert. Im gleichen Jahre besorgte Ziegler für die Meyersche Hofbuchhandlung in Lemgo die Übersetzung der beiden Novellen „Die Liebhaberjagd" von Charles de Bernard und „Der verliebte Löwe" von Frédéric Soulié. 1849 ließ Ziegler im Verlage der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo und Detmold die Übersetzung einer programmatischen Rede des Deputierten Adolphe Thiers (1797—1877), des späteren ersten Präsidenten der französischen Republik, „Über das Eigentum und das Recht auf Arbeit" erscheinen. 1854 folgte, gleichfalls im Verlage der Meyerschen Hofbuchhandlung, als „historischer Abriß" eine Schilderung des „Reichs der Wiedertäufer in Münster".

Im Jahre 1838 wurde Ziegler das herrschaftliche Richteramt in Detmold übertragen. Vier Jahre später, 1842, erhielt er das Amt eines Prokurators bei den fürstlichen Obergerichten. 1850 übernahm er als Nebenbeschäftigung die Redaktion des „Lippischen Regierungs- und Anzeigeblattes".

Besonders wurde Ziegler durch seine Grabbe-Biographie bekannt. Anfang 1838 hatte Eduard Duller, der Herausgeber des „Phönix", im Auftrage der Witwe des verstorbenen Dichters Grabbe im Verlage J. H. Schreiner in Düsseldorf das nachgelassene Drama „Die Hermannsschlacht" herausgebracht. Dem Büchlein war als Einleitung eine von Eduard Duller verfaßte Biographie über Grabbe beigegeben. Duller, wenig mit den Lebensumständen Grabbes bekannt, da er diesen nur während des Frankfurter Aufenthaltes flüchtig kennengelernt hatte, war bei Abfassung der Lebensbeschreibung auf die Angaben der Witwe Grabbes, Louise Grabbe, angewiesen. Infolge dieser einseitigen Information enthielt die Biographie viele Entstellungen und Anschuldigungen gegen den

verstorbenen Dichter und seine alte Mutter, die sich mit ergreifenden Worten brieflich gegen Duller verteidigte. Aus diesem Grunde entschloß sich Carl Ziegler, ebenfalls eine Biographie Grabbes herauszugeben, die zunächst nur als Polemik gegen Duller gedacht war. In verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften, wie „Zeitung für die elegante Welt", Leipzig; in der „Posaune", Norddeutsche Blätter für Literatur, Kunst und Leben, Hannover; im „Telegraph", Hamburg; im „Rheinland", Blätter für geistige Unterhaltung, Mainz; und im „Berliner Figaro", sowie anderen Blättern, nahm Ziegler gegen die Lebensbeschreibung Dullers Stellung. Allmählich rundeten sich die Aufsätze zu der Zieglerschen Biographie, die nach dem Urteile des Grabbeforschers Dr. Bergmann infolge ihrer Objektivität, der Gewissenhaftigkeit Zieglers und der scharfen Beobachtung ihres Verfassers, rein und unverfälscht durch etwaige Reflexionen oder subjektive Deutung, für die Erfassung des Grabbeschen Wesens noch heute von unschätzbarem Werte ist.

Grabbes Frau starb 1848, Grabbes Mutter 1850. Der Rücksichtnahme auf beide Frauen ledig, bot Ziegler sein Werk dem Verlage Hoffmann und Campe in Hamburg an. Im Juli 1851 war Julius Campe in Paris und erzählte Heine, der selbst eine Lebensbeschreibung Grabbes einige Jahre vorher geplant hatte, von dem Angebote Zieglers. Heine wünschte das Manuskript zu sehen und erhielt es im Jahre 1853. Im Jahre 1854 schrieb Heine an Campe: „Das Manuskript über Grabbe ... ist höchst merkwürdig für die Literaturgeschichte und würde auch außerdem viel Aufsehen erregen. Gedruckt muß das Manuskript werden, so wie es ist, sonst geht sein Wert verloren." Im Jahre 1855 erschien dann das so bedeutsame Zieglersche Werk unter dem Titel „Grabbes Leben und Charakter" im Verlage Hoffmann und Campe in Hamburg. Es machte den Namen Zieglers in ganz Deutschland bekannt.

Eine wertvolle Helferin und einen glaubwürdigen Zeugen für sein Werk hatte Ziegler in seiner Ehefrau Sophie gefunden, die bis zu ihrer Verheiratung im Jahre 1838 ungefähr fünf Jahre lang im Dienste der Frau Louise Grabbe gestanden hatte. Nach Dr. Bergmann war Catharine Sophie Amalie Ziegler, geb. Moeller, am 23. November 1813 in Hagen bei Lage als Tochter des Kolonen Hermann Justus Moeller geboren. Sie bekleidete im Haushalte der Frau Grabbes mehr die Stelle einer Gesellschafterin als die einer Magd. Sie hatte auf ihre Weise teil an den literarischen Neigungen der Herrin. So wußte sie z. B., wie Louise an Freiligrath berichtet, Hubs Dichtung „Das Grab zu Detmold" auswendig und war stolz auf die Erwähnung ihres Namens in den Zusätzen zu Freiligraths lyrischem Werke „Des Dichters Traum".

Carl Ziegler war ständiger Mitarbeiter des in Lemgo erscheinenden „Sonntagsblattes". Eine Anzahl der in dieser Zeitung erschienenen Aufsätze stellte er später zu einem kleinen Buche zusammen, das 1862 bei F. L. Wagener in Lemgo unter dem Titel „Aus vergangenen Tagen" erschien. In dieser Sammlung sind die beiden Charakterskizzen über „Theodor Althaus" und den früh verstorbenen lippischen Dichter „Friedrich Begemann" noch heute von Interesse. Auch als Theaterrezensent machte sich Ziegler einen Namen. Eine Sammlung seiner Theaterrezensionen wurde von ihm im Jahre 1861 unter dem Titel „Dramaturgische Blätter" ebenfalls bei F. L. Wagener in Lemgo herausgegeben. Die beiden Zieglerschen Büchlein sind für den Heimatfreund wegen ihrer kulturellen und lokalgeschichtlichen Schilderungen von großem Interesse. Außer einer Kenntnis über die Organisation des damaligen Theaters, über die Auswahl der Stücke, die geistigen Bedürfnisse des Publikums erfahren wir unter anderem, daß am 15. November 1841 der Komponist und Klaviervirtuose Franz Liszt in Detmold auf seiner Weltreise eines seiner wunderbaren Klavierkonzerte gab und im April 1859 die berühmte Tragödin Marie Seebach am Hoftheater in drei Stücken debutierte.

Manches Urteil Zieglers über die Theater- und Bühnendichter der damaligen Zeit hat im Laufe der Geschichte eine Bestätigung gefunden. Ziegler war eine durchaus konservative Natur von abwägender und aristokratischer Geisteshaltung. Als Nachfahre der klassischen Zeit lehnte er die Romantik ab, und obwohl auch er wie die Romantiker politisch ein größeres Deutschland ersehnte, waren ihm die Treibereien des jungen literarischen Deutschland und der Burschenschaftler widerwärtig. Die demokratischen Tendenzen der Freiligrath, Weerth und Althaus waren ihm geradezu verhaßt. In der konservativen Gesinnung Zieglers ist auch seine ablehnende Haltung gegenüber der Musik Beethovens und Wagners begründet. In den Tonschöpfungen Händels, Glucks, Mozarts und Karl Maria von Webers sah er, ähnlich wie Goethe, nicht zu überbietende Höhepunkte

der Musik. Als Anhänger der liedhaften Melodie mußte er die absolute Musik Beethovens und Wagners ablehnen. Infolge dieser Grundhaltung äußerte er sich in einer an Goethe gemahnenden Weise über Beethoven: „Beethoven ist jetzt an der Tagesordnung und mag das auch verdienen, wiewohl er meine Geduld oft auf eine harte Probe stellt. Er scheint mir nämlich einen ganz besonderen, einen bizarren Humor zu haben, der nach Abwicklung des Themas gern auf ganz andere Gedanken kommt und hier von Gedanken auf Gedanken abschweift, bisweilen auch in bloßen Spielereien sich ergeht, indem er bald mit diesem, bald jenem Instrument herumtanzt, — bis er fast mit Schrecken sieht, wohin er sich verloren, und dann plötzlich abbricht, um zu seinem Thema zurückzukehren. Dabei kann er nie zu Ende kommen."

Über Wagner äußert sich Ziegler anläßlich einer „Tannhäuser-Aufführung": „Die dröhnenden kirchenmusikalischen Akkorde sollen doch wohl nur dazu dienen, die Melodienarmut zu verdecken. Es scheint dem Komponisten gegangen zu sein wie dem armen Asketiker, der sich zur Kirche wendet, weil er von dem Spiel und dem Glanz der Welt keinen Gebrauch machen kann. Es ist nämlich augenscheinlich, daß seine Musik eigentlich nur aus lauter Rezitativen besteht und sich fast niemals zu den ausgebildeten Melodien erhebt, die in anderen Opern gleich Fontänen aufsteigen, bis sie in schönen Bogen niederfallen und sich perlend im Wasserbecken verlieren. Wenn übrigens Wagner an die Zukunft appelliert, wie alle verkannten Genies zu tun pflegen, besonders diejenigen, welche sich mit den ewigen Gesetzen der Natur überworfen (Ziegler nimmt hier ein späteres Urteil des schon kranken Nietzsche vorweg), so wollen wir ihm die Zukunft gern überlassen, wofern er nur die Gegenwart gütigst verschonen wollte."

Carl Ziegler starb 1867 in Detmold. 1888, im Todesjahre seiner Frau Sophie, ließ seine Tochter, Emilie Ziegler, die später mehrere Jahre ihres Lebens in Amerika verbrachte, ihren Eltern eine gemeinsame Gedenktafel auf dem alten Friedhofe an der Weinbergstraße errichten.

Ein ebenfalls in Horn im Jahre 1789 geborener älterer Bruder Carl Zieglers, Dr. med. Johann Carl Friedrich Ziegler, gab 1809 im Verlage Adolph Küster in Bielefeld das Schauspiel „Bürgertreue oder die Befreiung des Grafen Bernhard zur Lippe durch die Bürger der Stadt Horn" heraus. Lange Zeit hindurch galt als Verfasser des damals viel gespielten Stückes der Wiener Schauspieler und Theaterschriftsteller Friedrich Wilhelm Ziegler (geb. 1761 in Braunschweig, gest. 1827 in Wien), bis der lippische Heimatforscher Otto Preuß einwandfrei die Autorschaft Johann Zieglers nachwies. Seit 1818 wirkte Johann Ziegler als praktischer Arzt in Ahrensboek in Holstein. Nach Meusels Gelehrtenlexikon ließ Johann Ziegler im Jahre 1811 in Kiel noch ein weiteres Drama „Der Graf zur Lippe" erscheinen. Das Werk ist heute verschollen.

Friedrich Begemann (1803–1829)

Der Dichter der „Blumen von der Saale"

Auf den talentvollen, aber haltlosen und frühverstorbenen schlesischen Lyriker Johann Christian Günther hat Goethe in „Dichtung und Wahrheit" (II, 7) den Ausspruch geprägt: „Er wußte sich nicht zu bezähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten". Dies Urteil Goethes könnte man ohne jegliche Einschränkung auch auf den schon mit 26 Jahren ins Grab gesunkenen lippischen Dichter Friedrich Begemann beziehen. Auch mit den äußeren Lebensumständen Christian Dietrich Grabbes, mit dem der junge Begemann einige Jahre das Gymnasium zu Detmold besuchte, hat der Lebensgang Friedrich Begemanns manches gemeinsam.

Friedrich Begemann wurde am 27. September 1803 in Biemsen im Amte Schötmar geboren*). Schon im Konfirmandenunterricht erweckte der feinsinnige und begabte Knabe das Interesse seines Lehrers, des Pastors Cruel in Schötmar. Cruel unterrichtete Begemann in den alten Sprachen, gab ihm Bücher und Gedichte zu lesen und machte ihn mit Salis, Matthison, Bürger und Schiller bekannt. Bald hatte er seinen Schüler soweit gefördert, daß er das Gymnasium besuchen konnte, zunächst das in Lemgo, später das Detmolder. Hier lernte er auch den um zwei Jahre älteren Christian Dietrich Grabbe kennen. Begemann suchte und gewann die Freundschaft Grabbes, vor dessen Genie er sein Leben lang Hochachtung und Bewunderung hatte. Ähnlich wie Grabbe, wurde auch Begemann durch seinen Lehrer Christian Ferdinand Falkmann auf mannigfache Weise gefördert und in seinen literarischen Neigungen bestärkt.

Nachdem für den mittellosen Begemann, unter Mithilfe von Cruel und Pustkuchen-Glanzow, durch eine Subskription die zum weiteren Studium erforderlichen Gelder aufgebracht worden waren, bezog Begemann Ostern 1822 die Universität Halle, um bei Wegscheider und Gesenius Theologie zu studieren. Bald aber vernachlässigte der junge Student infolge seiner dichterischen Versuche und Arbeiten seine Studien. Während der Weihnachtsferien, Ende 1822, besuchte er seinen Freund Grabbe, der zu dieser Zeit in Berlin studierte, und hoffte, mit ihm in nähere Verbindung zu treten und literarisch mit ihm anzuknüpfen. Grabbe konnte sich seinem Freunde aber nicht in der erhofften Weise widmen, wie Carl Ziegler in seiner Grabbe-Biographie erzählt, und so kehrte Begemann enttäuscht nach Halle zurück. Begemann war Romantiker, und die Ideen der Romantik fanden in ihm einen fruchtbaren Nährboden. Ein Urerlebnis seltener Art wurden für seinen Bildungsgang die Schriften und Dichtungen E. T. A. Hoffmanns. Als Romantiker begeisterte sich Begemann für das Mittelalter und Altertum Deutschlands. So stellte er sich die Aufgabe, in seiner ersten größeren Dichtung, die „Hermannschlacht", den Helden seiner Heimat, Hermann den Cherusker, zu besingen. Die Idee wirkte so lebhaft in ihm, daß er zu Ostern 1823 über den Harz nach Lippe reiste, um den „klassischen Boden" zu besehen, und somit bei der Schlachtenschilderung eine getreue Beschreibung der Schluchten und Berge seiner Heimat anbringen zu können. Im Sommer 1823 arbeitete er dann zwei Gesänge seines Epos aus. Als Motto setzte Begemann über seine Dichtung ein Zitat seines Lieblingsdichters E. T. A. Hoffmann aus den „Serapionsbrüdern", das so recht die Sinnes- und Gemütsart Begemanns charakterisiert. Das Zitat lautet: „Lothar hat recht, wenn er meint, daß der wildeste Sturm des Lebens nicht vermag, die Flamme zu verlöschen, die wahrhaft aus dem Innersten emporlodert, daß die bittersten Widerwärtigkeiten, die bedrängtesten Verhältnisse vergebens ankämpfen gegen die innere Göttermacht des Geistes; daß der Bogen sich nur spannt, um desto kräftiger loszuschnellen." Später ließ Begemann aber den Plan seiner „Hermannschlacht" fallen, da ihm, bei aller Begeisterung, die Energie fehlte, ein längeres Werk zu vollenden. Moritz

*) M. L. Petri gibt im „Lippischen Magazin" 1841, Nr. 46, als Geburtsstätte Begemanns das Stuckenbrocksche Kolonat an. Das Kolonat wurde später vom lippischen Domanium erworben und bildet jetzt einen Teil der Domäne Biemsen. Die noch vorhandenen Baulichkeiten des ehemaligen Stuckenbrockschen Kolonates werden heute als Arbeiterwohnungen benutzt. Das Geburtshaus Begemanns ist vor mehreren Jahren abgerissen worden.

Leopold Petri hat in dem von ihm geleiteten „Lippischen Magazin" im Jahre 1841, in den Nummern 46—50, die von Begemann vollendeten zwei Gesänge der „Hermannschlacht" veröffentlicht.

Im Winter 1823/24 wurde Begemann mit in das politische Treiben der Burschenschaftler verwickelt. In Verfolg der Untersuchungen erhielt er Ostern 1824 das Consilium abeundi und mußte mit noch weiteren 120 relegierten Studenten die Universität Halle verlassen. Begemann kehrte in die Heimat zurück. Seine Freunde, die einen Theologen aus ihm machen wollten, kehrten sich enttäuscht von ihm ab. Gleichzeitig machten sich die ersten Anzeichen eines Lungenleidens bemerkbar. Mit der dieser Art von Kranken eigenen Gemütsart gab sich Begemann nach seinem ersten mißglückten Ausflug in die Welt mannigfachen Ausschweifungen hin, und mit Gleichgültigkeit trat er den veränderten Lebensverhältnissen entgegen. Endlich raffte er sich aus der Apathie eines untätigen Lebens auf und versuchte auf gut Glück, ohne jegliche Mittel, auf der Universität zu Marburg weiter zu studieren. Nach mehrfachen Abweisungen gelang es dem relegierten Studenten schließlich, sich immatrikulieren zu lassen. Von neuem schloß er sich hier, namentlich infolge seiner Freundschaft mit Florencourt, der später als Journalist und Verfasser politischer Flugschriften bekannt wurde, den Burschenschaftlern an. Wieder, wie in Halle, sah man ihn mehr in den Wirtshäusern, als in den Hörsälen. Als er sich in Marburg nicht mehr zu halten vermochte, bezog er mit einem bayrischen Freunde die Universität Erlangen, um bei Schubert Geschichte und Philosophie zu studieren. Begemanns Gedichte machten auf seine Kommilitonen Eindruck, und bald bildete er den Mittelpunkt eines gleichgesinnten studentischen Kreises. Die schöne Umgebung von Erlangen, besonders bei Streitberg und Muggendorf, wo wunderbare unterirdische Höhlen liegen, versetzten Begemann mit seiner Vorliebe für die Märchenwelt in eine schaffensfreudige Stimmung. Begemann begann hier sein Märchen „Der gesegnete Vaterfluch". Das Epos, das auf fünf Bücher berechnet war, wurde von ihm mit dem ersten Buche, unter dem Titel „Fingerlin der Schneider", mit fünf Gesängen beendet. Anfänglich war das Werk nach Art der Romantiker in Oktavreimen geschrieben, später änderte Begemann seine Dichtung um und verwandte das Versmaß der Nibelungen. Das frohe und ungebundene Treiben der Studentenschaft in Erlangen war so recht nach dem Geschmacke Begemanns. In großen Trupps zogen sie auf die benachbarten Dörfer, um dort unter den grünenden Bäumen der Dorfschenken beim Genuß bayrischen Bieres Lieder zu singen oder über Geschichte, Philosophie und Politik zu diskutieren. Serapiontische Ausflüge in kleinem Kreise im Sinne der Romantiker und nächtliche Sternenwanderungen ergänzten den Tagesablauf Begemanns. Selbstverständlich geriet Begemann bei diesem Leben und Treiben, da die geringen Zuschüsse seiner Eltern zu seiner gewohnten Lebenshaltung nicht ausreichten, in Schulden. Außerdem war das Triennium abgelaufen, und nach lippischem Gesetz hätte sich Begemann dem Abschlußexamen unterziehen müssen. Er entschloß sich daher, der Theologie zu entsagen und Geschichtslehrer zu werden. Nachdem er mit Hilfe seiner Eltern seine Gläubiger befriedigt hatte, verließ er Ostern 1826 Erlangen und bezog die Universität Jena, wo zu gleicher Zeit sein Landsmann Carl Ziegler aus Horn, der spätere Grabbe-Biograph, dem Studium der Rechte oblag. Anfangs gab sich Begemann mit Eifer an sein neues Studium. Bei Professor Heinrich Luden (1778—1847) hörte er Geschichte und bei Jakob Friedrich Fries (1773—1843) Philosophie. Beide Professoren, die auch als Schriftsteller hervorgetreten sind und den Burschenschaftlern nahestanden, waren bei der Jugend sehr beliebt und interessierten sich auch für den hochbegabten Friedrich Begemann. Bald aber ließ der Eifer Begemanns für das Studium nach. Wieder, wie in Marburg und Erlangen, versammelte er einen Kreis von Studenten um sich. Das schöne Saaletal und die Kunitzburg waren die Ziele ihrer häufigen Ausflüge. Um den drückendsten Schulden zu entgehen, gab Begemann im Jahre 1828 in Jena in der Buchhandlung von Bran unter dem Titel „Blumen von der Saale" eine kleine Gedichtsammlung heraus, die aus dem „Gesegneten Vaterfluch" das Märchen „Fingerlin der Schneider" enthielt und als Anhang unter dem Titel „Lyrischer Nachklang" eine Auswahl sonstiger Gedichte. Schon die den Gedichten beigegebenen Widmungen, wie „An drei mir verschollene Freunde", „Zur serapiontischen Erinnerung an H. und G. 1823", „Zum Gedächtnis unserer Sternenwanderungen 1826", verraten den „Romantiker" Begemann. Der Erfolg des Büchleins war wohl für Begemann selbst überraschend. Ludwig Tieck (1773—1853), dem Begemann ein Exemplar seines Werkes übersandt hatte und der sich gerade in Jena aufhielt, schrieb ihm, daß er in ihm „allenthalben das Dichter-Talent zu

erkennen glaube". In richtiger Erkenntnis, daß die Empfindungen und Ideen Begemanns aber unter dem Zwange des gewählten Versmaßes beeinträchtigt würden, fügte der Altmeister der Romantik seinem Schreiben die Bemerkung bei: „Aber machen Sie es sich nicht selbst zu schwer? Schadet das gewählte Vers-Maß dem Vortrage nicht? Würde in Prosa, als Erzählung, Ihnen nicht die Aufgabe leichter werden, und zugleich mehr Leser gewinnen?" Der romantische Märchendichter Freiherr Friedrich de la Motte-Fouqué (1777—1843) widmete Begemann in der damals weit verbreiteten literarischen Zeitschrift „Die Elegante Welt" einen Aufsatz, der mit den Worten begann: „Es ist ein junger Dichter unter uns aufgesprossen". Ein schwungvolles Gedicht an Begemann, in dem er als Fortsetzer der Romantik gepriesen wurde, beschloß den Aufsatz. Der zuverlässige spätere Grabbe-Biograph Carl Ziegler äußert sich über den Erfolg der Dichtung Begemanns: „Und von Goethe höre ich aus sicherer Quelle, daß er sich sehr lobend über Begemanns Dichtung geäußert habe". Und noch eine weitere Genugtuung erlebte Begemann nach allen Enttäuschungen früherer Jahre: Im Herbste 1828 verlieh ihm die philosophische Fakultät der Universität Jena das Doktordiplom.

Ungeachtet aller Auszeichnungen setzte Begemann sein früheres Leben fort. Schon vor Herausgabe seines Werkes hatte er im Frühjahr 1828 mit zwei Bekannten eine abenteuerliche Fußwanderung nach München gemacht; angeblich, um hier als Journalist ein Unterkommen zu finden. Nach seiner Rückkehr nach Jena kränkelte er mehr und mehr. Nach der Herausgabe der „Blumen von der Saale" kam das lange bekämpfte Lungenleiden, gefördert durch Ausschweifungen und Mangel in der Ernährung, offen zum Durchbruch. Schon in seiner Gedichtsammlung hatte Begemann resigniert geschrieben:

Leer ist dieses Haus geworden,
Ach, die Götter zogen aus!
Sorgen, Drang und Not in Horden,
Meine Ruhe hinzumorden,
Ziehen jubelnd ein und aus.
Sieh, zerknickt ist all mein Streben,
Und ich geh', ein wandelnd Grab!
Sonne, mit dem Kuß voll Leben,
Komm, dies Herze aufzuheben,
Senke deinen Blick herab!

Im Herbst 1828 kehrte Begemann krank in seine Heimat zurück und begab sich nach Grastrup bei Schötmar, wohin seine Eltern übergesiedelt waren. Hier starb Friedrich Begemann am 2. Februar 1829. Wie ein Verzweiflungsschrei klingt sein letztes Gedicht, das er kurz vor seinem Tode niederschrieb:

Muß der Schiffer nicht verderben
Auf empörter Meeresflut,
Dem sein letzter Stern verglommen,
Steuer, Anker, Mast zerbrochen,
In des Sturmes wilder Wut?
Also muß auch ich verderben,
Ohne Hoffnung, Lieb' und Glaube
Werd ich über Klippen schwebend,
Und durch Sumpf und Wüste irrend,
Einem frühen Grab zum Raube.

Fouqué beklagte den frühen Tod des hoffnungsvollen Dichters in einem ergreifenden Aufsatze in der „Eleganten Welt". Vieles von seinen Dichtungen ist auf den Wanderfahrten Begemanns verlorengegangen. In seinem Nachlaß fand man außer dem Fragment „Die Hermannschlacht" noch die unvollendeten Dichtungen „Der Ring", dramatisches Spiel in einem Aufzuge; „Baldrian Steckei", Posse in zwei Aufzügen; „Halt fest", ein Schwank und eine Ballade „Ritter Ulm". Ein Bruder Begemanns hatte sich auf den Dustschen Hof in Biemsen (heute Kronshage Nr. 2) verheiratet und den Namen Dust angenommen. Moritz Petri wandte sich 1841 gelegentlich der Veröffentlichung der „Hermannschlacht" im „Lippischen Magazin" an Dust um die Herausgabe eines eventl. in seinem Besitze befindlichen weiteren Nachlasses Begemanns. Die Nachforschungen blieben aber ohne Erfolg.

Begemann war trotz manches Unreifen in seiner Dichtung ein tiefbeseelter Lyriker, unerschöpflich in der Erfindung und ausgestattet mit einer vollendeten dichterischen Phantasie. Unvergleichlich tiefer sind das dichterische Gefühl, die Gedanken und Ideen Begemanns, als die des anderen großen lippischen Lyrikers, Ferdinand Freiligraths, dem das Glück beschieden war, sich durchsetzen zu können. Heute zählt Begemann mit zu den vergessenen Dichtern der Romantik, was in der Hauptsache darauf zurückzuführen ist, wie Ludwig Tieck schon warnend mahnte, daß Begemann die lodernden Flammen seines Gefühls und seiner Empfindung in Form und Zwang der alten Versmaße preßte und somit, wie so oft in deutscher Dichtung, zugunsten der Form Inhalt und Ausdruck beeinträchtigt wurden. Immerhin ist aber auch noch heute manches von Friedrich Begemann wertvoll und lesenswert.

Friedr. August Rosen (1805 – 1837)

Sanskritforscher, Universitätsprofessor zu London

Vor ungefähr 150 Jahren wurde die ganze gebildete Welt durch eine große Entdeckung auf dem Gebiete der Sprachforschung und der Völkerkunde überrascht. Das Studium der indischen Sprachen, insbesondere der ältesten unter ihnen, des Sanskrit, hatte eine weitgehende Übereinstimmung einzelner asiatischer Sprachen mit den Kultursprachen Europas ergeben, so daß an einer Verwandtschaft dieser Sprachen untereinander nicht gezweifelt werden konnte. Wenn der Gott des Himmels von den Indern Diaus Pitar, von den Griechen Zeus (Gen. Dios) Patèr und von den Römern Jupiter oder Diespiter genannt wurde, so wies schon dieses Beispiel auf einen ursprünglichen Zusammenhang. Ein solcher ließ sich dann durch die ganze Reihe derjenigen Ausdrücke verfolgen, welche sich auf das Leben ursprünglicher Völkerschaften beziehen, so die Verwandtschaftsbezeichnungen, die Namen von Tieren und Pflanzen, die Zahlwörter, die Grammatik der Haupt- und Eigenschaftswörter und namentlich der Zeitwörter.

Die Entdeckung dieser Zusammenhänge von Sprachen und Völkern in Asien und Europa hatte für die damalige Welt eine kaum mindere Bedeutung als die großen Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und der Geographie. Sie erregte das Interesse weitester Kreise nicht allein der berufsmäßigen Sprachforschung. Dazu kam noch, daß die neu erschlossene Literatur des Sanskrit Meisterwerke von höchstem Wert enthielt. Goethe sagte von Kalidasas Sakuntala, als er die englische Übersetzung dieses Dramas von Sir William Jones gelesen hatte:

„Willst du den Himmel, die Erde mit Einem Namen begreifen,
Nenn' ich Sakontala dich, und so ist alles gesagt."

Goethes Freund, der geniale Wilhelm von Humboldt, und der ebenfalls bedeutende und bekannte August Wilhelm Schlegel, sowie mancher andere geistig hervorragende Mann, wandte sich dem Studium des Sanskrit zu und wirkte bahnbrechend für die neue Wissenschaft. Das Geistesleben Europas hatte seinen Horizont erweitert und schöpfte neue Lebenskraft aus bisher unbekannten, fernliegenden und doch verwandten Kulturen.

Selbst bis zu dem kleinen, weltabgelegenen Detmold schlugen die Wellen dieser neuen Bewegung. Der Kanzler Friedrich Ballhorn-Rosen, urspünglich Professor der Rechte in Göttingen, zog das Studium des Sanskrit in den Kreis seiner vielseitigen Interessen und bemühte sich, diese schwierige Sprache trotz des damaligen Mangels an Hilfsmitteln gründlich zu erlernen.

Sein ältester Sohn, Friedrich August Rosen, geboren am 2. September 1805 in Hannover, zeigte schon früh eine außerordentliche Begabung, die sich u. a. in vortrefflichen Arbeiten auf dem Gebiete der griechischen und lateinischen Literatur äußerte, die er schon als Gymnasiast niedergeschrieben hatte. Er beabsichtigte, sich, wie die meisten seiner Vorfahren bis zurück zu Luthers Zeiten, dem Studium der Theologie zu widmen. Da aber die zarte Gesundheit des Jünglings für den Beruf eines Pastors vielleicht nicht ausgereicht hätte, riet ihm der Vater, unter allen Umständen auch Jura zu studieren, um sich hierdurch die Möglichkeit eines Berufes im Staatsdienst offenzuhalten. Aber das große Interesse des jungen Mannes gehörte doch den orientalischen Sprachen, in die ihn das Studium des Hebräischen, das ihm als künftigen Theologen am nächsten lag, eingeführt hatte.

Bei dem Hebräischen hatte es nicht sein Bewenden. Es traten noch die beiden verwandten Sprachen, das Arabische und das Syrische, hinzu. Auch nahm er früh schon teil an seines Vaters Bemühung, das Sanskrit zu erlernen, dem sich dann im natürlichen Verlauf das verwandte Persisch anschloß. So war denn dem jungen Studenten der Theologie und der Rechte, als er 1822 die Universität Leipzig bezog, das ganze Studium der orientalischen Sprachen gewissermaßen schon vorgezeichnet. Zu jener Zeit dachte man noch nicht an eine Trennung der Orientalistik in verschiedene Gebiete. Diese Wissenschaft umfaßte vielmehr die gar nicht miteinander verwandten semitischen Sprachen, wie das Arabische, Syrische, Chal-

däische, und die indogermanischen Sprachen, wie das Indische, Persische und alle damit verwandten Gebiete.

Geradezu erstaunlich war Friedrich August Rosens Fleiß und Arbeitskraft. Ohne seine eigentlichen Fächer, die Theologie und die Jurisprudenz, zu vernachlässigen, betrieb er mit Eifer das Studium des Arabischen.

So reichlich flossen vor hundert Jahren die Bezüge eines lippischen Beamten nicht, daß der Kanzler daraus seinem Sohne die kostspieligen orientalischen Wörterbücher hätte anschaffen können. Der junge Studiosus unternahm daher die Herkulesarbeit, das Lexikon Arabico-Latinum von Jacobus Golius, einem 1653 in Lüttich gedruckten gewaltigen Folioband von 2921 Seiten, zu exzerpieren und sich hiermit unter Benutzung noch anderer Quellen ein eigenes arabisches Lexikon zu schaffen. Der Spruch, der am Ende dieses großen Werkes steht: „Soli Deo Honos et Gloria" — Gott allein Ehre und Ruhm — paßt auch auf den Auszug, den sich Friedrich August daraus gemacht hat.

Um dieselbe Zeit hatte er für seinen Freund, den Orientalisten Peter von Bohlen, die vorislamischen, altarabischen Gedichte, deren Urschrift im Tempel von Mekka aufgehängt ist, abgeschrieben und zum Geschenk gemacht. Nach Vollendung des Golius unternahm er zu seiner Erholung eine Fußreise nach Dresden und anderen mitteldeutschen Orten, die ihm trotz anstrengender Märsche viel Freude und Erholung brachte. Solche Fußreisen hat er dann noch mehrere unternommen. Sie waren jedenfalls viel billiger, als die Fahrt mit der Post.

Unter meinen Büchern in Detmold befindet sich auch ein persisch-lateinisches Lexikon, das sich Friedrich August Rosen wohl einige Zeit später für eigenen Gebrauch zusammengestellt hat. Da es viele seltene Wörter enthält, ist es mir oft sehr nützlich gewesen. Er hatte das Glück, in dem jungen Heinrich Leberecht Fleischer (geb. 1801, gest. 1888) einen hervorragenden und anregenden Lehrer zu finden, der seinen Unterricht durch Vergleiche mit dem Persischen und anderen Orientsprachen interessant zu machen verstand[1]).

[1]) Fleischer war auch der Lehrer meines Vaters, Georg Rosen. Ich erinnere mich, daß ich als kleiner Knabe, dem in Jerusalem das dortige Arabisch vollkommen geläufig war, ihm eines Tages in Leipzig vorgestellt wurde, wo dann der Versuch einer arabischen Unterhaltung angestellt werden sollte. Aber der große Gelehrte verstand mein Jerusalemer Vulgärarabisch ebensowenig, wie ich das seinige mit seiner sächsischen Aussprache.

Als er zwei Jahre später, 1824, nach Berlin übersiedelte, fand er dort berühmte Sanskritforscher vor, wie Franz Bopp, Wilhelm v. Humboldt und andere. Dem Fehlen von Hilfsmitteln zur Erlernung der in Deutschland noch so unbekannten Sprache abzuhelfen, gab er 1826 ein Werk über die Wurzeln der Sanskrit-Wörter heraus, das zugleich seine Doktor-Dissertation war. Das mündliche Examen bestand in einer Disputation, wie die Arbeit selbst, in lateinischer Sprache. Die später erweiterten Radices Sanscritae (1827) fanden größte Anerkennung und bildeten die Grundlage der späteren Wörterbücher jener schwierigen Sprache.

Auf dem Gebiete des Persischen bearbeitete er mehrere Episoden des großen nationalen Heldengedichts Schah-Name von Firdusi, unter diesen besonders den Kampf zwischen Rustem und Sohrab, eine Erzählung, die eine auffallende Ähnlichkeit mit unserem alten Hildebrandslied aufweist.

Die Gönner des jungen Gelehrten in Berlin, besonders W. v. Humboldt, suchten ihm einen Aufenthalt im Orient zu ermöglichen und bewirkten seine Berufung an die Preußische Gesandtschaft in Konstantinopel. Während die Verhandlungen hierüber sich infolge kriegerischer Ereignisse im Orient hinzogen, erhielt er den ehrenvollen Ruf an die neugegründete Universität von London, den er nicht ausschlagen mochte. War er mit einundzwanzig Jahren Dr. philosophiae geworden, so befand er sich nun mit noch nicht dreiundzwanzig Jahren nach einer kurzen Studienreise nach Paris als Universitätsprofessor in London, wo ihm alles vorhandene Material für seine indologischen Studien zur Verfügung stand. Indessen brachte ihm das, was ihn an Ehre und Vorteil dort erwarten konnte, eine große Enttäuschung. Für seine wissenschaftlichen Studien bestand gerade in London sehr wenig Interesse. Eine Lehranstalt im Sinne der deutschen Universitäten war die London University nicht. Um sich nützlich zu machen, sah er sich genötigt, junge Männer, die nach Indien gehen wollten, im Hindustani zu unterrichten. Diese aus indischen, persischen und arabischen Elementen zusammengesetzte Sprache mußte er natürlich vorher selbst noch lernen.

In diese Zeit fällt die Herausgabe eines altarabischen Werkes über Algebra von Mohammed ben Musa mit englischer Übersetzung und wertvollen Erklärungen. Eine Anzahl anderer bedeutender Werke waren noch in Arbeit oder fast vollendet, darunter mehrere große lexikalische Ar-

beiten. 1827 vollendete er die Herausgabe der gemischten Schriften des großen englischen Orientalisten Colebrooke und schrieb eine Anzahl gelehrter Artikel für wissenschaftliche Zeitschriften und Enzyklopädien in Deutschland und in England. Zählt man zu diesen Arbeiten noch seine Tätigkeit als Sekretär gelehrter Gesellschaften, so erscheinen sie genügend, um ein langes tätiges Menschenleben auszufüllen.

Aber alles hier Aufgeführte und vieles mehr, dessen Aufzählung zu weit führen würde, tritt zurück hinter dem eigentlichen großen Ziel seines wissenschaftlichen Strebens, der Herausgabe der ältesten indischen Hymnensammlung, der Veden. Diese Hymnen gehören einer älteren Sprachperiode an als das sonst bekannte klassische Sanskrit. Ihr Verständnis setzte umfassende Studien der alten indischen Grammatiker voraus, die für das Verständnis ebenso unentbehrlich waren, wie die umfangreichen Kommentare und Scholien zu den Veden. Schon längst hätte er, dem Rate seines Vaters und seiner Freunde folgend, den Aufenthalt in London abbrechen und eine deutsche Professur, die ihm jederzeit offenstand, annehmen sollen. Aber das Bestreben, das große Werk, als Erster die Herausgabe, Übersetzung und Erklärung der Veden durchzuführen, hielt ihn in London zurück, wo allein ihm das unentbehrliche Material hierzu zur Verfügung stand.

Im Herbst 1837 hatte er die letzten Druckbogen des ersten Buches der Veden fertiggestellt und beabsichtigte nun in seinem Elternhause in Detmold Erholung zu suchen, als er ganz unerwartet von einer schweren Krankheit befallen wurde, die ihn in wenigen Tagen dahinraffte. Die Nachricht vom Tode des berühmten und geliebten Sohnes war für den Vater in Detmold und für seine zahlreichen Freunde in ganz Europa niederschmetternd. Die vielen Kundgebungen der Trauer legen Zeugnis von der außerordentlichen Wertschätzung und Beliebtheit ab, die dem Gelehrten zuteil wurde, der mit 32 Jahren, auf der Höhe seines Wissens und Könnens, seiner Tätigkeit entrissen wurde. Für die Wissenschaft war dieser Verlust ein unersetzlicher.

Eine Organisation, der der Verstorbene angehörte, übernahm die Herausgabe des Werkes, das ein Jahr nach seinem Tode erschien. Es ist ein stattlicher Quartband mit Sanskrittext und einer lateinischen Übersetzung, die nicht nur ihm, sondern auch dem alten Gymnasium in Detmold Ehre macht. Die Herausgabe der Veden wurde später von einem deutschen Gelehrten Max Müller vollendet, um dessen Einführung in England sich Fr. A. Rosen erfolgreich bemüht hatte.

In der Einleitung zu dem schön ausgestatteten Buche wird der Jahresbericht des University College zitiert, in dem es heißt: „Zur selben Zeit wurde die Universität des wertvollen Namens und der wertvollen Dienste des Dr. Rosen beraubt, des Professors der Sanskrit-Literatur. Durch seinen hervorragenden Rang als Orientalist und seine ausgedehnten und genauen Kenntnisse europäischer Philologie im allgemeinen, sowohl der alten wie der modernen, verband er Leistungen, welche nicht oft, sogar vereinzelt, in einer Person seiner Jahre zu finden sind; und ihre Vereinigung in einem so hohen Grade, wie er sie besaß, war selbst unter den hervorragendsten Gelehrten selten. Seinem Wissen kam nur seine Bescheidenheit gleich, seine einfache und ehrliche Liebe der Wahrheit, seine Behutsamkeit in der Kritik und die Vortrefflichkeit seines Charakters."

„Der Verlust eines solchen Mannes — heißt es weiter in der Einleitung — wird stets von allen schwer empfunden werden, besonders aber von denen, welche ihm nahestanden. Seine zahlreichen Freunde, sowohl Engländer wie Deutsche, haben in dem Wunsche, ihrem tiefen Schmerz einen sichtbaren Ausdruck zu geben, seinem Vater als ein Zeichen ihrer großen Anteilnahme eine Marmorbüste von ihm gewidmet, ein Werk von Richard Westmacott. Auch haben sie über sein Grab ein Denkmal mit der folgenden Inschrift gesetzt:

Hier ruhen die sterblichen Überreste
von Friedrich August Rosen,
Doktor der Philosophie,
Professor des Sanskrit an dem University College.
Er war geboren in Hannover am 2. September 1805,
und starb in London am 12. September 1837
im Alter von 32 Jahren.
Dieses Denkmal wurde zu seinem Gedächtnis
errichtet
von seinen englischen Freunden
als Zeichen der Wertschätzung für ihn als Menschen
und der Bewunderung für seine Leistungen,
als ein Orientalist von hervorragender
Gründlichkeit.
Auf ihn können wir das Wort des Dichters
anwenden:
„Wer den Besten seiner Zeit genug getan,
Der hat gelebt für alle Zeiten."

(Die beiden letzten Zeilen in deutscher Sprache.)

Das Lebensbild Friedrich August Rosens würde unvollständig sein, wenn wir nicht wenigstens flüchtig seiner nächsten Freunde gedächten. An erster Stelle unter diesen steht der liebenswürdige und feine hannoversche Legationsrat Karl Klingemann, gleich begabt als Dichter und Musiker. Einige Jahre nach seines Freundes Tode heiratete Klingemann Sophie Rosen, eine Schwester Friedrich Augusts[1]). Zugleich mit Klingemann verkehrte Rosen in der Familie des angesehenen englischen Komponisten William Horsley, dessen drei junge und anmutige Töchter er im Deutschen unterrichtete und ihnen auch sonst ein Wegweiser auf dem Gebiete höherer Bildung war. In diesem Hause genoß der junge Gelehrte große Bewunderung und innige Freundschaft, und es hatte lange den Anschein, als ob zwischen ihm und einer der beiden jüngeren Schwestern ein Ehebund zustande kommen würde. Aber Rosen hielt sich in entscheidenden Augenblicken zurück in dem Bewußtsein, daß seine Stellung für eine Heirat nicht gesichert genug wäre.

Die Freundschaft hat seinen Tod überdauert. Es war geplant, daß Fanny Horsley auf längere Zeit nach Detmold kommen sollte, um im Hause des Kanzlers die Erinnerung an den Hingeschiedenen zu teilen. Ob dieser Plan zur Ausführung gelangte, ist mir nicht bekannt. Doch hat jedenfalls eine der Schwestern, Sophy Horsley, oft und lange im Hause des Kanzlers geweilt. In einem Brief an Klingemann schreibt der Kanzler im August 1838: „In meinem Gärtchen blühen jetzt unter der Rosenbuche[2]) ein paar Resedabeete. Den Samen hat mir Miß Fanny H. aus ihrem eigenen Garten gesammelt und überschickt. Dort weile ich mit meinen Kindern oft... Am 2. und 12. kommenden Monats denken wir gleichzeitig, Sie alle in der großen Weltstadt und wir hier unter meiner Buche, an ihn."

Von den Detmolder Freunden Friedrich August Rosens will ich hier nur einen erwähnen, seinen Altersgenossen, den genial veranlagten Christian Dietrich Grabbe, der genau 1 Jahr vor ihm, am 12. September 1836, starb. Im Gegensatz zu der strengeren Auffassung seines Vaters empfand Friedrich August Rosen in seiner Studentenzeit große Bewunderung und Sympathie für Grabbe, der ihm aus seinen Werken, aber auch den Hamlet und Romeo und Julia von Shakespeare, das der junge Rosen damals noch nicht kannte, vorlas. Von dem traurigen Ende dieses Freundes hat R. nur durch Briefe aus der Heimat Kunde erhalten.

Die Geschichte des bedeutenden literarischen Nachlasses Friedrich August Rosens ist eine zweite Tragödie, die sich an die seines Lebens anreiht. Der hervorragende Bonner Orientalist Christian Lassen hatte sich erboten, für die Vervollständigung und Herausgabe der noch nicht gedruckten Werke Rosens zu sorgen. Dies sollte in der von ihm herausgegebenen „Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes" erfolgen. Soweit mir bekannt geworden, ist indessen keins dieser Werke erschienen! — Ich habe alle vorhandenen Nummern dieser Zeitschrift auf der Staatsbibliothek in Berlin durchgesehen und keine einzige der im Nachlaß vorhandenen Schriften darin auch nur erwähnt gefunden. Nur ein allerdings sehr schöner und warm geschriebener Nachruf aus der Feder Lassens findet sich darin, der auf die Beden besonders Bezug nimmt. Außer diesem fand ich nur noch die Bemerkung, daß Lassen den gedruckten Band der Rigveda für seine Sanskrit-Chrestomatie nachgedruckt hat. Von den sehr bedeutenden, z. T. schon druckfertig vorhandenen Schriften, wie z. B. die Herausgabe und Bearbeitung der Sohrab-Episode von Firdusi findet sich keine Spur.

[1]) Einige der wertvollsten hier gemachten Mitteilungen verdanke ich meinem Vetter Karl Klingemann, der lange Zeit als Generalsuperintendent der Rheinprovinz in Koblenz wirkte und jetzt in Bonn lebt.

[2]) Anm.: Gemeint ist die sogenannte „Lüchte", eine früh grünende große Buche, die von der Allee aus auf dem Weinberge, dem Lieblingsaufenthalte der Familie Rosen, zu sehen war und auch heute dort noch steht. Diesen Weinberg hat später der Kanzler seinem Schwiegersohn Karl Groskopf — später Oberstleutnant — geschenkt, der sich das noch jetzt stehende Haus an der Allee Nr. 12 am Fuße des Weinberges gebaut hat.

Georg Rosen (1820 – 1891)

Orientalist und kaiserlicher Generalkonsul

Der frühzeitige Tod seines hochbegabten ältesten Sohnes, des Orientalisten Friedrich August Rosen, hatte im Leben des Kanzlers Ballhorn-Rosen und seiner Familie in Detmold eine unersetzliche Lücke gelassen. Die Bemühungen des ganz den Wissenschaften ergebenen alternden Mannes, seine anderen Söhne zu rein wissenschaftlichen Studien und zur Wahl der akademischen Laufbahn zu bewegen, hatten zunächst keinen Erfolg.

Allein der Jüngste, Georg Rosen, zeigte früh Neigung zu wissenschaftlichen Studien, indem er den Spuren seines ältesten Bruders zu folgen suchte. Auch er betrieb den Orientalismus in seiner ganzen damaligen Ausdehnung, die sowohl den indogermanischen (Sanskrit und Persisch), wie den semitischen (Arabisch und Hebräisch) Zweig umfaßten. Daneben hatte er sich, der Überlieferung des Hauses folgend, eine umfassende allgemeine Bildung angeeignet. Die hierzu nötige Unterweisung ließ der Kanzler allen seinen Kindern, auch den Töchtern, angedeihen.

In Berlin und später in Leipzig fand der junge Student die herzlichste Aufnahme bei allen denen, die mit seinem verstorbenen Bruder bekannt und befreundet waren. Allerdings war der hauptsächliche Gönner, Wilhelm von Humboldt, nicht mehr unter den Lebenden. Mit um so größerer Freundlichkeit nahm sich aber sein Bruder, Alexander von Humboldt, des jungen Detmolders an und interessierte sich, obgleich seine eigene Tätigkeit auf anderen Gebieten lag, für seine orientalistischen Studien. Unter den vielen bedeutenden Männern, deren Vorlesungen Georg Rosen in Berlin besuchte, befand sich auch der als Orientalist nicht minder als auf dem Gebiete der Dichtkunst hervorragende, schon damals berühmte Friedrich Rückert. In Leipzig studierte Rosen besonders das Arabische unter dem ausgezeichneten Heinrich Leberecht Fleischer, der nunmehr die dortige Professur des Arabischen bekleidete.

In wenigen Semestern hatte es Georg Rosen soweit gebracht, daß ihn sein Gönner Humboldt als „fabelhaft gelehrt" bezeichnen konnte. Besonders muß ihm die rasche Auffassungsgabe des jungen Orientalisten aufgefallen sein, denn im Jahre 1843 schlug er ihn König Friedrich Wilhelm IV. zur Teilnahme an einer Expedition der Preußischen Akademie der Wissenschaften nach dem Kaukasus vor. Man wollte u. a. auch bei dieser Gelegenheit den Ursprung der „kaukasischen Rasse" erforschen, einer Bezeichnung, die in der damaligen Erd- und Menschenkunde viel gebraucht wurde. Außer Georg Rosen, dem Mitglied für linguistisch-ethnographische Studien, waren noch andere Gelehrte, Geographen und Naturforscher der Expedition beigegeben.

An der wissenschaftlichen Befähigung des Dreiundzwanzigjährigen für seinen weiten Aufgabenkomplex war auf Grund der Gutachten seiner Universitätslehrer nicht zu zweifeln, aber der junge Gelehrte empfand es selbst als einen Mangel, daß er noch nicht im Besitze der Doktorwürde war, und auch Humboldt riet ihm dringend, noch vor Beginn der Reise zu promovieren. Als Thema wählte Georg Rosen die Herausgabe und Bearbeitung einer persischen Handschrift aus dem Nachlaß seines Bruders. Diese enthielt eine Sammlung ansprechender kurzer Erzählungen in persischer Sprache. Das Buch erschien im Jahre 1843 in Leipzig unter dem Titel „Elementa Persica". Es enthielt neben den Erzählungen auch eine kurze Grammatik der neupersischen Sprache und ein Glossar der in den Erzählungen vorkommenden persischen Wörter. Fast hundert Jahre lang hat dieses kleine Buch allen deutschen Orientalisten als erstes Lehrbuch des Persischen gedient und ist auch heute noch in Gebrauch. Im Frühjahr 1914 habe ich dieses Buch, das inzwischen ausverkauft war, neu bearbeitet und besonders die darin vorkommenden Indianismen, d. h. Ausdrücke, welche an das Hindustani anklingen, in Persien aber nicht gebräuchlich sind, durch rein persische ersetzt.

Der Kaukasus ist, wie Alexander von Humboldt richtig erkannte, ein in ethnographischer und sprachlicher Hinsicht besonders interessantes Gebiet. Denn in den Hochtälern und Ebenen inmitten und zu beiden Seiten der riesigen Gebirgsmassen zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meere haben sich eine Menge von Volks- und Sprachstämmen in ihrer ursprünglichen Eigen-

art erhalten. Einzelne darunter, vor allem das Armenische und das Kurdische, gehören der großen iranischen Sprachfamilie an und waren damals zum Teil noch unerforscht. Andere wieder zeigen einen merkwürdigen Zusammenhang mit Volks- und Sprachresten in den Pyrenäen, so namentlich dem Baskischen. Diese Zusammenhänge bildeten den Hauptgegenstand von Georg Rosens kaukasischen Studien. Die Ergebnisse dieser Forschungen wurden in zwei ausführlichen Berichten der Preußischen Akademie der Wissenschaften vorgelegt. Diese sind dann in der Akademischen Buchdruckerei zu Berlin gedruckt und in der Meyerschen Hofbuchhandlung, Lemgo und Detmold, und zwar 1844 über „Die Sprache der Lazen" und 1846 „Ossetische Sprachlehre" mit einer Abhandlung über das Mingrelische, Suanische und Abchasische in Buchform erschienen.

Die kaukasische Reise brachte dem jungen Gelehrten mehr noch als rein wissenschaftliche Errungenschaften, sie brachte ihm den ersten und zugleich tiefen Einblick in den lebendigen Orient, dessen unwiderstehlicher Reiz gerade auf das deutsche Gemüt so nachhaltig ist. In unserer Zeit des allgemeinen und bequemen Reisens kann man sich kaum eine Vorstellung davon machen, mit welcher Begeisterung vor nunmehr bald neunzig Jahren ein junger deutscher Gelehrter, ausgerüstet mit dem ganzen Apparat einer fachmännischen Vorbildung, mit offenem Blick und frohem, gesundem Sinn für alles Schöne und Neue, sich dem Schauen und Lernen hingab, mochten ihn lange ermüdende Karawanenwege nach Erzerum führen oder ein Sturm sein Segelschiff an der kolchischen Küste stranden lassen.

In Tiflis machte die Expedition einen längeren Halt, um das gesammelte Material zu sichten und zu vervollständigen. Tiflis war damals noch eine Stadt mit vorwiegend persischem Charakter, und dies benutzte Rosen dazu, seine persischen Sprachkenntnisse weiter auszubauen. Aber der „Munschi" (Stilist oder Lehrer), den er hierzu angenommen, war ein unverbesserlicher Trinker, so daß er nicht zu gebrauchen war. Ein junger, niedersächsischer Landsmann, den Rosen in Tiflis kennengelernt hatte und der sich ebenfalls für das Persische interessierte, empfahl ihm daher seinen Munschi. Dieser Landsmann war Friedrich Bodenstedt, und der Lehrer des Persischen war kein anderer als der durch seinen Schüler zur Unsterblichkeit gelangte Mirza Schaffy. Dieser war nicht der Poet, für den ihn anfänglich die deutsche Leserwelt gehalten hatte. Die „Lieder des Mirza Schaffy" sind Bodenstedts eigenes Werk, entstanden in einem deutschen Dichterherzen unter starker Anlehnung an das, was ihm von der persischen klassischen Poesie — meist in Übersetzung — bekannt war. Der Mirza war ein gewerbsmäßiger Schreiber, dessen kleines Geschäftsstübchen, ein nach zwei Seiten offener Eckladen, bis vor einigen Jahren in Tiflis noch zu sehen war.

Die Freundschaft zwischen Rosen und Bodenstedt, zwischen dem jungen Gelehrten und dem jungen Dichter, gestaltete sich immer inniger. Beide genossen, jeder auf seine Art, mit vollen Zügen und mit der Aufnahmefähigkeit vierundzwanzigjähriger Enthusiasten das interessante Leben in Tiflis, und der Refrain „Ach, wenn es doch immer so bliebe!" klingt aus beider Briefen und Gedichten aus jener Zeit wieder. Den Glanzpunkt des Zusammenseins der beiden Freunde bildete eine Reise nach Erzerum und dem Kloster Etschmiazin. Der Blick aus den Fenstern des Palastes von Etschmiazin auf den gewaltigen Ararat begeisterte beide so, daß Rosen seinen Freund bat, ihm in der Stimmung ein Blatt der Erinnerung zu schreiben. Dieses Gedicht findet sich denn auch in Rosens Stammbuch. Es lautet:

Im Palast war's der Herrscher von Armenien,
Da standen wir — vor uns die Sangha schwillt,
Und widerstrahlt der Ufer blumig Bild
Im Spiegelrahm der Well, der wundertön'gen.

Und fernher glänzt, in weiß Gewand gehüllt,
Ein Bergeskönig unter Bergeskön'gen,
Von wen'gen überragt, erreicht von wen'gen,
Der Ararat — ein feierliches Bild! —

Hoch schwebt der Aar — durch blum'ge Täler hin,
Langsam Kamel' und Dromedare ziehn.
Ein Heil'genschein der Berge Haupt umfloß.

Und tiefe Stille herrschte in der Runde,
Nur von der Stadt her, aus des Hodschas Munde
Erklang's vom Minarette: Gott ist groß!

23. April 1844. F. Bodenstedt.

Bodenstedt hat später dies Gedicht erweitert und, wie er selbst in seinen „Erinnerungen" sagt, „ausgeglättet", doch ist die ursprüngliche Form wohl zweifellos die wirkungsvollere.

Die Notwendigkeit, die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Expedition der Berliner Akademie vorzulegen, veranlaßte Rosen, Anfang September 1844 Tiflis zu verlassen. Zum Abschied schrieb Bodenstedt dem Freunde das nachfolgende reizende Gedicht in das gleiche Stammbuch:

Der Wanderjahre erstes ist vollendet,
Erfüllt des Wissens Drang, des Herzens Hoffen!
Und wie dein Schritt sich rastlos weiter wendet,
Steht dir ein neuer Weg des Ruhmes offen. —
So vieles Schöne hast du ausgebeutet,
Seit du von deiner Heimat dich entfernt —
So viele Sprachen hast du schon gelernt
Und ihren Sinn und ihre Form gedeutet:
Daß, wie dein Fuß dich eilend weiter treibt,
Mir nichts für dich zu wünschen übrigbleibt,
Als alles im Gedächtnis zu behalten
Und für die Mitwelt ordnend zu gestalten.
Insonderheit vergiß die eine nicht:
Die Sprache, die der Freund zum Freunde spricht!
Denk und schreib oft in dieser Sprache an deinen

Tiflis, 6. September 1844. Fr. Bodenstedt.

Rosen würde sich wahrscheinlich an einer deutschen Universität habilitiert haben, wenn nicht mehrere seiner Gönner, darunter in erster Linie Alexander von Humboldt, sich erfolgreich bemüht hätten, ihn noch einige Zeit im Orient festzuhalten. So wurde er denn als Dolmetscher der Preußischen Gesandtschaft in Konstantinopel zugeteilt, wo er annähernd ein Jahrzehnt mit bestem Erfolg tätig war und dabei, ermutigt durch feingebildete und einsichtige Vorgesetzte, noch seinen literarischen Studien nachgehen konnte. Diese Studien umfaßten in erster Linie Politik und politische Geschichte der Türkei, dann aber auch Kulturgeschichte im weiteren Sinne und die persisch-türkische Literatur. In die Konstantinopler Zeit fallen vornehmlich folgende Veröffentlichungen:

„Das Buch des Sudan, oder Reisen des Scheich Zain el Abidin in Nigritien", Leipzig 1847; ein Reisewerk eines gebildeten Mohammedaners, der Ende des 18. Jahrhunderts von Ägypten aus tief ins Innere Afrikas vordrang und bei Tripolis wieder an die Küste kam. Das Werk hatte ein hohes geographisches und ethnologisches Interesse, da ja damals noch das ganze Innere Afrikas eine terra incognita war und auch auf den Atlanten als solche bezeichnet wurde.

Eins der klassischen Werke der persischen Literatur, welches auf alle Länder persischer oder türkischer Zunge einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt hat, das „Mesnevi oder Doppelverse von Dschelal ed Din Rumi" erschien in poetischer Übersetzung und wissenschaftlicher Bearbeitung 1849 (in Leipzig). Dieses leider früh vergriffene und daher nur wenig verbreitete Werk habe ich 1912 mit einer Einleitung über die Weltanschauung Rumis, wie sie sich aus seinen Werken ergibt, neu herausgegeben.

Im Jahre 1852 wurde Georg Rosen als preußischer Konsul nach Jerusalem versetzt, wo ihm von König Friedrich Wilhelm IV. persönlich die Pflege des kürzlich dort eingerichteten englisch-preußischen protestantischen Bistums anvertraut war. Nahezu vierzehn Jahre mußte er auf diesem ungesunden und damals noch sehr wenige Bequemlichkeiten bietenden Posten ausharren, obwohl er und seine Familie — er hatte sich 1854 verheiratet — sehr viel unter dem schlechten Klima zu leiden hatten. Dies hinderte ihn aber nicht an intensiver wissenschaftlicher Arbeit neben seinen Amtsgeschäften. Der Erforschung Palästinas waren viele seiner Schriften gewidmet, so über die Patriarchengruft zu Hebron, welche 1862 zum ersten Male seit den Kreuzfahrern von Christen betreten wurde. Anläßlich des Besuches des damaligen Prinzen von Wales (König Eduard VII.) hatte nämlich die Königin Viktoria diese Erlaubnis für ihren Sohn vom Sultan erwirkt. Als bester Kenner des Landes war Rosen dem jungen Prinzen mitgegeben worden. In einer Untersuchung über den Harem von Jerusalem und den Tempelplatz des Moria (Gotha 1866) wies Rosen die Identität beider Stätten nach, welche spätere wissenschaftliche Arbeiten voll bestätigt haben. Von den zahlreichen weiteren Aufsätzen und Monographien sind besonders Untersuchungen über die Topographie von Jerusalem, über samaritische Inschriften, über das palästinensische Felsengrab und seine Bedeutung für die formelle Ausbildung der christlichen Kirche, sowie über Syrien, das Land und seine Bewohner (1864), über das arabische Pferd u. a. m. hervorzuheben.

Eine Frucht der türkisch-persischen Studien, die er auch in Jerusalem noch fortsetzte, war die Übersetzung des Papageienbuches, Tuti-Nameh, aus dem Türkischen (1858), ein Buch, das zu den beliebtesten Erzählungssammlungen in Romanform des gesamten Orients gehört und nun in der geschmackvollen und dabei dem Urtext getreuen Übersetzung Georg Rosens wieder, wie vor fünfzig Jahren, auch deutsche Leser erfreuen sollte.

In die Jerusalemer Periode fällt auch das Hauptwerk Georg Rosens, die „Geschichte der Türkei vom Siege der Reform 1826 bis zum Pariser Traktat vom Jahre 1856", in zwei Teilen (Leipzig 1866, S. Hirzel). Da der Verfasser den Vorzug besaß, mit der Sprache und dem Lande in Hauptstadt und Provinz gründlich vertraut zu sein und die Mehrzahl der handelnden Personen des besprochenen Zeitraums persönlich zu kennen, und

da ihm noch obendrein durch das Entgegenkommen Bismarcks die Benutzung der Archive des Auswärtigen Amts gestattet worden war, konnte ein Werk entstehen, das in der türkischen Geschichtsschreibung wohl einen eigenen Platz einnimmt und stets für den Politiker wie für den Historiker von grundlegendem Werte bleiben wird.

1867 wurde Rosen endlich ein neues Wirkungsfeld angewiesen. Er wurde als Generalkonsul des Norddeutschen Bundes, von 1871 an des Deutschen Reiches, nach Belgrad versetzt, einem diplomatisch wichtigen Posten, der später nach der Unabhängigkeitserklärung Serbiens in eine Gesandtschaft verwandelt wurde. Obwohl nicht mehr ganz jung und trotz seiner Dienstgeschäfte arbeitete sich Rosen in kurzer Zeit gründlich in die südslawische Welt ein. Er erlernte zunächst die serbisch-kroatische Sprache, wie auch das Bulgarische, und beschäftigte sich eingehend mit der Volksliteratur — eine andere gab es kaum — der slawischen Balkanvölker. Eine der ersten Früchte dieser Studien war die poetische Übersetzung einer Sammlung kroatischer Volkslieder, 1887 erschienen in der von K. E. Franzos herausgegebenen Zeitschrift „Deutsche Dichtung". 1879 folgte eine Sammlung metrisch übersetzter bulgarischer Volksdichtungen mit einer sehr beachtenswerten historisch-ethnographischen Einleitung (Leipzig, F. A. Brockhaus). Dieses, ebenso wie das kurz vorher ebenda erschienene Werk über die Balkan-Haiduken (1878), war dazu bestimmt, die gebildete deutsche Leserwelt in das geistige und auch das politische Leben zweier Balkanvölker einzuführen, die damals gerade als neue selbständige Glieder in die europäische Staatenfamilie eingetreten waren. Bekanntlich hat der Panslawismus das Haidukentum, d. h. das Räubertum, der Balkanländer zum Ausgangspunkt von Zettelungen gemacht, in deren Folge dann der russisch-türkische Krieg von 1877—78 entbrannte. Die Autobiographie eines solchen politischen Räuberhauptmanns, die Rosen in die Hände fiel, bietet in dieses Treiben sehr interessante Einblicke.

Andere Schriften über die politische Geschichte der Südslawen aus jener Zeit sind: „Die Beziehungen des Serbenvolkes zu Rußland" (Historisches Taschenbuch, fünfte Folge, VIII) und „Serbien in seinen politischen Beziehungen zu Rußland" (Leipzig 1877, unter dem Pseudonym H. Wardi) und „Serbien und Bulgarien in ihren Wechselbeziehungen" (erschienen in der Deutschen Revue).

Nachdem Georg Rosen 1875 in den Ruhestand getreten war, verbrachte er sein otium cum dignitate in seiner Heimatstadt Detmold, wo er sich ganz wissenschaftlicher Tätigkeit widmete. Hier sind auch die letzten der angeführten Werke verfaßt. Daneben lieferte er zahlreiche größere Beiträge zu Brockhaus Konversationslexikon, zu Ersch und Grubers Enzyklopädie der Wissenschaften, zur „Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft", zum Johanniter-Wochenblatt", das frühzeitig lebhaftes Interesse für den Orient zeigte, für das „Ausland", für die „Deutsche Revue" und andere Zeitschriften. In seinem Todesjahre (1891) kam ein türkischer Sprachführer heraus (Leipzig, C. A. Koch) [1]).

Sehr lebhaft war bei meinem Vater das Bestreben, die traditionelle Beschäftigung mit den Sprachen des Orients auch in der nächsten Generation fortzusetzen. Er erbot sich daher, mich im Persischen zu unterrichten und las zunächst mit mir sein oben erwähntes Buch „Elementa Persica", was mir wenig Mühe und viel Freude machte. Bald aber ging er zu schwierigeren Texten über und führte mich in das in Persien, Indien und Zentralasien weitverbreitete Buch, den „Rosengarten" von Saadi † 1291 ein. Auch einige der berühmten Oden von Hafiz † 1389 konnte ich unter seiner Anleitung lesen. Die erhabene Schönheit dieser Literatur fesselte mich so sehr, daß ich mein ganzes Leben lang, auch nachdem mich mein Beruf auf andere Gebiete geführt hatte, an ihr gehangen und auch selbst, nach dem Beispiel meines Vaters, dichterische Übersetzungen orientalischer, namentlich persischer Literaturwerke veröffentlicht habe. Die Kenntnis des Persischen sowie des Arabischen hat mich nicht nur ergötzt, sie hat mir auch viel Nutzen gebracht, nicht allein in meinen langen Wanderjahren in Indien, Persien, Arabien und dem Vorderen Orient. Sie hat mir auch von Fachgenossen und Literaturfreunden manche Anerkennung eingetragen. Auf die häufig an mich gerichtete Frage, wo ich denn eigentlich zuerst Persisch gelernt hätte, habe ich wahrheitsgemäß antworten müssen: „in Detmold."

[1]) Von meines Vaters verschiedenen Aufsätzen und Abhandlungen möchte ich hier noch eine kleine Auswahl anführen: Grotenburg und Teutoburg (1881) — Kirche und Katakombe — Wirtschaftliche Kultur der vorgeschichtlichen Zeit — Die Tenne des Arayna zu Jerusalem — Monumentales aus Jerusalem — Beiträge zur Ursprungsgeschichte des Ordens zum Heiligen Grabe zu Jerusalem — Aus dem Cartular der Kirche des Heiligen Grabes zu Jerusalem — Die älteste Beschreibung des christlichen Jerusalem — Jerusalem zur Zeit der Kreuzfahrer — Das Protestantische (engl.-preußische) Bistum zu Jerusalem — und vieles andere mehr.

Johann Barthold Jobstharde (1797 – 1858)

Bauer und Führer aus der Erweckungszeit

Auf dem Friedhof in Wüsten steht ganz in der Nähe der Kirche ein markanter, viereckiger Stein auf einem Grabe, über dem sich ein kleines Kreuz erhebt. Auf der dem Grabe zugewandten Fläche steht die Inschrift: „Hier ruht in Gott Johann Barthold Jobstharde, geb. am 17. Juli 1797, gest. am 5. Juni 1858." Wenn man dann die geschlossene Ortschaft verlassen hat und den Weg nach Blotho verfolgt, trifft man als erstes Haus einen breit gelagerten Fachwerkbau, das Kolonat Unterwüsten Nr. 13. Es ist das Haus, welches Jobstharde sich erbaut hat. Auch im Hause selbst erinnert noch mancherlei an den Bauersmann, der hier gelebt und gewirkt hat. Da stehen die schweren Eichenmöbel mit den geschnitzten Inschriften, welche Jobsthardes Frau, eine geborene Luise Wilhelmine Bonnemeier, von einem Hofe in der Nähe Blothos am 25. November 1827 mit in die Ehe brachte. Da ist auch die alte große Familienbibel, aus der Jobstharde für sich und viele andere Kraft geschöpft hat. Er hat uns zwar nichts Schriftliches hinterlassen, und doch ist von seiner Persönlichkeit eine so starke Wirkung ausgegangen, daß wir uns noch heute ein deutliches Bild von diesem echten lippischen Bauersmann machen können.

Jobsthardes Vater stammte von Schemmels Hofe; seine Mutter war Erbtochter auf dem Kolonate Nr. 13 zu Unterwüsten. In seinem 17. Jahre wurde Jobstharde Pferdeknecht bei seinem Vater. Gleich zu Anfang dieser Zeit bekam er an den Kriegsdrangsalen sein Teil mitzutragen. Im Jahr nach der Schlacht bei Waterloo forderten durchziehende Truppen eine Gepäckfuhre bis nach Hameln. Jobstharde führte dabei seines Vaters Wagen. Heftige Herbstregen durchnäßten ihn bis auf die Haut. So hat er vor Hameln drei Stunden warten müssen, während Frost eintrat. Bei der Heimkehr fing er an Blut zu spucken, wovon er zwar wieder genas, jedoch zeitlebens eine Lungenschwäche behielt.

Nach seiner Verheiratung bezog Jobstharde die Leibzucht, weil sein Vater das Kolonat noch selbst verwalten konnte. Nach dessen Tode hat er den ganzen Hof allein übernommen. Mancherlei Zeugnisse über sein Leben und Wirken sind uns erhalten geblieben. Alle Einzelzüge fügen sich zusammen zu dem Bilde eines Mannes, der in Kleidung, Sitte und ganzer Haltung ein rechter Bauer war und blieb. Dies Festhalten an der altbewährten Sitte machte seinen Gang so sicher und gewiß und so durchsichtig für andere, daß man alsbald wußte, wie man mit ihm dran war. In aller Arbeit liebte er die größte Ordnung und war ein Meister in der rechten Einteilung der bäuerlichen Geschäfte. Bis zwei Jahre vor seinem Ende hat er im Winter von des morgens um vier Uhr an mitgedroschen. Er mochte die Benennung „Ökonom" oder „Gutsbesitzer" nicht leiden, sondern wollte ein lippischer Bauer bleiben nach der Weise der Vorfahren und auch so heißen. In seinem Hause mußte es einfach und schlicht zugehen, aber dabei doch deftig und gut sein, namentlich auch die Kost für Kinder und Gesinde. Wie bei der Arbeit, so mußten es alle beim Essen ganz überein haben. Jobsthardes Ehe ist mit acht Kindern gesegnet worden, von denen fünf in früher Jugend starben und nur drei den Vater überlebten. Kinder und Gesinde fügten sich gern in die feste Ordnung seines Hauses. Sie wußten ja, daß der Hausvater alle ihre Bedürfnisse und Wünsche auf treuem Herzen trug. Sorgfältig war er auch darauf bedacht, daß sich sein Gesinde einen reichlichen Sparpfennig zurücklegen möchte. Hatten die Mägde ihre Zahl gesponnen, so spannen sie in der übrigen Zeit für sich selbst. Wenn dann eine ihren eigenen Hausstand gründete, war sie mit allem Nötigen wohlausgestattet. Auch die Einlieger auf dem Hofe erfreuten sich seiner väterlichen Fürsorge. War aber einmal jemand nicht aufrichtig, so gab es eine scharfe Zurechtweisung. Bei einem Familienfeste durfte es nicht kärglich zugehen; das Beste jedoch war des Hausvaters freundliche Unterhaltung, wobei ihm auch harmloser Scherz zu Gebote stand. Warmen Anteil nahm er an Freud und Leid seiner Nachbarn und Freunde, diente gern mit seinem Rat und half und tröstete, wo er nur konnte. War ein Testament zu machen, waren verwickelte Verhältnisse zu schlichten, gab es Heiratsprojekte

oder auch Rechtssachen: mit Jobstharde ließ sich alles trefflich überlegen. In solchem Falle pflegte er aufmerksam zuzuhören und schweigend zu überlegen, bis er seinen Gegenstand klar durchschaute; dann aber gab er auch seinen Rat mit großer Bestimmtheit. Wie oft ist er ein glücklicher Friedensstifter geworden! Nur in einem Erbschaftsprozesse, der lange Jahre wie ein Bann auf zwei Familien lag, wollte es ihm nicht gelingen, den Frieden herzustellen. Er hat auch selbst um Grenzfragen und zweifelhafter Gerechtigkeiten willen Prozesse führen müssen, doch dabei sein Gemüt von Bitterkeit freigehalten und dem überwundenen Gegner wohlgetan. Trotz seiner ausgedehnten Gastfreundschaft und Mildtätigkeit hat Jobstharde große Meliorationen auf seinem Hofe vornehmen können, ohne dabei Schulden zu machen.

Wie ist es zu erklären, daß von einem Manne, dessen Leben sich in einem so festbegrenzten Kreise abgespielt hat, ein so nachhaltiger Einfluß auf unser ganzes lippisches Land und weit darüber hinaus bis auf den heutigen Tag ausgegangen ist? Zur Beantwortung dieser Frage müssen wir die innere Lebensgeschichte Jobsthardes verfolgen. Die ersten starken Eindrücke seines Lebens erhielt er durch die Persönlichkeit und den Konfirmandenunterricht von Pastor Krüger in Wüsten. Wenn der Pastor seine Eltern besuchte, mußte der junge Jobstharde ihn am Abend nach Hause begleiten, wobei manches gute Samenkorn in sein Herz gelegt wurde. Als sich dann Jobstharde als junger Mann zur Teilnahme an dem damals in Wüsten üblichen rohen Wesen hinreißen ließ, so daß er sogar an einer Schlägerei auf einer Hochzeit sich beteiligte, hat der bloße Anblick seines Pastors einen heilsamen Einfluß auf ihn ausgeübt. Im Jahre 1826 wurde Krüger nach Langenholzhausen versetzt, ohne daß er von seinem Wirken in Wüsten bedeutende Frucht gesehen hätte. Aber bald nach seinem Weggang ging die von ihm gestreute Saat lieblich auf. Die Wüstener wanderten nun häufig zu ihrem alten Pastor nach Langenholzhausen, um dort an den Gottesdiensten teilzunehmen. Bei einer solchen Gelegenheit schenkte Krüger unserem Jobstharde das Buch von Arnd „Wahres Christentum". Schon auf dem Heimwege setzte er sich auf einen Stein, um darin zu lesen, und das Wort traf sein Herz. Sein inneres Verderben wurde ihm aufgedeckt; oft hat er in der folgenden Zeit schlaflos auf seinem Bett gelegen, das Haar naß von Angstschweiß. Einmal sagte er zu seiner Frau: „Nimm die Schnur weg; ich könnte mir sonst ein Leid damit antun." In dem Buche von Arnd und in der Bibel suchte er Licht und Kraft. In den späteren Jahren hat er nur selten und nur andeutend von diesen inneren Kämpfen geredet, von dem Grauen, welches oft durch seine Seele gegangen ist vor der Nähe des Satans, wenn er habe beten wollen, — von dem geängsteten Geist und zerbrochenen Herzen, mit dem er dalag vor dem Angesicht der allerheiligsten Majestät, — und von dem seligen Frieden, als er endlich das Wort seines Heilandes vernommen: „Dir sind deine Sünden vergeben."

Wie dann das neue Leben in Kraft des Heiligen Geistes bei ihm Gestalt gewann, läßt sich deutlicher erzählen. Ganze Tage hat er über seiner Bibel gesessen, und weil er betend las, prägte sich ihm das Wort Gottes so tief ein, daß er unzählige Stellen völlig wortgetreu in seinem Gedächtnis bewahrte. Er besaß einen großen Schatz von erlebten Gottesworten. Deshalb konnte er auch anderen daraus mitteilen. Er hat die ganze Bibel fortlaufend durchgelesen.

Jobstharde schloß sich mit gleichgesinnten Männern in Wüsten sowie in Valdorf und Exter zusammen. Des Sonntags wanderte man weite Wege, um sich Nahrung zu holen unter den Kanzeln gläubiger Prediger. So ging man zu Krüger nach Langenholzhausen und zu Volkening nach Schnathorst und später nach Gütersloh. Das Häuflein dieser Sonntagswanderer wurde immer größer, und der Gewinn von einer so mühsam erlangten Predigt war dann ein bleibender. Im Winter aber, wenn man daheim bleiben mußte, suchte man Ersatz in den alten Postillen. Auch Jobstharde besaß eine solche, ein Predigtbuch von Fresenius. So kam es dann ganz von selbst, daß man am Sonntagnachmittag bei Jobstharde zusammenkam, um sich die Freseniuspredigt von ihm vorlesen zu lassen. Man sang dazu die alten köstlichen Lieder, die nur noch in den abgeschafften Gesangbüchern standen (es handelt sich um die Zeit des Vernunftglaubens), und man betete miteinander. Diese Zusammenkünfte auf Jobsthardes Hof sind etwa dreißig Jahre lang weitergegangen und haben für das Volksleben unserer Heimat eine unübersehbare Bedeutung gehabt.

Wer Jobstharde beten hörte, spürte es, welch eine Kraft diesem Manne zufloß. Schon bald nach Mitternacht erhob er sich vom Lager und kniete an einem Koffer, der noch heute auf dem Kolonat vorhanden ist, nieder. Dieses einsame nächtliche Gebet hielt er mit stetiger Regelmäßigkeit inne, ohne daß darin irgend etwas Steifes lag, sondern es war Geist und Leben. Beim Auf-

stehen stimmte er dann gern einen Vers aus einem Morgenliede an. Des Abends kniete er mit seinen Hausgenossen nieder, um für alle erfahrene Hilfe zu danken und sein ganzes Haus in Gottes Schutz zu befehlen. Jobsthardes Einfluß reichte weit über den Umkreis seines Hauses und seiner Gemeinde hinaus, weil er für viele Menschen in der Nähe und in der Ferne betete. Manchen Missionar, der sich in der Einsamkeit der Heidenwelt verlassen fühlte, manchen jungen Mann, dem es im Kampfe zwischen Geist und Fleisch bange wurde, manchen seufzenden Kranken und Armen und Sterbenden, manchen Prediger des Wortes, der unter der Last seiner Verantwortung zusammenbrechen wollte, hat die Gewißheit gestärkt: Jobstharde denkt an dich vor Gottes Angesicht.

Es konnte nicht ausbleiben, daß Jobsthardes Persönlichkeit und Wirksamkeit in der Umgegend bekannt wurde. Auf den großen Ravensbergischen Missionsfesten kam er in Berührung mit dem Geistesleben der Nachbarschaft, so daß sich sein Gesichtskreis erweiterte. Im Sommer pflegte er wegen des Leidens, welches er sich als junger Mann zugezogen hatte, in Pyrmont zu baden. Am Sonntagnachmittag wanderte er nach einem kleinen Wäldchen in der Umgegend, ein Lied wurde gesungen, und dann ergoß sich der Strom von Jobsthardes Rede in der freiesten Herzlichkeit plattdeutsch oder hochdeutsch. Unter seinen Zuhörern waren häufig lippische Landsleute aus anderen Teilen des Landes. Diese luden ihn in ihre Dörfer ein; Jobstharde folgte solchen Einladungen. So strahlten von seiner tiefen und reichen Persönlichkeit Lebenskräfte aus, die reinigend und heiligend den Kern unseres Volkslebens durchdrangen. Jobstharde ist und bleibt ein Beispiel dafür, wie stark in unserer Heimat Evangelium und Volkstum eine Lebensverbundenheit eingegangen sind, deren Zerstörung die Zerstörung deutschen Bauerntums überhaupt bedeuten würde.

Küster Sauerländer (1817–1899)

Ein Lehrer in der Erweckungszeit

Küster Wilhelm Sauerländer wurde am 27. Februar 1817 in Blomberg als Sohn eines Ackerbürgers geboren. Weil der Vater früh starb, führte die Witwe die Wirtschaft, Ackerbau und Fuhrwerk mit 3—4 Pferden im Verein mit ihrem Sohne und den drei Töchtern fort. Da gab es für jedes Familienmitglied überreichlich Arbeit. Als der 16jährige Wilhelm einst an einem heißen Sommertage ackerte, wobei ihm bei seinem zarten Körperbau der Schweiß von der Stirne rann, fragte ihn die hinzukommende sorgende Mutter, ob er gesonnen sei, das Hauswesen einmal zu übernehmen. Er antwortete ohne weiteres Besinnen ruhig mit Nein.

Bei der nun eintretenden Sorge wegen Wahl des Berufes entschloß sich der Sohn, Lehrer zu werden. Er erhielt Privatunterricht bei dem Kantor daselbst und besuchte dann von 1834—37 das Seminar in Detmold. Von seinem zarten Gewissen schon von Jugend an zeugt ein kleiner Vorfall in der Seminarzeit. Bei der Untersuchung über einen Unfug log Sauerländer, um die Schuldigen der Strafe zu entziehen; doch bald ging er zu seinem Lehrer, bekannte seinen Fehler und bat für die Mitschüler um Verzeihung.

Sauerländer war zuerst als Gehilfe in Reelkirchen und dann als solcher in Schwalenberg tätig und wurde 1838 nach Billerbeck berufen. Die Zeit hierselbst wurde für seine Entwicklung von der größten Bedeutung. Er war im Rationalismus aufgewachsen und darin auch im Seminar unterrichtet. In Wöbbel war damals als Gehilfe bei dem erkrankten Pastor Rohdewald der Kandidat Brand — später Pastor in Amsterdam. Dieser war besonders durch Beeinflussung des Prof. Tholuk in der streng bibelgläubigen Richtung tätig, für die damalige rationalistische Zeit eine Ausnahme. Bei ihm versammelte sich ein kleiner Kreis, darunter auch einige Lehrer, um durch Bibelforschung sich gegenseitig im Glauben und Wandel zu fördern. Auch Sauerländer wurde eingeladen, und er nahm teil, allerdings anfangs nur in dem Bedürfnis nach Gemeinschaft, dabei denkend: „Kriegen werdet ihr mich doch nicht." Den dort herrschenden Anschauungen standen seine Ansichten direkt entgegen, und lange hat er widerstanden. Doch wurden alle Besprechungen in Ruhe und Milde, Geduld und Liebe geführt. Nach langem Suchen und vielem Beten kam er nach und nach zu einer andern Stellung. „Gott läßt es dem Aufrichtigen gelingen", sagte er selbst von sich. Er fand in der Bibel den Weg zum Urquell alles Lebens, mit dem er in immer engere Gemeinschaft kommen wollte und auch gelangte.

Sauerländer war verlobt mit Helene Düstersiek, Detmold. Es ist ergreifend, aus damaligen Briefen zu vernehmen, wie die jungen Leute schriftlich miteinander verkehrten, ihre tiefsten Gedanken und Sorgen in religiösen Dingen austauschten und auch auf diesem Gebiete gleiche Stimmung und selige Freude und Liebe erstrebten. So schreibt der Bräutigam an seine Braut: „An dem Heilande halte fest, getreu bis in den Tod. Wir wollen nicht ablassen, füreinander zu flehen, daß wir stehen mögen in der Kraft des Herrn."

Er fing bald an, im Sinne seiner neuen Erkenntnis auch in der Gemeinde zu wirken, nicht bloß im Unterricht, sondern auch außerhalb desselben. Alle vierzehn Tage mußte er in der Kapelle zu Billerbeck — das gehörte zu seinen Amtspflichten — eine Bibelstunde halten; darüber hinaus hielt er nun auch noch an den andern Sonntagen Betstunden, und da fand er Gelegenheit, das Evangelium von Christus einfach und klar und mit viel Erfolg zu verkünden. Er gründete ferner einen Verein für Enthaltsamkeit von geistigen Getränken, richtete Spinnstuben für die Mission ein, führte Erntedankfeste ein, auf den Höfen wechselnd, bei denen an einem Alltage bei Kaffee und Kuchen, bei Ansprachen und Gesang die Stunden in froher Stimmung verbracht wurden.

Natürlich hatte Sauerländer auch Gegner; aber in seiner Ruhe wußte er sich ihnen gegenüber zu behaupten; er war kein Rohr, das vom Winde hin- und hergeweht wird. Selbst der neue Pastor in Wöbbel verklagte ihn wegen einer Äußerung beim Konsistorium. — Als er in einer

Dorfversammlung einen Lästerer ermahnte, und dieser ihn angreifen wollte, stellte er sich mutig vor ihn mit den Worten: „Meinen Leib können Sie in Stücke reißen; aber meinen Gott können Sie nicht antasten", worauf der Wüterich erschrocken fortging. Zeitlebens war er ein warmer Patriot und redete begeistert von den großen Männern der Geschichte. In einer revolutionären Versammlung 1848 bat er ums Wort, wies in ruhigen Worten die Rechte der Obrigkeit nach und schloß mit den Worten: „So will es nicht ich, sondern Gott." „Ja, wenn es so gemeint ist". riefen einige Anwesende und waren beruhigt.

Nach zehnjähriger Tätigkeit kam Sauerländer nach Voßheide und damit wieder in die Gemeinde des mit ihm befreundeten, von Wöbbel nach Brake berufenen Pastors Rohdewald. Auch hier wirkte er in ähnlicher Weise wie in seiner früheren Gemeinde. Er verfaßte Flugblätter, wurde in öffentlichen Blättern angegriffen; aber einst bekam er infolge seines mutigen Eintretens für Einführung des neuen Gesangbuches unerwartet den Besuch der Fürstin Elisabeth, die ihm ihre Anerkennung und ihren Dank aussprach.

1864 wurde er nach Lüdenhausen berufen, wo er noch 30 Jahre in großem Segen arbeitete. Aus seiner Ehe mit Helene Düstersiek waren 9 Kinder hervorgegangen, von denen mehrere im Kindesalter und drei als Erwachsene noch zu Lebzeiten des Vaters starben. Er war ein treuer Lehrer und seltener Mensch. „Auf die Auslegung der biblischen Geschichte freuten wir uns schon im voraus", erzählte ein Schüler später. Er lehrte, was er zum großen Teile selbst erlebt hatte, und wußte die Herzen der Kinder zu fassen und auf Geist und Gemüt derselben einzuwirken. Weil er mehr durch Liebe erziehen wollte, fehlte es zwar manchmal an fester Zucht.

Sauerländer war ein Freund von Konferenzen. Und so gründete er bald aufs neue die eingeschlafene Hohenhauser Lehrerkonferenz, wurde deren Vorsitzender, eröffnete sie regelmäßig mit Gesang und Gebet, leitete sie in geschickter Weise, hielt selbst manche Vorträge und wußte etwas hitzige Meinungsverschiedenheiten trefflich auszugleichen.

Sein 50jähriges Amtsjubiläum feierte er unter großer Beteiligung der Gemeinde, der Kollegen und vieler Freunde aus nah und fern, wobei ihm manche Geschenke verehrt wurden. Das Konsistorium erfreute ihn mit einem Anerkennungsschreiben und der Fürst Woldemar mit einem Orden. — Bei der weiteren Feier aus Anlaß seiner Amtsniederlegung 1894 überreichte ihm die Lehrerkonferenz ein verziertes Diplom über seine Ernennung zum Ehrenvorsitzenden.

Sauerländer war ein Segen für seine Gemeinde, für alt und jung, für weite Kreise. Wer zu ihm kam und seine Meinung wünschte, ging mit einem guten Rate wieder heim. Auch schriftlich konnte man sich an ihn wenden; er führte einen ausgedehnten Briefwechsel mit manchen Personen in allen Ständen. Junge Lehrer der Umgegend kehrten gern bei ihm ein; mit einem herzlichen Händedruck und einem freundlichen Willkommen begrüßte er sie und war mit ihnen bald in einem nutzbringenden Gespräch oder in ruhig klarer Weise in der Beantwortung ihrer Fragen. Meisterhaft verstand er es, seine Ratschläge und Belehrungen in kurze Sätze zu kleiden. Nur einige Beispiele seien hier angeführt: „Man kann gegen Wölfe freundlich sein, braucht aber nicht mit ihnen zu heulen." — „Ich richte keinen, der am Sonntag einfährt, bedaure nur seinen schwachen Glauben." — „Die Menschen nehmen oft zu Weibern, die sie wollen, nicht die Gott will." — „Die Menschen schlagen gern noch einmal, wenn Gott einen Menschen schlägt." — Ein Fernwohnender, der Familienkummer hatte, reiste zu ihm, trug ihm sein Anliegen vor, worauf Sauerländer erwiderte: „Die Liebe läßt sich nicht erbittern"; der Mann ging getröstet und frohen Mutes heim. — Einige junge Leute fragten ihn: „Darf man nach Tanzvergnügen gehen?" Seine Antwort: „Ja, doch so, daß man Gott nachher dafür danken kann."

Zu seinem 80. Geburtstage wurden ihm aus nah und fern mündlich oder schriftlich herzliche Segenswünsche ausgesprochen. Allen dankte er durch Zusendung eines Blattes mit „Drei Liedern eines 80jährigen", die er in früheren Jahren gedichtet hatte. — Er wurde immer schwächer, und am 17. Februar 1899 ging er heim, 82 Jahre alt. Auf seinen Wunsch sangen die Lehrer bei seiner Beerdigung sein Lied: „O schöner Tag, wenn mich mein Heiland führt in seines Vaters Haus."

Georg Christ. Rudolf Brockhausen (1805 – 1888)

Dichter und Pastor zu Horn

„Es liegt auf duftger Höhe
Ein Städtchen anmutreich;
Man fühlt des Himmels Nähe,
Fühlt sich den Engeln gleich.
Da blühn mit holdem Prangen,
Frisch wie ein Rosenstrauch,
Die schönsten Frauenwangen,
Drum heißt es Blomberg auch.

Hier weilet nie die Trauer,
Hier freut sich jedermann;
Denn dicht stößt an die Mauer
Ein grüner Weinberg an.
Und was längst allen andern
Der Sündenfall entriß,
Hier kann man noch durchwandern
Das nahe Paradies.

Hier flicht die Freude Kränze
Noch in des Greises Haar,
Lehrt täglich neue Tänze
Der jugendlichen Schar;
Übt täglich neue Lieder
Und neue Spiele ein.
Macht täglich treu're Brüder,
Kurz, sie regiert allein.

O Blomberg, nie und nimmer
Verblühe, Blumenstadt!
Dir strahlt in goldnem Schimmer
Die Sonne früh und spat!
Und wenn ein Wölkchen grauet,
So mög' es nur geschehn,
Daß neuer Segen tauet
Auf deinen duftgen Höh'n!"

Vorstehendes Gedicht erschien im Jahre 1833 im „Lippischen Intelligenzblatt" und soll Georg Christian Rudolf Brockhausen zum Verfasser haben, den man auch sonst als den Sänger seiner Heimat bezeichnet hat.

Einem alten lippischen Geschlechte entstammend, dem Jahrhundertelang die Verwaltung der alten Hansestadt Lemgo anvertraut war, wurde Rudolf Brockhausen am 2. März 1805 als ältester Sohn des Pastors an St. Nikolai zu Lemgo, Georg Heinrich Brockhausen, zu Lemgo geboren. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog im Herbst 1823 die Universität zu Halle an der Saale, die er später mit Basel und Marburg vertauschte. Im Jahre 1827 wurde er Hauslehrer bei dem Oberförster Kellner in Sternberg. Von Januar 1829 bis zum April 1844 war er Rektor in Blomberg, seit 1839 zugleich ordinierter Hilfsprediger daselbst. Die alte Blumenstadt hatte es ihm angetan und wird ihn auch zu den sinnigen Versen begeistert haben, die wir an die Spitze unseres Aufsatzes gestellt haben. Und doch waren es nicht nur Blumen, die ihm hier ihre Kelche erschlossen. Auch über Ruinen mußte er wandern und es über sich ergehen lassen, daß die schmucke Martinskirche, die eigentliche Pfarrkirche des Städtchens, im Jahre 1883 wegen Baufälligkeit bis auf den Turm niedergerissen wurde.

Von Blomberg ging Brockhausen als zweiter Pfarrer nach Horn, wo er 1871 erster Pastor wurde. Hier starb er hochbetagt am 16. Januar 1888. In seinem Amte war er ein treuer Seelsorger ohne viel Aufhebens, der auch in irdischen Dingen das Wohl seiner Gemeinde zu fördern suchte, und u. a. in Veldrom eine Armen-Spinnstube gründete, die am 20. November 1854 eröffnet wurde. Der Inhalt seiner Lehre ergibt sich aus den Predigten, die er uns hinterlassen hat. Wie sehr ihn seine Gemeinde liebte und verehrte, zeigte sich deutlich, als er am 26. Januar 1879 sein 50jähriges Amtsjubiläum feierte.

Eigenartig, ja vorahnend war seine Stellung zur Schule, für die er völlige Selbständigkeit und Trennung von der Kirche forderte. Als Schriftleiter der ersten Jahrgänge des seit 1867 bei Wagner in Lemgo erscheinenden „Lippischen Schulblattes" stellte er 1868 den Grundsatz auf: „Die Kirche hat kein Recht an der Schule!" Er vertrat unentwegt die Forderung der persönlichen Freiheit und Unabhängigkeit der Lehrer — die Lehrerkonferenz Horn hatte ihn schon 1845 zu ihrem Vorsitzenden gewählt — und Beseitigung aller Hemmnisse, die einer natürlichen Entwicklung der Schulen entgegenstehen. Dabei wies er

hin auf die Kämpfe im 13. und 14. Jahrhundert zwischen Magistrat und Geistlichkeit um die Schule. Diesen Mißständen gegenüber forderte er die Freiheit des Lehrerstandes, nicht einer unbeschränkten, sondern einer bedingten Freiheit; denn „das Naturgesetz gibt die Grenzen des Könnens und Nichtkönnens; das Rechtsgesetz gibt die Grenzen des Dürfens und Nichtdürfens. Nicht minder entschieden war er für die Rechte der Kirche eingetreten, indem er 1864 in einer kleinen Schrift die Frage beantwortet hatte: „Was will und was soll die evangelische Kirche sein und wem steht demzufolge das Regiment derselben zu?"

Kämpfer war Rudolf Brockhausen auch als Bürger, der als treuer Untertan doch seine und die Rechte der Bürgerschaft zu wahren wußte und gegen Unrecht und Gewalt mit scharfen Waffen zu Felde zog, wenn es sein mußte, sogar im Amtskleide als echter Streiter Gottes für Wahrheit und Gerechtigkeit. Wir wissen noch von dem langwierigen Streite zwischen der Stadt Horn und der Rentkammer wegen des sog. Schülerkampes. Dieser stand im unbestrittenen Eigentum der Rentkammer; doch hatte die Horner Bürgerschaft seit unvordenklichen Zeiten ein Huderecht darauf, so daß die Eigentümerin irgendwelche Erträge aus ihrem Grundeigentum nicht erzielen konnte. Als sie nun trotz dieser klaren Rechtsverhältnisse junge Fichten auf dem Schülerkampe anpflanzte, rotteten sich die Horner zusammen und zogen — voran Pastor Brockhausen in vollem Ornat — unter dem Geläute der Glocken zum Schülerkamp, wo sie die Pflänzlinge der Fürstlichen Rentkammer einfach ausrissen und vernichteten. So wahrte die Bürgerschaft ihr altes Recht, das sie erst im Jahre 1930 gegen eine angemessene Bezahlung an das Land Lippe als Rechtsnachfolger der Rentkammer abtrat.

Als Schriftsteller wirkt Rudolf Brockhausen immer noch fort. Vor allen Dingen verstand er es, im Verkehr mit den Leuten seiner Gemeinde Luthers Mahnung zu beherzigen, man müsse den Menschen „aufs Maul" sehen. Er selbst schreibt darüber, wie er „hie und da in meinen Umgebungen" Erkundigungen nach altväterlichen Vorstellungen und Sagen eingezogen habe und erwähnt dabei u. a. auch die Erzählung einer Frau aus Horn: „Zur Zeit der Erbauung unserer Stadt Horn herrschte daselbst der Glaube, daß der Stadt Mauern und feste Türme nur dann allen Kriegsstürmen trotzen und unerschütterlich feststehen würden, wenn man ihnen ein Menschenopfer, das Opfer eines unschuldigen Kindes, zum Grunde lege und selbiges lebendig mit einmauere..." Diese Mitteilung, die ihm von anderer Seite bestätigt wurde, veranlaßte ihn, dem Gedanken der Bauopfer nachzugehen und vor allem den Nachweis zu erbringen, daß auch noch in christlicher Zeit derartige Opfer üblich waren. Ein zufälliger Fund in seinem Wohnorte sollte ihn in seinem Vorhaben bestärken.

Im Sommer 1872 wurde in Horn ein mit der Stadtmauer verbundener Turm, die sog. „Windmühle", abgebrochen. Bei dieser Gelegenheit fanden die Arbeiter in einem ausgemauerten Raume der Umfassungsmauer Knochen verschiedener Tiere, Eierschalen und ein vollständiges Hühnerei. In Gemeinschaft mit Dr. Arensberg wurde der Fund genau untersucht, und Brockhausen berichtete darüber eingehend in den „Blättern zur näheren Kunde Westfalens" (1872, Nr. 9, 10). Seine Ausführungen sind für die Geschichte dieses alten Brauches in unserer Heimat immer noch von Bedeutung.

Weiter bekennt sich Brockhausen als der Verfasser eines Büchleins: „Die Pflanzenwelt Niedersachsens in ihren Beziehungen zur Götterlehre und dem Aberglauben der Vorfahren", das in Büchereien hin und wieder noch angetroffen wird. Es handelt sich um ein wissenschaftlich bedeutsames Werk, für das er vom „Historischen Verein für Niedersachsen" mit der großen goldenen Medaille ausgezeichnet wurde, die noch heute im Besitze der Familie sich befindet. Das Buch erschien im Jahre 1865.

Als Pfarrer schrieb er im Jahre 1847 „Fünf Predigten über die auffallendsten Wunden Jesu, vernunftgemäß und darum auch erbaulich und Christi Ehre fördernd zum Besten der Schule zu Veldrom herausgegeben". In den „Annalen der gesamten Theologie und christlichen Kirche" veröffentlichte er die wissenschaftlich-kritische Abhandlung: „Schimschon als Baal-Herakles, d. i. Sonnengott der Phönizier dargestellt", in der er die alttestamentliche Geschichte von Simson als heidnischen Mythos nachzuweisen versuchte [1]).

Ganz anders tritt uns Rudolf Brockhausen als Dichter entgegen. Wohl wählt er mit Vorliebe geschichtliche Stoffe, behandelt sie aber ohne Philosophie, sondern mehr gefühlsmäßig, volkstümlich, nicht ohne feurige Begeisterung und kühnen Schwung. Nicht Schöpfungen seiner Phantasie, nicht ideale Gestalten führt er uns vor, sondern Menschen von Fleisch und Blut, aus der Heimat, wie sie die Wirklichkeit darbietet.

[1]) Vgl. Butterweck, Die Geschichte der Lipp. Landeskirche, S. 442, Nr. 35; S. 446, Nr. 32.

Heinrich Theopold-Blomberg (1812 – 1896)

Arzt und Volksfreund

Eine der bekanntesten Persönlichkeiten in Blomberg war Ende des vorigen Jahrhunderts der Geheime Medizinalrat Dr. med. Heinrich Theopold, der alte Rat, wie er im Volksmunde hieß, der wohl seines oft barschen Wesens wegen nicht von allen geliebt, aber von jedem, der ihn näher kannte, hochgeschätzt und -geachtet wurde. Er war als ältestes Kind des Medizinal-Chirurgs Theopold in Lemgo am 2. Juli 1812 geboren, besuchte dort zunächst die Bürgerschule und kam dann auf Veranlassung der Fürstin Pauline, die, als sie dem Examen in der Lemgoer Bürgerschule beiwohnte, bemerkte, daß er als einer der kleinsten Schüler die besten Antworten gab, auf das Gymnasium. Nach bestandener Reifeprüfung studierte er in Jena Medizin und eignete sich mit zähem Eifer, Fleiß und Pflichtbewußtsein, trotz großer Schwierigkeiten, die namentlich darin bestanden, daß er für sein Studium nur 350 Taler zur Verfügung hatte, ein tüchtiges Wissen an. Häufig wurde er als Opponent bei Promotionen zugezogen, er selbst schreibt darüber in seinen Lebenserinnerungen:

„Die Promotion Häfers war der Glanzpunkt meines akademischen Lebens. Fast alle Professoren der Medizin waren anwesend. Eine ganze Stunde opponierte ich ohne Erschlaffung und gratulierte ihm zu seinem Siege, warnte ihn aber vor dem zweiten Opponenten, dem rothaarigen Voigt.

‚Hic rubor est. Hunc tu Romane caveto.'

Nach Beendigung der Promotion erhob sich der Kurator der Universität und bezeichnete die Promotion als musterhaft. Seitdem war ich bei jeder Promotion Opponent, wenn mir auch nur tags vorher die Dissertation überreicht wurde. Ich sprach so fließend Latein, daß ich lieber lateinisch als deutsch disputierte."

Nach bestandenem Doktorexamen wurde Theopold Assistenzarzt bei Professor Kieser in Jena, der ihm während einer längeren Ferienreise die Leitung der Klinik übertrug.

Während der Zeit in Jena, von der er immer mit Begeisterung erzählte, wurde er mit vielen bedeutenden Menschen bekannt und befreundet, mit denen er zum Teil noch im hohen Alter korrespondierte, um im Gedankenaustausch mit den Gelehrten die Erfahrungen seiner Praxis kritisch zu verwerten.

Nachdem er auch in Lippe sein Examen mit „sehr gut" bestanden hatte, praktizierte er in Lemgo, machte 1839 sein Physikatsexamen und erhielt das Physikat Blomberg, wo der Physikus Dr. Reinold am Typhus gestorben war. In Blomberg herrschte damals der wahrscheinlich von polnischen Juden eingeschleppte Flecktyphus. Von den 2000 Einwohnern erkrankten in verhältnismäßig kurzer Zeit 600. Da die ersten Neuerkrankungen Schulkinder waren, forderte Dr. Theopold von der Stadtvertretung Schutzmaßregeln, auch gab er ein Heftchen mit einer Vorrede von Hofrat Piderit heraus. Später schrieb er auch eine Abhandlung über den Flecktyphus in Blomberg in „Häfers Archiv", die bei den damaligen Autoren Beachtung fand und benutzt worden ist.

1852 wurde er Medizinalrat und hatte als Mitglied des Medizinalkollegiums auch die Prüfungen der Kandidaten der Medizin mit vorzunehmen.

Nach dem Tode von Medizinalrat Hasse wurde er Hebammenlehrer. Dem Hebammenwesen widmete er sich mit besonderem Eifer und gutem Erfolge und fand auch Anerkennung seines Strebens.

Um den Gedankenaustausch der Ärzte zu fördern, forderte er zur Bildung eines Vereins auf, den er dann mit drei Ärzten gründete; aus ihm hat sich dann nach und nach der spätere Lippische Ärzteverein entwickelt.

Seine große Praxis führte Dr. Theopold oft in die Häuser der Armen, für die er stets ein offenes Ohr und eine offene Hand hatte, ohne daß die rechte Hand sah, was die linke tat.

Sein Wissen und sein Interesse galt aber nicht allein der medizinischen Wissenschaft. Er interessierte sich auch für Politik und für die städtischen Angelegenheiten. So war er auch sechs Jahre lang Stadtverordneter und hat bei seinem Scharfblick den Stadtvätern manchen guten Rat gegeben, andererseits ihnen aber gewiß auch manchmal die Köpfe warm gemacht, wenn er ihre Meinung nicht teilte, denn eine Eigentümlichkeit von ihm war

seine Zähigkeit, das, was er einmal als recht erkannt hatte, durchzusetzen. Von Gestalt klein und mager, wußte er sich doch überall zu behaupten.

Im Jahre 1848 nahm er an politischen Versammlungen teil und bewahrte seine Mitbürger, die, wie er sagte, zum großen Teil „rote Republikaner" waren, vor bedenklichen Ausschreitungen.

In den Jahren 1857 bis 1859 war in Blomberg eine große Dürre. Damals gab er die erste Anregung zu der späteren Wasserleitung.

Dr. Theopold war eine außerordentlich regsame Persönlichkeit. Er hat bis in sein hohes Alter wissenschaftlich gearbeitet. Die medizinischen Werke, die er durcharbeitete, versah er mit kritischen Randbemerkungen in so reichlicher Zahl, daß die Schriften nachher oft einer Neubarbeitung glichen.

Mit gleichem Interesse verfolgte er auch alle Neuerscheinungen auf anderen wissenschaftlichen Gebieten. Nach seinem Tode fand sich eine Menge von Büchern namhafter Autoren vor, die aber, da er keinen Wert auf äußere Ausstattung legte, fast sämtlich in gehefteten Exemplaren angeschafft waren.

Im Jahre 1885 feierte er das 50jährige Doktorjubiläum, bei dem ihm auch viel Liebe und Anerkennung zuteil wurde. Er selbst widmete bei Gelegenheit dieses Festes der medizinischen Fakultät zu Jena eine Schrift: „Über das Hebammenwesen im Fürstentum Lippe. Ein Beitrag zur Reform."

Leider war sein Lebensabend nicht leicht, da ihn ein Blasensteinleiden sehr quälte. Er starb am 30. Januar 1896. Auf seinem Grabstein stehen die von ihm selbst bestimmten Worte: „Es ist Pflicht des Arztes, den Armen zu helfen".

Rudolf Kulemann (1811 – 1889)

Pastor, Dichter und Schriftsteller

Über die Zeit um 48 und über die Menschen, die in ihr wirkten, denkt das neue Deutschland viel gerechter als das zu Ende gegangene Jahrhundert und die hinter uns liegenden letzten Jahrzehnte. Diese Zeit und ihre Menschen werden nicht mehr kritiklos vergöttert oder verurteilt. Sie waren schon vor einem Jahrhundert berufen, völkisch-national zu denken, die Reichseinheit zu verwirklichen und Deutschland kolonisatorisch teilnehmen zu lassen an der Erschließung und Gewinnung der Welt. Sie wußten, warum sie sich gegen Feudalismus und Bürokratie auflehnten, warum sie im Sinne Freiligraths die „Auktion von 30 deutschen Fürstenhüten" forderten. Diese große Bewegung abzutun mit dem Hinweis auf das, was mit ihr und durch sie gelegentlich emporgeschwemmt wurde an unrühmlicheren oder bedeutungslosen Erscheinungen, mag in der verklungenen Epoche von einem gewissen Eindruck gewesen sein. Heute erhält sie eine andere Wertung, sie und die Menschen, die führend waren. Lippe blickt heute mit Dankbarkeit auf seinen Ferdinand Freiligrath, den Dichter einer werdenden neuen Zeit, auf Georg Weerth und Theodor Althaus als seine Zeitgenossen und Kampfgefährten. Von geringerer Bedeutung, aber im damaligen Zeitgeschehen der kleinen Heimat bemerkenswert, war der Lemgoer Pastor Kulemann. Am 11. September 1811 in Lemgo geboren, gab er schon als ganz junger Prediger „Zwei Predigten" heraus, die 1839 bei Meyer in Lemgo verlegt worden sind. Im folgenden Jahre erschien von ihm im demselben Verlage die „Galerie von malerischen Ansichten des Fürstentums Lippe. Lithographische Darstellung der Städte, Schlösser und sonstigen historisch wichtigen oder in landschaftlicher Beziehung merkwürdigen Punkte des lippischen Landes. Mit einem beschreibenden und geschichtlichen Text. 1.—3. Lieferung, jede mit 2 lithographischen Blättern."

Von 1848—1857 wirkte Kuhlemann als Pastor an St. Marien in Lemgo. Hier waren damals kirchliche Streitigkeiten ausgebrochen, die einen ernsteren Charakter annahmen, als Pastor Vorberg und das Presbyterium von St. Marien das „Neue Ravensberger Gesangbuch" einführen wollten. Überhaupt herrschten damals im kirchlichen Leben der Stadt zwei Richtungen, die wir kurz als die pietistische und die radikale bezeichnen möchten. Kulemann gehörte der letzteren an und trat derart rücksichtslos auf, daß es zu einer völligen Spaltung der Gemeinde kam. Die „Strenggläubigen" der Mariengemeinde bildeten mit denen aus der Johannisgemeinde und der Umgebung der Stadt eine „Neu-Evangelische Gemeinde" und beriefen den bald darauf im ganzen Lande bekannten Pastor Steffen aus Barmen zu ihrem Pfarrer. Dieser predigte zunächst in der Legge, dann aber in einer eigenen, mit großer Opferfreudigkeit erbauten Kirche (St. Pauli). Nicht genug damit, sollte das ganze Land erobert werden. Steffen zog von Ort zu Ort, fand hier Anhänger, dort entschiedene Gegner. In Pivitsheide mußte er vor der erregten Volksmenge sogar in ein Bauernhaus flüchten und nach eingetretener Dunkelheit in Frauenkleidung sich heimlich davonschleichen. Eine Frucht seiner Tätigkeit in Lippe ist sein Buch: „Die Freigemeindler". Seines Bleibens in Lemgo war nicht lange. Er ging nach Berlin, von wo er bald wegen Herausgabe eines unschönen Romans „Leokadie" auf eine kleine Landstelle verbannt wurde.

Auch Kulemann fand es für geraten, Lemgo den Rücken zu kehren und später sein Amtskleid auszuziehen, nachdem der Dichter in ihm erwacht war. Schon 1841 hatte er in Hannover Gedichte und während seiner Lemgoer Amtszeit im Jahre 1851 das Schauspiel: „Der Bauernkrieg oder das Trauerspiel" mit mancherlei jedermann verständlichen Anzüglichkeiten herausgegeben. Später erschienen noch von ihm das Epos „Judith" (1863), das Schauspiel „Ludwig der Bayer" (1865), der dreibändige Roman „Cornelie von Lentulus" (1869), das vaterländische Gedicht „Germania" (1870), das epische Gedicht „Anastasia" (1881) und das Trauerspiel „Golo" (1883). Streng, aber gerecht ist das Urteil über ihn, das ihn als einen formgewandten, aber dunklen und wilden Dichter bezeichnet, der auch im Alter seine Natur nicht zu verleugnen vermochte. Er starb am 21. Juni 1889 in Dresden.

Ferdinand Freiligrath (1810 – 1876)

„Den Toten Ehre, sei ihr Schlummer lind,
Die Rat und Stab noch den Lebend'gen sind;
Die ew'gen Lichtes vorglühn unserer Bahn..."

Was Freiligrath in diesen Versen zu Immermanns Gedächtnis einst sagte, es ist auch von ihm gesagt; und mag manches von dem Wandel, Wirken und Werk dieses so männlichen Dichters uns auch in einem anderen Lichte heute erscheinen als seinen Zeitgenossen, mag vieles unlebendig und erloschen sein: er steht in der Reihe der Unvergeßlichen; denn er war ein Mensch des Gewissens und des Willens zur Gerechtigkeit, und unter seinen Gedichten sind solche, die den ruhigen Hauch der Ewigkeit atmen! — Wer immer sich in das Leben und Schaffen Ferdinand Freiligraths vertieft, wird stets und überall den reinen Antrieb und den „wahrhaft guten Willen" spüren, der diesen Mann erfüllt hat und groß und edel macht, und so denn wird von seinem Geiste das eigene Leben immer wieder bereichert.

Er wurde am 17. Juni 1810 in Detmold geboren und wuchs in den schlichten, bescheidenen Verhältnissen eines Lehrerhauses heran. Diese Stadt war ihm lieb und blieb es, mit ihren verträumten Gassen und Winkeln; und all die mildemaßvollen Hügel und Berge ringsum, all die heimatlichen Buchen und Eichen, sie „wehen oft durch seine Träume"; voll Sehnsucht und Heimweh sucht die Seele des Vielgeprüften und Weitgewanderten den Heimweg ins Land seiner Jugend, und „bei seiner Kindheit Bäumen" möchte er gern begraben sein. Das Geschick wollte es anders, und fern „den alten Bergen" und „dem alten Buchengrün" ruht er weit drüben im Schwabenland nach seines Lebens wechselvollem Lauf. Mit fünfzehn Jahren schon verläßt er, nach dem Besuch des Gymnasiums, seine Vaterstadt, die er nur noch zu flüchtigem Besuch wiedersieht; doch er bleibt ihr innerlich verbunden, und als Vierundfünfziger schreibt er aus London seinem Freunde Karl Weerth: „Ganz besonders dank' ich Dir auch für die Beifügung des Bildchens unsres alten Schulhauses! Eine größere Freude hättest Du mir gar nicht machen können! Ganz recht, — das ist der Bogen, durch den wir zu den hinteren Schulgebäuden gingen und aus dem allmorgendlich Möbius, der Langschläfer, verspätet hervorgepustet kam. Dort oben die Auditoriumfenster mit Erinnerungen an Examina und unendliche Blumen und Girlanden — dort das Fenster, hinter dem mein guter Vater unterrichtete — auch das Türmchen mit Gerbes Pengelglocke (sagten wir nicht: es pengelt?) fehlt nicht — und Kantor Pustkuchens Haus und die Henklersche Fleischhalle rahmen das Ganze friedlich ein. Ein weiter, weiter Blick rückwärts, der auf dieses Bildchen — aber ein heiterer Blick trotz allen unerbittlichen Niedermähens der Zeit! Das kleine Blatt ist mir über alles lieb! Ich hab' es zierlich rahmen lassen, und es hängt mit einer Abbildung von Detmold, mit den Silhouetten meiner Eltern und anderen Familienbildern über meinem Schreibtisch. Eine rechte Erinnerungswand!"

Als er im Jahre 1825 in Soest als Lehrling in das Geschäft seiner Verwandten tritt, fühlt er bald die schmerzliche Spannung zwischen äußerer Tätigkeit und innerer Berufung, die als ein Grundzug in sein Leben verwoben bleibt und ihn von vornherein der breiten Straße satter Behaglichkeit entsagen läßt. Die später gelöste Verlobung mit der viel älteren Schwester seiner Stiefmutter trug wesentlich dazu bei, ihn das Dasein in seiner gefahrvollen Bedingtheit erkennen zu lassen, und ein gut Stück menschlicher Würde offenbarte sich ihm früh schon in der bitteren Erfahrung von Leid und Schmerz.

Im Januar 1832 siedelt Freiligrath nach Amsterdam über, wo ihm, von dem frischen Atem der beweglichen Handelsstadt angeweht, der Geist in einer Fülle von Erscheinungen wächst und seine Phantasie sich entwickelt und formt. — Bei allem Reichtum der Gesichte jedoch bleibt die sengende Sehnsucht nach der stillen Schönheit der Heimat!

Nach langer Abwesenheit kehrt Freiligrath 1838 zu längerem Aufenthalt zu den Seinen zurück und genießt mit ganzer Seele die schweigende Beredsamkeit der westfälischen Landschaft. Ein Jahr darauf geht er nach Barmen, arbeitet als Kaufmann und singt als Dichter Lieder von

Ferdinand Freiligrath

1810—1876

Landesbibliothek · Wiesbaden

verschiedener poetischer Kraft — zuweilen erfüllt von rauschender Lebenslust, zu Zeiten überschattet von der Trauer und Schwermut jener Menschen, welche vor den düsteren Zügen im Antlitz des Lebens erschauern.

Im Jahre 1839 kündigt er seine Stellung, und, beglückt und verführt durch den Erfolg seiner Gedichte, will er sich nach einer Fußreise „durch das Siegensche, die Täler der Ruhr und Lenne, den heimatlichen Teutoburger Wald und das paradiesische Wesertal" am Rhein niederlassen, um „seinen Träumen nachzuhängen". — Die rheinischen Monate sind ihm wie eine Verkörperung schöner, froher Wünsche, und mit gesteigertem Lebensgefühl gibt er sich rückhaltlos einem heitergelösten Dasein hin. Und diese Zeit ist ihm insoweit besonders begnadet, als sie ihm in Ida Melos die treue Gefährtin seines Lebens schenkt. Allerlei Pläne beschäftigen ihn, zerschlagen sich und zwingen ihn und seine junge Frau zu unruhvollem Wanderleben. — Inmitten einer finsteren Reaktion voll Glauben an Menschenrecht und Menschenwürde, entwickelt sich sein Denken und Dichten hin zu „Ein Glaubensbekenntnis", jener bekannten Sammlung von Zeitgedichten, die er „vertrauensvoll an das Herz des deutschen Volkes" legte, deren Wirkung auf die Zensur ihn aber veranlaßt, über die Schweiz nach England in die Verbannung zu gehen. Im Jahre 1848 kehrt er zurück, jedoch nur, um von 1851 an wieder die Not und das Leid des Geächteten zu tragen: „Preußen hielt es plötzlich für geraten, mich zwiefach steckbrieflich verfolgen zu lassen", aber „es freut doch, wenn man sieht, wie man noch in den Herzen und Geistern fortlebt — wie man, trotz Acht und Bann, nicht vergessen ist". — Und er war wahrlich nicht vergessen; das bewies die Nationalschenkung, zu der seine Freunde aufriefen und die sich auf die Summe von fast 60 000 Talern belief und ihn und seine Familie von aller materiellen Not endlich befreite. Schließlich kehrt der Gealterte unangefochten zurück in sein Vaterland, dem stets seine ganze Liebe gehörte, erlebt den Aufschwung und die Einigung der Nation im Jahre 1870 und verbringt die letzten Jahre seines Lebens in Stille und Beschaulichkeit und in der Haltung eines Menschen, der sich dem Geistigen, und damit dem Ewigen, verpflichtet weiß.

Freiligrath gehört zur Gemeinschaft jener, die sich sehnen und wandern; er kannte die Welt weher Bitternis, aber auch die unendlicher Süße; „eine ewige Unrast peitscht und verzehrt" ihn, und er bekennt, daß sein Leben „nie ein harmonisches, ein in sich gerundetes" sei und werden könne trotz aller Ehrung und allen Erfolges seiner späteren Jahre. Aber er ist von Kraft und Adel und läutert sich empor zu dem echten Humor, der das Schicksal lächelnd besiegt. — Er gehört zu der jugendlich-begeisterten Schar derer, welche eine neue Lebensordnung mit glühendem Herzen erstreben und mit kühner Tat verwirklichen wollen; er muß drum leiden und das Brot der Verbannung essen; er ißt es im Kreise seiner Familie, die ihm seines Daseins reichste Erfüllung bedeutet; eine große Zahl von Gedichten und Briefen verrät, wie glückhaft und begnadet ihn Frau und Kinder machen. Freiligrath war zuinnerst fromm, d. h. ergriffen von der Erhabenheit des ewigen Geheimnisses und getragen von Demut und Dankbarkeit. — Treue als einen der Pfeiler seines Charakters bewährte er in seinem Verhältnis zu seinen vielen Freunden, zu denen er Emil Rittershaus, Julius Rodenberg, Berthold Auerbach, Geibel, Hoffmann von Fallersleben, Levin Schücking und andere rechnen durfte.

Der Eigenart Freiligraths entsprach nicht die Prosa, und er selbst sah auf seine Erzählung „Der Eggesterstein" „herzlich beschämt" zurück. Ihn verlangte nach Reim und Rhythmus, und sie sind ihm seit seiner frühsten Jugend vertraut und verbunden. Manch eines seiner Gedichte hat eine politische Note und ist geschrieben mit dem Ungestüm einer Sehnsucht nach einer besseren politischen und sozialen Ordnung; aber er wollte nicht „à la Herwegh die Trompete blasen", und man kennt sein Wort: „Der Dichter steht auf einer höheren Warte als auf den Zinnen der Partei." — Ein Teil seiner Dichtung ist zeitgebunden oder Übertragung fremder Werke; manches wohl auch ist, nach seinen eigenen Worten, „schwülstiges Zeug"; jedoch, es bleibt genug, was, groß und tief, bleibenden Wert hat. Wer kennt nicht die Innigkeit der „Auswanderer", und wem hat nicht schon die leise Wehmut des Liedes „O lieb, so lang du lieben kannst" wundersam ans Herz gerührt? — In solchen und anderen Gedichten spürt man den Pulsschlag echten und tiefen Erlebens!

Ferdinand Freiligrath: auch er „ein Mensch mit seinem Widerspruch", aber ein Mensch edlen Wollens und Wirkens, der vom Dunkel zum Lichte strebte, der zweifelte und verzweifelte, der glaubte und hoffte und, getragen vom Geiste der Wahrheit, im Liede sang, was ihn niederdrückte und erhob, ein Mensch voll Größe und Güte und voll von jener „allmächtigen Liebe, die alles bildet, alles hegt".

Malwida von Meysenbug (1816–1903)

Die Idealistin

Sie ist eigentlich kein Kind vom lippischen Boden, die berühmte Idealistin. Am 28. Oktober 1816 ist sie in Kassel geboren als Tochter des Hugenottenabkömmlings Karl Philipp Rivaliers, der 1825 mit Namen und Titel des ausgestorbenen Freiherrngeschlechtes v. Meysenbug geehrt, bei dem hessischen Kurfürsten Wilhelm I. persönlicher Rat und Hofmarschall, dann unter Wilhelm II. Geheimer Kabinettsrat und Staatsminister wurde. Ihre erste Jugend verlebt sie hier, bis der Vater infolge der Revolution von 1830 mit seinem Herrn Kassel verläßt, nachdem er die Anfang 1831 oktroyierte Lokalkonstitution ausgearbeitet hat. Er begleitet nun seinen Herrn auf Reisen, und auch die Familie verliert den festen Wohnsitz, bis sie 1832 nach Detmold übersiedelt. Und hier verlebt Malwida nun die Jahre der reiferen Jugend, die zu all ihrem späteren Wachstum den entscheidenden Anstoß geben. Wie reizvoll schildert sie Stadt und Menschen dieser vormärzlichen Jahrzehnte in ihren Memoiren — mit ihrer köstlichen Natur von Berg und Wald, der feinen künstlerischen Kultur, aber auch der konventionellen Enge der kleinen Residenz.

Hier empfängt sie die religiöse Ausbildung durch den Prediger G. Fr. Althaus, hier überwindet sie an der Hand des geliebten Freundes, seines Sohnes Theodor Althaus (s. d.), endgültig überkommene Vorstellungen.

Schon während der Konfirmandenzeit hatte ihr denkhungriger Geist an seinen kritischen Zweifeln ernstlich gelitten — nun löst sie sich weit leichter und freudiger als der junge Theologe mit Strauß und Feuerbach von dem persönlichen Gott, der Gottheit des Erlösers, ja schließlich auch vom Unsterblichkeitsglauben, der ihrer starken geistigen Persönlichkeit im Grunde doch gemäß war und zu dem sie bezeichnenderweise am Ende ihres Lebens wieder zurückkehrt. Die „wahre Essenz" des Christentums, das Mitleid, wie sie erklärt, hatte sie schon vorher dazu getrieben, einen Verein der Arbeit für Arme zu gründen. Hier war ihr die Freundschaft von Elisabeth Althaus, der Schwester und besonderen Vertrauten des bewunderten und geliebten jungen Apostels, und die intimere Verbindung mit ihm selbst erwachsen. In diesem Kreise fängt sie nun an, mitzubauen an dem Traume eines Gottesreiches auf Erden, in dem der Mensch, ungebrochen durch dualistische Vorstellungen von Diesseits und Jenseits, erst zur vollen Entfaltung aller Fähigkeiten und höchsten Möglichkeiten kommen soll. Vom Materialismus unterscheidet sie nur der glühende Glaube an die sieghafte Macht des alles durchdringenden, die Welt endlich zur Vollkommenheit umgestaltenden Geistes, der Anfang und Ende ist.

Die hochgebildete Mutter Ernestine Hansel hatte in ihr bisher nur die künstlerische Veranlagung entwickelt. Nun wendet sie sich von dem Glauben der Klassiker, daß die Menschheit vor allem durch die Kunst erhoben und geläutert werden müsse, dem praktischen Christentum, d. h. der sozialen Arbeit und sozialpolitischen Spekulationen zu. Freiherr von Warsberg, der Freund ihres Lebensabends und Berater ihrer schriftstellerischen Arbeit, nennt diese ihre Wendung unter Althaus' Einwirkung einen „Mißton", der „in ihr Leben gefallen sei", und Althaus habe sie egoistisch ihrem besseren Selbst entzogen. Wenn man die Weltfremdheit ihrer sozialen, vor allem aber ihrer politischen Ideen beobachtet, möchte man dem durchaus beipflichten. Und doch wurzelten auch diese Interessen tief in ihrer ureigensten warmen und stets hilfsbereiten Natur und in dem eingeborenen Drang zu großzügigem Denken und Wirken. Die Aristokratin, die sich schon vorher um ihrer künstlerischen und geistigen Interessen willen mit puritanischem Ernst von der üblichen Geselligkeit ihrer Kreise zurückgezogen hatte, bekennt sich nun an Althaus' Seite zur Gleichheit, die allerdings, anders als bei Rousseau, im religiösen Verhältnisse, im persönlichen Wert eines jeden, in seiner Fähigkeit, Persönlichkeit zu werden, und in einer geglaubten allgemeinen Kulturfähigkeit ruht. Daher auch ihr fast unbegrenzter Glaube an alle Arten von Bildungsanstalten und -gemeinschaften.

Die Abschaffung des Erbrechts soll Vermögensbildung über das persönlich erworbene Vermögen

hinaus, das sie gewahrt wissen will, verhindern; aber dafür soll der Staat einspringen, wenn eine Frau als Mutter von Kindern ihre sinnlos gewordene Ehe auflösen muß. Trotz der Gleichheit also so viel als möglich Freiheit für Seele und Geist, für alle Eigenart. Wie die unbedingte Bindung der Ehe gebrochen werden soll, so auch die Autorität der Familie, eben um dieser tiefsten Persönlichkeitsrechte willen. In großen Staatsanstalten sollen die Mädchen eine ihnen gemäße praktische, wissenschaftliche und künstlerische Bildung empfangen, zur sozialen Gemeinschaft und zum Staatsbürgertum erzogen werden. Kein oberflächliches Vielwissen mehr, sondern Spezialbildung, ja Berufsbildung, wirkliche Tüchtigkeit und Brauchbarkeit soll erzielt werden. Nur aus erfüllten Pflichten erwachsen bei ihr die bürgerlichen Rechte, die sie wünscht, um dem Ganzen zu dienen.

Ungeahnte Kräfte sollen entfaltet werden in der erhofften sozialistisch-demokratischen Republik, in der es keine Standesunterschiede mehr gibt, nur ein freudig gesteigertes Leben befreiter Individualitäten, die gerade durch volle Entwicklungsmöglichkeit — denn die Armut wird ja abgeschafft —, durch das vom Staat gewährleistete Recht auf Arbeit und durch Arbeitspflicht zur reinen Harmonie gelangen.

So reibungslos denkt sie sich dann auch das Zusammenfinden der Einzelstaaten und deutschen Stämme zum Einheitsstaat und der Völker zu einer organisierten Menschheit im Völkerbund. Erst als die brandende Wirklichkeit vor ihrem geistgläubigen Auge aufbricht, sieht sie, daß Macht nötig ist, und hält Anwendung von Gewalt für die Volks- und Völkerbefreiung für richtig.

In den sozialen und besonders aber in den politischen Ideen zeigt sich ihre Abhängigkeit von Althaus, nur daß sie noch konstruktiver und rationalistischer vorgeht. Der Mann, der sehr bald im praktisch-politischen Kampfe steht, verrät eine deutliche Wandlung zur Wirklichkeit hin. Malwida zeigt später geradezu eine Rückbildung: der Wille zur Macht sei kein Prinzip einer höheren Lebensauffassung — auf der niederen Naturstufe sei er einfach des Recht des Stärkeren und auf der höheren die Klippe, an der jede wahre Größe scheitere, erklärt sie als reife Frau. Daher auch Ziel alles Strebens: Auflösung der Heere, ja aller Machtmittel — friedliche Verständigung. Mit Luther und den Ideen von 1789 will sie höchstens gerechte Verteidigungskriege kennen.

Nur versehentlich durchbricht sie den Bann solcher Theorien bei Gelegenheit des Burenkrieges: „Man könnte fast anfangen, den Krieg zu lieben ... wenn er solchen wirklich erhabenen Heroismus hervorbringt."

In den sozialen, vor allem aber in den frauenrechtlerischen Ideen ist sie vielfach selbständig und durchaus ernstzunehmen. Sind sie doch aus dem eigensten schweren Erleben in ihrer Familie und den praktischen Erfahrungen bei sozialer Arbeit erwachsen. Zum erstenmal spricht sie sie klar und folgerichtig aus in ihrer kleinen Schrift: Eine Reise nach Ostende (1849). Diese Reise war eine Flucht aus der eigenen Familie, die ihrer Liebe zu Theodor Althaus, all ihren Ideen und praktischen Versuchen verständnislos, ja feindselig gegenüberstand, und aus der kleinen Residenz, die sie gesellschaftlich boykottierte. Wohl begreiflich der Gegensatz zweier Welten, die miteinander rangen, und wo Recht und Unrecht auf beiden Seiten verteilt war.

Umso qualvoller mußte die Spannung werden, als der junge Freiheitsheld vom Augenblick an, da er aus der Detmolder Stille ins volle Leben hinaustritt, sich von ihr zu lösen beginnt, denn seine Seele durstet nun nicht mehr nach dem Gleichartigen — das, was er an sich als Schwäche empfindet, „die bodenlos demokratische Natur mit ihrer Prinzipseherei", war ihr ja damals in noch verstärktem Maße eigen —, sondern nach dem Ergänzenden, nach ursprünglichem, persönlichem Leben — nach „unbewußter stiller Schönheit", nach dem „Kindesauge". Sie aber, willensstärker und zielbewußter als er, einseitig, aber von charakterstarker Folgerichtigkeit, verkörpert ja geradezu ihr eigenes großgefaßtes Ideal der Frau als Kämpferin, die mutig in alle Probleme des Lebens in die schwersten Labyrinthe des Gedankens sich hineinwagen und — Liebe, Ehe — in völligem Bewußtsein ihrer selbst gestalten soll. Es ist Schicksal von innen heraus, das sich hier erfüllt — sinnvolles Schicksal, daß dieser liebevoll Vertrauenden, so rein Überzeugten den grausamen Schlag sinnlos scheinender jäher Enttäuschung versetzt. Von zwei Seiten kommt sie ins Feuer. Nichts wird ihr erspart, ihr Ideal einer durch keine äußere Bindung belasteten freien Liebe, die nur aus Seele und Geist heraus lebt und handelt, wird auf eine schwere Probe gestellt. Aber sie besteht sie — aus der tiefen Kraft einer wahrhaft echten, großen Seele heraus. —

Den Tod des geliebten Vaters (1847) und den brausenden Frühling 1848 erlebt sie in Frankfurt a. Main. Noch jetzt packt uns ihre

begeisterte Schilderung der Tage des Vorparlaments in der Paulskirche, in die sie selbst einmal eindringt.

Theodors Briefe und die Glückseligkeit erlebter Volksgemeinschaft hatten ihr die innere Vereinsamung in der Familie, die ihr in allem widersprach und der sie doch immer in heißer Liebe anhing, tragen helfen. Ungern mit der Mutter nach Detmold zurückgekehrt, fern vom Schauplatz großer Ereignisse, die ihre nach Lebensweite verlangende Seele erfüllten, steht sie nun eines Tages vor den Trümmern ihres persönlichen Glücks, und sehr bald — schon nach Jahresfrist — starrt sie auf den Trümmerhaufen auch all ihrer politischen Hoffnungen. Zwiefaches Grauen des Unbegreiflichen! Althaus, den ein letztes heldenhaftes Aufbäumen gegen das erbärmliche Scheitern so großen Wollens ins Gefängnis gebracht hatte — er hatte zur bewaffneten Durchführung der Reichsverfassung aufgerufen — findet dort in der Stille ein tiefschürfendes Wort innerer Selbstbesinnung: „Mir wogt aus dieser Trümmerflut der urrevolutionäre Gedanke entgegen: Das ewige Recht des Lebens, das sich mit seinen jedesmal gegenwärtigen Bedürfnissen allmächtig nach allen Seiten gegen Freie und Sklaven, gegen die abstrakten Gedanken, welche die Welt modeln wollen, zur Rechten und zur Linken zerstörend wendet. Diese Notwendigkeit einer nur aus den wirklichen Verhältnissen resultierenden Entwicklung — sie ist die Schwester der Natur, sie ist wohl ihre dunkle Seite, aber doch innerlich dieser ewig befreienden, unsere falsche Kultur stets läuternden Macht verwandt. Vor ihr fallen alle unnatürlichen, willkürlichen Gestalten der unreifen Ideale und des faulenden geschichtlichen Rechts wie welke Blätter vor dem lebendigen neuen Keime."

Malwida dagegen braucht ein langes Leben, um dem Erfassen solcher sinnvollen Notwendigkeit allen Geschehens wenigstens hier und da ahnungsvoll nahezukommen. Damals scheint ihr, die Hecker kritiklos bewundert, das Unglück der Nationalversammlung darin begründet, daß sie zu wenig Republikaner enthalten habe, während Althaus eben die abstrakte Idee der republikanischen Ultras unbarmherzig brandmarkt als „jene eiserne unbedingte Konsequenz deren dämonischer Zauber gerade für mittelmäßige Köpfe so viel Verlockendes hat, daß er dieselben nur zu oft durch den glänzenden Schein des Erhabenen, welcher in solcher Konsequenz liegt, zum verstandlosesten Fanatismus und terroristischer Roheit forttreibt".

Sie liebt ihn immer noch, den Mann, der sie „fanatisch" nennt, und der in ihrer Darstellung schwach erscheint — sicherlich schwächer als er war, weil sie den Sinn seiner Haltung nicht erkennt. Als er, ein vom Tode Gezeichneter, nach eineinhalb Jahren das Gefängnis verläßt, ist sie es, die in großherziger Treue und Selbstüberwindung ihm den Weg in die Hamburger Frauenhochschule ebnet. Um die Liebe zu den Ihrigen aus der zermürbenden täglichen Reibung zu retten, hatte sie sich (1850) dorthin gewandt, wo sie Gesinnungsgenossen und eine Fülle ihr gemäßer Aufgaben fand. Diese Anstalt, gegründet von Bertha Traun und der überragenden Emilie Wüstenfeld, geleitet von Prof. Karl Fröbel, bot ihr wissenschaftliche Vorträge über alle Gebiete — die besten Köpfe Hamburgs lehrten hier, bekannte Gesinnungsgenossen kehrten hier ein — und praktische Tätigkeit in einem Kindergarten und einer Elementarklasse. In die freie Gemeinde, die Johannes Ronge ihren Ursprung verdankte, tritt sie in dem Augenblick ein, als sie die Versorgung in einem adligen Fräuleinstift verscherzt, denn dort wäre Zugehörigkeit zur Kirche Voraussetzung gewesen. Wie immer bleibt sie sich selber ohne Schwanken treu.

Ihr Verweilen auf diesem Boden sollte eigentlich nur ein Übergang sein. Julius Fröbel, der Bruder des Hochschulleiters und Freund von Althaus, ihr langjähriger Korrespondent, hatte sie nach Amerika gerufen. Dort sollte sie ihm helfen, eine Freistatt ihrer Ideen aufzubauen — als Mitarbeiterin — oder als Gattin, je nachdem sich ihr Verhältnis gestalten würde. — Als dieser Ruf an sie erging, weilte sie gerade bei dem schwerkranken Geliebten ihrer Jugend, den sie nicht lassen kann, den sie immer wieder mit liebevoller Sorgfalt umgibt, bis zu seinem Tode, getreu ihrer seltsam anmutenden Überzeugung, daß „eine Liebe, die ebensowohl die Vereinigung zweier Intelligenzen wie zweier Herzen war", Freundschaft bleiben müsse, wenn sie aufhört, Liebe zu sein, „denn die Befriedigung der Intelligenz würde die Leiden des Herzens mildern bei einer Frau, deren Geist ebenso entwickelt wäre wie ihr Herz." Eine Selbsttäuschung und eine Herabsetzung des persönlichsten Gefühls, die ihr bis an ihr Lebensende bleibt. Denn noch als alte Frau stellt sie die Freundschaft über die Liebe, die sie nie zu gestalten gewußt hat und nach deren letzter Erfüllung sie sich doch mit der ganzen rührenden Innigkeit der Seele sehnt. Mag man ein Versagen ihres Wesens dem

Manne, jedenfalls dem Naturhaft-Männlichen gegenüber auch herausspüren — die angstvoll liebende Seele ringt sich doch schließlich trotz allen Widerstrebens dem Sterbenden, den sie noch um die Jahreswende 1851/52 im Krankenhaus zu Gotha besucht, das versöhnende Wort ab, daß seine Liebe zu ihr „das beste Gefühl seines Lebens" und die „edelste Blüte seiner Jugend" gewesen sei.

Den Plan, Fröbels Ruf nach Amerika zu folgen, hatte die nun Fünfunddreißigjährige ja schon unabhängig von Theodors schwerer Erkrankung den Wünschen der Mutter geopfert, die mit den bittersten Vorwürfen auf dies vermeintlich tollkühne, ja unwürdige Unterfangen geantwortet hatte. Diese erneute schwere Lähmung ihrer Lebensgeister hatte sie mit Hilfe der Freunde, die ihr den Eintritt in die Leitung der Hochschule angeboten hatten, gerade überwunden. Die Verbindung von mannigfaltiger praktischer und geistiger Arbeit in der Anstalt, im Armenverein, im Bildungsverein von Handwerkern und Arbeitern, in der freien Gemeinde, wo sie zur Gründung einer konfessionslosen Schule vertrauensvoll herangezogen wurde, dies alles hatte sie schließlich entschädigt. Aber gerade jetzt, da sie dieses Trostes doppelt bedurfte, kommt die Hochschule in Gefahr durch pietistische Umtriebe gegen ihren „gefährlichen" Geist und durch Mangel an materiellen Mitteln. Vergeblich versucht sie, schlicht und tapfer hier zu helfen, indem sie, die vornehme und verwöhnte Frau, allerlei häusliche Arbeit mit den Schülerinnen freiwillig übernimmt, um Dienstboten zu sparen, getreu ihrer Überzeugung, daß alle Arbeit adelt. Die Leitung der Hochschule kommt schließlich dem unvermeidlichen Schicksal zuvor — noch auf der Höhe des Erfolges wird die Anstalt freiwillig geschlossen.

Wenn auch Malwida fest glaubt, daß ihre Ideen eine neue Auferstehung feiern werden, so ist es ihr doch, als sei ihr das letzte Stückchen Boden unter den Füßen weggezogen. Wie gebrochen flüchtet sie sich, da die Mutter ihrem Gedanken, nach England zu gehn, wieder entgegentritt, zu ihrer Freundin Anna Koppe nach Berlin, um nur noch auszuruhen. Hier aber macht der eigene Bruder, in der Hoffnung, sie endlich zur Rückkehr in die Familie zu bewegen, die Polizei auf ihren Verkehr mit leitenden demokratischen Persönlichkeiten aufmerksam. Ihre Papiere werden beschlagnahmt. Um Schlimmerem zuvorzukommen, flüchtet sie auf den Rat der Freunde — nun doch nach jener Freistatt politisch Verfolgter — nach England.

Wäre ihr dies Schicksal erspart geblieben, Malwida v. Meysenbug würde jetzt als eine der Führerinnen der deutschen Frauenbewegung neben L. O. Peters und Helene Lange genannt. Aber dies echte Schicksal, das ihren Wunsch ihrem Verzichte zum Trotz erfüllt, bewirkt, daß schließlich weniger und mehr aus ihr wird.

Losgerissen von der Familie, vom Vaterland, von dem sie doch bekennt, daß es damals ihre größte Liebe gewesen sei! — Was bedeutete ein Fräulein v. Meysenbug, das darauf angewiesen war, sich ihren Unterhalt durch Stundengeben zu verdienen, in der Weltstadt London? Eine Proletarierin nennt sie sich selbst. Auch hier würdigt sie das Schicksal der Probe aufs Exempel. Und wiederum besteht sie. Wohl findet sie Halt und Hilfe im Hause G. Kinkels, bei der vortrefflichen, reichbegabten Johanna Kinkel. Wohl tritt sie in den vielfach anregenden internationalen Flüchtlingskreis ein, berührt sich mit Freiligrath, Lothar Bucher, dem späteren Helfer Bismarcks, mit den berühmten Ungarn Pulsky und Ludwig Kossuth, gewinnt die aufrichtige Freundschaft Josef Mazzinis, lernt Garibaldi und die Männer der französischen Februar-Revolution Louis Blanc und Ledru Rollin kennen. Und doch — wieviel Enttäuschungen harrten auch hier ihrer wieder. Wieviel unnützes Reden und Schreiben, wieviel vergebliche Intrigen und Verschwörungen, wieviel Neid und menschliches Versagen sieht sie hier bei dem durchschnittlichen Gros ihrer Partei, wieviel Aufgeregtheit, die sich nur über die eigene Unwichtigkeit zu wirklich großer Tat hinwegtäuschen will und in Parteigezänk endet.

Ihre echte Seele wendet sich schließlich mit Widerwillen ab und gibt sich ganz ihrem Erzieherinnenberuf hin, indem sie Friedrich Fröbels Anregungen folgt. (Entwicklung der Selbsttätigkeit und des Schöpfertriebes im Kinde, Pflege der Musik, der Bewegungsspiele, Hinwendung zur Natur.) Hier hat sie auch schönste Erfolge.

Und doch, welche Misere des Daseins, welche innere Einsamkeit und wieviel körperliche Leiden waren zu überwinden! Sie schreibt, aber immer wieder stört ein Augenleiden ihr auch diese stille Freude. Sie sagt selbst über diese Zeit, daß in ihrem Innern „tiefe Grabesstille" gewesen sei; „kein Wunsch, kein Hoffen, keine Begeisterung mehr".

Da naht endlich Erfüllung in der kleinen Olga Herzen. Der Frau, der die persönliche Liebe zwischen Mann und Frau zeitlebens zu egoistisch erscheint, wird ganz persönliche, ja geradezu schicksalhafte Liebe zu diesem Kinde geschenkt.

Die Allgemeinheiten und politisch-soziologischen Ideale versinken hinter dieser Aufgabe, diesem Kinde Mutter zu sein. — Alexander Herzen, der geniale Halbrusse, auch Flüchtling und Revolutionär, sucht nach dem Tode seiner Gattin für seinen heranwachsenden Sohn und seine zwei kleinen Mädchen eine Erzieherin. Malwida entschließt sich (1853), in sein Hauswesen einzutreten, das der ordnenden Hand bedarf. Die Frau, die mit Recht von sich sagen konnte, daß das Mütterliche immer das Stärkste in ihr gewesen sei, darf nun besonders der zweijährigen kleinen Olga gegenüber eine geistige Mutterschaft erleben, wie sie keine leibliche Mutter inniger und weiser gestalten könnte. Aber auch um dies späte Glück muß sie mit dem Einsatz ihrer innersten Lebenskraft ringen. Russische Freunde, die ältere Anrechte haben, kommen als Gäste ins Haus. Russische Leidenschaftlichkeit und Zerfahrenheit zerstört in Kürze, was deutscher gesammelter, klarer Geist in Zucht und Liebe aufgebaut hatte. Malwida verläßt endlich in tiefer Verzweiflung heimlich das Haus, das sie dem Freunde und seinen Kindern erst zum wahren Heim gestaltet hatte, um diese Kinder nicht durch tägliche Konflikte in einen inneren Zwiespalt zu bringen. Auch hier zeigt sie die volle Würde einer Liebe, die über sich selbst wegschreiten kann, um einer höheren Einsicht zu gehorchen. Aber es ist ein Weg als wie zum Tode. Zum erstenmal geht sie mit Selbstmordgedanken um. Freunde und die Arbeit helfen. Die geweckte Mütterlichkeit wird fruchtbar für andere in verstehender Liebe.

Demütige Liebe läßt sie noch einen neuen Versuch im Herzenschen Hause machen — vergeblich. Ihre Gesundheit versagt. Die Augen sind am Erblinden! Da nehmen sie wohlhabende Freunde mit nach Paris (Winter 1859/60).

Und hier findet sie neben manch anderen bedeutenden Männern, die ihrem stets wachen geistigen Streben auf allen Gebieten in Freundschaft und Hochachtung entgegenkommen, die sich dem stillen Zauber ihrer klaren Seele dankbar öffnen, den Künstler, der ihrem Geist von nun an die Richtung gibt: Richard Wagner. Wagner, der ihr bis an sein Ende in warmer Herzlichkeit zugetan war, der sie immer wieder in sein Haus zog, weist sie nun auf Schopenhauer, den Philosophen, hin, der ihr zur endgültigen weltanschaulichen Klärung verhilft. Ihre jugendliche Geistgläubigkeit, bisher durch den Positivismus beirrt, wird nun vertieft und befestigt. — Sie gewinnt endlich die Überzeugung, daß das Reich des Ideals überhaupt nur in der Kunst zu finden, daß es nicht in der greifbaren Welt und nicht mit den Mitteln der Politik zu verwirklichen sei. Auch hierin kehrt sie auf angestammten Heimatboden zurück. Und nun wird sie umso freier für die Aufgabe, die ihr das Schicksal erneut stellt, „ein Wesen zu der höchstmöglichen Vollendung seiner selbst zu erziehen".

Herzen hatte „die reine Freundschaft zwischen Mann und Frau", die er an Malwida erlebt hatte, für die Leidenschaft zur Frau seines Freundes Ogareff preisgegeben. In der Erkenntnis seiner unseligen Verirrung gibt er nun die Erziehung Olgas, z. T. auch Nataliens, aus der Hand — ihr zurück — zu ihrer größten Überraschung. So tief hatte das, was sie mit Inbrunst gesät, Wurzeln geschlagen. In voller Selbständigkeit, die sie zur Bedingung macht, mit allen nötigen Mitteln ausgestattet, beginnt sie nun ein Wanderleben in Frankreich, Italien, Deutschland, wo sie in Natur, Kunst und Wissenschaft alles Schönste und Beste an die Kinder heranträgt.

Als sie 1873 Olga dem Gatten, dem Pariser Historiker Gabriel Monod, übergibt, da wird ihr der schönste Lohn, denn er bekennt: „Ihnen danke ich mein ganzes Glück, denn Sie haben Olga zu dem gemacht, was sie ist."

Im tiefsten Trennungsweh glaubt sie schon am Ende ihrer Lebensaufgabe zu stehen. Doch die Treue der „Familie der freien Wahl" schafft neue Lebensfreudigkeit. In ihren Briefen an Olga, die bis zu ihrem Lebensende nicht abreißen, herrscht der Naturlaut der Liebe — heilige Einfalt, die im Verhältnis zum Manne gefehlt hatte. Ein Engel der Erlösung, hatte diese „Tochter" erst den vollsten Klang in ihrer Seele geweckt. Das tönt nun so fort, alles Starre, alle kleinen Härten früherer Jahre auflösend in Wohllaut. Das lockt Menschen an von allen Enden der Welt, große und kleine, bedeutende und unbedeutende.

Italien wurde ihre zweite Heimat. Hier in Sorrent verlebt sie 1876/77 acht Monate schönster Gemeinsamkeit mit Nietzsche, seinem jungen Schüler A. Brenner und Dr. P. Rée. „Freundin, Mutter, Arzt" sei sie ihm gewesen, bekennt Nietzsche. Sein Bruch mit Richard Wagner entfremdet ihn auch ihr — doch wahrt sie ihm die treue innigste Anteilnahme bis zu seinem traurigen Ende.

1877 läßt sie sich endgültig in Rom nieder. Noch zweimal wird sie durch ganz persönliche Zuneigung und verstehende Freundschaft bedeuten-

der Männer gesegnet. Es sind Alexander von Warsberg, der Erbauer des Achilleion auf Korfu, ihr aufrichtiger Kritiker — und Romain Rolland, der Vierundzwanzigjährige, der werdende Schriftsteller, dem sie den Inbegriff deutschen Wesens und deutschen Geistes bedeutet. „Eine kleine, zarte, ruhige, leise Frau war es, in Schwarz gekleidet, sehr schlicht ... eine natürliche Würde ging von ihr aus." So beginnt seine dankbare Würdigung.

In dieses letzte Jahrzehnt fallen die meisten ihrer größeren schriftstellerischen Arbeiten. Die Memoiren, die sie berühmt gemacht hatten, waren allerdings schon 1869 und vollständig 1876 erschienen — abgesehen von den vielen zerstreuten Aufsätzen und Zeitungsartikeln, in denen sie Meister war. Dem schließen sich 1879 „Stimmungsbilder" an, 1885 Erzählungen und der Roman „Phädra", 1890 Erzählungen aus der Legende und Geschichte für die reifere Jugend, 1898 der schöne „Lebensabend einer Idealistin" und noch 1901 das immer noch wertvolle Werk der „Individualitäten", in dem sie ihren Freunden, berühmten und unbekannteren, ein Denkmal setzt, aber auch starke weibliche Persönlichkeiten zu Wort kommen läßt.

Was ist es nun, das uns noch heute zu dieser Frau aufschauen läßt? Ihre politischen, sozialen und religiösen Ideale sind zumeist erfüllt, aber diese Erfüllung sieht zum Teil recht anders aus, als sie es sich in ihrem Optimismus träumte. Ihre Romane und Erzählungen befremden uns durch Überschwänglichkeit und Weltfremdheit, ja langweilen durch lehrhafte Absichtlichkeit („unsaubere" — soziale, politische, religiöse Tendenzen, wie ihr Freund v. Warsberg ihr vorhält). — Ihrem Vaterland und großer praktischer Leistung geht sie verloren. Die Sozialistin lebt schließlich im Kreise einer vornehmen, geistigen Interessen hingegebenen Welt. Was ist es, daß sie Vornehm und Gering, Bedeutend und Unbedeutend gleichermaßen naherückte? Sie selbst ist das schönste Kunstwerk, unter dessen Bann wir noch heute stehen. Ihre Persönlichkeit ist die Frucht tiefster innerer Anstrengung, heiligster Arbeit. Ganz entsprechend behalten die ihrer Werke, die vom Aufbau dieses tiefsten heiligsten Selbst oder von anderen Persönlichkeiten berichten, ihre Geltung. Zu jedem persönlichen Opfer aus Liebe bereit, nie aber zum Opfer ihrer Überzeugungen, geht sie gerade durch — in seltener Reinheit. Und so gibt ihrer wahrhaftigen lernbereiten Seele das Leben auch rein Antwort: Ihr Weg führt aufwärts in folgerichtiger Entwicklung — ein wundervolles Beispiel dafür, daß Gewissen und Erkenntnis wohl irren können, daß sie den Aufrichtigen und Getreuen aber zu immer innigerer Gemeinschaft des Göttlichen führen — der Grundgedanke protestantischer Lebenshaltung. Denn so viel Kraft der Überzeugung und der Liebe gewinnt der Mensch, als er darum gelitten hat. Waren es nicht doch vielleicht jene langen Jahre der Jugend im stillen Detmold, die ihr diese Kräfte der Sammlung und Innerlichkeit mitgegeben hatten? Mitten im internationalen Getriebe ihrer römischen Welt ist sie Deutschland. Das ist die Offenbarung, die Romain Rolland an ihr erlebt und die dies Wunder der Freundschaft eines Vierundzwanzigjährigen mit der alten Frau erklärt. Dies Deutschland, das je und je nur ganz von innen her bauen, nur aus den heiligsten Quellen leben will — „aus der Wahrheit und Freiheit des Heiligen", wie Althaus verkündet — das ist sie!

Von diesem heiligen Grund hat diese Fanatikerin der Freiheit, die die Kirche bekämpft, sich nie losgerissen. — Das ist das Geheimnis. „Die große Liebe allein, die zugleich Mitleid, Erbarmen, Vergessen aller Selbstsucht ist, die allein ist unfehlbar, strömt aus einer unbekannten ewigen Quelle und macht das Herz zu einem Tempel, wo sich die Mysterien der einzigen wahren Religion feiern: der Religion, welche rettet und vergibt." Ihr Freidenkertum wollte so wenig wie das Goethes und Schillers auflösen, sondern nur echter, wahrhafter, weitherziger erfüllen.

Am 26. April 1903 stirbt sie in Rom, umgeben von ihrer geliebten Familie Monod. Auch ihr Tod ist Erfüllung. „Liebe und Frieden" sind ihre letzten Worte.

Theodor Althaus (1822–1852)

Dichter, Schriftsteller und vormärzlicher Politiker. Vorläufer eines nationalen Sozialismus

Fast könnte man ihn einen Vorläufer des Nationalsozialismus nennen, diesen geistvollen jungen Theologen, der aus dem heiligen Drange, die verworrene Welt seiner Tage aus dem Geiste des Christentums heraus neu zu gestalten, zum sozialistisch-demokratischen Politiker wird.

Die Grundidee aller Demokratie, die Volkssouveränität, ist allerdings eine Hauptwurzel seines geistigen Wesens. Entsprang ihr doch schon das weithin bekannte Werk, „die Politik", seines Vorfahren, des berühmten Rechtsgelehrten Johannes Althusius, Syndikus der freien Reichsstadt Emden (1557—1638), der das, was französische und englische Flugschriften bisher nur tendenziös ausgesprochen hatten, zum ersten Male theoretisch begründete. Die Familie ist rheinisch-westfälischer Abkunft. Aber schon der Großvater Theodors, Philipp Heinrich Althaus, siedelte als Prediger nach Blomberg über. Hier wird am 11. März 1790 Georg Friedrich Althaus, der spätere Generalsuperintendent des Fürstentums Lippe, Theodors Vater, geboren, der der genialen Fürstin Pauline seine Berufung nach Detmold verdankt. Seine Mutter ist die geist- und charaktervolle Tochter des berühmten Bremer Bischofs Dräseke, der, ebensosehr Christ wie Patriot, 1813 die Bauern seiner Umgegend mit der hinreißenden Gewalt seiner Rede gegen Napoleon entflammt hatte.

Tiefe Frömmigkeit, unbeirrbare Vaterlandsliebe und die Idee der Volkssouveränität — dies Erbe bedeutender Vorfahren — sind die Elemente, die in Theodor Althaus eine so einzigartige, ihm ganz eigene Verbindung eingehen.

1840—1844 studiert er Theologie zu Bonn und Jena, steht unter dem Einflusse G. Kinkels, begeistert sich für Hoffmann v. Fallersleben und den alten Arndt, hört bei Dahlmann und lauscht begierig den Klängen des rheinischen Liberalismus, ja selbst den sozialistischen Tönen, die damals von Frankreich herüber zu dringen beginnen. Für Volksvertretung und Preßfreiheit, für die bedrohte Leipziger Zeitung — für den vielumstrittenen, hochbegabten Dichter des Radikalismus, G. Herwegh, nimmt er Partei. Seine ersten Predigtübungen im theologischen Seminar haben die Themen: „Welche Gedanken sollen den Christen im Streben nach Freiheit leiten", und „Über den Wert eines öffentlichen Wirkens für das Gute". Sehr bezeichnend! — April 1843 besteht er, erst 20jährig, mit Auszeichnung sein Kandidatenexamen. Von 1843 bis 1844 genießt er das Leben in größeren Verhältnissen, das anregende Haus seines Großvaters Dräseke in Potsdam, die Kreise von Henriette Herz und Bettina v. Arnim in Berlin. Hier wie schon in Jena schließt er sich der Burschenschaft an, die in ihrer Zeit und auf sie einwirkend, leben wollte. So betätigt er seine politischen und sozialen Interessen im studentischen Leseverein, der allerlei Kämpfe mit dem Senat und dem Ministerium Eichhorn auszufechten hatte. Schon hier verlangt der kaum 22jährige im Gegensatz zu dem vorsichtigen Liberalismus vollen Einsatz der Persönlichkeit, Opfer — und sei es auch des Lebens — für die heiligen Ziele Freiheit und Einheit. Ein geborener Radikaler — und doch war sein Radikalismus der Gegenpol des überreizten Subjektivismus, wie die Berliner „Freien", die beiden Bauers, Buhl und Baron Böhm ihn ausprägten, — von dem einen Drange geboren, eine geschichtliche Wirklichkeit hervorzubringen.

Die akademische Laufbahn als Theologe gibt er auf unter dem Eindruck einer Verordnung, die jede Habilitation von der Erlaubnis des Kultusministers abhängig machte; Philosophie und Geschichte, vor allem aber Politik bilden nun den Inhalt seiner Zukunftspläne. Geistige und politische Freiheit, demokratische, naturrechtliche Gleichheit, gehalten von einem kräftigen Nationalgefühl, das sind die Grundlagen seines damaligen Denkens, die er, für drei Jahre nach Detmold heimkehrend, schriftstellerisch auszugestalten gedenkt. Dort wird er Ende 1844 zum regen Mitarbeiter der Weserzeitung, dem damaligen Hauptorgan des vormärzlichen norddeutschen Liberalismus. In einer Reihe von Artikeln gegen die katholisierende Bewegung, die von der Regierung ausging und in Hengstenbergs Kirchenzeitung ein eifriges Organ besaß, fordert er größere Lehrfreiheit, Gemeindefreiheit

und vor allem Aussöhnung des religiösen Bewußtseins mit den Ergebnissen der Wissenschaft und Bildung der Zeit. Er will der Kirche, die seit dem 18. Jahrhundert nur ein Departement des allgewaltigen Staates war, freien Raum in einem freien Staate verschaffen. War doch die Kirchenfreiheit die vornehmste Anwendung der Vereinsfreiheit und diese wieder das liebste Kind der Einzelfreiheit, die seinem chrichlich-republikanischen Sinn Ausgangspunkt war.

1835 waren D. Fr. Strauß' Leben Jesu, 1841 Feuerbachs „Wesen des Christentums" erschienen. Lösten sich die Grundlagen allen Christentums wirklich in einen großen Mythus der absichtslos dichtenden Phantasie auf, wie Strauß wollte? Mußte man mit dem mehr sozialistisch als materialistisch gesinnten Feuerbach das Christentum vernichten, „das Gott vom Menschen trennt, und darum den Menschen von dem Menschen; denn Gott ist nichts anderes als der mystische Gattungsbegriff der Menschheit?" Diese Fragen mußten den jungen politischen Theologen aufs tiefste erregen. Sehnsucht nach Weltwirklichkeit und Welttüchtigkeit, das Verlangen, aus aller Heuchelei herauszukommen, den inneren Menschen mit der äußeren Tatsächlichkeit seines Lebens in Einklang zu bringen, trieb ihn dazu, in die kirchlichen Verhältnisse seines Ländchens streitbar einzugreifen. Mit historischen Vorträgen im Gustav-Adolf-Verein und durch Begründung eines Lesevereins nimmt er sich der Volksbildung an. In einer Reihe geistvoller Artikel zur deutschkatholischen Bewegung und zu der von Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berufenen Kirchenkonferenz zeigt er schon früh seinen kritischen, den meisten Parteigängern überlegenen Geist. Zwischen dem pietistischen Fanatismus einer engherzigen Orthodoxie und der Brandfackel des Atheismus konnte für ihn nicht der innerlich wesenlose Deutschkatholizismus die Lösung sein, der ja nur „einig sei, in dem, was er nicht will" — sondern nur eine neue, undogmatische, aber keineswegs rationalistisch gedachte Kirche, die zum erstenmal in der Geschichte des Christentums den Versuch macht, alle, die sich um die Persönlichkeit Christi scharend, die Wahrheit suchen wollen, zu vereinen. Nur durch „die Liebe zur Wahrheit, zur Freiheit und zum Reiche Gottes auf Erden" sollen sie in der Einheit erhalten werden, die für den Frieden der Familien, für die Stärke des Vaterlandes und endlich für die große Aufgabe des Jahrhunderts selbst fördernder und notwendiger ist, als äußerlich feindselige Trennung dessen, was sich bewußt ist, dem andern nicht anzugehören. „Der Knechtschaft des Staatsinstituts, welches man jetzt Kirche nennt", will er ein Ende machen, der Protestantismus soll kein „schwacher Affe Roms mehr sein." „Die Einheit, die wir wollen, ist eine Einheit der unsichtbaren Kirche im Geist" — „Unser Christentum besteht in dem Bekenntnis, daß wir Christen sind, unser Protestantismus in dem alten Protest und in unserer Freiheit." Er sagt selbst mit Recht, daß dieser Versuch einer Kirche der Masse der Gebildeten seiner Zeit entspricht — „ihrer Unentschiedenheit und doch auf Einheit und Gewißheit leitenden Hoffnung".

Von Christus, sei er Erlöser oder nur Freund, will Althaus nicht lassen, eine Hebung des Christentums erstrebt er vor allem und sieht darin zugleich eine Hebung der arbeitenden Klassen. „Es ist für den Elenden ein furchtbarer Beweis gegen das Christentum, wenn man ihn mit der Praxis überführt, daß er Schuld an seinem Elend ist durch das Gebot des leidenden Gehorsams."

Das Jahr des nationalen Einheitsstrebens in der Kirche (1846) war ein Hungerjahr, vorausgegangen waren Jahre der Überschwemmungen und Mißernten, der Arbeitsstockungen und Handelskrisen mit ihren Tumulten (im Frühjahr 1845) und dem schlesischen Weberaufstand in Langenbielau (1844). Demgegenüber will Althaus den Fähigkeitsnachweis für sein Christentum erbringen, indem er auf die zersetzende Kritik eines Strauß und Bauer antwortet: „Nachdem es die Brüderlichkeit der Menschen, die Liebe, der Welt gebracht hat, nachdem diese zu einer bloßen Gleichheit vor Gott und einer anerkannt ungenügenden Privatwohltätigkeit verengt worden, ist auch kein anderer Fortschritt möglich, als mit der Liebe und Brüderlichkeit im großen und ganzen im Leben ernst zu machen."

Seine „Rheinfahrt im August" 1846, eine sozialistisch gefärbte predigende Prophetie in Versen, in der „das schwache Elend bittet, das trotzige Elend droht", und in der die kommende Revolution wetterleuchtet, wird, obwohl in der freien Reichsstadt Bremen erschienen, auf Antrag des preußischen Gesandten mit Beschlag belegt. Zensor und Verleger werden mit den strengsten Strafen, die Bremer Regierung selbst mit dem Abbruche der diplomatischen und merkantilischen Beziehungen bedroht. — So nimmt der Herausgeber Schünemann, gleichzeitig Verleger der Weserzeitung, seine Aufforderung

zu geregelter Teilnahme an der Leitung des Blattes zurück. Weder in der Kirche noch im politischen Leben schien in diesen gedrückten vorrevolutionären Tagen Raum für ihn zu sein. So bleibt er, sich immer mehr in literarische und poetische Arbeiten vertiefend, in der heimatlichen Zurückgezogenheit, bis er im Jahre 1847 endlich ein freies Literatenleben in Leipzig beginnt.

Diese stillen Jahre im Detmolder Pfarrhause sind es, die ihn mit der bedeutenden Persönlichkeit Malwida von Meysenbugs zusammenführen (s. d.). Die Verwandtschaft der künstlerischen und zugleich religiös-spekulativen Anlage entwickelt rasch in beiden tiefwurzelnde Freundschaft, ja Liebe, die zur Verlobung zwischen dem 22jährigen leidenschaftlichen Jüngling und der 28jährigen führt. Althaus legt den Grund zu jener Entwicklung, die Malwida in ihren berühmten „Memoiren einer Idealistin" gezeichnet hat: aus der Aristokratin der Kleinstadt wird die flüchtige Demokratin, die Freundin der „Revolutionäre" A. Herzens, Mazzinis, R. Wagners und Nietzsches.

Mit überschwänglichem Dank bekennt er, wie wertvoll ihr Einfluß für ihn war. Überall ist auch in ihren Schriften seine Gedankenwelt nachweisbar. Unter ihrer besonderen Einwirkung steht das eigenartige größere Werk Theodors, das 1847 in Darmstadt erscheint: „Die Zukunft des Christentums". Vom Urchristentum, von seinem Geiste der Liebe, der Brüderlichkeit und der Gleichheit ausgehend, glaubt er, den historischen Moment für die Wiedergeburt des Christentums gekommen, für eine Erneuerung, die den ganzen Menschen in allen seinen Betätigungen, den religiösen, künstlerischen, sozialen und politischen ergreifen und in schöner ungebrochener Kraft zur Einheit mit Gott, mit sich selbst und der Welt, der Menschheit bringen soll." „Die Menschheit soll zum Körper des Geistes, — die Erde von Pol zu Pol zum Körper der Menschheit werden." Der Weg ist anarchistische Freiheit, das Ziel sozialistische Einheit in einem Gottesreich auf Erden — ein lustiges Gedankengebäude, das immerhin reich ist an allerlei Ideen, die heute z. T. ihre Verwirklichung finden.

Reifer und persönlicher gestaltet ist die kleine Schrift: „Märchen aus der Gegenwart" (Leipzig 1848). Der Schlußsatz dieses Büchleins, daß alles Edle in seinem Jugenddrang der Welt eine Torheit und den Leuten ein Märchen gewesen ist", verrät den Inhalt — es sind kleine Zeitbilder, teils aus dem eigenen, teils aus dem politischen Leben — geschichtliche Motive mit ihrer Beziehung zur damaligen „Gegenwart" hineingewoben. Überall überwiegt die Reflexion. Wirkliche Märchen oder zeitlose poetische Gestalten zu schaffen war seine Dichtergabe nicht stark genug. Auch nur wenige seiner Gedichte sprechen heute noch an oder sind überhaupt dem nicht geschichtlich Geschulten noch verständlich.

Das Leipziger Leben, 1847—1848, bringt nun den Kampf um die eigene Selbständigkeit und die Bekanntschaft mit bedeutenden Männern der Zeit, mit Ruge, Mautner, A. Meißner, M. Hartmann und Hebbel, führt ihn Laube und seinem Kreise zu und schenkt ihm die beglückende Freundschaft mit Julius Fröbel.

Das Jahr der politischen Katastrophe bringt auch den Bruch zwischen Althaus und Malwida v. Meysenbug. Althaus, vom wilden Strudel des politischen Lebens ergriffen, erlebt die Revolution in Bremen und Berlin und wird sogar zum Parlamentskandidaten in Lippe aufgestellt. Doch fällt die Wahl auf einen älteren Kandidaten der Opposition, und so wird er Berichterstatter in der Frankfurter Nationalversammlung für die von Karl Andree redigierte demokratische Bremer Zeitung. Schon im Juli 1848 übernimmt er ihre Redaktion. Als ihr Radikalismus in Bremen keinen Boden findet, verlegt er sie unter dem Namen „Zeitung für Norddeutschland" nach Hannover. Da Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone abgelehnt hatte und allenthalben im Volke Bewegungen entstanden, welche die Einführung der Reichsverfassung erzwingen wollten, rief auch Althaus im Leitartikel seiner Zeitung vom 13. Mai zur Einsetzung eines Landesausschusses auf, der ihre Durchführung mit bewaffneter Hand betreiben sollte. „Gegen Anarchie von oben und unten müssen wir uns rüsten und verbinden kraft unseres guten Rechts." — Also mit der anarchistischen Freiheit ist es nichts mehr — er hat gelernt; aber das Panier der Volkssouveränität hält er hoch. — Eine Anklage wegen Aufforderung zum Staatsverrat ist die Folge, und das Urteil lautet auf 3 Jahre Gefängnis.

Nach einjähriger, nicht allzu schwerer Haft, die aber die Keime einer furchtbaren Krankheit — Leukämie — zu vorzeitiger Entwicklung bringt, wird Althaus wieder befreit. Die Frucht der unfreiwilligen Muße ist das sehr reiche geistvolle kleine Werk: „Aus dem Gefängnis, Deutsche Erinnerungen und Ideale" (Bremen 1850), das die aus der Fülle gewaltigen Erlebens und ruhiger Besinnung gewonnene Reife verrät.

Aber literarische Tätigkeit war für Althaus

unter der neugestrafften Zensur ebenso wie der Staatsdienst ausgeschlossen. Da ebnet ihm Malwida in unveränderter Treue den Weg in die von Karl Fröbel, dem Bruder seines Freundes Julius Fröbel, geleitete Hamburger Frauenhochschule, in die sie 1850 eingetreten war. Diese Anstalt und die in enger Verbindung mit ihr stehende, vom Sozialisten Weigelt geleitete freie Gemeinde mußten ihm wie eine rettende Insel erscheinen. Hier an der konfessionslosen Gemeindeschule hoffte er, die Stelle eines Lehrers bekleiden zu können. Aber schon nach einmonatiger Tätigkeit wird der Mann, der „des Hochverrats angeklagt gewesen", unter dem Druck des erwarteten preußisch-österreichischen Besuches ausgewiesen. Schmerzliche Hoffnungslosigkeit läßt die schleichende Krankheit nun zu vollem Ausbruch kommen. Vergeblich sucht er in der Kaltwasserheilanstalt zu Stuer, später in Gotha, Erholung. Kaum mehr als ein Jahr schleppt er sich mit dem qualvollen Leiden, dann erlöst den noch nicht Dreißigjährigen am 2. April 1852 ein allzufrüher Tod.

Vom Christentum zum Sozialismus, von der Nation zur einigen Menschheit, das ist der ihm ganz eigenartige Weg. Er steht auf der radikalen Linken und hat doch sicheren Instinkt für Volk und Vaterland geschichtlichen Sinn und Sinn für Machtverhältnisse, für Ideen, die damals sonst nur von der Hüterin der Tradition, der Rechten, getragen wurden. Das Christentum ist ihm mit Hegel die Religion der Freiheit: Seine Gegner, die Staat und Gesellschaft mit dem Geiste eines positiven Christentums erfüllen wollten, das ein Recht individueller Entwicklung nicht zuließ, trifft er am Nerv ihres Wesens, daß sie das innerlichst Deutsche vermissen ließen: „die Ehrfurcht vor der Freiheit und Wahrheit des Heiligen".

> „Freiheit ist, wenn wahr die Herzen schlagen,
> und sein Eigenstes nur jedes spricht. Das
> ist deutscher Kraft harmonisch Walten, deren
> Klang die Seele weckt dem Mann."

Dies Eigenste in Wahrhaftigkeit und Echtheit soll gewahrt bleiben — wie für den einzelnen, so für die Nation. Hier ist Einheit der inneren Überzeugung, von der aus er das gesamte Leben neugestaltet wissen will. In dieser religiös-sittlichen Lebendigkeit ist ihm auch, genau wie Luther, die Beziehung zur Gemeinschaft unmittelbar gegeben.

Ethisch-religiöse Antriebe: Freiheitsliebe, deutsche Wahrheitsliebe und hilfsbereite Menschenliebe sind am Werk, wenn er seine neuen Formen von Staat und Gesellschaft baut. „Es weiß jeder die endlich erkannte Wahrheit, daß das ganze Gewerbe, aller Handel, alle Tätigkeit und Geschäfte fast ohne Ausnahme vom Haß und der Selbstsucht allein bestehen und sich auf sie gründen"... „Wenn wir die Formen unserer Gesellschaft sehen, so sprechen wir: Diese Menschen können keine Liebe haben." Der tötende Mechanismus der Arbeit um das tägliche Brot, die widerwärtig rechnende und spekulierende Industrie, die geistlose bürokratische Maschine — all dies Grauen und diese Leerheit und dieser geschäftige Tod — sind solche Formen, welche die Liebe verhöhnen"... Er will aus einem neuen Geist der Liebe und Freiheit heraus neue Verhältnisse und Einrichtungen schaffen und so die Menschen zum Guten führen, es ihnen erleichtern, es ihnen als das Natürliche und Einfache erscheinen lassen. Ganz im großen und an die Wurzel greifend muß es geschehen... So entstehen all seine neuen Ideen von Familie, Ehe, Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechtes, Gesellschaft, Staat, Abschaffung des Erbrechts, Arbeitspflicht und Recht auf Arbeit. „Das starre Recht der freien Konkurrenz bringt die jammervolle Not hervor, in der alles Menschliche am Menschen zugrunde gehen muß" — „ja, sie zerstört auch die Ausbeuter dieses Rechts" — also sozialistische Bindung der Arbeit. — Weil er von der Wichtigkeit allgemeiner Einrichtungen für die Seele des einzelnen überzeugt ist, glaubt er, daß Christus neue Zustände schaffen wollte, lebendig aus dem verwandelten Innern der Menschen zur irdischen Verwirklichung drängend.

Und aus derselben Wurzel der religiös empfundenen Freiheitsidee heraus erwächst sein Verhältnis zu Heimat und Vaterland, Behauptung der Eigenart und Besonderheit. Recht auf individuelle Überzeugungen und ein Leben diesen gemäß fordert er für das Individuum — so auch für das Volk im ganzen. Wie Althaus für die einzelnen glaubt, „daß die besten Charaktere sich am innigsten auf den Höhen der reinen Ausbildung jedes Eigentümlichen berühren", so glaubt er, daß gerade die volle, auch politische Ausbildung der deutschen Eigenart zu einer wahren europäischen Völkergemeinschaft führen müsse. Den Einzelstaaten gewährt er den weitesten Spielraum im Gegensatz zu den Parteigenossen, die meist streng zentralisieren wollen, weil das dem deutschen Volkscharakter gemäß sei. „Die Vernunft will nicht nur der Natur nebenher einen Spielraum lassen, sie will auch geradezu eine charakteristische, den Anlagen und dem

Naturell entsprechende Kultur des einzelnen neben und in der allgemeinen. Ganz konsequent ist der nächste Schritt: „So christlich aufopferungsfähig" konnten die Patrioten denn doch nicht sein, daß sie die Deutschen lediglich als ein für die Menschheit unendlich segensreiches Kulturmittel verbraucht wissen wollten, während unsere politische Existenz verloren gegangen wäre." So findet Althaus schon 1848 den richtigen Durchdringungspunkt von Einzelvolk und Völkergemeinschaft: „Was Deutschlands einiger Geist für Europas Bildung geleistet, das hat bis heute Deutschlands politische Uneinigkeit an der Freiheit Europas gesündigt, und wie ein geteiltes Deutschland Ziel und Mittel des europäischen Despotismus war, so wird nur ein einiges Deutschland Schwert und Schild der europäischen Freiheit und Gerechtigkeit sein."

Entschlossen stellt er die Freiheit hinter die Einheit. Nicht die Freiheit sei das Eigentümliche der deutschen Bewegung. Sie war es vielmehr, die Deutschland mit allen Völkern gemeinsam hatte. „Das volle Gefühl unserer Selbständigkeit, das hohe Ziel unseres eigensten Berufs und endlich die von Geist zu Geist entzündete, von Hand zu Hand verbundene Kraft zum öffentlichen Leben und großen Schaffen — fehlt uns, solange uns die Einheit fehlt." Die Einheit ist ihm der eigenste Charakter der deutschen Bewegung und wichtiger als die Formen der Freiheit — denn ohne sie hat Deutschland keine Macht, in die große Arbeit der Völkerbefreiung, der internationalen Verbrüderung und Gerechtigkeit ebenbürtig einzutreten. Und hier taucht schon die Idee einer mitteleuropäischen Union mit Österreich und seinen Nationalstaaten auf, die Friedrich Naumann später ausgebaut hat. Dieser große Völkerverein mit seinem Volkshause, in dem die Deutschen als „Apostel der Menschheit" berufen sind, zu vermitteln, wird ihm das Vorbild für Völkerbund und Menschheit. „Die Menschenwelt wird bewußt und ganz erfüllen, was die Griechen zum Teile ahnten, als sie die natürliche Welt einen Kosmos, ein harmonisches Ganzes nannten."

Gewiß ein Kosmopolit, und doch vor allem ein Deutscher, mit seinem ergreifenden Glauben an die weltüberwindende Macht seiner tiefbewegten Innerlichkeit.

Georg Weerth (1822–1856)

Der erste Arbeiterdichter

Die Firma Passavant & Co., Textilien en gros, unterhielt eins ihrer Handelshäuser in Bradford, dem Mittelpunkt der jungen, ungestüm ins Kraut schießenden englischen Industrie. In dem Kontor des Hauses saß in den vormärzlichen Jahren über dicken Geschäftsbüchern und einer weltweiten Korrespondenz ein junger Kaufmann. War sein langer Arbeitstag zu Ende, so ging er heim durch die schmutzige, qualmige, lärmerfüllte Stadt zu der Miß Woodcock, seiner Wirtin. Dort trank er seinen guten englischen Tee vor dem Flackerfeuer des Kamins; er hätte auch wohl noch eine Pfeife geraucht, wenn das Pfund Tabak nicht geradezu 12 Schilling gekostet hätte; so las er, so plauderte er noch ein weniges mit den blassen Töchtern der Wirtin oder schrieb einen Brief an die gute Mutter daheim. Er fand Bradford abscheulich, dazu in jedem Grade langweilig, weil alle Art von Geselligkeit fehlte. Unverhohlene Abneigung hegte er gegen die Engländer, diese wortkargen, humorlosen, frömmlichgeschäftseifrigen Leute mit den spitzen Nasen und den noch spitzeren Frackschößen. „In diesem nebeligen, kalten, ungesellschaftlichen, greulich liederlichen Nest kann nur eine Fliege wie ich ausdauern, die schon mit allen Hunden gehetzt ist — oder ein Vieh", so floß ihm das Unbehagen in die Feder, als er gerade am Heiligen Abend 1844 an seinen Bruder schrieb. Und man darf sich darob nicht wundern; denn der es schrieb, war erstens jung, eben erst in seine zwanziger Jahre eingetreten, und er war zum andern ein Deutscher: man erkannte ihn wohl an seinem kurzen Mantel wie an seiner Gewohnheit, den Portwein aus großen Gläsern zu trinken, und nicht minder an seinem unbändigen Drang, zu lieben, zu lachen und zu singen.

Der junge Deutsche hieß Georg Weerth, er war 1822 in Detmold geboren, der Sohn des schon einige Jahre verstorbenen Generalsuperintendenten. Früh war er dem Nest entflogen, war in Elberfeld in die Handelslehre eingetreten und hatte später in Kontoren zu Köln und Bonn gearbeitet. Hier, im ökonomisch wie politisch und geistig weit fortgeschrittenen Rheinland, war er nicht nur in die Üblichkeiten des Geschäftslebens eingedrungen, er hatte sich auch munter in den unruhig dahintreibenden Strom des geistigen Lebens geworfen. Mit vielen bewegten Geistern der Zeit, mit Zeitungsmännern, Künstlern und Poeten, hatte er bald im Freundschaftsbunde gestanden. Er hatte neben der Kontorarbeit viel gelesen, studiert, philosophiert und dazwischen Rheinwein getrunken und gesungen. In diesen beschwingten Jahren hatte er selbst erst poetische Versuche gewagt, neue Reime über das alte Thema Wein und Liebe, und siehe, sie waren wohl gelungen. Der „Kölnischen Zeitung" hatte er etlichemal einen Beitrag geschickt, leicht Erzähltes und Dichtung von jener Art, die er selbst als humoristische Lyrik bezeichnete. Aber ob auch der Zwanzigjährige sich im Rheinland schon eines guten Namens erfreuen konnte, er hatte sich nicht halten lassen, er hatte in die Welt gemußt, — so saß er im Lande Yorkshire, in Bradford, dem greulich liederlichen Bradford.

Mochte ihm diese Zeit auch „wie ein rechter Tintenklecks in seinem sonst so nüdlichen Dasein" erscheinen, diese Jahre in England waren für Georg Weerth doch reich an innerem Ertrag. Er las viel und mit starker Beteiligung: französische Schriftsteller, englische Nationalökonomen und deutsche Philosophen. Eindringlicher aber studierte er aus dem weit aufgeschlagenen Buche Wirklichkeit, aus der ganz neuartigen Wirklichkeit der Dampfmaschinen, der Glutöfen und Qualmschlote. Und weil er nicht nur die Augen, sondern auch das Herz weit aufmachte, sah er mit Grauen in Abgründen des Elends die grauen Massen der neuen Klasse Proletariat, bleichwangige Männer, Weiber, Kinder, — und auf der anderen Seite die gewissensstumpfen neuen Herren, die Glücksritter auf dem Felde der freien Konkurrenz. Weerth mischte sich unter die Meetings der Volksmassen, er diskutierte mit Tories und Radikalen, er kam durch die Hospitäler und Arbeitshäuser. „Man muß sich in England mit dem armen Volke abgegeben haben, um zu wissen, was es für Unglück auf der Welt gibt; es kann einen Bär zum Weinen bringen!" schrieb er nach Detmold an die Frau Generalsuperintendent, die ihn wohl besorgt zur Mäßigung mahnte.

An manchem Sonntag fuhr Georg Weerth hinüber nach Manchester, um vor allen anderen einen Freund zu besuchen, den er in Briefen als „deutschen Philosophen" und einen „himmlisch guten Menschen" vorstellt. Die beiden waren im Innersten gepackt von all dem menschlichen Jammer vor ihren Augen; und beide zogen aus Beobachtung und Besinnung den Schluß, daß alle liberalen Theorien der Malthus, Ricardo, Smith und so weiter zuschanden würden an diesem Elend im Schatten des neuen Reichtums; da könnten keine Petitionen helfen, keine Abschaffung der Kornzölle, keine Parlamentsreformen oder was sonst auf den Meetings verhandelt wurde, jetzt gelte ein anderes, neues Feldgeschrei: Sozialismus!

Wie? War der Poet unter die Politiker gegangen? Er war es wohl nicht in dem Sinne, als ob er sich je nach der Macht gestreckt hätte. Seiner Art entsprach eher der Protest aus prophetischem Zorn. Aber er war doch alles andere als ein wirrer Schwärmer; man kann ihn zu den ersten zählen, die der anbrechenden Epoche bis auf den Grund schauten und den Dämon der Zeit, um ihn zu bannen, bei Namen nannten. Und nun klang die sozialistische Erschütterung wider in neuen, harten und trotzigen Versen: jedes Gedicht ein heiliges Donnerwetter gegen eine angeklagte menschliche Ordnung. Der Sohn aus dem geistlichen Hause wurde der erste in jener Reihe von Sängern, die wir bis auf unsere Tage Arbeiterdichter nennen.

Ein Katarrh, der nicht enden wollte, vertrieb Weerth 1846 aus der rauhen und stickigen Luft des englischen Industriereviers. Es fügte sich, daß er Reisevertreter für ein großes Bradforder Handelshaus werden konnte. Von Brüssel aus gingen die Fahrten durch Belgien, Holland, Frankreich und das Rheinland. Ein Leben nach seinem Herzen! Wie oft hatte er sich in der englischen Fabrikwüste danach gesehnt, „wieder einmal das Trojanische Pferd zu satteln" oder „wie Peter Schlemihl zu springen, wohin man wollte". Nun konnte er zwar nicht springen, wohin gerade sein Sinn stand, wohl aber dahin, wo gerade ein guter Abschluß in Wolle oder Leinengarn winkte, sei es in Amsterdam, in Haarlem oder im Haag, in Lüttich oder Verviers, in Lille oder Paris. Und Kaufmann sein, das hieß in dieser Frühlingszeit kommerzieller Welteroberung noch mit vollen Segeln fahren, das hieß wetten und wagen. Georg Weerth war darum gern Kaufmann, wenn er auch sein Leben lang mehr war als dies. Kostbare Früchte dieser Wanderjahre sind die Briefe an die gute Mutter in Detmold: bilderbunte, heiter beschwingte Berichte, manchmal geladen mit Ausgelassenheit und Witz, manchmal zart durchklungen von Heimatsehnsucht und Sohnesliebe, immer in funkelnder Sprache geschrieben, so daß man heute noch beim Lesen wünscht, Gutenbergs Kunst wäre einmal angewandt worden, um eine Auswahl Weerthscher Briefe zu einem Schatzkästlein zusammenzutun.

Dann kam das Jahr achtundvierzig. Es mußte entscheidungsvoll werden für jemanden, dessen Kopf voll rebellischer Gedanken saß. Weerth weilte gerade in Rotterdam, als dorthin eine Taubenpost die Nachricht brachte, in Frankreich sei der Bürgerkönig davongejagt worden. Da fühlte er es in sich wie pfingstliches Brausen, er ließ Wolle und Leinengarn, nun konnte es nur eine Parole geben: nach Paris! Als er nach mühseliger Reise ankam, standen noch die Barrikaden, die Wachtfeuer brannten, die Nationalgarde marschierte in den Straßen. Weerth jubelte: „Diese Revolution wird die Gestalt der Erde ändern, und das ist auch nötig!" — Und: „O, liebe Mutter! ... man muß dabei gewesen sein, um zu begreifen, wie man auf offener Straße vor Freude weinen kann!" Er schritt durch die Tuilerien, wo die Verwundeten lagen; er fand unter ihnen einen Bekannten aus Brüsseler Tagen; zusammen gingen sie nun durch den Palast; sie frühstückten an dem Tische, an welchem der Mann mit seinen Ministern konferiert hatte, den Weerth als den „niederträchtigsten aller gekrönten Schufte" verachtete; und um sich selbst den Sieg des Volkes zu bestätigen, schnitt er sich als Andenken eine Troddel ab von dem rotseidenen Thronbaldachin im Tuilerienpalast. Weerth erlebte Tage, die ihm als die kostbarsten seines Lebens erschienen.

Dann, als der Märzwind auch über Deutschland dahingefahren war, spitzte er noch einmal seine Feder, um auf dem publizistischen Felde den Kampf des Volkes mit durchzufechten. Er wurde, ohne daß er seine geschäftliche Tätigkeit dabei ganz aufgegeben hätte, sogar Redakteur des Feuilletons an einer neuen Zeitung. Und — was für sonderbare Begegnungen es doch im Menschenleben gibt! — in diesem neuen Bereich traf er zu gemeinsamer Arbeit mit Ferdinand Freiligrath zusammen, der nicht nur ein Landsmann, sondern sogar ein Sohn aus dem befreundeten Nachbarhause der Weerths war. Auf wen Georg nun in den Spalten der Zeitung auch zielte mit der leichten literarischen Waffe, ob auf den deutschen Spießbürger, den Bourgeois oder den Aristokraten, immer blitzten die Hiebe von Humor, von

Geist und überlegener Verachtung. Leider ereignete es sich, daß eine gegen junkerliche Anmaßung im allgemeinen gerichtete, von den Hütern der staatlichen Ordnung aber im besonderen auf den Fürsten Lichnowsky, Abgeordneten zur Paulskirche, bezogene novellistische Verulkung, betitelt „Thaten und Abentheuer des berühmten Ritters Schnapphahnsky", ihn vor einen Richter brachte, der keinen Spaß verstand. Ach, und längst war die Tragikomödie von 48/49 verklungen, längst war wieder Friedrich Wilhelm IV. und der kleineren Herrscher Gottesgnadentum restauriert, und in der Paulskirche wurde wieder ordentlicher lutherischer Gottesdienst abgehalten, da mußte Georg Weerth im Klingelpütz zu Köln am Rhein für dieses journalistische Zwischenspiel seines Lebens noch drei Monate absitzen.

Die Niederlage von 1849 bedeutete für den nun Siebenundzwanzigjährigen einen innerlich nie ganz verheilten Bruch. Da hatte er sich mit seiner ganzen Gläubigkeit an die Idee der Volksfreiheit und sozialen Gerechtigkeit gehängt; und alles, wofür er gekämpft, war erwürgt in einer Reaktion, die dem freien Geiste als sinnloser Anachronismus erscheinen mußte. Es war ihm weh ums Herz, wenn er an die Freunde dachte, die versprengt in aller Welt saßen, sofern sie nicht in preußischen Gefängnissen büßten. Weerth gehörte nun einmal zu der geschlagenen Truppe: was blieb ihm zu tun übrig? Er war zu stolz und gerade, als daß er seine Gesinnung hätte umbiegen lassen; er war zum andern besessen von einem zu unbändigen Lebensdrang, um in heroischer Geduld und Entsagung den Tag der Zukunft abwarten zu können. So blieb ihm nichts als der Rückzug auf seinen privaten Umkreis und die Arbeit, die gute Trösterin.

Weerth hatte das Glück, wieder eine Arbeit voll eigener Spannung zu finden. Das Hamburger Haus von Emanuel & Sohn schickte ihn auf neue Reisen. Wieder fuhr er durch die Stürme des Kanals, wieder durchreiste er Frankreich. Zwischen allen Geschäften konnte er in Paris alte Freunde besuchen und den Tuilerienpalast diesmal von außen besichtigen. Am Kai von Calais begegnete ihm die schöne Spanierin Lola Montez, das große Ärgernis für die Untertanen des Bayernkönigs; und sie erzählte ihm „einen großen Teil ihrer Aventüren mit dem eigenen schönen Munde". Die wechselnden Konjunkturen jagten ihn über die britische Insel; wieder fand er Bradford abscheulich, und wie stets zuvor überwältigte ihn der Eindruck von London, „diesem Ungeheuer von Pracht und Elend". Er hörte in Holland die Fischweiber schreien und die Glockenspiele von den Kirchen klingen: es gab vielerlei zu sehen in der Welt.

Dann machte er sich, um neue Beziehungen anzuknüpfen, auf die Reise nach Spanien und Portugal. Spanien: das war nun doch einmal sommerliche Pracht in den späten Monaten des Jahres, das war des Südens berauschende Buntheit, ein Gluthauch von Afrika. Er sah Kadiz wie ein Häuflein elfenbeinerner Paläste und den Felsen von Gibraltar wie einen springenden Löwen aus dem dunkelgrünen Meer steigen, von Granada ging er hinauf zur arabeskengeschmückten Alhambra; er stand, Melodien summend, vor dem originalen Hause des „Barbiers von Sevilla"; dann fuhr er im stolpernden Karren über die Sierra, vorbei an des Don Quichotte hochberühmten Windmühlen, bis nach Madrid in der rauhen Ebene; er sah ein Stiergefecht und den Eskorial. Und zwischen allem gotische Kathedralen, maurische Paläste, schöne Spanierinnen, Männer in farbigen Schärpen, singendes und tanzendes Volk, Murillos Meisterwerke, Orangenbäume, Weinberge und immer wieder das sonnenrot flimmernde Meer. Zum Schauen geboren, ließ Weerth wieder die Vielfalt der Bilder durch alle Tore einströmen in seine begierige Seele. Wenn er auch nur Briefe schrieb in dieser Zeit, so leuchtet aus ihnen die Kunst, für Landschaften, Farben, Menschen, Stimmungen und Gedanken die ganz plastische Sprache zu treffen. „Weerth spricht jetzt Feuilletons", sagte einer seiner Freunde, der an den Reiseberichten sein Ergötzen gehabt hatte.

Überhaupt war der Dichter in ihm nicht tot, auch wenn er jetzt, da noch alle Wunden schmerzten, nicht den Auftrieb verspürte, wieder in die Reihen der deutschen Schriftsteller zu treten. Er kam nicht nach Paris oder London, ohne sich nach den armen Poeten umzuschauen, die sich hier durchkümmern mußten; und wenn er in Hamburg aus seinem Kontor kam, so mußte er erst zum Verleger Campe, um zu sehen, was es Neues in der literarischen Welt gäbe. Er selbst wollte auch die Feder nicht für alle Zeiten beiseite gelegt haben. „In den Jahren, wo gewöhnlich Schriftsteller erlöschen, werde ich erst die Bühne besteigen, und, ich weiß es, mit Erfolg!" so schrieb er einst an die geliebte Betty Tendering. Er wollte nur nicht unter den Zwang kommen, für das tägliche Brot schreiben zu müssen; so wollte er erst seine Geschäfte treiben, wollte Geld verdienen, möglichst viel Geld, und dann, nach einem Jahrzehnt vielleicht, ganz der literarischen Arbeit

leben — als ob der Mensch seinem Leben selbst den Sommer und den Herbst setzen könnte.

Solche Zukunftspläne blähten seine Segel und trieben ihn weit und weiter in die Welt. Am 2. Dezember 1852 bestieg Weerth in Southampton die „Parana", die Kurs auf Westindien hatte. Siebzehn Tage später ging er in St. Thomas, der kleinen Insel im mittleren Amerika, wieder an Land, um von diesem Punkte aus zu neuen Märkten vorzudringen. Mehr als zwei Jahre, länger als es ursprüngliche Absicht war, hielt ihn Amerika fest. Es trieb ihn durch Länder und Meere: durch die Inselwelt, durch die Urwälder am Orinoko, durch die Pampas und die Anden, durch Mexiko und Kalifornien. Er drang vor in kaum erschlossene Wildnisse; er schlug sich herum mit Negern, Mulatten und Indianern; er jagte zu Pferde durch die weiten Grasebenen des südlichen Kontinents; er lauerte den Ungeheuern des Urwaldstromes auf und schickte Kisten voller Merkwürdigkeiten an seinen Bruder Carl, damit er sie dem Detmolder Museum einreihe; er sah in diesem Weltteil die Natur in ihrem letzten Lebensüberschwang — Wunder auf Wunder! Und als ob der heiße Lebensstrom dieser tropischen Welt auch seine Seele durchflösse, steigerte sich in ihm die eigene Lebensspannung, seine Augen tranken begieriger denn je zuvor, brennende Unruhe riß ihn von einem Abenteuer ins andere.

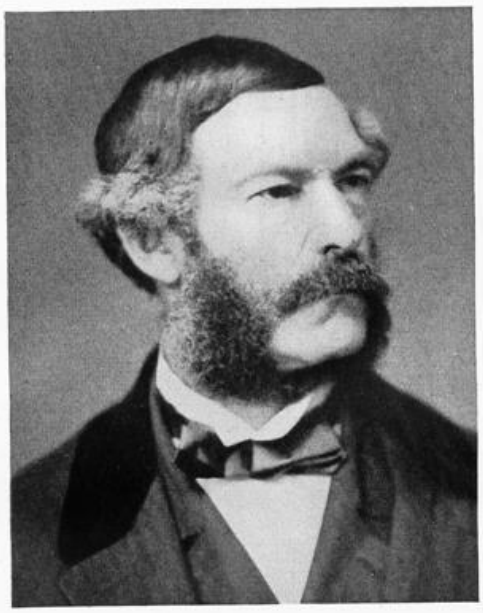
Im dritten Jahre kehrte er heim: um über seine Geschäfte abzurechnen, um die Angehörigen wiederzusehen, um vor allem vor die Geliebte zu treten, die schöne Betty Tendering. Bei seiner letzten Reise in Deutschland war er ihr begegnet und in Liebe entbrannt, ihr Bild hatte ihm in der Neuen Welt in jeder Stunde vor Augen gestanden. — „Der Sacramento kennt Ihren Namen so gut wie der Chimborasso und die Grasfläche der Pampas", schrieb er ihr. — Nun warb und flehte er um ihre Liebe; und sie, ein rätselvolles Weib, unberechenbar im Gewähren und Versagen, stürzte ihn in alle Qualen eines enttäuschten Herzens mit ihrem Nein.

Noch ehe das Jahr 1855 zu Ende ging, verließ er Europa wieder, zum zweiten Male ein geschlagener Mann. „Trotz alledem", so schrieb er, „wurzle ich mit tausend Fasern in der Erde, die ich fliehe; ich weiß, daß ich nur an die Alte Welt denken werde, während ich in der Neuen wohne". In diesem Aufschrei offenbart sich noch einmal die ganze schmerzliche Zerrissenheit seines Innern. Drüben, jenseits des Meeres, wich seine tiefe Mutlosigkeit erst langsam der Hoffnung, der Schmerz werde abklingen unter neuen Fahrten und neuer Arbeit und unter den Pflegehänden der Trösterin Zeit. — Aber wer kennt des Menschen Zeit?

Im Sommer des anderen Jahres wurde er schon begraben, in Havanna, fern von der Heimat. Er hatte eine Reise durch Haiti hinter sich gehabt, matt und krank war er wieder auf Kuba angekommen. Eine Woche lang hatte ihn das Tropenfieber geschüttelt, da erlag er der tückischen Krankheit am 30. Juli 1856.

Er starb, bevor er noch in die Mittagsstunde seines Lebenstages eingetreten war, ohne daß seiner Liebe Erfüllung, seinen Plänen der Erfolg, seiner Kunst das Meisterstück und seiner Unrast der irdische Friede vergönnt war: ein Unvollendeter. Aber wie aus einem Fragment hohe Kunst aufleuchten kann, so mag man das tragisch kurze Leben Georg Weerths doch reich erfüllt nennen. In ihm entfaltete sich ein Mensch, der außergewöhnlich war in jeder Ausdehnung seines Wesens, mit reichem Geist und einem großen fühlenden Herzen begabt, immer ganz dem Leben hingegeben, nach seinem eigenen Wort von ganzer Natur „Antiphilister", in allem ein wackerer Streiter in dem Kampf um der Menschheit große Anliegen.

Wird nun noch im einzelnen gefragt, was er als Dichter bedeutet habe, so darf man nicht Rat suchen bei der gängigen Literarhistorie, denn die beschwerte sich nicht mit der Erwähnung dieses Namens; man darf auch nicht rundfragen in seiner Vaterstadt, denn auch die ließ ihn sträflich in die Unbekanntheit sinken. Wer sich aber die Mühe machte, seine Gedichte zu suchen, der wird dahin belehrt sein: der einst die „Lieder aus Lancashire" in die Welt sang, dessen Name gehört mit vollem Anrecht auf die Ehrentafel der deutschen Dichter.



Franz Hausmann
1818—1876

Küster Sauerländer
1817—1899

Malwida von Meysenbug
1816—1903

Luise Koppen
1855—1923

Landesbibliothek · Provenzal

Franz Hausmann (1818–1877)

Stadtsyndikus zu Horn, Reichstags- und Landtagsabgeordneter

Auch dieser eigenwillige Mann hat erst nach seinem Tode eine ruhigere sachliche Würdigung seines Lebens erfahren. In der Zeit seines Wirkens und Kämpfens wurde er mehr als andere von der Parteien Haß und Gunst getragen, von den breiten Massen des Landvolkes begeistert verehrt, von den Gebildeten des Landes dagegen abgelehnt. Oft nicht ohne bittere persönliche Spitzen.

Aber aus seiner Lebensleistung heraus rechtfertigt sich eine persönlich-geschichtliche Würdigung dieses eigenartigen Mannes und der Kämpfe, in die er gestellt wurde oder die er seinen Zeitgenossen aufnötigte. Daß diese Lebensleistung letztlich den breiten Schichten des lippischen Volkes galt, den Bauern und Arbeitern, deren völkisches und soziales Los in der Zeit vor 100 Jahren keineswegs rosig war, läßt ihn gerade in dem heutigen Ringen um die gleichen Probleme als Vorkämpfer erscheinen für die völkische und soziale Gleichberechtigung aller Menschen auf deutscher Erde. Wer Franz Hausmann und seine lippischen Kampfgefährten jener bewegten Zeit, die Bürten und Echterling, die Moritz, Brand-Lieme und Asemissen usw. gerecht beurteilen will, wer sich dabei nicht nur auf die publizistischen oder rednerischen Ergüsse dieser Männer stützt, sondern auch auf die politischen und sozialen Unzulänglichkeiten der vorigen Jahrhundertmitte, gegen die sie sich mit aller Macht stemmten, der kommt zu einem den Inhalt und das Ziel ihres Lebens günstiger beurteilenden Ergebnis. Es ist, geschichtlich betrachtet, interessant, daß nicht nur Hausmann und Bürten, die Exponenten der um die Jahrhundertmitte fortschrittlich gesinnten Volksschichten, sondern später auch Oskar Asemissen sich in vielen ihrer Reden und Aufsätze immer wieder auf die Fürstin Pauline berufen, darauf, daß man ihr Erbe verleugnet oder vertan habe und daß es darauf ankomme, ihr politisches Testament zu erfüllen. Inhalt und Wegweisung dieses Paulinischen Testamentes war ja auch nur das Glück ihres Landes, die geistige und politische Freiheit ihres Volkes, die moralische und wirtschaftliche Hebung des kleinen Mannes, Liebe zum Volke schlechthin, in deren Dienst sie sich kämpfend verzehrt hat zeit ihres Lebens hindurch. Daß Paulines Nachfolger, der Sohn wie auch ihr Enkel, mehr und mehr von diesen Grundlagen abrückten, daß dem politisch-sozialen Frühling des ersten Paulinischen Vierteljahrhunderts die Kälte der vormärzlichen Epoche folgte, daß die wirtschaftlich und gesellschaftlich starken Schichten der alten Landstände von Ritterschaft und Städten sich immer stärker in Gesetzgebung und Verwaltung des Landes einschalteten und Bauern und Arbeitern jedweden öffentlichen Einfluß versagten, daß um Kleines und Kleinstes mit diesen alten Mächten gerungen werden mußte, das ist es nicht zuletzt, was dem Achtundvierzigertum der lippischen Heimat und den Jahrzehnten zwischen 1850 und 1876 den hetzerisch scheinenden Hintergrund verschaffte, was die an sich ehrenwerten, geachteten, gutmeinenden Menschen mit so viel Bitterkeit, Einseitigkeit, Mißtrauen und Unduldsamkeit gegen andere erfüllte. Franz Hausmanns Leben, dessen Wirken sich in dem Menschenalter von 1845—1877 abspielte, wird man viel gerechter beurteilen, wenn man sich die in der Moderluft des Frankfurter Bundestages erstickte volkstümliche Verfassung Paulines von 1819 und den Staatsstreich Leopolds III. von 1853 vor Augen hält, also Ereignisse aufrührendster Art, die zu einer tiefen und breiten Verbitterung geführt hatten. Auch ist zu bedenken, daß die führenden Menschen jener Zeit nicht weniger stark unter der politisch-territorialen Zerrissenheit des deutschen Vaterlandes litten und daß sie in den Fürsten und Kabinetten vielfach mit nur zu großem Recht die Kräfte des Widerstandes gegen die Reichswerdung und -erfüllung erblickten.

Franz Hausmanns Wiege stand in der alten Stadt Horn, wo sein Vater Amtsrat war. Am 4. März 1818 geboren, durchlief er die Volksschule und das Gymnasium, studierte die Rechte und wurde, dem Rate des alten Herrn folgend, Stadtsyndikus in seiner Vaterstadt und damit von der Regierung in Detmold unmittelbar unabhängig. In den vormärzlichen Tagen war besonders das alte Horn der neuen fortschrittlichen Zeit treu ergeben. Hausmann und Bürgermeister Schierenberg waren Führer der neuen Bewegung. Mit 500 von 600 abgegebenen Stimmen

haben die damaligen Hornschen Bürger ihrem soeben 30jährigen Stadtsyndikus das Mandat zum 1849er Landtag anvertraut, dem der Bürgermeister Schierenberg als zweiter Erwählter an die Seite trat. Tagte die deutsche Nationalversammlung in der Paulskirche zu Frankfurt, so erwählte sich das kleinstaatliche lippische Volksparlament als Versammlungs- und Beschlußort die alte Detmolder lutherische Kirche, und wie in Frankfurt, so wurde auch in Detmold unendlich viel geredet, wurde der Himmel aller Hoffnungen und Wünsche auf die arme Erde herniedergeholt und ein in Gesetzgebung und Verwaltung, Wirtschaft und Kultur glücklicheres, schöneres Lippe gefordert.

Die Fülle der Eingaben aus dem Lande war riesengroß, die der Anträge aus dem Kreise der Volksvertreter nicht minder. Im Vordergrunde natürlich die „Deutsche Frage", die „Grundrechte des deutschen Volkes", die „Verfassung", und von den materiellen Dingen die Frage der „Trennung des Staatshaushaltes vom Domanium" und die der „Steuer- und Finanzreform". In der „Deutschen Frage" sieht die kleine verfassunggebende Versammlung Franz Hausmann, im Gegensatz zu seinen reichsdeutschen Gesinnungsfreunden, in der antipreußischen Front. Regierung und Mehrheit des Landtags betreiben 1849 eine engere Verbindung mit Preußen. Hausmann wird Verfasser des Minderheitserachtens für eine Vereinigung der kleineren und mittleren Staaten als Gegengewicht gegen Preußen. Aber um so leidenschaftlicher tritt er gegen die Preisgabe Schleswig-Holsteins auf, dessen Heimkehr dann ja auch erst 1864 möglich wurde. Im ganzen war der 1849er Landtag ähnlich unfruchtbar wie die Nationalversammlung in Frankfurt. Zuviel auf einmal wurde erstrebt, von heute auf morgen wollten Hausmann und seine Freunde das Programm ihrer Bewegung verwirklichen, bis dann — nur das Schulgesetz von 1849 hatte eine längere Dauer — am Zuvielgewollten alles zerbrach. Auch Hausmann erkannte viel zu spät, daß sich in Deutschland, besonders in Preußen, der politische Wind gedreht hatte und daß die Detmolder Regierung dem Landtage mit stark verminderter Teilnahme gegenüberstand, daß ihn starke Kräfte des Hofes und des Landadels am liebsten los gewesen wären.

Den für Lippe entscheidenden Anlaß brachte das Jahr 1851. Paul Alexander Leopold, der kleine Sohn einer großen Mutter, starb. Wie sein Nachfolger Paul Friedrich Emil Leopold es zeit seines Lebens empfunden hat, am gebrochenen Herzen. Nur daß dabei nicht zugegeben wurde, daß Paul Alexander Leopold besser nie die Herrschaft über Land und Volk angetreten hätte. In seinen dreißig Regierungsjahren hat er, dem Beispiel der Mutter folgend, nur nach der Thronbesteigung einigen Regierungssitzungen beigewohnt. Dann hat er sich von den Regierungsgeschäften, soweit diese mit den Räten unmittelbar oder in ihrem Kreise zu erledigen waren, völlig zurückgezogen. Worauf er Teilnahme und Mitwirkung beschränkte, waren die landesherrlichen Rechte und Prägorative, Jagd, Pferde, Theater, Musik und eine schriftliche Vollziehung der seine Unterschrift benötigenden Staatsakte. Selbst seine unmittelbare Umgebung lebte in der Besorgnis, daß er die laufenden wichtigen Verwaltungsangelegenheiten nicht einmal lesend zur Kenntnis nahm. Also alles in allem genommen eine Persönlichkeit, die keinesfalls auf den Thron gehörte in einer von wirtschaftlichen und sozialen Spannungen und Umwälzungen erfüllten Zeit. Besonders auch in Lippe, wo der Übergang der einstmals blühenden Handweberei und Handarbeit zu den mechanischen Webstühlen und Maschinen geradezu verhängnisvolle Folgen zeitigte, wo sich Tausende von Familienvätern aus den althergebrachten wirtschaftlichen Bahnen gerissen sahen, bittere Not ums tägliche Brot allüberall einkehrte, Kolonate verödeten und Hunderte von Familien ihre Auswanderung nach Amerika begehrten, weil sie in der Heimat einfach kein Fortkommen mehr fanden.

Daß in einer solchen gärenden Zeit eine in jeder Beziehung unzulängliche Fürstenpersönlichkeit an der Spitze des Staates stand, gab den umstürzlerischen Zeitströmungen neue Nahrung und bildet letztlich auch die Erklärung dafür, daß das kleine Land, im Gegensatz zu Preußen, jahrzehntelang nicht zur Ruhe gekommen ist. Vielleicht liegt in diesen ja auch weiteren Volkskreisen bekannten Unzulänglichkeiten des Fürstlichen Amtes der Grund für die Weigerung Hausmanns, dem Nachfolger Paul Alexander Leopolds den Huldigungseid zu leisten, aus welchem Grunde man ihn jahrzehntelang aus dem Landtag entfernte. Die Folgen dieses Schrittes, der in sich betrachtet gegen Hausmann sprach, hat das Land in durchaus nachteiliger Form zu spüren bekommen. Hausmann hatte seine Zeitgenossen so stark mit Gegensätzen gegen die Landesherrschaft, Fürst, Regierung und Landtag erfüllt, daß sich der Verfassungsstreit allgemach zu einem Operettentheater entwickelte und oft genug den „Kladderadatsch", ein Berliner Witzblatt, beschäftigte.

Dem Versagen des Huldigungseides, dem sich neben Hausmann auch noch Althof, Pastor Kule-

mann, Echterling und Hagemann anschlossen, folgten „Ersatzwahlen", und den Gewählten sprach Hausmann in aller Form seine „Verachtung" aus. Es folgte aber der politisch viel bedeutsamere Staatsstreich von 1853, durch welchen das 1849er Wahlgesetz aufgehoben wurde, die kurze aber unheilvolle Rolle Hannibal Fischers als Kabinettsminister, die Nachfolgeschaft v. Oheimbs und de la Croix und der lange widrige Regierungsstreit mit der Stadt Horn, deren Wahlmänner Hausmann immer wieder in den Ständelandtag entsandten, obgleich die Regierung ihm den Zutritt versperrte. Hausmanns Opposition gegen alles und jedes nahm immer breiteren Umfang an und stürzte sich nicht zuletzt auch auf den Gesangbuch- und Leitfadenstreit, der ihn nach seiner inneren Einstellung zu solchen Dingen überhaupt nicht interessierte. Und mit den Protestationen gegen die Fürstliche Jagdrecht-Regelung, die den Bauern das Jagen auf eigenem Grund und Boden versagte, brachte er ganz naturgemäß auch das gesamte bäuerliche Landvolk auf seine Seite.

Inzwischen hatte die Regierung die von ihr verfassungs- und wahlpolitisch in Anspruch genommene Machtposition zwar formal bestätigt erhalten, aber die völkische Opposition und Verneinung aller Mitarbeit war schließlich doch so stark, daß jeder innere Fortschritt des Landes gelähmt wurde. Und der materielle Erfolg des Landesherrn in der Domanialfrage — 1869 wurde das Domanium von den Ständen mit knapper Mehrheit als Privateigentum des Fürstlichen Gesamthauses erklärt — hat nicht nur die Zeit Hausmanns, sondern auch die seiner politischen Nachfahren mit Bitterkeit erfüllt, bis er schließlich in der Novembernacht 1918 sich in ein Nichts verwandelte.

Erst am Ende seines Lebens, — 1876 — gelang die politische Aussöhnung Hausmanns mit den regierenden Mächten, nachdem ein Jahr vorher Paul Friedrich Emil Leopold, Paulinens Enkel, das Zeitliche gesegnet hatte und Fürst Woldemar, gestützt auf die Sachlichkeit und Redlichkeit Eschenburgs, den Frieden mit Hausmann erzwang. Auf der Grundlage des 1876er Wahlgesetzes zog Hausmann als Vertreter der III. Wählerabteilung der Ämter Horn, Schieder und Schwalenberg in den Landtag ein, nachdem er schon zehn Jahre lang dem Reichstag angehört hatte, in den ihn seine Landsleute mit immer steigenden Mehrheiten gewählt hatten, ohne daß er indessen dort eine führende Rolle zu erringen wußte.

Als er in den Dezembertagen 1877 starb, war eine gewisse politische Befriedung eingetreten. Geschaffen war ein leidlich genügendes Wahlgesetz. Die Bauern hatten ihre Jagdrechte zurückerhalten. Der Fürst hatte den Domanialzuschuß zu den Landesausgaben von 15 000 auf 60 000 Goldmark erhöht. Die Steuern hatten eine gerechtere Regelung erfahren und die unwürdig niedrigen Bezüge der Staatsdiener eine angemessene Erhöhung. Nach den Jahrzehnten erbitterten Streites war Ruhe eingekehrt. Dankbare Wähler und Freunde setzten Hausmann in der alten Stadt Horn ein Denkmal. Und der alte Vogel-Schacht, damals noch ein junger Lehrer, traf die Stimmung und Empfindung seiner Zeitgenossen, wenn er ihm in die offene Gruft nachrief:

Die Achtung aller sich erwerben,
Und dann zu scheiden, dann zu sterben
Ist ein beneidenswertes Los.

August Falkmann (1817–1890)

Rechtsanwalt, Archivar und Schriftsteller

August Falkmann wurde am 11. September 1817 in Detmold geboren. Unter den Augen seines Vaters, dessen bewährter Kraft damals die Leitung des Detmolder Gymnasiums anvertraut war, wuchs er in unmittelbarer Nähe der Bildungsstätte auf, die seinem strebsamen und aufgeweckten Geiste die erste Nahrung bieten sollte. Seine reiche Veranlagung, welche der belebende Einfluß des hochgebildeten Vaters schon früh zu einem umfassenden Wissen vertiefte, führte ihn schnell dem Ziele der Gymnasialbildung entgegen. Nach bestandener Maturitätsprüfung bezog er die Universität Göttingen, um die Rechte zu studieren. Die Georgia Augusta übte mit ihren Lehrmitteln und dem Kreise gleichgestimmter Genossen auf Falkmann eine solche Anziehung, daß er jeden Gedanken auf einen Wechsel der Hochschule aufgab und seine dreijährige Studienzeit ganz in der Leinestadt verbrachte.

Nach vollendeten akademischen Studien trat Falkmann in den Staatsdienst seines engeren Vaterlandes ein. Als nach dem frühen Tode des Archivars Wasserfall (1839) die Ernennung eines Nachfolgers sich erforderlich machte, glaubte die Regierung, die Verwaltung des Landesarchivs in keine geeigneteren Hände als die Falkmanns legen zu können, und freudig entsprach er dem an ihn ergangenen Rufe, welcher ihm die Aussicht eröffnete, liebgewordene Studien in einem neuen Wirkungskreise praktisch zu verwerten und hierbei auf dem Wege selbständiger Forschung in das Dunkel unserer Landesgeschichte einzudringen. Die Tätigkeit, die er neben seinem eigentlichen Berufe als einer der am meisten beschäftigten Anwälte des Landes ausübte sowie die Freude an edler Geselligkeit bewahrten ihn vor dem Lose der Männer, welche literarische Beschäftigung den Bedürfnissen der Außenwelt entfremdet. Er war ein liebenswürdiger, witziger und geistreicher Gesellschafter, seine Unterhaltung wirkte anregend und gewinnbringend. Als Anwalt stand er mitten im Leben, und an den großen Fragen, welche seine Zeit bewegten, nahm er lebhaften Anteil.

Die Obliegenheiten als Fiskalanwalt brachten Falkmann mit den wichtigsten Staats- und Rechtsangelegenheiten seiner Zeit in nahe Berührung. Von 1850—1890 ist in Lippe keine staatsrechtliche Frage zur Entscheidung gebracht, über welche man vorher nicht sein sachkundiges Urteil eingeholt hätte. Und die Entwicklung der früheren Verhältnisse bot hierzu oft Anlaß. Die hervorragenden Leistungen Falkmanns auf diesem Gebiet ruhen in den Akten der einzelnen Behörden und sind daher weniger in die Öffentlichkeit gedrungen. Aber erinnert sei an das umfangreiche Gutachten anläßlich der Abtretung der landesherrlichen Rechte über Lippstadt an die Krone Preußens und an Falkmanns rechtshistorische Ausführungen der die Gemüter damals so sehr bewegenden Domanialfrage. Wo es galt, gefährdete Gerechtsame des Fürstlichen Hauses oder des Landes gegen fremde Ansprüche zu verteidigen, da war Falkmann mit unermüdlichem Eifer tätig, aus dem Schatze des Archivs das Material herbeizuschaffen, dessen Beweiskraft zum Siege verhelfen mußte. Neben solchen Arbeiten, die die Praxis des viel in Anspruch genommenen Anwalts mit sich brachte, war Falkmann unausgesetzt literarisch tätig. Das rege geistige Leben, welches unter der behaglichen Beschaulichkeit der dreißiger und vierziger Jahre in der lippischen Residenz schöne Blüten zeigte, und das vornehmlich in verschiedenen Zeitschriften unter der Leitung vielseitig gebildeter Männer beredten Ausdruck fand, bot in höherem Maße als heutzutage Anlaß zu mannigfacher Betätigung schriftstellerischen Talentes.

Die hervorragendsten Verdienste erwarb sich Falkmann als Erforscher unserer Landesgeschichte. Im Jahre 1847 veröffentlichte er den ersten Band seiner „Beiträge zur Geschichte des Fürstentums Lippe", dessen zweiter Auflage sich zehn Jahre später der zweite Band anschloß. Es ist keine zusammenhängende Schilderung der Vergangenheit unseres Landes, welche der Verfasser darin gegeben hat — eine solche verbot sich von selbst durch die Beschaffenheit der zu benutzenden Quellen, die bei uns namentlich im frühen Mittelalter recht spärlich fließen —, sondern eine geschichtliche Bilderreihe, die aus verschiedenen Zeitab-

schnitten Taten, Sitten und Zustände in warmem Lokaltone vor Augen führt.

Das nächste größere Werk, welchem die unermüdliche Arbeitskraft Falkmanns zur Entstehung verhalf, waren die „Lippischen Regesten" (4 Bde. 1860—68). Den Ruhm dieser vorzüglichen Leistung teilt der Verstorbene mit dem um die Erforschung der Vergangenheit unseres Landes gleichfalls hochverdienten Geh. Ober-Justizrat Preuß in Detmold, dem er seit früher Jugend in treuester Freundschaft und steter Interessengemeinschaft verbunden war.

Das Interesse für vaterländische Geschichte verstand Falkmann auch in der Form einer freieren Behandlung zu wecken, wie sie der mündliche Vortrag oder das Feuilleton gestattet. Hier zeigte sich recht die künstlerische Kraft seiner Gestaltung, welche in formvollendeter Diktion zum Ausdruck gelangte. Der beengenden Zwangsjacke ledig, die das Unzulängliche der Überlieferung dem erzählenden Historiker anzulegen pflegt, setzt sich sein Geist in freiere und beschwingte Tätigkeit, indem er alle Züge, welche zur Abrundung und Belebung des Bildes erwünscht erschienen, mit schaffender und bildender Phantasie zeichnete, ohne mit der geschichtlichen Wahrheit in Widerspruch zu geraten.

In den letzten Dezennien seines Lebens wandte Falkmann alle Kraft auf das Studium der Zeit des Grafen Simon VI. (1554—1613), die eine Glanzepoche in der lippischen Geschichte bildet. Als Frucht der langwierigen, durch ein ungeheures Aktenmaterial erschwerten Arbeit erschien 1869 der dritte und 1882 der vierte Band der „Beiträge" unter dem Spezialartikel „Graf Simon VI. zur Lippe und seine Zeit". Der fünfte Band, welcher den Gang der Ereignisse bis ca. 1600 weiterführt, folgte im Jahre 1887. Diese Veröffentlichungen haben den Namen Falkmanns zu neuen Ehren gebracht und in weitere Kreise getragen. Die Darstellung zeigt in lebensvollen Zügen das Bild eines deutschen Territorialherrn aus den Tagen der Gegenreformation, dessen starker, die Ideen seiner Zeit voll erfassender Geist weit über die Grenzen des kleinen Landes hinaus, zu dessen Regierung er berufen war, sich Anerkennung und Geltung zu verschaffen verstand. Dem unermüdlichen Forscher, der eines schmerzhaften Leidens ungeachtet seine Studien über den Grafen Simon so weit gefördert hatte, daß die Veröffentlichung des letzten Bandes der Biographie nahe bevorstand, sollte es nicht vergönnt sein, die Vollendung der Arbeit zu erleben. Am 4. März 1890 stand das wunderbare Getriebe seines rastlosen Geistes plötzlich still, und die Feder, die soviel Gutes und Schönes gewirkt hatte, entsank für immer seiner Hand.

Die hohe Begabung Falkmanns hat dem Lande unschätzbare Dienste geleistet. Die Spuren seiner amtlichen Wirksamkeit wird die Zeit nicht verwischen, und noch lange werden seine Ideen als Grundlage späteren Urteils in Geltung bleiben, und seine geschichtlichen Werke sichern ihm ein ehrenvolles, unvergängliches Andenken.

Otto Preuß (1816 – 1892)

Schöpfer der Landesbibliothek

Unter den Männern, die sich um die Erforschung der Geschichte unseres lippischen Heimatlandes hohe Verdienste erworben haben, muß mit an erster Stelle Otto Preuß genannt werden. Er entstammte zwar nicht einem seit Jahrhunderten in Lippe ansässigen Geschlechte; als Niedersachse und Sohn des aus Hannover nach Lippe berufenen Prorektors und späteren Legationsrates Franz Ludwig Preuß hat er sich mit dem lippischen Boden aufs engste verbunden gefühlt und seine gesamte berufliche und wissenschaftliche Arbeit ausschließlich der engeren Heimat gewidmet.

Noch unter der Regierung der Fürstin Pauline, der großen Gönnerin seines Vaters, am 16. Juli 1816 geboren, wuchs Otto Preuß in seinem Elternhause im Geschwisterkreise schnell heran. Schon mit 17 Jahren erlangt er am Leopoldinum das Zeugnis der Reife. Auf Grund der in allen Fächern erreichten „vorzüglichen Kenntnisse" bezeugen ihm in seinem Reifezeugnis der Generalsuperintendent Weerth als „des Gymnasii Scholarch" und Falkmann als „des Gymnasii Direktor" die Hoffnung, daß er „bei Fortsetzung seines Strebens einst ein sehr brauchbares Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft werden" würde. Die Jahre 1834 bis 1836 sind die einzigen, die Preuß in seinem langen Leben außerhalb seiner Vaterstadt Detmold verbringt. Seine Universitätszeugnisse lassen erkennen, daß er sich in Berlin, Heidelberg und Göttingen mit großem Eifer dem Rechtsstudium hingegeben hat. Aber auch geschichtliche und geographische Vorlesungen hörte er; zu seinen Lehrern gehörten nicht nur große Juristen, wie die Professoren von Savigny, Thibaut und Mittermaier, sondern auch Jakob Grimm, der Historiker Dahlmann und der Geograph Ritter. Am 12. Juli 1837 besteht Preuß in Detmold seine juristische Prüfung mit dem Prädikat „Ausgezeichnet". Der Vorsitzende der Examinationskommission, der Kanzleidirektor Ballhorn-Rosen, teilt das erfreuliche Ergebnis dem Vater des Prüflings, der damals in Hannover weilte, mit dem Bemerken mit, daß er so wenig wie der Geh. Regierungsrat Petri, der ebenfalls der Kommission angehörte, sich eines so glänzenden Prüfungsergebnisses wie des von Otto Preuß erinnern könne. Als Auditor wird Preuß dem Amte Detmold zugeteilt, gleichzeitig gestattet die Regierung ihm auch die Ausübung der Advokatur. Im Jahre 1841 schon wird er als Hilfsarbeiter in die Obergerichte einberufen und zwei Jahre später zum Assessor bei diesen drei Gerichten — der Justizkanzlei, dem Kriminalgericht und dem Hofgericht — ernannt. Im Jahre 1868 wird er mit den Direktorialgeschäften des Hofgerichts betraut, im Jahre 1876 auch mit denen des Kriminalgerichts und der Justizkanzlei. Als Geheimer Oberjustizrat tritt Preuß anläßlich der Einführung der neuen Justizorganisation am 1. Oktober 1879 in den Ruhestand.

Hervorragende Klarheit und Schärfe des Urteils rühmten Zeitgenossen dem Richter Preuß nach, und auch der Jurist unserer Tage, der in den alten Akten Voten und Urteilen begegnet, die von der auffallend klaren Handschrift Preuß' abgefaßt sind, stimmt voller Überzeugung dieser Beurteilung bei. Preuß hat auch frühzeitig die Unzulänglichkeit der lippischen Gerichtsverfassung erkannt und schon im Jahre 1854 in einer Denkschrift Vorschläge für neue zeitgemäße Gerichtseinrichtungen zusammengefaßt.

Das ganze Rechtsdenken Preuß' wurzelte in erster Linie im älteren deutschen Recht, und immer war er bestrebt, den im lippischen Volke noch lebendigen Vorstellungen überlieferter heimischer Rechtseinrichtungen zur Anerkennung durch die Rechtsprechung zu verhelfen. Seine rechtsgeschichtlichen Studien führten ihn schon früh zur Beschäftigung mit der allgemeinen Geschichte. Dabei machte sich der Mangel eines Quellenwerks zur lippischen Geschichte stark fühlbar. Ungeachtet seiner starken Beanspruchung im richterlichen Berufe faßte er den Entschluß, alle auf die ältere Geschichte des Heimatlandes bezüglichen Urkunden zu ermitteln und nach der Zeitfolge geordnet unter Beigabe von Erläuterungen herauszugeben. Im Verein mit seinem Freunde Archivrat Falkmann machte er sich alsbald an die Verwirklichung des Planes. Besondere Schwierigkeiten bereitete die Aufspürung zuverlässiger Nachrichten für die älteste Zeit; diese konnten nur in auswärtigen

Archiven und Quellenwerken gefunden werden, denn das Fürstliche Haus- und Landesarchiv reichte nur mit einzelnen Urkunden bis in das 13. Jahrhundert hinauf, und auch aus dem fehdereichen 14. Jahrhundert war kaum mehr gerettet, als was sich in sicheren Gewölben einiger Klöster oder einer festen Burg erhalten hatte und schließlich in das landesherrliche Archiv gelangt war. Trotzdem gelingt es dem vereinten Bemühen der beiden Herausgeber, allein für die älteste Zeit von 783 bis 1300 insgesamt 473 urkundliche Nachweise zusammenzustellen und im ersten im Jahre 1868 im Verlage der Meyerschen Hofbuchhandlung erschienenen Bande den Freunden heimischer Geschichte zu weiteren Forschungen und Studien darzubieten. Nach zwölfjähriger unermüdlicher Arbeit können die beiden Gelehrten im Jahre 1868 mit der Herausgabe des vierten Bandes ihr Werk abschließen. In den Auszügen aus insgesamt 3294 Urkunden, deren letzte den Tod Simons V. im Jahre 1536 und seine Beisetzung in der Blomberger Klosterkirche betrifft, liegt nunmehr das ganze Quellenmaterial vom Mittelalter bis in das Reformationszeitalter hinein in größter Vollständigkeit vor. An Hand dieses reichhaltigen, von wertvollen Anmerkungen überall begleiteten Stoffes läßt sich die geschichtliche Entwicklung von Land und Leuten nach allen Seiten des Kulturlebens bis in die feinsten Fäden verfolgen. Gerade in der gegenwärtigen Zeit, in der die Freude an Familien- und Sippenforschung neu erwacht ist, bedeuten unsere lippischen Regesten eine wichtige Fundgrube für urkundliche Nachweise über Leben und Taten der Ahnen zahlreicher lippischer, westfälischer und niedersächsischer Geschlechter. Mit Hilfe der gewissenhaft zusammengestellten Namenregister kann jeder Forscher leicht ermitteln, ob Träger der für ihn in Betracht kommenden Namen in einer der vielen Urkunden sich erwähnt finden.

Die wissenschaftliche Kritik erkannte den Wert des Preuß-Falkmannschen Werkes einstimmig an, es bildet noch heute das einzige maßgebende Quellenwerk für die Geschichte des lippischen Landes; es wird auch seine Bedeutung behalten, wenn das Land Lippe als staatliches Gebilde aufgehört haben wird. Mit den Regesten hatte Preuß auch dem fürstlichen Hause ein Denkmal von bleibendem Werte gesetzt, denn hier wurden zum ersten und einzigen Male in Auszügen aus über 1000 Urkunden die Taten der Grafen und Edlen Herren zur Lippe von Bernhard I. im Jahre 1123 bis zum Tode Simons V. im Jahre 1536 in lückenloser Folge verkündet.

Schon bald nach Abschluß dieses großen Werkes wandte sich Preuß neuer wissenschaftlicher Arbeit zu. Im Jahre 1873 erschien das von allen Freunden der lippischen Heimat freudig begrüßte Werk „Die baulichen Altertümer des lippischen Landes". Angesichts der Achtlosigkeit, mit der in jener Zeit allgemein die Baudenkmale vergangener Blütezeiten der Architektur und Handwerkskunst behandelt wurden, war es höchste Zeit, daß auch in unserem Lande eine wissenschaftlich einwandfreie und doch volkstümlich gehaltene Darstellung der überkommenen bemerkenswerten Bauten aller Art der Bevölkerung dargeboten wurde. Erst aus der Aufnahme seines Hauses in das Werk ersah mancher Bürger und Bauer, welche Werte er sein eigen nennen durfte. Als Beweis für die günstige Aufnahme, die die „baulichen Altertümer" gefunden hatten, mag hervorgehoben werden, daß im Jahre 1881 eine zweite vermehrte Auflage erscheinen konnte. Wegen des räumlich so kleinen Verbreitungsgebietes des Werkes ließ sich der Wunsch des Verfassers, das Buch durch Beigabe guter Abbildungen zu bereichern, leider nicht erfüllen. In der Hoffnung, daß dieser Wunsch später einmal verwirklicht und unserem Lande damit ein Werk beschert werden könnte, wie es andere deutsche Länder damals tatkräftig in Angriff nahmen, brachte er eine reichhaltige Sammlung von Abbildungen lippischer Bauwerke zusammen. Diese jetzt im Besitze der Landesbibliothek befindliche Sammlung wird ihre Bedeutung behalten, auch wenn der gegenwärtige Zustand der Bauwerke durch Lichtbildaufnahmen genauer wird festgehalten werden können. Nachdem mehr als 60 Jahre seit dem Erscheinen der ersten Auflage des Werkes vergangen sind, besteht jetzt endlich begründete Aussich, daß mit weitgehender Unterstützung des Reiches die Inventarisierung der noch vorhandenen Baudenkmale Lippes bereits in diesem Jahre in Angriff genommen und beschleunigt durchgeführt wird. Manches von Preuß beschriebene Bauwerk ist allerdings inzwischen beseitigt worden oder dem Feuer zum Opfer gefallen!

Als Ergebnis überaus fleißiger Einzelforschungen legte Preuß im Jahre 1883 der wissenschaftlichen Welt und seiner Heimat das Werk „Die lippischen Familiennamen" vor. Unter sorgfältiger Auswertung der im Landesarchiv zu Detmold befindlichen Urkunden, besonders der „Schatzregister", in denen der in den einzelnen Jahren erhobene „Landschatz", die spätere „Kontribution", verzeichnet ist, hat Preuß weit über 1000 der im lippischen Lande vorkommenden Familiennamen

behandelt, gedeutet und vor allem in ihrer Beziehung zu den Ortsnamen untersucht. Dieses im Jahre 1887 in zweiter Auflage erschienene Werk wird künftig noch allen an der Familienforschung interessierten Lippern gute Dienste leisten und ihnen Aufschlüsse über die Geschicke ihrer Ahnen und den Wechsel der Namensform im Laufe der Jahrhunderte geben können.

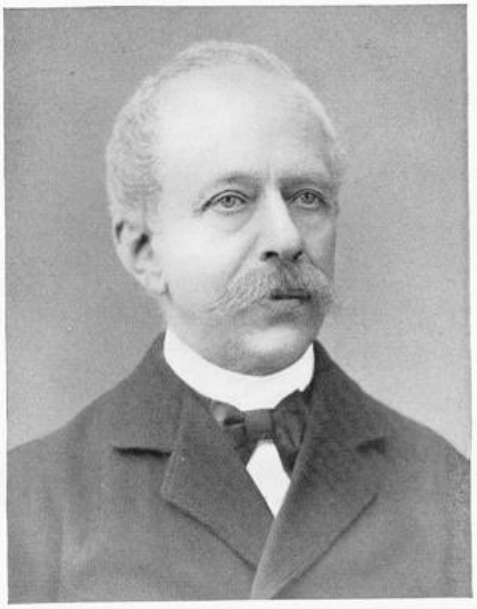
Als eine Ergänzung zu den „Lippischen Familiennamen" sah Preuß sein letztes im Jahre 1891 vollendetes Werk an: „Die lippischen Flurnamen". In alphabetischer Reihenfolge geordnet liegt uns zur bequemen Benutzung der aus Einzelurkunden, Salbüchern und Flurkarten gewonnene Stoff vor; kaum ahnen wir, welche unendliche Kleinarbeit erforderlich war, um auf 163 Druckseiten alle bekannten Flurnamen Lippes im Zusammenhang zu erläutern. Der Verfasser sollte die Anerkennung, die sein Werk bei der Gelehrtenwelt Deutschlands erfuhr, nicht mehr erleben, da die Drucklegung erst nach seinem Tode vollendet wurde. Das Werk wird aber die Grundlage aller künftigen Flurnamenforschung auf lippischem Boden bilden.

Neben dieser reichen Betätigung fand Preuß noch die Zeit, der Lippischen Landesbibliothek ein umsichtiger Verwalter und Förderer zu sein. Am 12. Dezember 1838 trat er das ihm nebenamtlich übertragene Amt als Bibliothekar der Fürstlichen Landesbibliothek an. Es war ihm beschieden, über 52 Jahre dieses Amt zu verwalten. In dieser langen Zeit hat er, wie sein Nachfolger Professor Dr. Anemüller von ihm rühmt, die Bücherei mit derartiger Sorgfalt und Umsicht geleitet und verwaltet, daß man ihn geradezu als ihren Schöpfer ansehen darf. Trotz beschränkter Mittel gelang es ihm, die Bücherbestände um 30 000 Werke zu vermehren. Mit unendlicher Liebe hing er an der Bibliothek, stets auf ihre zweckentsprechende Weiterentwicklung bedacht. In langjähriger stiller Tätigkeit arbeitete er große Teile des systematischen Kataloges in einer der Neuzeit entsprechenden Weise um, auch legte er einen Zettelkatalog an. Noch heute können sich die Benutzer der Kataloge an der klaren, ungewöhnlich deutlichen Handschrift des ersten wissenschaftlichen Bibliothekars unserer Landesbibliothek erfreuen. Nachdem Preuß 47 Jahre lang die Bücherschätze des Landes in unzulänglichen Räumen in einem Schloßpavillon oberhalb des fürstlichen Marstalls betreut hatte, war es ihm noch vergönnt, fast 5 Jahre in den neuen Räumen im Erdgeschoß des heutigen, von der Prinzessin Luise zur Lippe dem Lande geschenkten Bibliothekgebäudes seines Amtes zu walten. Am 12. Dezember 1888 konnte er in voller Rüstigkeit die seltene Feier des 50jährigen Jubiläums als Bibliothekar begehen. Zahlreiche Glückwünsche aus allen Kreisen der Stadt und des Landes, aber auch von auswärtigen Bibliotheken und wissenschaftlichen Gesellschaften bewiesen dem Jubilar, daß sein Werk weithin Anerkennung gefunden hatte.

Preuß' vaterländisches Denken war schon früh auf die Einigung Deutschlands gerichtet. Begeistert unterstützte er daher von seiner Jugend an Bandels gewaltigen Denkmalsplan. Über 35 Jahre lang wirkte Preuß im Detmolder Hauptverein für das Hermannsdenkmal an hervorragender Stelle. Der schönste Lohn für ihn war, daß er dazu bestimmt wurde, am 16. August 1875 bei der Übergabe des Hermannsdenkmals an das deutsche Volk die Weiherede zu halten. Machtvoll klangen seine Worte über die aus ganz Deutschland zusammengeströmte Versammlung, über Kaiser und Fürsten hinweg: „Diese Stätte als der Schauplatz des ersten Erwachens des deutschen Volksbewußtseins soll geweihet sein für alle Zeit!" Am Schluß der Festrede konnte Preuß als Vertreter der ganzen Nation dem greisen Künstler und Schöpfer des Denkmals einen Lorbeerkranz weihen. „Da fand des Volkes Jauchzen nicht Ziel und Ende mehr", heißt es in einem Bericht jener Tage über die Denkmalsweihe! —

Dieser 16. August 1875, der Preuß an der fürstlichen Hoftafel mit dem Heldenkaiser Wilhelm I. zusammenführte, bedeutete den Höhepunkt seines Lebens. Im übrigen verlief das stille Gelehrtenleben in bemerkenswerter Regelmäßigkeit. Nachdem er zum Ende des Jahres 1890 sich auch vom Amte des Bibliothekars zurückgezogen hatte, war ihm nur noch eine kurze Lebensspanne beschieden. Am 1. Mai 1892 starb er in Detmold, wo er geboren und gewirkt hatte. Seine treue Lebensgefährtin, eine Tochter des Regierungspräsidenten W. A. Eschenburg, war im Jahre 1885 ihm im Tode vorangegangen. Sein Sohn, der Rechtsanwalt und spätere Landgerichtspräsident Otto Preuß, bereitete ihm in seinem Hause an der Paulinenstraße eine der wissenschaftlichen Betätigung günstige Stätte, so daß ihm an seinem Lebensabend die schmerzliche Vereinsamung weniger fühlbar wurde.

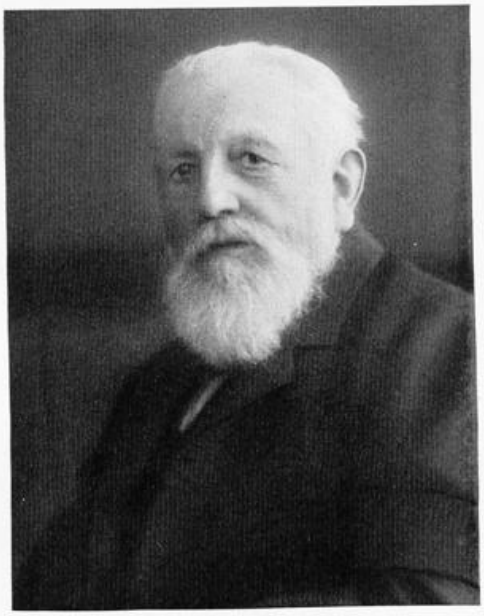
Im lippischen Lande wird das Andenken an Otto Preuß als einen seiner gelehrtesten Söhne, dem das Wirken für die geliebte Heimat über alles ging, noch lange fortleben!



Otto Preuß
1816—1892

August Eschenburg
1823—1904

Theodor Piderit
1828—1912



Wilhelm Süersen
1827—1919

Landesbibliothek · Düsseldorf

Rudolf Cruel (1820 – 1892)

Predigtgeschichtlicher Forscher und Dichter

Wenn ich in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts je und dann in die Haupt- und Residenzstadt des lippischen Landes kam, lenkte ich meine Schritte des öfteren zu einem bescheidenen stillen Hause am Eingang der Elisabethstraße. Dort wohnte Rudolf Cruel, nahezu 70 Jahre alt, schon lange kränklich und von seiner treuen Lebensgefährtin mit fast ängstlicher Sorgsamkeit gehegt und gehütet. Wenn die strenge Wächterin die Tür zum Arbeitszimmer ihres Mannes dem Besucher auftat, was nicht immer geschehen konnte, stand man einem kaum mittelgroßen Manne gegenüber im grauen Hausgewand, den leidenden Kopf in warmer Umhüllung, das lebhafte Auge klug und freundlich auf den Ankömmling gerichtet, das schmale, feingeschnittene ausdrucksvolle Gesicht ganz unverkennbar der Typus des Gelehrten. In einem stimmungsvollen heiteren Gedicht aus jener Zeit hatte Cruel von sich gesagt: Nun gebrechlich, hoffnungsenge, lieb ich Ruh und Einsamkeit, feind dem Streit und Volksgedränge. Richtig, so war er. Aber schon im leichten Geplauder, vollends unter ernsterem Gespräch merkte man bald, daß jene kurze Selbstbeschreibung doch sehr unvollkommen war, das beste verschweigend. Man hatte es mit einem nach Kopf und Herz außergewöhnlichen Menschen zu tun, einem kenntnisreichen, wirklich bedeutenden Manne von feiner Geistesstruktur. Das war Rudolf Cruel.

Hier etwas aus seinem Leben. Er war am 23. August 1820 in Schötmar geboren, wo sein Vater Pfarrer war. Dieser starb 34jährig, als der kleine Rudolf sein viertes Lebensjahr noch nicht vollendet hatte. Nach Beendigung der Schulzeit studierte der Sohn in Jena und Bonn sieben Semester Theologie. Im Jahre 1843 wurde er lippischer Landeskandidat. Aber er ist nie in ein selbständiges Pfarramt eingetreten, ist auch nicht, wie es seinen Gaben wohl entsprochen hätte, zu einem akademischen Lehrstuhl gelangt, — weshalb beides nicht, muß hier dahingestellt bleiben. Wahrscheinlich hat der von ihm geleistete Verzicht mit seiner immer schwachen Gesundheit zusammengehangen. Er trat, wie in älterer Zeit so manche junge Theologen, in den Schuldienst. Seit 1848 finden wir ihn als Rektor in Lage, zugleich als Gehilfen des Superintendenten Clüsener, des damals einzigen Lageschen Pfarrers. Zu Ostern 1857 wurde Cruel als Rektor an die höhere Töchterschule in Detmold berufen, die 1830 aus sehr geringen Anfängen entstanden, noch immer mit großen Schwierigkeiten äußerer und innerer Art zu kämpfen hatte.

Cruel fand bei den für die Detmolder Töchterschule verantwortlichen Personen wohl das lebhafte Bemühen, positives Wissen zu vermitteln, mußte aber wahre Förderung des geistigen Lebens vermissen. So begann er seine Tätigkeit mit einer ausführlichen Denkschrift, die jetzt nicht mehr vorhanden, wohl eine scharfe Kritik enthalten hat. Der im ganzen milde und weitherzig urteilende Mann scheute, wo es nottat, auch kräftige und deutliche Worte nicht. Er führte einen scharfen Kampf gegen Unaufmerksamkeit, Mangel an Disziplin in den Stunden, Unfleiß zu Hause. Eine noch lebende Schülerin bezeugt, daß sie sein Andenken stets in Ehren halte. In der nach hundertjährigem Bestehen der Schule herausgegebenen Geschichte der Detmolder Mädchenbildung wird Cruels Unterricht, namentlich der in Deutsch, Geschichte und Geographie, als „sehr anregend" gerühmt. Aber trotz seiner eigenen geistigen Bedeutung und trotz seiner gesunden pädagogischen Grundsätze hat Cruel eine wirkliche Hebung des gesamten Schullebens nicht erreicht. Daran wurde er durch seine schwache und schwankende Gesundheit gehindert, die sich schon bald als empfindliches Hemmnis zeigte und ihn Ostern 1868 endlich zum Aufgeben seines Amtes nötigte. Rektor Cruel hat dann noch über 24 Jahre in Detmold im Ruhestand gelebt.

Scheinbar ein tragisches Lebensgeschick. Aber gerade dies hat dem kranken Mann, der nun einmal die rauhen Realitäten des Lebens nicht meistern konnte, geholfen, seine auf anderen Gebieten liegenden, von der Öffentlichkeit kaum beachteten reichen Gaben zu entfalten. In größter Zurückgezogenheit führte er nun ein stilles, aber fruchtbares Gelehrtenleben. Im Jahre 1879 er-

schien seine „Geschichte der deutschen Predigt im Mittelalter". Dies Werk war aus langjähriger fleißiger Sammelarbeit hervorgewachsen. Man muß staunen über die Belesenheit und die in lichtvoller Anordnung zu Tage tretende Stoffbeherrschung des Verfassers, dies um so mehr, als er auf dem gewählten Spezialgebiet fast keine Vorgänger hatte. Sein Buch ist das erste, das in diesem Umfang die deutsche mittelalterliche Predigt behandelt, einen Stoff, der keineswegs als nebensächlich oder seitabliegend anzusehen ist. Da das Christentum nun einmal die Religion des Wortes und Geistes ist wie keine andere, stellt gerade die Geschichte der Predigt ein hervorragendes Stück christlicher Kirchengeschichte dar. In Cruels Werk sehen wir aber auch, da überall die geschichtlichen Hintergründe allgemeiner Art erkennbar werden, ein Stück deutscher Kulturgeschichte von besonderem Wert. Ein für geschichtliche Entwicklungen überhaupt interessierter Leser, auch wenn er nicht Theologe vom Fach ist, kann hier viel lernen. Des Verfassers Sprache ist derart, daß jeder einigermaßen Gebildete seiner Darstellung folgen kann. Dabei ist sein Urteil immer klar und fein abgewogen. Es dient vielfach zur Berichtigung früherer Anschauungen. Selbst die Reformatoren, wie Luther und Melanchthon, hatten ja die deutsche Predigt im Mittelalter mangels genügender Kenntnis oft einseitig und ungerecht beurteilt. Wenn Cruel manche üble Auswüchse und teilweis schier unglaubliche Torheiten bei den alten Predigern, Bischöfe und Äbte nicht ausgenommen, offen zeigt, so warnt er doch vor Verallgemeinerung eines darauf gegründeten Urteils. Allerdings zeigt die reiche wechselvolle, so Aufstieg wie Abstieg, Blüte und Verfall umfassende Geschichte der mittelalterlichen Predigt, daß sie schließlich ihre Lebenskraft erschöpft hatte. Sie bedurfte im 15. Jahrhundert dringend einer Verjüngung und Umgestaltung. Diese aber konnte nur eintreten, wenn überhaupt das religiöse und kirchliche Leben zu einer Wiedergeburt und Erneuerung kam, wie die Reformation sie gebracht hat. Nur bei tieferer und vollerer Erfassung des christlichen Glaubenslebens konnte auch die Predigt diesem Leben einen anderen und reineren Ausdruck geben. Diese Erkenntnis wäre wohl der beste praktische Gewinn, den man aus Cruels überall fesselnder Darstellung ziehen kann.

In dem eng gespannten Rahmen eines persönlichen Lebensbildes müssen wir selbstverständlich auf die Wiedergabe von Einzelheiten aus Cruels epochemachendem Werk verzichten. Aber das sei noch hervorgehoben, daß der originelle Forscher uns nicht etwa nur eine Zusammenstellung von Material in wissenschaftlicher Stubengelehrsamkeit geschenkt hat. Keineswegs. Sein Werk ist, unbeschadet seiner wissenschaftlichen Höhe, Sorgfalt und Gründlichkeit, lebenswahr, anschaulich und anziehend geschrieben in fließender, manchmal packender Darstellung. Daß das vor einem halben Jahrhundert noch so kleine Detmold in seinen Mauern unter dem anspruchslosen Titel eines Rektors a. D. einen Forscher und Schriftsteller von solchem Format hatte, das wußten die allerwenigsten. Die theologischen Dozenten in den Hörsälen der Universitäten erwähnten lobend sein Werk, indem sie sich — dafür ist mir ein besonderes Beispiel bekannt geworden — den Kopf darüber zerbrachen, wer doch dieser merkwürdige, im theologischen Schrifttum bis dahin ungenannte Gelehrte eigentlich sei. Nicht einmal seinen als ursprünglich französisch vermuteten Namen wußte man richtig auszusprechen. Cruel selbst sagte von seinem Buch im Vorwort, es habe nur die Bestimmung, einer künftigen vollkommeneren Darstellung die Wege zu ebnen. Das war bei ihm keine konventionelle literarische Redensart, sondern ein Zeugnis großer persönlicher Bescheidenheit. In demselben Vorwort hebt er unter den Freunden und Gönnern, die ihm freundliche Beihilfe geleistet hätten, den damaligen Bibliothekar Geheimen Justizrat Otto Preuß hervor. Zur Herbeischaffung der zeitlich und örtlich entlegenen Literatur zu seinem Werk hat der Verfasser jede Hilfe gewiß dankbar angenommen. Gesprächsweise konnte man von ihm wohl Andeutungen über eine beabsichtigte Fortsetzung vernehmen, und vermutlich war eine Handschrift der Geschichte der neueren evangelischen Predigt schon weit gediehen, als ihm der Tod die Feder aus der Hand nahm. Zur Veröffentlichung ist, soviel bekannt, aus seinem wohl nicht geringen schriftlichen Nachlaß nichts gekommen.

Rudolf Cruel war ein in seltener Weise vielseitiger Mann, wie Pädagoge und Theologe, so auch ein Dichter von hoher Begabung. Im Jahre 1881 brachte die Meyersche Hofbuchhandlung in vornehmster Ausstattung unter dem Titel „Gedichte eines alten Schulmeisters" einen stattlichen Band Gedichte heraus, als deren nicht genannten Verfasser einigermaßen Kundige wohl bald den alten Rektor Cruel erkannten. Die Gedichte fanden einen dankbaren Leserkreis, und das verdienen sie auch heute noch. Sie sind — wie könnte das anders sein — nicht alle gleichwertig. Aber in allen gibt der Dichter sich selbst mit seinem reinen und edlen Herzen in ungekünstelter Anspruchs-

losigkeit. Der im Alter Weltabgewandte hat doch die Welt mit ihrer Lust und ihrem Leid gut gekannt und in tief empfundenen, ansprechenden Tönen davon gesungen. Er weiß, was ein armes Menschenherz im Innersten bewegen kann und was es als das höchste hofft. Hie und da klingt stille Entsagung und Wehmut durch, aber auch fröhliche Laune und nicht selten ein goldener Humor. Daneben finden wir anschauliche Naturschilderungen von hoher Schönheit. Cruel ist als junger Mann wohl über die lippischen Grenzpfähle oft und auch weit hinausgekommen. Aber die lippische Heimat hat's dem Dichter besonders angetan. Seinen „Teutoburger Wald" und „Die plätschernde Berlebecke" kann man als guter Lipper nur mit Herzensfreude lesen, und das pietätvoll feine Gedicht von der „ersten Heimat", dem alten, allmählich zum Fabrikort sich auswachsenden Schötmar, ist ein Kabinettstück dichterischer Kleinmalerei und tiefer Empfindung. Im ganzen zeigen die Gedichte, von Weichlichkeit ganz entfernt, ein weiches Gemüt. Aber der Dichter weiß auch kräftige und herbe Töne anzuschlagen, so etwa in dem unwillkürlich an Annette von Droste erinnernden „Heimkehr" und in manchen anderen Stücken der umfangreichen Sammlung. Auch ein schwungvolles, indes ohne Überschwang auf das deutsche Kaisertum von 1871 zielendes Gedicht findet sich. Dagegen fehlen eigentlich religiöse Lieder fast gänzlich, wenn auch in den meisten Gedichten unaufdringlich ein ernster weltanschaulicher und sittlicher Hintergrund durchschimmert.

Die dichterische Form in Cruels poetischen Schöpfungen ist mannigfaltig und wird fast immer mit großer Sprachgewandtheit gehandhabt und beherrscht. Insoweit hätte der Dichter, wie in einem Schlußgedicht geschieht, von gehoffter künftiger „größerer Kraft und Meisterschaft" nicht gerade etwas zu sagen brauchen. Aber er ist nun einmal ehrlich bescheiden, und das ist sehr wohltuend. Es ist ja so, daß „auch im Wald manch Lied erschallt, das ungehört verklungen". Dies das letzte Wort in der Gedichtsammlung. Solchem Schicksal sind Cruels Gedichte freilich entgangen und werden vor ihm wohl noch länger bewahrt bleiben. Der alte Schulmeister bleibt liebenswert und lesenswert.

Zuletzt die Mitteilung, daß Cruel am 8. Juni 1892 in Detmold gestorben ist. Seine Ehe war kinderlos. Nachkommen sind also nicht vorhanden. Der gegenwärtige Lebensabriß sollte ein in schuldiger Pietät gewundener Kranz zum Gedächtnis des seltenen stillen Mannes sein, dabei jedoch nur der geschichtlichen Wahrheit dienen.

Christoph Wilhelm Kracht (1811–1902)

Begründer der mechanischen Leinenweberei in Lemgo

In Lemgo an der Ecke der Mittel- und der Haferstraße steht das Stammhaus der Familie Kracht, eines der ältesten Häuser der alten Hansestadt. Der Urahn der Familie, Christoph Kracht, war im 17. Jahrhundert Rektor in Herford, sein Sohn, Bernhardus Kracht, Prediger an der Münsterkirche in Herford, ein bedeutender Mann und glänzender Redner, der seinerzeit in Herford die Konfirmation und den lutherischen Katechismus eingeführt hat. Seit 1708 finden wir die Familie in Lemgo ansässig, wo am 15. März 1811 Christoph Wilhelm Kracht das Licht der Welt erblickte. Das war ein Jahr, nachdem dort sein Großvater und sein Onkel die „Feine Leinen- und Handelskompagnie Christoph Engelbrecht Kracht, Henrichs Sohn" gegründet hatten.

In einem Kometenjahr war Christoph Wilhelm Kracht geboren worden; aber es war ein glücklicher, weil stetig leuchtender Stern, unter dem sein Leben stand. 91 Jahre waren ihm vergönnt; am Vorabend seines 91. Geburtstages hat er im Jahre 1902 das Zeitliche gesegnet.

91 Jahre — sie fallen in einen Zeitabschnitt, der — man kann wohl sagen — gewaltigsten Umwälzungen seit Menschengedenken. Es war eine Zeit der größten naturwissenschaftlichen Erkenntnisse und ihrer technischen Auswertung für die Menschheit. Und Kracht ist es beschieden gewesen, sie durch die Gründung der mechanischen Weberei einem Wirtschaftszweig nutzbar zu machen, der seit Jahrhunderten das gewerbliche Leben Lippes entscheidend bestimmte.

In Krachts Jugend war davon noch wenig zu merken. Damals war das Kaufmannshaus, in dem er als Vollwaise bei dem Onkel aufwuchs, seine Erziehung genoß und eine harte fünfjährige Lehrzeit durchmachte, noch in ganz besonderem Maße der Mittelpunkt für alle, die mit dem Geschäft zu tun hatten. Dort spannte der Bauer aus, wenn er nach der Stadt kam, um Einkäufe zu machen, und nahm seine Mahlzeit ein, denn es gab nur wenige Gasthöfe in Lemgo, dort wurde er in seinen finanziellen und seinen persönlichen Angelegenheiten vom Kaufherrn beraten; war doch der Stand der Bankiers und Rechtsanwälte hier überhaupt noch nicht geschaffen.

Besonders schwierig gestaltete sich in jener Zeit der Einkauf von Tuchen und Kleiderstoffen für das von den Krachts betriebene Manufakturwarengeschäft. Reisende kamen gar nicht nach Lemgo. Der Einkauf geschah auf der Lichtmeß in Braunschweig oder auf der Ostermesse in Leipzig. Christoph Wilhelm fuhr regelmäßig zu diesen Messen, in erster Linie nach Leipzig. Eisenbahnen gab es zunächst noch nicht. Die Kaufleute Lemgos fuhren gemeinsam in einer Glaskutsche mit Extrapost (eine andere Möglichkeit bestand nicht!) nach Sachsen. Zwei Tage und zwei Nächte war die Post unterwegs, Relais standen in den betreffenden Posthaltereien bereit, in guter Geschwindigkeit liefen die Pferde die Strecke, die dann acht Tage später auf gleiche Weise wieder nach Lemgo zurückgelegt wurde. Die ersten Eisenbahnen entstanden. Doch unsere Landgegend wurde davon noch lange nicht berührt. Wie bisher ging es mit der Extrapost bis Magdeburg, wo man dann in den Zug nach Leipzig steigen konnte.

In den letzten Lebensjahren ist Christoph Wilhelm auch mit der Eisenbahn von Lemgo bis nach Leipzig gefahren und hat sogar das Auto in der ersten Zeit seiner Entstehung kennengelernt. Man sieht aber, welche Strapazen ein Kaufmann der damaligen Zeit aushalten mußte.

Nach Beendigung der Lehrzeit war Christoph Wilhelm Kracht als Teilhaber in die „Feine Leinen- und Handelskompagnie" eingetreten. Das Unternehmen hat in hohem Maße die Leinenweberei gefördert, besonders durch die Einführung der gröberen Gewebe für Bett- und Leibwäsche. Dieser Aufschwung ist besonders den guten Beziehungen zu verdanken, die der junge Kaufmann mit den Großkaufleuten und Exporteuren der benachbarten Großstädte Köln und Bremen unterhielt.

Anfänglich wurde das Leinengarn von den Bauern aus dem selbstgezogenen Flachs gesponnen und auf dem Handwebstuhl verwebt. Später, nach Gründung der mechanischen Spinnereien um 1856 kaufte die Firma Kracht die Maschinengarne. Und in allen Dörfern um Lemgo, vornehmlich aber in

Meierberg, Goldbeck, Steinegge und Linderbruch wurde für Krachts Leinen in Lohn gewebt. Die Produktion war natürlich nicht groß, weil der Webstuhl noch in der primitivsten Form gebaut und betrieben wurde.

Es ist ein Verdienst von Christoph Wilhelm, daß er den sogenannten „Schnellschützen" einführte und dadurch eine wesentliche Vergrößerung der Erzeugung ermöglichte. Dieser „Schnellschütz" setzte den Weber in den Stand, das Weberschiffchen mit einer Hand durch das Fach zu schnellen, während die andere Hand mit der Lade den Faden anschob. Um die Weber mit dieser Einrichtung vertraut zu machen, ließ der Kaufmann eine größere Anzahl derartiger Stühle in einem besonderen Bau aufstellen, und die Weberinnen aus den Dörfern, besonders aus den genannten Bezirken, machten dort einen Lehrkursus durch mit dem Erfolg, daß bald überall mit dem Schnellschützen gearbeitet wurde.

Die Herrlichkeit des Handwebstuhls hat aber nicht mehr sehr lang gedauert. Es vergingen allerdings noch eine Anzahl Jahre, ehe nach der Einführung der mechanischen Spinnerei um 1856 sich auch die mechanische Weberei in der hiesigen Gegend durchsetzte. Die Handstuhlweberei ging immer mehr zurück. Und so entschloß sich Christoph Wilhelm, zusammen mit seinem Sohn Paul Kracht, dem jetzigen Leiter des Unternehmens, im Jahre 1887 eine „Mechanische Weberei" zu bauen. Sie besteht noch heute, inzwischen wesentlich vergrößert und im Laufe der technischen Entwicklung verbessert.

Mit dieser Gründung hat Christoph Wilhelm Kracht in Lemgo eine neue Industrie eingeführt, die noch heute vielen Volksgenossen Arbeit und Brot gibt.

Ein ernster, aufrechter Mann war Christoph Wilhelm Kracht. Streng gegen sich selbst, zeigte er in Familie und Betrieb stets ein ausgeglichenes, liebevolles und gerechtes Wesen. So genoß er das Vertrauen der Bauern und Bürger in hohem Maße. In Stadt und Land, auf allen Höfen der näheren und weiteren Umgebung Lemgos wurde er seines lauteren Charakters wegen geschätzt und verehrt. Er verstand Land und Leute. In guten wie in bösen Zeiten war er ein zuverlässiger Ratgeber und Vertrauter.

Neben seiner beruflichen Anspannung fand er noch Zeit, auch im öffentlichen Leben der Stadt tätig zu sein. Dabei widmete er dem Schulleben besondere Beachtung. Er war Mitglied des Kuratoriums des damaligen städtischen Gymnasiums, gehörte viele Jahrzehnte dem Vorstand der Bürgerschulen an, und gründete die Kleinkinderschule, eine für Lemgo außerordentlich segensreiche Anstalt. 50 Jahre hindurch hat er sie mit großer Liebe und Hingebung betreut. Noch heute steht die Kleinkinderschule in voller Blüte.

Doch auch heitere Wesenszüge werden von ihm berichtet. Oft hat er bei großen Bauernhochzeiten den Brautritt mitgemacht, durch den die Abfahrt der Braut vom elterlichen Hofe dem Bräutigam im Nachbardorfe gemeldet wurde. Und häufig gewann er dabei mit seiner Sennerstute Minka die Flasche Wein, die dem schnellsten Reiter als Preis winkte.

Seine äußere Erscheinung spiegelte sein Wesen, seine Tatkraft, seinen Unternehmungsgeist wider. Die kräftigen, ausdrucksvollen Gesichtszüge waren bartlos; nur Kinn und Wangen wurden von einer sogenannten Fräse, einem Lippenbart umrahmt. Und diese Barttracht der Biedermeierzeit hat Christoph Wilhelm Kracht nie abgelegt, obwohl es in dieser Zeit nur wenige Männer gab, die sich nicht auch in dieser Beziehung „modernisierten". Mit seiner fast zwei Meter hohen Gestalt war er eine ehrfurchtgebietende Erscheinung.

Über seine Lebenseinstellung läßt sich schwerlich etwas Besseres aussagen, als durch seine eigenen Worte, die er in seinen Tagebuchaufzeichnungen an seine beiden Kinder richtete. Hier hat er unter anderem am Sonntagabend, dem 13. Dezember 1886 geschrieben:

> „Liebe Kinder, wenn Ihr diese Zeilen zu Gesicht bekommt, bin ich vielleicht nicht mehr unter Euch, ich bitte Euch aber bleibt treu Euerem Heilande; ich habe schon ein ziemlich langes Leben hinter mir, ich habe in meiner Jugend sehr schwere und dunkle Zeiten durchlebt, ich habe als verwaister Knabe viel Not gehabt, aber in den größten Drangsalen hat mich stets der Glaube an die Gnade des Allmächtigen Gottes und des Heilandes aufrecht erhalten und Kraft gegeben. In den letzten Jahren hat uns der Herr mit Vermögen beschenkt, sodaß Ihr, wenn nicht besondere Unglücksfälle sich ereignen, nicht so arm in die Welt eintretet als ich. Sollte dies so bleiben, so bitte ich Euch werdet dadurch nicht sicher oder hochmütig und stolz, bedenket Der es gegeben hat, kann es bald nehmen. Bleibt dabei sparsam und demütig, gebt den Armen und Notleidenden und unterstützt wohltätige Zwecke, Mission usw. Das Wohlbefinden des Menschen ist die Arbeit, sein Reichtum die Bedürfnislosigkeit."

August Pichler (1771–1857)

Der Schöpfer des Detmolder Hoftheaters

Das deutsche Theaterleben zu Anfang des vorigen Jahrhunderts hatte nur wenige Pflegstätten, an denen ein fortlaufender Betrieb herrschte. Nur die großen Städte und diejenigen Höfe, die erhebliche Mittel aufwenden konnten oder wollten, gestatteten sich den Luxus, ein ständiges Personal zu unterhalten. Alle übrigen Orte wurden, wenn sie überhaupt Theateraufführungen erhielten, von Wandertruppen aufgesucht, die einige Wochen oder gar nur einige Tage sich aufhielten und Darstellungen meist minderwertiger Art vollführten.

Zu diesen Orten zählte Detmold bis zum Jahre 1825. Was bis dahin von Aufführungen zu sehen war — in dem alten „Komödienhause", sowohl in dem an der Ecke der Lageschen Straße, wie in dem am Lustgarten —, waren gelegentliche Vorstellungen von reisenden Truppen, und die Fürstin Pauline, die auf den meisten Gebieten öffentlichen Lebens ihr Ländchen mit musterhaften Einrichtungen versah, ließ während der napoleonischen Zeit und auch später noch den theatralischen Betrieb völlig eingehen. Erst ihr Sohn, der Fürst Leopold II., fühlte sich von Sorgen frei genug, um dem Beispiel der anderen kleinen Fürsten des Deutschen Bundes zu folgen und ein ständiges Theater einzurichten.

Der Mann, der ihm das Hoftheater schuf, der erste ständige Detmolder Theaterdirektor, war August Pichler.

Im Jahre 1825 ließ der Fürst das alte Komödienhaus am Lustgarten wegen Baufälligkeit abreißen und ein neues Theatergebäude aufbauen. Am 8. November fand die Eröffnungsvorstellung statt. Nach einem Prolog von Falkmann (dem Lehrer Grabbes), ging Mozarts „Titus" in Szene, in einer Aufführung, die von zeitgenössischen Autoren als mustergültig bezeichnet wird.

August Pichler war ein Theatermann durch und durch. Er hatte die große Fähigkeit, bedeutende Talente und lebhafte Intelligenzen gegen bescheidenes Entgelt an sich zu fesseln und Anfänger zu namhaften Künstlern zu entwickeln. Seine Vorstellungen waren oft kühn, aber doch immer vorbedacht. Er schreckte vor den höchsten Aufgaben nicht zurück und brachte immer Leistungen zustande, die den Ruf des Theaters weithin verbreiteten. Er machte keinen Unterschied zwischen Oper und Drama; der Oberon war ihm so geläufig wie der Kaufmann von Venedig oder Don Carlos, und jeder seiner Vorstellungen wußte er den besonderen Charakter seiner Persönlichkeit aufzuprägen. Die Leistungen des Theaters gewannen dadurch eine Einheitlichkeit auf gehobener geistiger Stufe, die an einem so kleinen Orte, wie es Detmold war, als beinah einzig gelten konnte. Gewiß, er war kein Stilschöpfer, wie Goethe in dem kleinen Weimar, kein Experimentator wie Immermann in Düsseldorf, er unternahm keine literarischen oder musikalischen Reformversuche, aber er war der sichere und feste Theatermann, der sich in jede Gattung, in jedes Erzeugnis zu schmiegen und aus jedem eine runde Vorstellung zu machen verstand. Grabbes Bemerkung in einer seiner kritischen Äußerungen über das Theater, in der Zeitschrift „Westphalia" vom September 1827, daß das Detmolder Theater, außer denen zu Kassel und Frankfurt, das beste im Raume zwischen Weser, Main und Mosel sei, mag ein wenig übertrieben sein, wird aber gewiß einige gute Gründe für sich gehabt haben.

Theaterbetriebe, die verschiedenen Generationen angehört haben, miteinander zu vergleichen, ist eine heikle Aufgabe, ist eigentlich unmöglich. Schon die langjährigen Detmolder Theaterleitungen Berthold und Becker, die die Lebenden zum guten Teil noch selber erlebt haben, aneinander zu messen, ist ein gewagtes Unternehmen. Mißt man aber den Rang einer Bühnenepoche an der Geltung, die sie im Gesamtgefüge des deutschen Kunstbetriebes genoß, sieht man, daß Pichler als repräsentative Erscheinung für einen bestimmten Typus in die Geschichte des deutschen Theaters übergegangen ist — man vergleiche hierzu die Ausführungen Eduard Devrients im zweiten Bande seiner deutschen Theatergeschichte über ihn —, so darf man sagen, daß August Pichler der erste und zugleich einzige Bühnenleiter Detmolds von überragender Bedeutung gewesen ist.

Er blieb auf seinem Posten, bis dem Theater eine neue Krisis drohte: die Revolution der vierziger Jahre. 1847 legte er, 76 Jahre alt, die Leitung nieder, nicht aber, ohne sie auf seinen gleichnamigen Sohn zu übertragen. In 22 Jahren hatte er eine festgefügte Kunststätte errichtet.

Aus diesen Zahlen ersieht man, daß er als reifer Mann nach Detmold gekommen war. Er hatte eine lange, harte Schule hinter sich. Er war Österreicher von Geburt, am 22. Juni 1771 im ehemaligen Wiener Vorort Hernals geboren. Sein Vater war Tuchfabrikant, seine fromme Mutter wollte aus ihm einen „geistlichen Herrn" machen. Das war freilich nicht nach seinem Sinn, er entwich seinen Eltern und tauchte 1791 bei der Truppe der Madame Zacher in Reichenberg in Böhmen als Schauspieler auf. Lange zwar dauerte diese Herrlichkeit nicht, sechs Monate später vagierte er stellenlos umher, fand dann ein Unterkommen in einer Dorfkomödiantengruppe bei den Böhmischen Wäldern, deren Prinzipal, namens Müller, seine Vorstellungen mit der großen Trommel ankündigte. In späteren Jahren liebte Pichler von diesen abenteuerlichen Fahrten seiner ersten zwanziger Jahre zu erzählen. Dann landete er auch wieder in Städten oder Städtchen, in Znaim, in Oedenburg, aber auch in Prag, Karlsbad und Leipzig. Die Gesellschaft, der er angehörte, löste sich 1799 in Leipzig auf.

Das war für Pichlers Laufbahn ein entscheidendes Datum. Er war 28 Jahre alt geworden und fühlte in sich den Beruf zum „Prinzipal", wie damals die Theaterdirektoren genannt wurden. Er gesellte sich als Führer zu der Madame Hain, die das Theater in Bayreuth hatte. Das dauerte zwei Jahre, dann spielte ihm die Liebe einen Streich. Er heiratete 1801 seine Sophie, die Tochter eines Beamten, namens Halbmann, sollte aber dem Theater entsagen und übernahm die Buchdruckerei in Bayreuth. Aber das dauerte nicht lange. Wer ein paar Sohlen auf den Brettern zerrissen hat, muß wieder zu ihnen zurück. Er taucht als Schauspieler wieder in Passau auf, wird dann technischer Direktor in Bamberg, zeichnet sich als Komiker in Karlsruhe unter Direktor Vogel aus und geht dann nach Kassel.

Er ist nahezu vierzig Jahre alt, als seine erfolgreiche und überall glückliche Direktionslaufbahn beginnt. Das ist im Jahre 1810, als er Direktor des Hoftheaters in Oldenburg wird. Vier Jahre später beruft man ihn nach Hannover, der König von England, der zugleich König von Hannover ist, gewährt ihm einen jährlichen Zuschuß, und Pichler erweckt die (damals übrigens noch kleine) Stadt zu theatralischem Leben. Der Erfolg ist so groß, daß das Theater 1816 den Titel eines königlichen erhält, der Zuschuß erhöht, aber auch zugleich ein Theaterkomitee, aus mehreren Hofchargen bestehend, eingerichtet wird. Trotzdem diese Herren sich nicht fördernd bemerkbar machten, ging das Geschäft ganz gut, dessen wirtschaftliche Führung Pichler überlassen bleiben mußte, und zu dessen künstlerischer Leitung er den Dichter und Schauspieler Franz von Holbein, der später viele Jahre lang das Wiener Burgtheater leitete, als Oberregisseur (wohl der erste Oberregisseur der deutschen Bühne) gewonnen hatte. Die Sache nahm 1819 ein Ende, als, infolge von Intrigen, die damals viel literarischen Staub aufwirbelten, die geschäftliche Leitung in die Hände einer Aktiengesellschaft überging. Pichler und Holbein und mit ihnen die besten Schauspielkräfte wichen diesem Druck, und das Theater verfiel wieder. Eduard Devrient schreibt darüber kurz und bündig: „In Hannover, das fortdauernd nur ein wohl eingerichteter Stationsplatz für einige der besten Wandertruppen blieb, erwarb sich der Prinzipal Pichler das bleibendste Vertrauen."

Einen Teil der hannöverschen Gesellschaft behielt Pichler und bereiste damit die Städte Münster, Osnabrück und Pyrmont. Nach Münster zog ihn der bekannte Oberpräsident Ludwig v. Vincke. In Pyrmont baute Pichler sich selbst auf eigene Kosten das alte Schauspielhaus. Im Jahre 1820 führte Pichler zudem die Leitung des Theaters in Bremen. Auf das Detmolder Theater hatte Pichler sogleich, nachdem der Fürst Leopold II. die Regierung ergriffen und seine Theaterliebe bekundet hatte, sein Auge geworfen; denn das Spielen allein auf eigene Kosten und Gefahr erschien dem erfahrenen Manne zu gefährlich. Doch dauerte es noch fünf Jahre, bevor die verschiedenen Anträge und Bewerbungen den gewünschten Erfolg hatten.

Auch in Detmold blieb Pichler eigener Herr und Unternehmer, aber er erhielt einen erheblichen fürstlichen Zuschuß. Wieviel, können wir nicht angeben; wenn jedoch Grabbe am 12. Juli 1827 seinem Freunde und Verleger Kettembeil schreibt, „die Geschichte kostet an Zuschüssen jährlich gewiß 30—40 000 Taler", so wird das nach Grabbescher Manier übertrieben sein.

Die Beziehungen zu dem jungen Grabbe gehörten nicht zu den erfreulichen Erfahrungen des weltgewandten Bühnenleiters. Wer die Kritiken

des Dichters über das Detmolder Theater aus den Jahren 1827—29 liest, errötet vor Scham über die unverantwortliche Art, mit der der unstete Charakter das kritische Richtschwert handhabt. Grabbe war damals immerhin 26 bis 28 Jahre alt. Spiridion Wukadinowitsch (ein Herausgeber der Grabbeschen Werke) meint, Grabbe hätte, seiner sprunghaften Art gemäß, das bis dahin geschmähte Detmold mit Weimar, den Fürsten mit Karl August und sich selbst im stillen mit Goethe verglichen. Dessen Stellung, worin er nüchterne Staatsgeschäfte mit der Leitung eines Theaters harmonisch zu verbinden wußte, hätte ihm jetzt, da er eben an der Schwelle einer Staatskarriere stand, als Ideal vorgeschwebt.

Zuerst suchte Grabbe durch lobende Kritik Direktion und Intendanz (eine solche war, zur Wahrnehmung der Wünsche des Hofes auch hier eingerichtet, machte sich aber nicht störend bemerkbar) auf seine Seite zu bringen. Als sein Liebeswerben vergeblich war, kehrte er den Spieß um. Seine Kritiken, deren Anonymität man durchschaute, erregten allseitigen Widerspruch, zumal sie derart ungeschickt gemacht waren, daß sie, während sie das einzelne „verrissen", das Ganze schmeichlerisch umbuhlten. In die Enge getrieben, flüchtete sich Grabbe in eine matte Erklärung. Franz Pichler, des Prinzipals ältester Sohn, trat als Dichter Schulberg in einem heute gänzlich vergessenen Lustspiel in der getreuen Maske Grabbes auf (im Dezember 1828) und gab den armen Kritiker dem Gelächter preis. Grabbe, wütend, forderte Pichler auf Pistolen und verlangte, natürlich vergeblich, Absetzung des Stückes. Der Zank legte sich auf eine Weise, die an Grabbes Schwank „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" erinnert. Die Schauspieler brachten ihm ein Nachtständchen, der Dichter lud sie in seine Wohnung, und bei Rheinwein und Burgunder wurde nun ein gründliches Verbrüderungsfest gefeiert.

August Pichler aber ließ sich bewegen, das bald darauf im Druck erschienene Werk Grabbes „Don Juan und Faust" aufzuführen. Am 29. März 1829 ging es in Szene. Bis zur Direktion Emil Beckers die einzige Aufführung eines Grabbeschen Stückes in seiner Heimat. Bedenkt man die Schwierigkeiten der Inszenierung dieses in elf Bilder geteilten kraftgenialen Werkes, so kann man sich von der theatralischen Gewandtheit Pichlers eine Vorstellung machen. Der finanzielle Erfolg der Aufführung war überwältigend. Die Einnahme betrug das dreifache der üblichen. Dennoch wurde eine zweite Aufführung verboten. Oskar Blumenthal berichtet es in seiner ersten kritischen Gesamtausgabe der Grabbeschen Werke, die 1874 in der Meyerschen Hofbuchhandlung erschien, nach der Aussage des damals noch lebenden Theaterrendanten Adams. Warum sie verboten wurde, berichtet er nicht.

Die Erwähnung dieser Aufführung gibt Veranlassung, auf die Darsteller einzugehen, die Pichler um sich geschart hatte. Albert Lortzing spielte den Don Juan, Franz Pichler den Leporello. Liest man die Grabbeschen Kritiken, so findet man sie und die anderen bald gelobt, bald getadelt. Lortzing aber wird in der Regel als oberflächlicher Darsteller hingestellt. Das war er nun gewiß nicht, August Pichler wußte, warum er ihn sieben Jahre lang festhielt. Zwar hatte er noch keines der Werke gedichtet und komponiert, die ihn später berühmt machten, aber er hatte Grabbe doch die Musik zu seinem „Don Juan und Faust" geschrieben und ihm schon hierdurch allein bewiesen, daß er kein gewöhnlicher Komödiant war.

Es hat es zwar keines der sonstigen Mitglieder Pichlers zu der Berühmtheit wie Lortzing gebracht, jedoch beweisen die Mitteilungen von Beurteilern, die objektiver waren, als der unzuverlässige Dichter, daß das Schauspiel- wie das Opernpersonal Pichlers immer vortrefflich gewesen ist. Der Ruf von Bühnengrößen bleicht ja schnell, und so bemerken wir, wenn wir die Listen der Darsteller durchgehen, nur ein oder zwei Namen (außer Lortzing), deren Ruhm noch heute nachhallt. Nicht unerwähnt aber darf es bleiben, daß Pichler alle seine drei Söhne zu tüchtigen Schauspielern heranbildete. Dem ältesten, Franz, sind wir schon bei Erwähnung der Beziehungen zu Grabbe begegnet, er wurde später angesehenes Mitglied des königlichen Theaters zu Hannover; der zweite, Anton, des Hof- und Staatstheaters zu Mannheim, und der dritte, der, wie sein Vater, August hieß, wurde sein Nachfolger in Detmold.

Manchem der heutigen Bewohner Detmolds und Lippes mag die Gestalt von August Pichler, dem Sohne, deutlicher vor Augen stehen, als die des Vaters. Wer sich noch der einst populären Gestalt des „alten Pichlers" entsinnt, der beinah sechzig Jahre dem Detmolder Theater angehört hat, wird vielleicht überrascht sein zu hören, daß dieser „alte Pichler" nicht der alte, sondern der

junge Pichler war. Wie weit diese beiden Männer an Lebensjahren auseinanderstanden, kann man daraus ermessen, daß der junge Pichler zum erstenmal im Jahre 1842 auf der Detmolder Bühne auftrat.

Wenn die Pichlersche Theaterdirektion in Detmold so vortrefflich glückte, so lag das an einer geschäftlichen Einrichtung, die an den anderen kleinen deutschen Höfen der damaligen Zeit nicht beachtet wurde. Der Direktor blieb selbständiger Unternehmer und wurde ausreichend subventioniert; aber er blieb nur einige Monate am Ort, entweder von Neujahr bis Mai, oder auch vom September bis zu Anfang Januar. In der anderen Zeit spielte Pichler in Münster, Osnabrück und Pyrmont. So konnte er seine Truppe das Jahr über zusammenhalten und schulen. Der Hof setzte eine Intendanz nur ein, um seine Ansprüche zu vermitteln und der ganzen Truppe Ansehen zu geben. „Eine musterhafte Einrichtung alten Stils" nennt diese Verteilung Eduard Devrient in seiner Geschichte des deutschen Theaters.

Bekanntlich hat dieses Vorbild nachgewirkt. Noch Berthold spielte in Osnabrück wie in Detmold, und die heutige Intendanz Will-Rasing gibt sich Mühe, das Pichlersche System zu erneuern.

Über Pichlers persönliches Wesen sind uns nur aus seiner älteren Zeit Aufzeichnungen bekannt geworden. Ein Zeuge berichtet: Pichlers Auftreten war edel, bescheiden und einfach; es ließ eher einen Geistlichen als einen Schauspieler vermuten. Klein und schmächtig von Gestalt, trug er regelmäßig eine weiße Halsbinde ohne Schleife, eine schwarze Weste, Beinkleider und Überrock von derselben Farbe, das weißgraue, gescheitelte Haar hinter die Ohren gestrichen.

Am 22. Juni 1851 feierte August Pichler an einem und demselben Tage seinen 80. Geburtstag und seine goldene Hochzeit. Fürst Leopold — dieses Mal war es schon der III. — zeichnete ihn bei dieser Gelegenheit in der schmeichelhaftesten Weise aus. Fünf Jahre überlebte Pichler diesen Tag. Er starb am 4. Januar 1856 in Berlin, wohin er gereist war, um eine seiner Töchter, die an den Kaufmann Diekmann verheiratet war, zu besuchen. Er hinterließ eine Witwe, drei Söhne, vier Töchter, vierzehn Enkel und zwei Urenkel. Wahrlich ein Mann, der in seinem Beruf und in seiner Familie glücklich gewesen ist.

Jahrhundertwende

Wilhelm Süersen (1827–1919)

Leibzahnarzt Kaiser Wilhelms I.

In einem Schulgebäude findet sich folgende Inschrift: „Wer noch nichts Rechtes ist, kann noch was Rechtes werden". Dieser Spruch soll wohl die Jugend ermahnen, ständig hohe Ziele vor Augen zu haben. Aber meistens sind es doch nur wenige, die es den Meistern zuvortun und das Mittelmaß überschreiten. Zu diesen wenigen gehörte Wilhelm Süersen.

Als Ältester von sieben Geschwistern wurde er am 12. Juli 1827 als Sohn des Hoftheaterrendanten Gottlieb Süersen in Detmold geboren. Lortzing, der im elterlichen Hause verkehrte, und viele andere, später berühmt gewordene Künstler gehörten der vom Vater Süersen betreuten Truppe an. Mangels finanzieller Mittel konnte der begabte Schüler das Gymnasium nicht absolvieren. Er wurde in ein Manufakturwarengeschäft in die Lehre gegeben. Bei dem frühen Tode des Vaters am 3. März 1846 wurde dem Sohne die Kassenführung des Hoftheaters bis zum Schluß der Spielzeit übertragen. Als er seine Aufgabe beendet hatte, ließ ihn der damalige Oberhofmarschall von Hoffmann, sein Pate, kommen und teilte ihm unter lobender Anerkennung seiner Tätigkeit mit, daß er ihm leider seiner jungen Jahre wegen die Anstellung nicht verschaffen könnte. Dies war der Wendepunkt zu seinem späteren Fortkommen.

Nach mehrjähriger Tätigkeit bei H. C. Meier trat er im Jahre 1848 in ein Geschäft gleicher Art von Frederking in Minden ein. Vor der Stadt im Festungsgraben befand sich eine Quelle mit klarem, gesunden Wasser. Hier trank er jeden Morgen vor der Geschäftsöffnung sein Glas, um seiner schwachen körperlichen Anlage damit zu nützen. Ein Professor des dortigen Gymnasiums, der zu demselben Zweck und zu derselben Stunde sich hier täglich einstellte, fand Gefallen an dem jungen Mann und tauschte mit ihm ausgiebig seine Meinung über die Verwendung kalten Wassers und andere physikalische Heilmethoden aus, für die damals eine besondere Vorliebe aufkam. Anregungen, die von Priesnitz und seiner Kaltwasserheilanstalt Gräfenberg in Schlesien ausgingen, veranlaßten Süersen, sich mehr und mehr mit der wenigen vorhandenen Literatur über diese Methoden zu beschäftigen. Seine eigenen Absichten veröffentlichte er in selbständigen kleinen Schriften, durch die er bald die Aufmerksamkeit auf sich lenkte. So kam es, daß er bald ein Anerbieten von einer Wasserheilanstalt in Arnheim in Holland erhielt, dort tätig einzutreten; dieses lehnte er jedoch ab. Ein anderes Angebot von der Wasserheilanstalt Stuer am Plauer See in Mecklenburg-Schwerin, das fast gleichzeitig an ihn erging, nahm er an. Schon nach kurzer Zeit wurde ihm die Leitung der Anstalt übertragen. Nebenbei beschäftigte er sich eifrig mit medizinischen Büchern, die für seine Tätigkeit in Frage kamen. Der zunehmende Besuch des Unternehmens spricht dafür, daß dort mancher gute Heilerfolg erzielt wurde. Von berühmten Kurgästen der Anstalt seien u. a. Fritz Reuter und Malwida v. Meysenbug genannt. Eine dauernde Befriedigung konnte jedoch ein so tatendurstiger junger Mann wie Süersen in einer Beschäftigung nicht finden, die sich nur auf die Sommermonate erstreckte. Als das Schicksal ihm dann aussichtsreichere Wege zu eröffnen schien, griff er daher kurz entschlossen zu.

In Berlin studierte damals ein junger Freund von ihm, M., aus Minden Zahnheilkunde, ein Fach, das in jener Zeit noch wenig beachtet war. Da Süersen sich von diesem Beruf gute Aussichten für sein Fortkommen versprach, beschloß er sich ihm gemeinsam mit seinem Freunde M. zu widmen. So ließ er sich in den Wintersemestern der kommenden Jahre in Berlin immatrikulieren, während er in den Sommermonaten weiter in Stuer tätig war, um sich die nötigen Mittel zum Studium zu verdienen. Auch damals gab es also schon ein Werkstudententum. Nach den vorgeschriebenen Semestern machte er im Herbst 1856 das Staatsexamen mit „vorzüglich gut" und ging nun daran, sich eine Existenz zu gründen. In der Mittelstraße in Berlin mietete er alsbald eine kleine Wohnung und fing dort an zu praktizieren. In der ersten Zeit hatte er begreiflicherweise soviel freie Stunden, daß er es für geboten hielt, sich nach Nebenverdienst umzusehen. Diesen fand er zu seinem Glück als Sekretär des berühmten Augenarztes Albrecht von Gräfe,

dessen umfangreiche Korrespondenz er frühmorgens erledigte. Gräfe fand ein solches Gefallen an der geistigen Regsamkeit seines Helfers, daß er alle möglichen Fragen mit ihm besprach und ihn bald auch zu seinem häuslichen Verkehr mit heranzog. Hier kam Süersen mit vielen berühmten Ärzten und anderen hochstehenden Persönlichkeiten in Berührung. Ebenso wertvoll wurde ihm die Bekanntschaft mit dem damals sehr gesuchten Nervenarzt Dr. Eulenburg, der ihn mit der damals ganz neuen elektrischen Nachbehandlung seiner Patienten beauftragte. Durch die Empfehlung so bedeutender Männer war es nur natürlich, daß seine Praxis schnell einen bedeutenden Umfang erreichte, zumal da seine geschickte Hand und seine persönliche Liebenswürdigkeit ihm beim Publikum große Beliebtheit verschafften. Aber noch etwas anderes kam hinzu, das seiner Praxis zu einem besonders schnellen und großen Aufschwung verhalf. In jene Zeit fiel nämlich die amerikanische Erfindung, mit Hilfe hartvulkanisierten Kautschuks künstliche Gebisse herzustellen. Süersen erkannte sofort die grundstürzende Bedeutung dieser Erfindung und erwarb sie von dem Amerikaner, dem sie als Patent geschützt war. Damit begann eine neue Epoche des künstlichen Zahnersatzes.

Die Wohnung in der Mittelstraße war bald den Bedürfnissen in keiner Weise mehr gewachsen; er mietete daher eine Wohnung Unter den Linden 14 und kurz hinterher Unter den Linden 62 eine vornehm eingerichtete Etage. Durch fleißiges Studium war es ihm außerdem möglich, im Mai 1861 in Jena zum Dr. chirurgiae zu promovieren unter dem Dekanat des bekannten Prof. Schleiden.

Im Jahre 1864 hatte der Zentralverein Deutscher Zahnärzte ein Preisausschreiben erlassen zu einer populären Schrift über die „Anleitung zur Pflege der Zähne und des Mundes". Die Arbeit von Süersen wurde mit der Großen Goldenen Medaille des Zentralvereins ausgezeichnet. Auf der Jahresversammlung desselben Vereins hielt er am 5. August 1867 einen Vortrag „Über die Herstellung einer guten Aussprache bei angeborenen und erworbenen Gaumendefekten durch ein neues System künstlicher Gaumen". Süersen war es nämlich gelungen, den Verschluß krankhafter Gaumenspalten durch Hartkautschuk so zu verbessern, daß eine klare Sprache entstand. Die Erfindung war von außerordentlich großer praktischer Bedeutung und fand in Fachkreisen uneingeschränkte Anerkennung, so daß der Zentralverein ihm zum zweiten Mal die Große Goldene Medaille verlieh. Aber auch von anderer Seite blieben die Anerkennungen nicht aus. So wurde Süersen bald Geh. Hofrat und später der langjährige Hofzahnarzt des alten Kaisers Wilhelm I., von dessen Leutseligkeit und Schlichtheit er viele Einzelheiten zu erzählen wußte. Das Verhältnis beider zueinander scheint auch einer gewissen Vertraulichkeit nicht entbehrt zu haben; denn öfters kam es vor, daß der alte Herr im Anschluß an die Behandlung einfach sein Butterbrot in der Hand haltend mit ihm ein Weilchen plaudernd verbrachte.

Während des Krieges 1870 stellte er seine Dienste im Militärlazarett auf dem Tempelhofer Felde zur Verfügung, wo er durch sinnreich konstruierte Apparate vielen Kieferverletzten schätzbare Hilfe leistete. Jahrelang war er Mitglied der Zahnärztlichen Prüfungskommission, aus der er schließlich wegen Arbeitsüberlastung auf eigenen Wunsch ausschied. Seine Praxis hatte allmählich einen derartigen Umfang erreicht, daß seine wirtschaftliche Lage sich außerordentlich günstig gestaltete und es ihm ermöglichte, ein gastliches Haus zu führen und stets einen großen Kreis angesehener Persönlichkeiten um sich zu versammeln. Allmählich rückte die Zeit für ein otium cum dignitate heran. Im Jahre 1895 legte er seine Praxis nieder und siedelte aus Gesundheitsrücksichten für die Wintermonate nach Nizza über, wo sein Haus der Mittelpunkt der deutschen Kolonie wurde. Diesem Lebensabschnitt bereitete der Weltkrieg ein jähes Ende. Nach mehreren Zwischenstationen zog er dann endgültig im März 1916 nach Detmold, um in der Heimat seinen Lebensabend zu verbringen. Er, der immer auf der Sonnenseite des Lebens gestanden hatte, war auch bis an sein Ende stets zufrieden und heiter gestimmt. Im Jahre 1917 war es ihm noch vergönnt, im Kreise seiner Verwandten seinen 90. Geburtstag in geistiger Frische zu feiern. Auch Kaiser Wilhelm II. und Fürst Leopold IV. zur Lippe sowie seine Vaterstadt Detmold fehlten nicht unter den Gratulanten. Am 2. Juni 1919 endete ein sanfter Tod das Leben des 92jährigen, reich an Arbeit, aber auch an Erfolgen, wie sie wenigen zuteil werden. Der Name Wilhelm Süersen wird mit der Geschichte der Zahnheilkunde für alle Zeiten ruhmvoll verknüpft sein.

Theodor Piderit (1828–1912)

Begründer des wissenschaftlichen Systems der Mimik und Physiognomik

Was die Namen Grabbe und Freiligrath für den Ruhm des Lippischen Landes und insbesondere der Stadt Detmold im Bereiche der deutschen Dichtung bedeuten, das bedeutet im Bereiche der deutschen Wissenschaft, neben dem alten Engelbert Kämpfer, der Name Theodor Piderit.

Diese seine Bedeutung beruht nicht darauf, daß Theodor Piderit sich erfolgreich, wie viele andere, in einer Wissenschaft betätigt, sondern daß er einen Wissenschaftszweig begründet hat.

Unter den zahlreichen Gelehrten der beiden Hemisphären gibt es eine kleine Schar, die sich von den übrigen durch eine Leistung ganz bestimmter, und zwar ausgezeichneter Art abhebt. Das sind die Schöpfer eines neuen Zweiges der Wissenschaft. Zu dieser kleinen und auserlesenen Schar gehört Theodor Piderit.

Der Zweig der Wissenschaft, den Piderit begründet hat, ist die Mimik und Physiognomik. Ohne Zweifel einer der schmächtigen, bescheidenen Zweige am Baum der Wissenschaft, aber — ob groß, ob klein, ob allüberschattend, ob enger begrenzt — eines ist wichtig, und dieses eine ist das köstlichste Geschenk, das einem Menschenkinde verliehen werden kann: die Originalität des Denkens.

So ein Eigener war Theodor Piderit.

Das muß man festhalten, wenn man seinem Lebenswerk gerecht werden will, das diejenigen leicht zu unterschätzen verleitet werden, die die Lebensarbeit eines Gelehrten nach dem Umfang seiner Schriften abzumessen pflegen. Denn Piderits schriftstellerisches Gepäck setzt sich aus einigen wenigen Bändchen zusammen.

Kein Mensch drückt seine Gemütszustände, seine Gedanken und seine Absichten bloß durch Worte aus; er begleitet die Worte mit Bewegungen der Körperteile und besonders der Gesichtsmuskeln, also mit Mienen und Gebärden. Die Gesamtheit dieser Mienen und Gebärden bezeichnet man mit dem Namen Mimik, und dasselbe Wort gebraucht man auch, um das wissenschaftliche System zu benennen, das die Mienen und Gebärden gruppiert, darstellt und erklärt.

Wiederholen sich gewisse Bewegungen der Gesichtsmuskeln sehr oft, sei es, weil die Erregung, der Gedanke, der Willensimpuls, die von jener Miene ausgedrückt werden, bei einem Menschen oft wiederkehren, sei es aus anderen Ursachen, die hier nicht näher ausgeführt werden können, so hinterlassen jene Muskelbewegungen, d. h. jene Mienen, sichtbare Spuren im Antlitz, Spuren, die da bleiben, wenn auch die Ursache, sei es eine Gemütsbewegung, ein Gedanke, ein Vorsatz oder sonst etwas, längst vorübergegangen ist. Aus der vergänglichen „Miene" ist dann ein bleibender „Zug" geworden.

Die Gesamtheit der Züge in einem Gesicht nennt man die Physiognomie, und die Wissenschaft, die die Physiognomien beschreibt, gruppiert und erklärt, nennt man die Physiognomik.

Mimik und Physiognomik sind also Zweige der großen Wissenschaft der Anthropologie, der Lehre vom Menschen. Freilich hatte gerade Darwins Eingreifen in die Wissenschaft der Mimik und Physiognomik den Zweck, den Nachweis zu führen, daß die menschlichen Mienen, Gebärden und Züge sich bereits im Tierreich, wenn auch in gering entwickelter Form, vorfinden, und die Mimik und Physiognomik somit zu einem Zweige der allgemeinen Biologie, der Lehre vom Leben, zu machen.

Zweifellos ist eine Reihe von Beweisstücken, die Darwin zur Unterstützung seiner Lehre herbeibrachte, äußerst wertvoll, und es kann als ausgemacht gelten, daß die Fähigkeit des mimischen Ausdrucks auch den höheren Tieren in bemerkbarem (den niederen vielleicht in unbemerkbarem) Grade zu eigen ist; dennoch vermochte Darwin ein widerspruchsloses wissenschaftliches System einer Mimik, wie er es schaffen wollte, als Hilfsmittel seiner Lehre von der Abstammung des Menschen aus niederen Lebensformen nicht zu geben; während die Piderittsche Mimik und Physiognomik, die sich auf den Menschen beschränkt, die Anerkennung als ein geschlossenes und folgerichtiges System gefunden hat.

In drei Schriften hat Piderit sein System niedergelegt. Die erste, ein dünnes Heft nur, erschien bereits 1858 bei Vieweg & Sohn in

Braunschweig unter dem Titel: Grundsätze der Mimik und Physiognomik.

Die Jahreszahl ist wichtig; denn sie beweist Piderits Priorität vor den beiden Franzosen Duchenne und Gratiolet, deren Arbeiten über dasselbe Thema 1862 und 1865 erschienen. Darwin erkennt im Vorwort seines 1872 erschienenen Werkes „Ueber den Ausdruck der Gemütsbewegungen bei Menschen und Tieren" Piderits Priorität an, zitiert aber die Franzosen lieber, weil es ihm leichter wurde, deren flüssigen und eleganten Stil zu lesen als den allerdings etwas harten und verwickelten Ausdruck in Piderits Büchern, die, um einen möglichst systematischen Eindruck zu machen, die knappe Form mathematischer Sätze und Beweise anstreben.

Anders die Franzosen. Sie benutzen zwar Piderits Vorarbeit, erwähnen ihn aber nicht. Es gibt für sie nicht etwa die Entschuldigung, daß ihnen Piderits Vorarbeit entgangen wäre. Denn schon 1859, ein Jahr nach dem Erscheinen seiner grundlegenden Gedanken, entwickelte er sie in einem Vortrage in der Société de Biologie zu Paris, und der Vorsitzende dieser wissenschaftlichen Gesellschaft, zu der auch Gratiolet gehörte, veröffentlichte den Vortrag in der Gazette medicale. Noch fast ein halbes Jahrhundert später — 1902 — erschien in Paris eine zusammenfassende Arbeit „La Mimique" von Edouard Cuyer, in deren langer historischen Einleitung Duchenne und Gratiolet als Begründer der Disziplin ausgegeben und Piderit mit keinem Worte erwähnt wird. Im Text wird dann zweimal kurz gegen ihn polemisiert.

Piderits erste Schrift gibt genau, was der Titel verheißt, nicht mehr: die Grundsätze. Der weitere Ausbau war den folgenden Veröffentlichungen vorbehalten. 1867 erschien bei Klingenberg, dem nachmaligen Inhaber der Meyerschen Buchhandlung, das „Wissenschaftliche System der Mimik und Physiognomik". Darwin sagt davon: „Es ist kaum möglich, in wenigen Sätzen eine deutliche Vorstellung von seinen Ansichten zu geben; ... viele gute Bemerkungen sind durch dieses Werk verstreut, auf die ich später zurückkommen werde." Und er kam recht fleißig darauf zurück.

Diese zweite Schrift Piderits baut den Gegenstand vorzugsweise nach der praktischen Seite aus, d. h. für die Künstler, die bildenden wie die darstellenden, die Maler, Bildhauer und Schauspieler, für die die Mimik natürlich eine große Bedeutung hat.

Die strenge wissenschaftliche Form erhielt das System dann durch die dritte Veröffentlichung, die den Titel führt: „Mimik und Physiognomik", und 1886 in der Meyerschen Hofbuchhandlung in Detmold erschien. Sie bezeichnete sich als zweite Auflage der Schrift von 1867; hat aber, von zahlreichen Zusätzen abgesehen, eine so ganz andere Tendenz, daß sie als ein selbständiges Werk angesehen werden, und daß derjenige, der die Piderittsche Lehre gründlich kennenlernen will, beide Werke, oder, besser noch, alle drei nebeneinander studieren muß[1]).

Die auffälligste Tatsache, die beweist, daß die menschliche Mimik nichts willkürliches ist, sondern daß ihr bestimmte Gesetze zugrunde liegen, und zwar Gesetze, die aus der menschlichen Konstitution selbst fließen, ist die von Darwin über allen Zweifel erhobene Beobachtung, daß die Mienensprache bei allen Völkern gleichartig ist, also auch bei solchen, die keinen Verkehr miteinander pflegen. Verschieden ist nur ihr Reichtum. Während die Nordländer, und besonders die nordischen Germanen, ihre Mienensprache auf das äußerste beherrschen und ihre fast völlige Unterdrückung geradezu als Merkmal der Würde und Vornehmheit schätzen, gibt es Südvölker, deren Mimik so reich, so lebhaft, mannigfaltig und beredt ist, daß sie sich durch sie auf Hunderte von Metern Entfernung, bei der kein gesprochenes Wort wahrgenommen würde, unterhalten können. Es ist nun gewiß auffällig, daß gerade ein Sohn des mimisch armen niedersächsischen Volksstammes die physiologischen Gesetze der Mienensprache fand; es erklärt sich das vielleicht daraus, daß gerade einem Nordländer, sofern er nur an wissenschaftliches Beobachten gewöhnt war, die reiche und zuweilen sogar groteske Mimik der Südländer besonders stark auffallen mußte. Denn die Grundgedanken seines Systems fand Piderit in Valparaiso, der Hafenstadt Chiles, wo er ein Jahrzehnt lang und länger als praktischer Arzt tätig war.

Auf wissenschaftlichem Gebiete hat Theodor Piderit sonst nur noch drei Abhandlungen

[1]) Leider sind die beiden älteren Schriften vergriffen und nur noch aus Bibliotheken leihweise zu beziehen. Die dritte jedoch hat 1925 eine vierte, gleichfalls in der Meyerschen Hofbuchhandlung erschienene Auflage erlebt, die von einem hervorragenden Fachmann, dem Dr. Max v. Kreuschen in Berlin, herausgegeben und auf Grund der noch von Piderit selbst 1909 besorgten dritten Auflage neu bearbeitet ist. Das Standardwerk liegt jetzt also wieder in einer typographisch vortrefflichen und reich illustrierten Ausgabe vor. Außerdem existiert noch eine 1888 zu Paris erschienene, recht gute französische Übersetzung der zweiten Auflage von A. Girot.

veröffentlicht, die von dem Wechselverhältnis zwischen Gehirn und Geist, zwischen dem Arzt und seinem Publikum und zwischen dem Glück und dem Charakter des Menschen handeln.

Doch fühlte Piderit auch den Schaffenstrieb des Künstlers in sich. Wir haben von ihm ein unterhaltsames Bändchen „Kurioser Geschichten", das 1872 in Berlin erschien, und vier dramatische Dichtungen: „Charlotte von Wolffenbüttel", ein dreiaktiges Schauspiel, in dem ein Opfer dynastischer Konvenienzheiraten geschildert wird; die „Stedinger", ein vieraktiges Trauerspiel, das den Untergang der friesischen Bauernschaft der Unterweser zur Zeit des Erzbischofs Gerhard von Bremen, einen Stoff, der heute erneute Anteilnahme erweckt hat, behandelt; „Schön Rotraut", ein satirisch-romantisches Spiel aus dem deutschen Rokoko, von Moerikes reizender, gleichnamiger Ballade eingegeben; endlich „Gründlich kuriert", ein dreiaktiges Schauspiel, worin ein Edelmann von der Eifersucht auf seine Frau, eine ehemalige Opernsängerin, geheilt wird.

Diese Stücke sind mehrfach aufgeführt worden: in Hannover, Elberfeld, Barmen und vor längerer Zeit auch in Detmold. Doch haben sie sich nicht auf der Bühne halten können, und in der Tat fehlt ihnen der starke, dramatische Lebensnerv. Es genügt, um dieses Urteil augenfällig zu machen, seine „Stedinger" mit der neuen Dramatisierung desselben Stoffes durch August Hinrichs zu vergleichen.

Seine Dichtungen haben indes das biographische Interesse, Schlüsse auf des Verfassers persönliche Wesensart zu gestatten. Der durchgehende Zug ist eine Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit, ein Haß auf Willkür und Gewalttat. Seine ganze Seele ist bei den Stedingern, diesen freiheitsstolzen Bauern, deren Vernichtung ein Musterschandstück rachsüchtiger Willkür war.

Von gleichem Geiste ist der blutige Hohn, der in dem Scherzspiel „Schön Rotraut" auf die verblödete Kleinstaaterei des 18. Jahrhunderts ergossen wird, eine amüsante Schilderung übrigens, die auch heute noch auf der Bühne gefallen würde, besonders in operettenhafter und musikalischer Zurüstung.

„Wer nicht den Mut hat, seine Selbständigkeit zu wahren, wer jedem fremden Willen sich beugt und fahren läßt, was er für gut und recht erkannt hatte, der mag vielleicht sein Glück machen, aber glücklich wird er nicht werden." Dieser Satz aus Piderits Vortrag „Die Theorie des Glücks" scheint den Grundzug seines Wesens auszusprechen, eines stolzen, selbstbewußten und weisen Mannes.

Theodor Piderit gehörte einer Familie an, die dem lippischen Lande ausgezeichnete Männer und Frauen geschenkt hat. Geboren wurde Theodor Piderit am 15. September 1828. Als 16½-jährigen gab ihn der vielbeschäftigte Detmolder Vater in die Erziehung des Mindener Dr. Dornheim. Das Mindener Gymnasium verließ er mit lobendem Maturitätszeugnis. Ostern 1846 bezog er die Universität Göttingen, 1847 die in Heidelberg. Nach einem Aufenthalt in der französischen Schweiz (1848) kehrte er 1849 als Dr. med. nach Detmold zurück. Im Jahre 1850 beendete er in Berlin sein Studium. „Ausgerüstet mit allem Erforderlichen", wie der Vater sich ausdrückte, begab er sich im September 1850 auf einem Segelschiff via Kap Horn nach Valparaiso, weil ihm die damals Deutschland erfüllende dumpfe Reaktionsluft unerträglich geworden war. In Valparaiso ließ er sich als Arzt nieder und gewann bald eine ausgedehnte Praxis, die er, der dortigen Steilküsten wegen, zum größten Teil zu Pferde ausüben mußte. Hier gewöhnte er sich an eine genaue und scharfsinnige Beobachtung von Natur und Mensch, die aus seinen Schriften leuchtet, und als Arzt war er so erfolgreich, daß er den Ruf als erster am Platze gewann. Als die Verhältnisse in Deutschland heller geworden waren, kehrte er, nicht unvermögend, zurück, um in der Heimat seinen eigenen Hausstand zu begründen. Doch blieben seine Beziehungen zu Chile, wo er sein dauerndes Ansehen begründet hatte, durch treue Freundschaftsbande aufrecht erhalten; er, sowie Mitglieder seiner Familie, kehrten mehrfach auf längere oder kürzere Zeit dorthin zurück. Seine letzten Lebensjahre verbrachte der Hochbetagte in jener hübschen, blumenumrankten Villa in der Lageschen Straße, die jedem Detmolder vertraut ist und die heute ein Teil des Landeskrankenhauskomplexes geworden ist.

Seine letzte Ruhestatt fand Theodor Piderit auf dem Neuen Friedhof an der Meiersfelder Straße. Ein Gedenkstein erinnert noch den stillen Wandler zwischen den Gräbern der Abgeschiedenen, daß hier „der Schöpfer der Wissenschaft der Mimik und Physiognomik" ruht.

August Eschenburg (1823 – 1904)

Lippischer Staatsminister

Oft genug haben die Fürsten zur Lippe die Männer, denen sie die Leitung des Staatswesens anvertrauten, von auswärts berufen; neben tüchtigen preußischen Verwaltungsbeamten sahen die Lipper mehrfach Leute an der Spitze der staatlichen Verwaltung, die unfähig waren, sich in die Verhältnisse des Kleinstaates einzuleben, und die es nicht verstanden, der Bevölkerung nahezukommen und ihrer Eigenart gerecht zu werden. Die beiden einzigen Minister, die aus den Reihen der lippischen Justiz hervorgegangen sind, haben dagegen ihrem Heimatlande die wertvollsten Dienste geleistet; beide, Eschenburg und Gevekot, waren bedeutende Persönlichkeiten, die in schwierigen Zeiten das Staatsschiff kraftvoll und zielsicher geleitet haben.

August Eschenburg, von dem allein hier die Rede sein soll, kam 1829 im Alter von fünf Jahren nach Detmold, als sein Vater, der Geheime Justizrat Wilhelm Arnold Eschenburg, sein Amt als Kammerdirektor antrat. Der am 21. Oktober 1823 in Braunschweig geborene Knabe hat also den größten Teil seiner Kindheit und Jugend auf lippischem Boden verlebt. Die Schulzeit am Leopoldinum wurde ihm leicht; mit 19 Jahren erhielt er von der Fürstlichen Scholarchats-Kommission das Zeugnis der Reife zuerkannt, und er wurde „im Besitze des Wohlwollens und der Liebe seiner Lehrer mit eifrigen Wünschen für sein künftiges Wohl entlassen". An den Universitäten Heidelberg und Göttingen widmete Eschenburg sich den Rechtsstudien. An der ehrwürdigen Ruperto-Carolina lernte er im Kreise der Saxo-Borussen das studentische Leben jener Tage von seiner heiteren Seite kennen; in zahlreichen Briefen pflegt er mit seinem Vater gleichzeitig ernsten Gedankenaustausch über politische Fragen; voller Besorgnis glaubt der Vater zu erkennen, daß der großdeutsch denkende und von glühender Liebe zum Gesamtvolk erfüllte Sohn für die Laufbahn eines Amtmanns oder Obergerichtsrats im engen Heimatlande nicht mehr tauge. Pünktlich aber nach Ablauf von sechs Semestern stellt der Rechtskandidat Eschenburg, versehen mit einer Reihe eindrucksvoller Fleißzeugnisse der berühmtesten Rechtslehrer jener Zeit, sich der Examinationskommission in Detmold vor, die ihm am 9. September 1846 das Zeugnis „sehr gut bestanden" erteilen konnte. Als Auditor lernt Eschenburg beim Amt Detmold die Verwaltung kennen; gleichzeitig versucht er, zur Advokatur zugelassen, das Vertrauen seiner Landsleute zu gewinnen. Im Jahre 1848 erlebt er voll innerer Anteilnahme nicht nur die großen politischen Veränderungen in ganz Deutschland mit, sondern vor allem auch die Ereignisse in der Heimat, die zum Rücktritt seines Vaters vom Amte des Regierungspräsidenten führten.

Das Jahr 1849 bringt für Eschenburg die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches, irgendwie aktiv am großen Geschehen der Zeit mitwirken zu dürfen. Am 20. April 1849 ernennt der Fürst ihn zum Militärauditeur des nach Schleswig-Holstein ausmarschierenden Lippischen Bataillons, wobei er ihm gleichzeitig den Rang eines Premier-Leutnants verleiht. Die in Frankfurt am Main bestehende schwache Reichsgewalt des Reichsverwesers Erzherzog Johann konnte sich in der Verwaltung der „Reichstruppen" wenigstens vorübergehend durchsetzen. So hatte auch Eschenburg sei seiner militärischen Tätigkeit die „Verwaltungs-Bestimmungen" zu beachten, die der Reichskriegsminister v. Peucker und der Reichsminister der Finanzen v. Beckerath am 14. März 1849 in Frankfurt „für die nach Schleswig-Holstein abrückenden Reichstruppen" erlassen hatten. Unter dem Druck von Rußland und England kam es bekanntlich leider im Juli 1849 zum Waffenstillstand mit Dänemark. Am 12. August kehrte das Lippische Bataillon unter Major Großkopf in die Heimat zurück; der Traum eines größeren und einigen Deutschland war beendet; auch Eschenburg nahm seinen Dienst in der Amtsstube am Rosental in Detmold wieder auf.

Im Jahre 1852 ernennt Fürst Leopold den fast 30jährigen Eschenburg zum Assessor; in der darüber ausgestellten landesherrlichen Urkunde eröffnet er ihm, daß er „ihn im Vertrauen auf seine fernere treue Pflichterfüllung mit einem Jahresgehalt von 250 Talern begnadigt habe!" Als bald

darauf der unrühmlich bekannte Dr. Hannibal Fischer die Geschicke unseres Landes leitete, berief er Eschenburg, der sich am 5. März 1854 mit Hermine Niemeyer aus Herberhausen verheiratet hatte, als Ministerial-Referenten in sein Ministerium. In dieser Stellung und in seiner Eigenschaft als Landsyndikus hatte Eschenburg Gelegenheit, Verwaltungs- und Gesetzgebungsarbeit kennenzulernen. Auch nachdem Eschenburg im Jahre 1858 endgültig Mitglied der Obergerichte geworden war, behielt er die Stelle des Landsyndikus — und zwar bis Ende 1869 — noch bei.

Nachdem Ende 1875 Fürst Woldemar die Regierung des Fürstentums übernommen hatte, berief er am 11. Januar 1876 kraft persönlichen Vertrauens Eschenburg in die Stelle des höchsten Beamten des Landes. Neun Jahre lang hat Eschenburg das nicht leichte Amt des Regierungspräsidenten und Ministers geführt. Als er, gestützt auf eine dreißigjährige Erfahrung in Justiz und Verwaltung, dem ehrenvollen Rufe des Landesherrn Folge leistete, galt es, vor allem wieder geordnete Zustände im Lande zu schaffen. Seit sechs Jahren war der Landtag nicht einberufen worden! Eschenburg sah seine erste Aufgabe in der Schaffung eines neuen Wahlgesetzes. Der auf Grund des alten Wahlgesetzes von 1836 noch einmal zusammengetretene Ständelandtag beschloß ein neues Wahlgesetz, das zwar noch erhebliche Mängel aufwies, aber einen großen Fortschritt gegenüber der früheren Ständevertretung bedeutete. Der sachlich festen Haltung Eschenburgs war es gelungen, den Widerstand der Fortschrittspartei zu brechen und sie überhaupt zur Mitarbeit am neuen Gesetz zu bringen. Nach Annahme des Wahlgesetzes kam auch das zweite wichtige Gesetz „die Zusammensetzung des Landtages und die Ausübung der Rechte desselben betreffend" zustande. Damit war auch in Lippe der Übergang vom alten Ständestaat zu einem modernen konstitutionellen Staatswesen endgültig vollzogen! Die leidenschaftlichen Kämpfe, die Jahre lang unser Land erfüllt hatten, waren beendet; der von allen Seiten ersehnte Frieden war eingekehrt, das staatliche Leben Lippes konnte nach Jahren unfruchtbaren Kampfes wieder in geordnete Bahnen einlenken. Und wenn vollends das Verhältnis der Bevölkerung zum Landesherrn wieder ein erträgliches wurde, so war dies das ausschließliche Verdienst des Ministers Eschenburg.

Das größte Werk seines Lebens führte Eschenburg mit der Justizorganisation im Jahre 1879 durch. Die Aufgabe war in Lippe deshalb besonders schwierig, weil hier Verwaltung und Justiz noch vereinigt waren, nun aber getrennt werden mußten. Fraglich erschien, ob ein Landgericht für ein so kleines Gebiet wie das lippische Land lebensfähig sein würde. Eschenburg knüpfte mit Preußen Verhandlungen über die Errichtung eines gemeinschaftlichen Landgerichts mit dem Sitze in Detmold an. Anfangs schien der preußische Justizminister geneigt, den lippischen Wünschen zu entsprechen, als aber Preußen darauf bestand, daß das Landgericht in einer preußischen Stadt, etwa in Hameln, errichtet würde und als Preußen auch die Ernennung der Präsidenten für sich beanspruchte, ließ Fürst Woldemar erklären, daß eine solche Beschneidung seiner Justizhoheit untragbar sei. So kam es Ende 1878 dazu, daß man sich in Lippe zur Errichtung eines eigenen Landgerichts entschloß. Im Frühjahr 1879 bewilligte der Landtag die Mittel zur Errichtung des jetzigen Landgerichtsgebäudes, das in größter Eile fertiggestellt wurde, um schon am Ende desselben Jahres die neuen Gerichtsbehörden aufzunehmen. Die wichtigen zur Ausführung der Reichsjustizgesetze bestimmten Landesgesetze, an denen Eschenburg selbst tatkräftig und entscheidend mitgearbeitet hat, füllen den größten Teil des 17. Bandes der Gesetzsammlung.

Von den vielen bis in die Gegenwart hinein bedeutungsvollen Gesetzgebungswerken, die auf Eschenburgs Anregung zurückgehen und von ihm bis zur Annahme im Landtage gefördert sind, sei hier nur die Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse erwähnt; die Schaffung der einheitlichen lippischen Landeskirche, die Einrichtung der Landessynode, die freie Pfarrerwahl in den meisten Gemeinden und das kirchliche Besteuerungsrecht beruhen auf den grundlegenden Staatsgesetzen von 1877.

Die Aufgabe Eschenburgs, dem Fürsten in allen Staatsangelegenheiten mit sachkundigem Rate zur Seite zu stehen, war nicht immer leicht. Fürst Woldemar war in starkem Maße auf die ungeschmälerte Erhaltung aller Hoheitsrechte bedacht und zu zeitgemäßem Entgegenkommen in Domanialangelegenheiten nur schwer zu bewegen. In der Bewilligung landesfürstlicher Geldgeschenke war er sehr zurückhaltend; oft holte er den Rat Eschenburgs darüber ein, welcher Geldbeitrag zu einer ihm vorgelegten Sammlung angemessen sei und von ihm erwartet werde. Auch in zahlreichen unwichtigen oder höchstpersönlichen Angelegenheiten wandte sich der Fürst ratsuchend

an seinen zur Leitung der Staatsgeschäfte bestellten Minister. Bezeichnend für die Unselbständigkeit des fürstlichen Urteils ist folgendes: Als im Jahre 1880 der jüdische Gastwirt Hamlet in Heiden den Fürsten bat, die „Patenstelle" bei seinem siebenten Sohne zu übernehmen, wandte sich Fürst Woldemar auch in dieser scheinbar heiklen, in Wirklichkeit aber höchst einfachen Angelegenheit an seinen Minister und bat ihn um Rat und um Äußerung, ob die Annahme einer — begrifflich unmöglichen — christlichen Patenstelle bei dem semitischen Sprößling Hamlets etwa bei der christlichen und deutschen Bevölkerung Anstoß erregen könne! Also nicht einmal zu der selbstverständlich gebotenen Ablehnung konnte der Fürst aus eigener Entschlußkraft sich aufraffen!

Als dann die leidige Thronfolgefrage ihre Schatten vorauswarf und Fürst Woldemar von Eschenburg die Mitwirkung zur Regelung der Nachfolge auf einem die Landesgesetzgebung ausschließenden Wege beharrlich verlangte, konnte dieser im Bewußtsein seiner Verantwortung als oberster Staatsbeamter sich dazu nicht bereitfinden. Zum Ende des Jahres 1884 erbat er daher in voller Rüstigkeit seinen Abschied, der ihm in Ehren bewilligt wurde.

Noch fast zwanzig Jahre lang konnte Eschenburg an der Seite seiner Gattin sich des Ruhestandes erfreuen. Nachdem er im März 1904 in völliger Frische das Fest der goldenen Hochzeit hatte feiern dürfen, wurde er am 6. April 1904 im Alter von 80 Jahren nach kurzer Krankheit aus dieser Zeitlichkeit abberufen.

August Eschenburg hat ebenso wie sein jüngerer Bruder Arnold sein ganzes Leben in Detmold zugebracht. Beide haben ihre ganze Kraft, der eine als Jurist, der andere als Mediziner, in den Dienst des geliebten Heimatlandes gestellt. In der Geschichte des lippischen Staates wird der Name des Ministers Eschenburg als des Schöpfers wichtigster Justiz- und Verwaltungsgesetze dauernd lebendig bleiben. Ein zeitgenössischer Beurteiler rühmt von ihm also: „Er verfügte über eine überaus große Leistungsfähigkeit. Energisch, hervorragend pflichttreu wirkte er, und mit größter Sachkenntnis verband er tiefe Gründlichkeit. Höchste Unparteilichkeit, Uneigennützigkeit und Selbstlosigkeit waren die ausgesprochenen Eigenschaften seines Charakters, die ihn befähigten, sein schwieriges Amt mit so vielem Geschick zu verwalten."

Otto Thelemann (1828–1898)

Konsistorial- und Schulrat

In der lippischen Volksschule hat es zu verschiedenen Zeiten hervorragende Köpfe und weitblickende Männer gegeben, die teils in neuen Unterrichtszielen und Arbeitsweisen richtunggebend waren, teils umfassender dem gesamten Schulwesen ein bestimmtes Gepräge gaben und es zu einer gewissen Höhe führten. Zu diesen gehört auch Konsistorialrat Thelemann, ein Mann, der, zwar nicht auf lippischem Boden erwachsen, doch von echter Niedersachsenart (seine Vorfahren saßen in der „Goldenen Aue") den größten Teil seines Lebens und Schaffens dem Lipperlande widmete.

Eine schwere Jugend- und eine ernste Studienzeit (1846—50) ließen ihn früh zu einer Kämpfer- und Führernatur heranreifen. Nicht äußere Erscheinungsformen allein, sondern auch der Werdegang eines Menschen berechtigt zu einer richtigen Beurteilung eines Charakters. Die Kämpfe 1848 um politische und das Ringen um religiöse Ideale riefen ihn zur Aktivität auf den Plan. Damals wurde in ihm der Grund zu seiner politischen Stellung als Gegner der Demokratie und andererseits zu seinem lebendigen Glaubensleben gelegt. Mit großer Überzeugungstreue und Willensfestigkeit ist er im Leben stets dafür eingetreten. Dazu hatte er sich ein reiches Wissen angeeignet, und mit seinem Scharfblick und klarem Urteil verband er eine seltene Schlagfertigkeit in der Debatte.

Nach Vollendung seiner theologischen Studien auf den Hochschulen Erlangen und Halle diente er seiner engeren Heimat, der Pfalz, teils als Vikar, teils als Pastor, bis er 1861 an die deutsch-reformierte Gemeinde Erlangen berufen wurde. Hier wurde er bald zum Präses der reformierten Landessynode Bayerns gewählt. Als Lehrer an der höheren Mädchenschule ernannte ihn die Stadtbehörde zum städtischen Schulinspektor und Schulreferenten. Schon in seinen früheren Stellungen hatte er auf dem Gebiete der Schule gewirkt: in Winnweiler war er Lehrer an einer höheren Knabenschule, in Iggelheim Bezirkshauptlehrer für Ausbildung von Seminaraspiranten, andernorts war er Vorsitzender einer Lehrerkonferenz und Mitarbeiter einer Lehrerzeitung. Und das neben seiner pfarramtlichen Arbeit.

Als im Frühjahr 1863 in Detmold die 300jährige Gedenkfeier des Heidelberger Katechismus begangen wurde, hielt Thelemann dabei einen bedeutenden Vortrag. Durch seine darin zutage tretende Wissenschaftlichkeit und durch sein sicheres Auftreten wurde die lippische Behörde auf ihn aufmerksam. Da das Amt des Seminardirektors, mit dem auch das des lippischen Schulrates verbunden war, unbesetzt war, berief ihn das lippische Kabinettsministerium in diese Stellung. Oktober 1863 trat er sie an, zugleich wurde er als kommissarisches Mitglied in das Konsistorium, das damals das lippische Schulwesen leitete, berufen. Schon eineinhalb Jahre später machte man die Leitung des Seminars selbständig, und fortan widmete er sich der lippischen Volksschule. Mit großem Geschick und unverwüstlicher Arbeitskraft gab er sich der Förderung des Schulwesens, der Entwicklung der Lehrpersonen und der Hebung des Lehrerstandes hin und hat sich dadurch große Verdienste erworben. Er schuf die schon im Schulgesetz von 1849 in Aussicht gestellte, bislang aber unausgeführte Volksschulordnung von 1873. Das Volksschulgesetz von 1849 harrte seit 1855 einer Umarbeitung. Nach vielen, langjährigen harten Kämpfen im Landtage um die Erhaltung der christlichen Volksschule brachte er 1895 das neue Volksschulgesetz heraus. Es war die Krönung seiner Wirksamkeit, nur wenige Jahre hat er es überlebt. Vor allem lag ihm die Hebung der wissenschaftlichen Ausbildung der Lehrer am Herzen. 1876 kam eine neue Prüfungsordnung für die Volksschullehrer heraus. Mit großem Eifer und unter Überwindung oft erheblicher Schwierigkeiten war er darauf bedacht, den modernen, gesundheitlichen Erfordernissen entsprechende Räume für den Unterricht und auch für die Wohnung der Lehrer zu schaffen. Mit viel Wärme hat er sich auch bemüht, die traurige wirtschaftliche Lage der Lehrer zu verbessern, ihnen zur Berufspflicht auch die Berufsfreudigkeit zu geben. Einige Male ist es ihm auch gelungen, die musikfreudige Lehrerschaft zu einem allgemeinen lippi-

schen Lehrergesangsfest in der Detmolder Kirche zu vereinigen, wobei er einen dem Fest angepaßten Vortrag hielt. So hat Thelemann mit viel Erfolg die Belange der Volksschule und ihrer Lehrer vertreten und, gehörte er „Von Haus aus" wohl dem geistlichen Stande an, so ging ihm doch die Schule über alles. Thelemanns Name ist unzertrennlich mit der Geschichte der Volksschule verbunden.

War er wohl in seinen Berufsgeschäften unermüdlich, so fand er doch noch Zeit und Kraft, auch auf anderen Gebieten eine segensreiche Tätigkeit zu entfalten. Von 1865 an war er vierzehn Jahre lang Religionslehrer an den höheren Klassen unseres Detmolder Gymnasiums. Die ständige Berührung mit den Schülern machte ihm den Blick scharf und das Herz weit für die Nöte der heranwachsenden Jugend. So kam er dazu, in Detmold den ersten Männer- und Jünglingsverein Lippes zu gründen. Bei den in gemieteten Räumen am Wall stattfindenden Zusammenkünften hielt er sonntäglich selbst die abendlichen Bibelstunden. An dem Zusammenschluß der deutschen Jünglingsvereine, der an ihrem ersten Nationalfeste im Jahre 1882 am Fuße des Hermannsdenkmals erfolgte, nahm er tätigen Anteil.

Auch auf das soziale Gebiet erstreckte sich sein Interesse. Von seinen Vorfahren, die in fünf Generationen Ärzte waren, hatte Thelemann einen stark ausgeprägten Gemeinsinn ererbt. Unter dem Protektorat der Fürstin Sophie gründete er 1864 eine Anstalt für gefährdete Mädchen, die „Sophien-Anstalt". Anfangs befand sich diese in den Räumen der Leibzucht des Bauern Tötemeyer, bis später bei Heiligenkirchen ein Grundstück erworben wurde, auf dem das stattliche Anstaltsgebäude errichtet wurde. Eine zweite Anstalt war die Kinderheilanstalt in Salzuflen. Auf Anregung des Vereins für Innere Mission in Westfalen und Lippe, der seinen Hauptsitz damals in Bielefeld hatte, befaßte sich Thelemann mit der Errichtung einer Kinderheilanstalt, um skrophulösen und schwächlichen Kindern der Bevölkerung, namentlich der ärmeren, die so heilbringenden Solquellen nutzbar zu machen. Zu dem Zwecke trat er mit Salzuflern, Pastor Theopold, Bergrat Brandes, Bürgermeister Krecke, im Jahre 1874 in Verbindung. Schon im folgenden Jahre kam es zur Gründung einer solchen Anstalt in Salzuflen. Man darf wohl sagen, daß der Besuch der Kinderheilanstalt durch Kinder von jenseits der lippischen Grenze und ihre guten Heilerfolge dazu beigetragen haben, das Solbad und seine Heilmittel außerhalb Lippes bekanntzumachen.

In den ersten fünfzehn Jahren seines Berufslebens in Detmold übte Thelemann auch eine politische Wirksamkeit aus. Er war eifrig um die Sammlung der konservativen Kreise zu einer Partei bemüht. Dazu gründete er mit dem Geh. Medizinalrat Hasse in Salzuflen 1868 die Wochenschrift „Lippischer Volksbote", aus dem später das konservative Volksblatt hervorging. Mit den Führern der damals herrschenden Demokratie, namentlich dem Syndikus Hausmann in Horn, führte er heftige Zeitungsfehden. Es handelte sich damals um Verfassungsstreitigkeiten, die von Hans Kiewning in seinem grundlegenden Werk über die Verfassungsentwicklung 1819—1919 behandelt worden sind. Bei der Trennung der Landkasse von der Landrentei bestimmte die Vorlage der Regierung, daß die dem Domanium eignenden Vermögensteile ungeteilt als unveräußerliches Fideikommißgut dem fürstlichen Hause verbleiben sollten, die Opposition im Landtage unter Hausmann und Bürten erklärte sich dagegen und beanspruchte Teile davon für die Landkasse. Thelemann verfocht entschieden die Grundrechte des Fürsten. Manche scharfe Klinge wurde im „Lippischen Volksboten" und in der „Lippischen Sonntagspost" gewechselt. In der allgemeinen deutschen Politik trat Thelemann für die Politik Bismarcks, die Vereinheitlichung der deutschen Länder, ein. In späteren Jahren finden wir ihn im lippischen Thronfolgestreit als energischen Verfechter der Rechte der Biesterfelder Linie auf den lippischen Fürstenthron.

Bei seiner Begabung und seiner Arbeitskraft ist es nicht zu verwundern, daß Thelemann sich auch auf literarischem Gebiete betätigte. In seiner Erlanger Zeit gründete er mit dem dortigen Theologieprofessor Ebrard die „Reformierte Kirchenzeitung". Außer vielen kleinen Schriften aus dem Gebiete der Reformationsgeschichte und der Verteidigung des christlichen Glaubens verfaßte er auch solche größeren Umfangs: 1868 erschien von ihm „F. A. Lampe, sein Leben und seine Theologie", 1888 „die Handreichung zum Heidelberger Katechismus", die drei Auflagen erlebte und in Amerika ins Englische übersetzt wurde, und 1890 „die Handagende für reformierte und unierte Gemeinden".

Entfaltete Thelemann so auf verschiedenen Gebieten eine vielseitige Tätigkeit, daß sein Name über die Grenzen seiner Heimat hinaus bekannt und geachtet wurde, so sind ihm doch auch bittere Erfahrungen und Sorgen nicht erspart geblieben. Am 17. Januar 1898 beschloß er am Ende seines 70. Lebensjahres sein arbeitsreiches Leben.

August von Kluckhohn (1832–1893)

Professor der Geschichte an der Universität zu Göttingen

Wir bitten den Leser, sich hundert Jahre zurückzuversetzen und mit uns ein kleines, zu jener Zeit vom Weltverkehr noch fast völlig abgeschlossenes Dorf unseres Heimatlandes aufzusuchen. Wir meinen Bavenhausen, das unfern der alten Heerstraße, die von Lemgo nach Rinteln führt, auf einer Anhöhe, ungefähr drei Kilometer von Hohenhausen, gelegen ist. Einfach und schlicht verlief das Leben seiner Bewohner. In harter Arbeit rangen sie dem Boden seine Erträgnisse ab. Am Abend pflegten die Nachbarn zusammenzukommen und erzählten einander die Dorfneuigkeiten. Ab und zu berichtete der eine oder andere auch über die Begebenheiten, die sich in der Welt zugetragen hatten, soweit er bei seinem Besuch in Lemgo oder in der Residenzstadt Detmold davon gehört hatte. Zeitungen waren damals im Dorfe noch unbekannt. Die Alten tauschten gern ihre Erinnerungen aus früheren Zeiten, besonders aus der napoleonischen Fremdherrschaft aus. Schwer hatte diese auch auf dem lippischen Lande gelegen, obwohl die kluge und tatkräftige Fürstin Pauline verstanden hatte, dem Lande seine Selbständigkeit zu erhalten. Endlos waren 1812 die Durchzüge der französischen Truppen zum Kriege gegen Rußland gewesen. Seit zwanzig Jahren war wieder Friede im Lande. Allmählich hatte sich der Wohlstand gehoben. Um so fröhlicher konnten nun wieder die Kinder auf der Dorfstraße spielen. Unter ihnen bemerken wir einen dreijährigen Knaben, ein Kind mit hellen Augen und sinnendem Wesen. Es war das siebente von den neun Kindern des Dorfschmieds Kluckhohn und seiner Ehefrau Catrina, geb. Rendorf aus Hagendonop. Niemand, der das Kind unter seinen Spielgefährten und Geschwistern beobachtete, konnte ahnen, daß aus ihm dereinst ein bedeutender Geschichtsforscher und Hochschullehrer werden würde, dessen Name nicht nur zu seiner Zeit, sondern noch heute einen guten Klang besitzt. Von ihm sollen die folgenden Zeilen berichten. —

August Kluckhohn ist am 6. Juli 1832 in Bavenhausen geboren. Schon früh zeigte sich bei ihm nicht nur eine ungewöhnliche Begabung, sondern auch Wissensdurst und Lernbegier. Den Eltern fehlten aber die Mittel, um ihm eine bessere Ausbildung, als die Dorfschule vermittelte, zu ermöglichen. So kam es, daß er zunächst in der kleinen Landwirtschaft, die der Vater neben seinem Handwerk betrieb, mitarbeiten mußte; aber das Verlangen des Knaben nach höheren Dingen blieb bestehen. Ostern 1848 wurde sein Wunsch endlich erfüllt; er wurde in die Untersekunda des Gymnasiums in Lemgo aufgenommen. Da aber die Lücken in seinem Wissen größer waren, als seine Lehrer anfänglich angenommen hatten, konnte er erst im Herbst 1853 die Reifeprüfung ablegen.

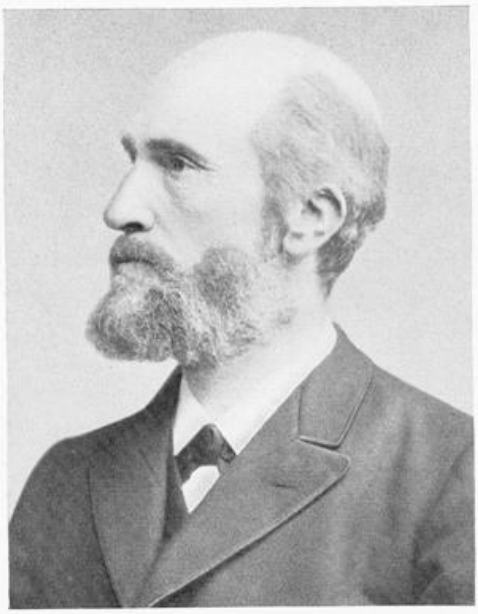
Nun stand ihm der Weg zu den Höhen der Wissenschaft offen. Dank eines Stipendiums der Clostermeier-Stiftung und weil sich außerdem die wirtschaftlichen Verhältnisse der Eltern inzwischen gebessert hatten, wurde es Kluckhohn möglich, die Universität Heidelberg aufzusuchen. Zunächst hörte er juristische Vorlesungen, wurde aber schon bald von Professor Häusser zur Geschichtswissenschaft gezogen. Mit so großem Erfolge widmete er sich seinem Studium, daß er bereits nach fünf Semestern mit einer Abhandlung (Dissertation) über den „Gottesfrieden" mit der ersten Note promovieren konnte. Zur Fortsetzung seiner Studien ging er Ostern 1856 nach Göttingen. Hier wurde ihm durch Professor Waitz reiche Förderung, vor allem in der Richtung der historischen Technik (Quellenforschung und -bearbeitung), zuteil. 1857 erschien seine erste Veröffentlichung. Es ist die „Geschichte des Gottesfriedens" (treuga Dei), eine weitere Ausführung der oben erwähnten Doktorarbeit. Gründliche Erforschung des Quellenmaterials, eine schöne Gabe der Darstellung und lichtvolle Anordnung des Stoffes zeichnen schon diese wie alle folgenden Arbeiten Kluckhohns aus. Sie fand auch in den Fachkreisen günstige Beurteilung und Aufnahme. — Nach zweijährigem Aufenthalt kehrte er von Göttingen nach Heidelberg zurück. Als Sechsundzwanzigjähriger habilitierte er sich an der Universität und hielt Vorlesungen über die Zeit der Hohenstaufen. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß erst 10 Jahre vergangen waren, seit er die engen Verhältnisse im Heimatdorf verlassen hatte, dann staunt man über den Wandel, der sich so schnell im Leben des jungen Gelehrten vollzogen. Zwei

Dinge waren es vornehmlich, die das ermöglicht hatten: große Begabung und unablässiger Fleiß! —

Man ist versucht, zu bedauern, daß Kluckhohn an der Fortsetzung seiner Lehr- und Forschertätigkeit in Heidelberg schon bald nach ihrem Beginn, allerdings durch eine ehrenvolle Berufung nach München, gehindert wurde. Es war Professor von Sybel, der ihn im Herbst 1858 nach dort zu kommen veranlaßte. Kluckhohn wurde Redakteur der „Historischen Zeitschrift". Im Sommer des folgenden Jahres (1859) wurde er auch zur Mitarbeit in der von der historischen Kommission in Aussicht genommenen Veröffentlichung der deutschen Reichstagsakten des 14. Jahrhunderts aufgefordert. Außerdem habilitierte sich Kluckhohn im Mai 1860 an der Universität. Damit hing es zusammen, daß die verheißungsvollen Arbeiten aus der Heidelberger Zeit zurücktraten oder aufgegeben werden mußten. Um so umfassender wurde nun seine Tätigkeit auf den neuen Arbeitsgebieten. Er schrieb in dieser Zeit eine große Anzahl wissenschaftlicher Abhandlungen für die „Historische Zeitschrift". Da von Sybel aber schon 1861 nach Bonn übersiedelte und die Redaktion der Zeitschrift nach dort verlegt wurde, schied Kluckhohn aus der Redaktion aus. Ebenso war er genötigt, vorläufig wenigstens, die weitere Erforschung der Reichstagsakten zurückzustellen, da er von der historischen Kommission einen neuen Auftrag erhalten hatte, nämlich die Erforschung und Herausgabe der „Wittelsbacher Correspondenzen". Der Auftrag bezog sich vornehmlich auf die Quellen zur Geschichte Friedrichs III. von der Pfalz. Als eine der Früchte dieser Quellensammlung ist die Abhandlung „Herzog Wilhelm III. von Bayern, der Protektor des Basler Conzils", und ebenso die Schrift: „Ludwig der Reiche, Herzog von Bayern", anzusehen. Es waren Jahre ungewöhnlicher Arbeitsüberhäufung und Leistungen, die diesen Abschnitt in Kluckhohns Leben umfassen. 1865 wurde er außerordentliches, wenige Jahre später ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften. 1866 erfolgte die Ernennung zum außerordentlichen Professor an der Universität. 1869 wurde er ordentlicher Professor an der Technischen Hochschule, und kurze Zeit darauf auch Honorarprofessor an der Universität. Zahlreich waren die Zuhörer, die Kluckhohn um sich versammelte. Dabei erlitt seine Forschertätigkeit aber keinen Abbruch. Schon 1867 erschien der erste Band der „Briefe Friedrichs des Frommen, Kurfürsten von der Pfalz". 1870 folgte die erste Hälfte und 1872 die zweite Hälfte des noch umfangreicheren zweiten Bandes. Im Zusammenhang mit dieser großen Aktenarbeit erschienen zahlreiche Artikel über Personen und Vorgänge aus dem Wittelsbacher Hause. Die reifste Frucht dieser Arbeiten ist das Buch: „Friedrich der Fromme, Kurfürst von der Pfalz, der Schützer der reformierten Kirche". Es ist das größte darstellende Werk, das Kluckhohn herausgebracht hat. Es erschien 1879 und ist noch heute sehr lesenswert. Der Verfasser dieser Zeilen hat es wenige Jahre nach seiner Veröffentlichung mit großem Gewinn gelesen und kehrt noch heute gern zu ihm zurück. Es ist ausgezeichnet durch die völlige Beherrschung des teilweise sehr schwierigen Stoffes und die anziehende Darstellung. — Von 1877—1880 war Kluckhohn Direktor der Technischen Hochschule, und damit war seine Arbeit fast zum Übermaß gesteigert. An Erfolgen und Anerkennungen hat es freilich nicht gefehlt. Zu den letzteren gehörte auch die Verleihung eines hohen bayrischen Ordens, mit dessen Besitz der persönliche Adel verbunden war. —

Wenige Jahre später fand seine Berufstätigkeit in München ein Ende, da er 1883 einem Ruf nach Göttingen folgte. Es war ihm vergönnt, hier noch 10 Jahre zu wirken. Auch auf seinem neuen Arbeitsfelde entfaltete er eine große akademische Lehr- und Forscherarbeit. In diesem Jahrzehnt war es, daß er die Sammlung der Reichstagsakten wieder aufnahm und fortführte. 1893 erschien der erste Band unter dem Titel: „Deutsche Reichstagsakten unter Kaiser Karl V." Er umfaßt beinahe 1000 Seiten. Der Verfasser hat die Archive in 54 deutschen, österreichischen und schweizerischen Städten durchforscht; er benutzte dazu meistens seine Ferien. Jüngere Gelehrte haben ihm geholfen, indem sie unter seiner Aufsicht gleichfalls forschten und sammelten. Mitte Mai reiste er nach München, um sein Werk der historischen Kommission vorzulegen. Da erreichte den Nimmermüden am 19. Mai 1893, kurz vor Vollendung seines 61. Lebensjahres, der Tod. — Groß war die allgemeine Teilnahme über sein Abscheiden. Bedeutendes konnte von ihm noch erwartet werden. In den letzten Jahren hatte er sein Interesse vornehmlich auf die Reformation und den großen Bauernaufstand von 1525 gerichtet. Als Mitglied des Vereins für Reformationsgeschichte lag ihm diese Zeit besonders am Herzen. — Nach seinem Tode erschien eine Zusammenstellung der wertvollsten „Vorträge und Aufsätze", herausgegeben von Heigel und Wrede. Der stattliche Band enthält in anziehender Darstellung lebensvolle Bilder bedeutender Persönlichkeiten. Aus der Zeit der napoleonischen Gewaltherrschaft

Otto Thelemann
1828—1898



August von Kluckhohn
1832—1893

Bernhard Steußloff
1836—1897

Heinrich Schacht
1840—1912

Landesbibliothek · Detmold

und der Freiheitskriege werden die Königin Luise von Preußen, Freiherr vom Stein, General von Scharnhorst, Blücher, Gneisenau und Clausewitz dargestellt. Es folgen Abhandlungen aus dem bayrischen Kulturleben. Der letzte Teil enthält Darstellungen bedeutender Historiker neuerer Zeit. Es sind Ludwig Häusser, Leopold von Ranke (zu dessen 90. Geburtstage), Georg Waitz und Julius Weizsäcker. Dr. Friedrich Thimme nennt diese Aufsätze „wahre Perlen biographischer Darstellung" und rühmt an ihnen „die vollendete Form" der Sprache. —

Ein reich gesegnetes Leben war nun zu Ende gegangen. Zuweilen will es dem Betrachter des Lebens und Wirkens dieses seltenen Mannes beinahe unfaßbar vorkommen, daß in einer Zeitspanne von nur etwas mehr als drei Jahrzehnten eine so große Tätigkeit möglich gewesen ist. Unser Staunen ist um so mehr am Platze, als Kluckhohn in den letzten Lebensjahren nicht selten durch körperliche Leiden gehemmt war. Dazu kamen noch mancherlei schmerzliche Trauerfälle in seiner Familie. Aber seine bewunderungswürdige Energie und sein Fleiß überwanden alle Hemmungen. Er begann jeden Morgen um 4 Uhr seine Arbeit; sie dauerte mit einer kurzen Unterbrechung in der Mittagszeit der Regel nach den ganzen Tag und zog sich meist bis in den späten Abend hinein. Es gebührt ihm darum gleich jenem großen Kirchenlehrer aus dem dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung der ehrenvolle Beiname Adamantius, d. h. der Diamantene, zur Bezeichnung seines nie erlahmenden Fleißes! Dabei war Kluckhohn indes kein ausgetrockneter Gelehrter, sondern nach dem Urteil seiner Zeitgenossen ein Mann von heiterer Lebensauffassung, liebenswürdig und von großer Herzensgüte. Einer von ihnen (Stieve) hebt auch seine schlichte Frömmigkeit hervor; sie ist wahrscheinlich ein Erbteil des elterlichen Hauses und der Heimatgemeinde. Ein anderer (von Sybel) schreibt in der Vorrede zu dem ersten Bande der „Deutschen Reichstagsakten unter Kaiser Karl V.": „Kluckhohn gehörte jedenfalls zu den besten der jetzigen Historiker, ein Forscher von unermüdlicher Gründlichkeit und sicherer Kritik, geistreich in der Auffassung jedes Gegenstandes, von gebildetem Schönheitssinn in seinen darstellenden Schriften, dabei ein Charakter von seltener Reinheit, Zuverlässigkeit und Humanität."

Von seinen Kindern haben ihn drei Töchter und zwei Söhne überlebt. Von den ersteren, die inzwischen auch gestorben sind, war eine die Begründerin und Leiterin der Luisenschule in Göttingen, eine andere war die Gattin des kürzlich verstorbenen Geheimen Medizinalrats Professor Damsch. Die beiden Söhne sind noch am Leben. Der eine ist Oberregierungsrat im Landesfinanzamt Berlin und der andere Universitätsprofessor in Tübingen. Mehrere Brüder von Kluckhohn sind 1849 nach Amerika ausgewandert. Nachkommen von ihnen sind heute dort auch in geistigen Berufen als Schriftsteller und Gelehrte tätig. Zwei seiner Neffen sind wohl noch manchem in unserem Lande bekannt, der schon früh verstorbene Pastor Kluckhohn von der reformierten Gemeinde in Herford und der gleichfalls schon verewigte Lehrer und Organist Kluckhohn in Detmold. Andere Verwandte des Professors Kluckhohn leben noch unter uns, und zwar in Bavenhausen, in Ehrsen bei Schötmar und in Lage. — Kluckhohn hat ebenso wie Professor Böchting der alten Heimat allezeit eine treue Anhänglichkeit bewahrt. Es wird erzählt, daß er einst, als er nach längerer Abwesenheit an die Stätte seiner Kindheit und Jugend zum Besuch zurückkehrte, vor Freude geweint habe.

Die lippische Landesbibliothek enthält die Mehrzahl seiner Schriften. Wer sie zur Hand nimmt und liest, wird sich jedesmal mit dankbarem Herzen und mit berechtigtem Stolz an Professor von Kluckhohn erinnern lassen als einen der Besten von den Männern, die dem lippischen Boden entstammen.

Emil Zeiß (1833–1910)

Ein Maler der lippischen Heimat

Pfarrer und Künstler gehören zusammen. Religion und Kunst, Christentum und Darstellung des Schönen stellen die höchsten geistigen Güter der Menschheit dar. Nur selten sind unter den Menschen vom lippischen Boden die Gaben zur Arbeit in der christlichen Kirche und zu künstlerischem Schaffen so innig in einer Person vereinigt gewesen, wie bei dem Pfarrer und Maler Emil Zeiß. Diese Vereinigung verdankt er dem lippischen Boden, dem er entsprossen, und dem Blut der Vorfahren des Geschlechtes, dem er entstammt.

Es ist ein altes, erst kurhessisches, dann lippisches Lehrer- und Pastorengeschlecht, dessen Überlieferung über 250 Jahre, bis 1675 zurückreicht. Alle seine unmittelbaren Vorfahren im Mannesstamm, die Pfarrer oder Lehrer waren, besaßen eine ausgesprochene musikalische Begabung und waren als Komponisten und ausübende Musiker tätig. Emils Urgroßvater, Justus Zeiß, Lehrer und Rektor in Treysa (Hessen), war so hervorragend als Komponist und Musikschriftsteller, daß sein Lebensbild in einem damals erscheinenden Sammelwerk „Hessische Gelehrtenrepublik" Aufnahme gefunden hat. Sein Großvater, Adam Zeiß, war erst hessischer Volksschullehrer, dann Seminardirektor in Marburg und studierte dann noch als Vater von sieben Kindern, aus heißem Drang, das Evangelium zu verkünden, Theologie, wurde Pastor und Superintendent in Silixen (Lippe) und starb 1871, neunzigjährig, nach siebzigjähriger Amtsführung.

Die Anlage Emils war mehr auf das darstellende Künstlertum gerichtet. und seine persönliche Entwicklung hat ihn zum Maler gemacht, wenngleich er auch ein sehr tüchtiger Musiker war und als Cellospieler seinen Mann stand.

Emil Zeiß ist geboren am 2. Juli 1833 in Stapelage als Sohn des lippischen Pfarrers Wilhelm Zeiß. Persönliche Überzeugung und Überlieferung der Väter ließen ihn zum Pfarrer werden. Nach Bestehen der Kandidatenprüfung wurde er 1857 Rektor in Horn (Lippe), gründete hier schon einen Hausstand und heiratete die Hornsche Kaufmannstochter Mathilde Klemme. Dann wurde er 1864 Pfarrer in Barntrup und später, 1886, in Heiligenkirchen. Als Pfarrer machte ihn neben der natürlichen Begabung die lebendige, auf wärmsten Glauben beruhende Überzeugung zu einem geachteten und gerngehörten Kanzelredner. Als solcher hat er — er war ein Vertreter der Vermittlungstheologie —, besonders auf die Gebildeten nachhaltige und entscheidende Wirkung ausgeübt. 1876 wählte ihn die Braker Klasse zum Superintendenten. Infolge seiner gediegenen theologischen Durchbildung war er lange Zeit Mitglied der theologischen Prüfungskommission für die Pastoren. Als Freund und Mitarbeiter des Generalsuperintendenten Koppen und als Mitglied der ersten lippischen Landessynode hat er 1876 und die folgenden Jahre maßgeblichen Anteil gehabt an der Schaffung der Synodalordnung unserer Landeskirche und deren grundlegenden Kirchengesetzen.

Doch nun zu seiner künstlerischen Entwicklung. Die erste Kindheit in den Gebirgswäldern der Stapelager Schlucht weckte sein Schönheitsgefühl. Dann hat er nach der Versetzung seines Vaters dorthin im romantischen, poetischen, malerischen Städtchen Schwalenberg im Rauschen seiner Wälder und in der baulichen Schönheit seiner Straßen den Drang zur Darstellung dieser Schönheit gefunden und das Geschaute schon in kleinen Bildern dargestellt. Entscheidend ist dann für den Sekundaner und Primaner in Detmold der Einfluß seines Zeichenlehrers, des als Maler bekannten Menke, geworden, der ihn zu seinen ersten Landschaftsbildern anregte. Von seinen Studienjahren verbrachte er ein Jahr auf der Schweizer Universität Zürich und war dann längere Zeit Haulehrer bei der geistig vornehmen, auf hoher Kulturstufe stehenden Familie von Blonay auf Schloß Blonay am Genfer See. Das geistige Leben in dieser Familie in Verbindung mit der gewaltigen Hochgebirgsnatur der Alpen brachte jetzt das erwachte Talent zum fröhlichen Blühen. Skizzenbuch auf Skizzenbuch ist aus dieser Zeit noch vorhanden. Übrigens erinnerte er sich später gern daran, daß er während seiner Züricher Studentenzeit aufge-

fordert wurde, in dem von Richard Wagner geleiteten Orchester als Cellospieler mitzuwirken.

Die Jahre in Horn und die ersten Jahre in Barntrup haben dann seiner Malkunst die entscheidende Richtung gegeben. Durch seinen Freund, den Geh. Oberjustizrat Otto Preuß in Detmold, den Erforscher der lippischen Geschichte, und durch das Gelehrtenblut seiner Ahnen wurde er veranlaßt, sich in die damals im Naturwissenschaftlichen Verein zum Ausdruck kommenden Bestrebungen für Erhaltung der Altertümer und des Brauchtums der Väter und in die Heimatgeschichte unseres Landes zu vertiefen, als eifriges Mitglied sich dem Verein anzuschließen und seine Malergabe in den Dienst dieser Sache zu stellen. Er machte zusammen mit Preuß, Hofmarschall von Donop und Professor Weerth Forschungen auf dem Gebiete der Heimatgeschichte und wirkte mit, das Interesse für Volkstum und der Väter Brauchtum zu erwecken. Zweimal wurden ihm in dieser Beziehung besondere Aufgaben vom Deutschen Geschichtsverein bzw. von der lippischen Regierung übertragen: einmal handelte es sich um Spatenforschungen in der Dörenschlucht zwecks Feststellung der Römerstraße von Aliso zur Weser, das andere Mal um Freilegung des sogenannten Sargsteines an den Externsteinen. So ist er zusammen mit den Genannten und einigen anderen einer der ersten Vorarbeiter für das geworden, was sich nachher in Heimatschutz und Pflege des Volkstums ausgestaltet hat. In diesem Sinne gehört er mit zu den ersten Vorkämpfern für Ziele, die der Nationalsozialismus heute auf dem Gebiete der Volkstumspflege anstrebt. Seine besondere Aufgabe hat er darin gefunden, alle baulichen Altertümer und geschichtlichen Bauten der Heimat bildnerisch darzustellen. Er begann, Zeichnungen für seine Sammlung aller dieser Altertümer anzufertigen, in der alle Bauten der Heimat, Hausinschriften usw., die vor dem Dreißigjährigen Kriege entstanden sind, vereinigt wurden. Diese Sammlung ist dann die Grundlage geworden für das für unsere Heimatkunde so wichtige Buch von Preuß „Die baulichen Altertümer des lippischen Landes". Die Sammlung dieser Bilder selbst hat Zeiß dann der Landesbibliothek überwiesen. Da er schon 1854 mit dieser Arbeit begonnen hat, sind uns dadurch viele wertvolle Baulichkeiten im Bild erhalten geblieben, die inzwischen vom Zahn der Zeit vernichtet sind und uns verlorengegangen wären, z. B. Stadttore in Lemgo und Horn, alte Ansichten der Externsteine, Bauernburgen, Verlebecker Quellen und vieles andere.

Doch liegt in dieser Schwarzweiß-Kunst keineswegs seine größte malerische Bedeutung. In erster Linie ist er Aquarellmaler gewesen und als solcher einer der besten Darsteller und Schilderer der Eigenart unserer lippischen Berglandschaft.

Auch bei seinen Aquarellbildern war er in erster Linie Zeichner. Er pflegte zu sagen: „Ich zeichne auch mit dem Pinsel." Die Wirkung seiner Bilder besteht daher nicht, wie zumeist bei der modernen Malerei, in der Flächenwirkung und der Kontrastwirkung der Farben, sondern seine Bilder führen alles in liebevollster Sorgfalt bis ins einzelne aus und vernachlässigen kein Detail. Bei allem Bemühen, eine naturgetreue Wiedergabe zu erreichen, war er in der Zusammenstellung und Anwendung der Farben äußerst zurückhaltend und vorsichtig. Er hatte in erster Linie Blick für das Freundliche, Idyllische, Trauliche der lippischen Landschaft; weniger ist er Maler des Romantischen, Grotesken, Großartigen. Fast alle Bilder sind Verbindungen von Baulichkeit und der sie umgebenden Landschaft, auch haben sehr viele von ihnen einen Zug vom Geiste Ludwig Richters, den wir Deutschen alle so sehr lieben, also etwas Trauliches und Heimeliges. Sein Blick versenkte sich in das Motiv der Landschaft, fand das Schöne heraus und wußte es mit allen Einzelheiten auf das Papier zu bringen, ohne dabei die Gesamtwirkung des Bildes und die Geschlossenheit der Arbeit aus dem Auge zu verlieren.

Alle Bilder wurden mit Stift oder Farbe in Skizzenbücher gemalt; nicht weniger als 38 solcher sind vorhanden. Diese Skizzierkunst, in der er Meister war, ist heute in weitem Umfange durch die Lichtbildnerei verdrängt worden. Das Skizzenbuch begleitete ihn auf den meisten Wegen und auf allen Reisen. Die Skizzen dienten, obwohl sie teilweise fertige, in sich geschlossene Kunstwerke darstellten, als Grundlage für die auszuführenden Aquarellbilder oder Feder- oder Tuschzeichnungen. Die fertigen Bilder pflegte er Verwandten oder Freunden zu schenken. Dadurch hat er in hohem Maße dazu beigetragen, uns Lippern für die Schönheit unserer Heimat die Augen zu öffnen, um uns ihrer freuen zu können.

Dieser geschilderten Eigenart, die schon in den ersten Skizzenbüchern zum Ausdruck kommt, ist er sein ganzes Leben lang treu geblieben, unbeirrt durch die während seiner langen Künstlerlaufbahn so oft wechselnden Kunstrichtungen. Die Anregungen, die er von anderen Künstlern erhielt, haben seine Eigenart nur vertieft und sein Können bereichert. Diese neuen Anregungen erhielt er

ganz besonders, als ihn 1886 sein Lebensweg von Barntrup, der Kleinstadt mit ihrer weniger reizvollen Umgebung, nach Heiligenkirchen, mitten in die großartigere Gebirgsnatur des Teutoburger Waldes, und in näheren Verkehr mit anderen Künstlern, z. B. Christian Kröner und Karl Gehrts aus Düsseldorf, brachte. Belebend hat auch auf seine ganze Persönlichkeit eingewirkt, daß er nach langem Witwertum in Agathe Nöller, einer Hannoverschen Pastorentochter, eine neue, verständnisvolle Lebensgefährtin fand.

Dies sich selbst in seiner Eigenart Treubleiben beruhte zum großen Teil auf seiner Bescheidenheit, die ihn von seiner Malkunst verhältnismäßig gering denken ließ. Dadurch wurde er davor bewahrt, zu meinen, daß er sich mit allen neuen Richtungen auseinandersetzen oder sich ihnen hingeben müßte. Seine Bescheidenheit war so groß, daß er trotz vielfacher Aufforderungen in seinem ganzen Leben nicht zu bewegen war, irgendeines seiner Bilder auf einer Ausstellung zu zeigen. „Ich bin nur Dilettant und gehöre nicht unter Künstler", pflegte er zu sagen. Wie würde er sich gewundert haben, wenn er geahnt hätte, daß 20 Jahre nach seinem Tode die lippische Regierung im Jahre 1931 in den Räumen des Landesmuseums eine Sonderausstellung Zeißscher Bilder veranstalten würde, weil sie in ihm einen so bedeutsamen Deuter der Schönheit der Heimat sah.

Mit großer Liebe und großem Eifer ist er in dem geschilderten Sinne tätig gewesen, bis den eifrigen 72jährigen Pfarrer und Künstler ein Schlaganfall ereilte, der ihn an der weiteren Ausübung des Predigtamts hinderte und ihm auch Stift und Pinsel aus der Hand nahm. In seiner Jugendheimat, im schönen Schwalenberg, hat er dann noch, ehe er am 14. April 1910 im 78. Lebensjahre starb, bei seinem Sohne Jahre des Ausruhens erleben dürfen, bis das, was sterblich an ihm war, die letzte Ruhe gefunden hat auf dem von Eichen umrauschten Schwalenberger Bergfriedhof, wo der Blick in die weiten Fernen der Heimat ein so sprechendes Bild der Ewigkeitshoffnung, die er so oft verkündet hat, gibt.

Bernhard Steusloff (1836 – 1897)

Gymnasialdirektor zu Lemgo

Es ist eine zu wenig beachtete Tatsache, daß zur Weckung und Förderung des deutschen Einheitsgedankens auch der Austausch von führenden Männern beigetragen hat, der sich zwischen den Einzelstaaten vollzog. In der Berufung dieser Männer sprach sich, wenn auch unbewußt, das Gefühl völkischer Zusammengehörigkeit aus; sie selber, den engen Grenzen ihres Heimatlandes entwachsen, wurden die Träger freierer nationaler Anschauungen und verbreiteten diesen Geist auch in ihrem neuen Wirkungskreise.

In die Zahl von Gymnasialdirektoren, die seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts von auswärts nach Lippe berufen wurden, reiht sich Prof. Dr. Bernhard Steusloff ein, der von 1870—1884 die Leitung des Gymnasiums zu Lemgo in seinen Händen hatte. Am 14. Januar 1836 zu Güstrow in Mecklenburg geboren, war er schon früh, mit 34 Jahren, in die leitende Stellung gekommen, die es ihm ermöglichte, seine Gaben in einer seinem Wesen entsprechenden Tätigkeit zu entfalten. Eine echt deutsche, hohe Gestalt von straffer Haltung, mit energischen Zügen und hellen blauen Augen, aus denen Kraft und Lebensfreude strahlten, flößte er schon durch seine äußere Erscheinung Achtung ein. Ein geborener Redner, dem neben einer Fülle von Gedanken stets das rechte Wort zur Verfügung stand; eine kunstsinnige Natur, die mit sicherem Einfühlen in jede Art von Kunstschöpfung eine glückliche dichterische Ader verband; ein Lehrer von idealer Gesinnung und pädagogischem Takt, der sich im Unterricht über den großen Zügen nie in unfruchtbare Einzelheiten verlor, war er für seine Stellung wie geschaffen. Seine schlichte Art, die liebenswürdige Sicherheit und Freiheit seines Benehmens, die Bestimmtheit seines Auftretens weckten den Eindruck einer zielbewußten Persönlichkeit.

Seinen Lebensweg hatte er sich selber geschaffen. Sein Vater war Goldschmied, der sein Handwerk groß auffaßte und künstlerisch betrieb, seine Mutter eine fleißige, kluge Frau, die wundervoll erzählen konnte. Von seinen Eltern hatte er die Eigenschaften ererbt, die sein Wesen kennzeichneten, die kraftvolle Lebensauffassung, die in gesunder, feinbürgerlicher Kultur wurzelte. Wie sein berühmter Landsmann Schliemann, war er ursprünglich zum Kaufmann bestimmt. Aber sein ganzes Innere lehnte sich gegen diesen Beruf auf; schon als Knabe drohte er mit sich und der Welt zu zerfallen, wenn er auf diese Lebensbahn gedrängt würde. Seiner Mutter hatte er es zu verdanken, wenn seinem Leben ein anderer Inhalt gegeben wurde. Ohne entsprechende Vorbildung kam er mit 14 Jahren auf die Tertia des Gymnasiums seiner Vaterstadt; vermöge seiner Begabung und seines Fleißes holte er das Versäumte in kurzer Zeit nach und bestand 1856 die Reifeprüfung. In Jena und Breslau widmete er sich dem Studium der klassischen Sprachen und der Germanistik. Er war ein flotter Student, in der Jenenser Teutonia aktiv, aber nie verlor er den höheren Zweck aus den Augen, Geist und Sinn zu bilden an allem Hohen und Schönen, das ihm die Musenstadt und Mutter Natur bieten konnten. Er beschränkt. sich nicht auf seine Fachstudien: mit innerer Ergriffenheit lauschte er den Vorträgen des bekannten Historikers Droysen und des Kirchengeschichtlers Hase; mit empfänglichem Innern erfreute er sich auf weiten Wanderungen an den schönen Bildern der freien Natur; ein Sonnenaufgang auf dem Kyffhäuser steigerte sein Empfinden zur höchsten Verzückung. „Ich möchte mich", schreibt er als junger Student an seine Eltern, „mit einem Flusse vergleichen, der aus den engen Tälern des Gebirges, die ihn einschlossen und behüteten, aus der freien Hochebene getreten, von allen Seiten Zuflüsse empfangend, kräftig und voll, nach freier Wahl in mancherlei Krümmungen dem Meere zueilt; so bin ich selbständig geworden, so fühle ich mich kräftig und voll, so empfange ich mancherlei Zuflüsse, mancherlei Anregung in Natur, Kunst und Wissenschaft, so mache auch ich vielleicht manche unnötige Krümmung, um doch, wie ich hoffe, mein Ziel nicht zu verfehlen." In Breslau promovierte er und bestand dort 1862 sein Staatsexamen. Nach abgeleistetem Probejahr wurde er zunächst als ordentlicher Gymnasiallehrer in Marienburg

angestellt, 1865 als Oberlehrer an das Gymnasium zu Lissa berufen, wo er die Tochter des Direktors am dortigen Comenius-Gymnasium Dr. Ziegler heiratete; von dort siedelte er 1869 als Oberlehrer nach Lemgo über; hier wurde ihm bald darauf die Leitung des Gymnasiums übertragen.

In Lemgo eröffnete sich dem kaum Vierunddreißigjährigen ein weites und fruchtbares Arbeitsfeld. Mit jugendlicher Frische, die vor keiner Schwierigkeiten zurückscheute, unterzog er sich der Aufgabe, das Lemgoer Gymnasium zu einer Anstalt auszugestalten, die den preußischen Gymnasien in den Lehrzielen, der Zahl der Lehrkräfte und den Anforderungen völlig gleichstand. Sein Verdienst war es, daß das Gymnasium in den würdigen Räumen des alten Lippehofes, eines fürstlichen Schlosses, untergebracht wurde; seinen unablässigen Bemühungen war es zuzuschreiben, daß das eine lange Gebäude des früheren Marstalls am Lippehof in eine zeitgemäße Turnhalle umgewandelt wurde. Mit ihm begann ein neuer, frischer Wind im Unterrichtsbetriebe des alten Gymnasiums zu wehen. Direktor Steusloff war in den Fragen des Unterrichts und der Erziehung von Anschauungen erfüllt, die seiner Zeit weit vorauseilten und sich vielfach mit den jetzt herrschenden berührten. Seine Weltanschauung wurzelte in der Welt des klassischen Altertums, ergänzt und bereichert durch das Geistesgut, das uns die Großen von Weimar hinterlassen haben. Ein Idealist vom Scheitel bis zur Sohle, glühte in ihm das Feuer hehrer Begeisterung; dies gab seinem Unterricht einen höheren Schwung. Die grammatische Erklärungsweise, die in jener Zeit im Schwange war, lehnte er ab; den Ewigkeitsgehalt und die unvergängliche Schönheit herauszuschöpfen, was schön und wahr und gut ist in der Welt, in den Seelen seiner Schüler lebendig und wirksam werden zu lassen, darin erblickte er seine Hauptaufgabe. Wer unter seiner geistvollen Führung den Thukydides zu lesen lernte, dem wurden die Augen für weltgeschichtliches Geschehen weiter geöffnet, als es gewöhnlich im Geschichtsunterricht geschah, der sich im großen und ganzen auf die Aufzählung von Ereignissen und auf Jahreszahlen beschränkte. Wer sich mit ihm in Sophokles, Goethe und Schiller vertiefte, der fühlte in sich den Nachklang höchsten Menschenschaffens und eine Erhebung in eine Welt, die die Seele löst von allen Erdenbindungen.

Und in diesem Manne, so sehr er von der Bedeutung der geistig-sittlichen Ausbildung durchdrungen war, lebte das volle Verständnis, daß daneben die körperliche Ertüchtigung nicht zu kurz kommen dürfe. In dieser Erkenntnis hatte er noch nach seinem Staatsexamen die Turnlehrerprüfung abgelegt und ließ es sich nicht verdrießen, außer 18 Wochenstunden wissenschaftlichen Unterrichts im Griechischen, Lateinischen, Deutschen — in Anbetracht der zahlreichen Korrekturen eine Arbeitsleistung, die an sich schon die volle Kraft eines Lehrers beansprucht — noch 7 Stunden Turnen zu geben. Planmäßig betriebene Körperübung war ihm das naturgemäße Gegengewicht und der notwendige Ausgleich für geistige Tätigkeit. Sein Turnplan umfaßte Freiübungen und Geräteturnen, Spiel und Wandern; in jeder Art körperlicher Betätigung ging er seinen Schülern voran. Er wußte einen edlen Wetteifer unter ihnen zu entfachen: freiwilliges Turnen außerhalb der Turnstunden fand eifrigste Pflege. Die großen Turnfahrten, die er als Kenner der Naturschönheiten unseres Vaterlandes entwarf und leitete, wurden für alle Teilnehmer ein unvergeßliches Erlebnis.

Denn er besaß die glückliche Gabe, jung mit seinen Jungens zu sein. Fernab von altem verknöchertem Schulmeistertum, selbst voll innerer Freiheit und voller Humor, wußte er zu ihnen in ein inneres Verhältnis zu treten; heiter ging er auf Scherz und Laune ein und verzieh manchem seinen Übermut, wenn er darin den Ausfluß übersprudelnder Jugendlichkeit verspürte. Dankbar erkannten dieses seine Schüler an; sie hingen ihm mit einem aus Zuneigung und Hochachtung gepaarten Gefühl an; sie hätten es nicht über sich gebracht, die Grenzen zu überschreiten, die sie von ihm als Direktor und Lehrer schieden. Wie groß ihre Anhänglichkeit war, kann man daraus erkennen, daß eine große Zahl ihm, als er 1884 nach Herford übersiedelte, auf die neue Anstalt folgte.

Während seiner 14jährigen Amtstätigkeit blühte das Lemgoer Gymnasium auf. Ein Zeichen dieser Blüte war ein starker Zuzug auswärtiger Schüler, besonders aus Westfalen und dem Rheinlande. Den Höhepunkt seiner Tätigkeit im schönen, alten Lemgo bildete das 300jährige Jubiläum des Gymnasiums im Sommer 1883. Unter seiner Leitung gestalteten sich diese Sommertage zu einem großartigen, von vornehmer Tradition getragenen Volksfest, an dem die gesamte Bürgerschaft, eine unendliche Zahl alter Schüler und Freunde von nah und fern freudigsten Anteil nahmen. Im Mittelpunkt der Festveranstaltungen stand die Aufführung von Sophokles' Antigone, in der die weiblichen Rollen — eine unerhörte Kühnheit in damaliger Zeit — von jungen Mädchen gespielt

wurden. Diese Aufführung mußte, wie sich ein Privatbrief ausdrückte, nach Maßgabe der Verhältnisse als meisterhaft gelten, überschritt jedenfalls die Vorstellung von dem, was mit Schülern und Anfängern der theatralischen Kunst zu leisten war, um ein Bedeutendes.

Daß Direktor Steusloff es wagte, junge Mädchen zur Aufführung heranzuziehen, beweist sein Freisein von den engherzigen Anschauungen seiner Zeit. Die höhere Mädchenbildung gewann erst Jahrzehnte später festen Boden. Er jedoch war schon damals von der Notwendigkeit dieser Bildung überzeugt und gab deutschen Unterricht in der ersten Klasse der privaten höheren Töchterschule. Selbst Turnunterricht erteilte er dort und übte häufiger mit den Mädchen Reigen mit Gesang ein. — Auch die Gründung der Lemgoer Fortbildungsschule war sein Werk; er hatte seine Freude an den halbwüchsigen Jungens aus dem Handwerkerstande und widmete sich ihrem Unterricht mit ganzem Herzen.

Eine so ausgeprägte, vielseitige Persönlichkeit mußte natürlich im kleinen Lemgo eine große Rolle spielen. Im politischen Leben ist er nicht hervorgetreten, wenn er auch deutsch und national war bis in die Knochen; in weiser Selbstbeschränkung begnügte er sich mit seinem eigensten Gebiet, dem Schulwesen. Aber wo geistige Bildung und künstlerischer Sinn etwas galten, war er gern gesehen und geachtet. In Lemgo bestand damals noch ein kleiner Hof. Im stattlichen Äbtissinnenhaus residierte die Prinzessin Luise zur Lippe, Schwester des regierenden Fürsten, eine feingebildete, wissensdurstige Dame. Sie zog Direktor Steusloff häufig zu ihren kleinen literarischen Abenden heran und bat ihn besonders gern zu sich, damit er ihr Reuter vorlese, was er als geborener Mecklenburger und Verwandter Reuters — seine Mutter war eine geborene Reuter — ausgezeichnet verstand.

Es ist nicht zu verwundern, wenn eine so kraftvolle, stets vorwärtsdrängende Persönlichkeit wie Direktor Steusloff auch in ihren berechtigten Forderungen hier und da auf Widerstand stieß. Zwischen ihm und dem Gymnasial-Kuratorium erhoben sich häufiger Unstimmigkeiten, die ihren Grund hatten in Meinungsverschiedenheiten über das, was für das Gymnasium zweckdienlich und notwendig war. Dies führte schließlich zu Reibungen, die ihm den Aufenthalt in Lemgo verleideten. Im Jahre 1883 folgte er daher einem Rufe als Direktor des Friedrichs-Gymnasiums zu Herford. „Das Sichlossagen war", wie er in seinem letzten Lemgoer Programm ausführt, „in vielen Beziehungen ein schweres und hatte einen langen inneren Kampf gekostet." Sein innerer Unmut klingt nach, wenn er hinzufügt: „Die ihm zugewiesenen Vorteile (als wohlgeeigneter Ort für eine höhere Lehranstalt) wird Lemgo immer mehr ausbeuten können, wenn gewisse, nicht übermäßig schwer zu beseitigende Engen der Verhältnisse und der Anschauungen noch mehr gewichen sein werden." Als Direktor des Friedrichs-Gymnasiums in Herford hat er, sich selber treu, seines Amtes in gleich verdienstvoller Art und mit gleichem Erfolge von Ostern 1884 bis Herbst 1895 gewaltet. Am 22. Januar 1897 erlag er einem Lungenleiden.

August Topehlen (1832–1904)

Gründer der Anstalt Eben-Ezer in Lemgo

Es war Ende der 50ziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, als der derzeitige Pastor in Schötmar, der nachmalige Generalsuperintendent Weßel, durch Pastor Disselhof-Kaiserswerth aufmerksam wurde auf die bislang von der barmherzigen Liebe unbeachtet gebliebenen Geistesschwachen und Fallsüchtigen in Lippe. Im Rheinland, in Sachsen, Baden und Württemberg hatte man bereits Anstalten für diese armen Menschenkinder ins Leben gerufen.

Bei einem Manne voll Glauben und Liebe, wie Weßel es war, bedurfte es nur eines Hinweises auf diese Not, um sein Herz für diese Sache zu gewinnen. Er setzte sich sofort mit seinem Freunde, dem Medizinalrat Dr. Hasse in Bad Salzuflen in Verbindung. In Gemeinschaft mit ihm wandte er sich sofort an das Konsistorium (damals auch Oberschulbehörde) mit der Bitte, ein Gesuch an fürstliche Regierung zu richten dahingehend, daß diese eine Anstalt für Blöde ins Leben rufen möchte. Man glaubte damals, nur die Regierung sei imstande, eine Anstalt zu gründen und zu unterhalten, da die Innere Mission erst kurz vorher die Anstalt Grünau gegründet hatte und sie diese nun zu unterhalten hatte. Das Konsistorium tat dies, und seine Bitte fand bei der Regierung ein offenes Ohr. Der damals regierende Fürst Leopold III. und seine Gemahlin Elisabeth, sowie der Kabinettsminister von Oheimb, glaubten es der seligen Fürstin Pauline schuldig zu sein, eine solche Anstalt zu gründen. Die Fürstin Pauline hatte neben der Gründung der Anstalt Lindenhaus und der Paulinenanstalt in Detmold, als ersten Kindergarten Deutschlands, auch beabsichtigt, eine Anstalt für Geistesschwache zu gründen, dies war ihr aber nicht mehr möglich gewesen.

Die Oberschulbehörde wurde beauftragt, in den Schulen des Landes eine statistische Ermittelung anzustellen über diejenigen schulpflichtigen Kinder, welche ihres Schwachsinns wegen dem Unterricht nicht folgen konnten. Es wurden 56 ermittelt. Nun kam der Auftrag, einen passenden Mann zu suchen, der mit einigen Kindern einen Versuch machen sollte. Die Wahl fiel auf den Lehrer August Topehlen.

August Topehlen wurde am 31. März 1832 zu Oberwüsten in Lippe geboren. Er erwählte den Lehrerberuf. Für die Erziehung brachte er aus dem Orte Wüsten die innere Einstellung mit. Vor seiner Anstellung als Lehrer in Lippe war er in der Anstalt Düsseltal in Düsseldorf tätig. Dort schaute er in den Dienst an den schwer erziehbaren Kindern hinein. Dadurch wurde für seine Lebensaufgabe der Grund gelegt. Von dort kam er nach Lemgo an eine Privatschule.

Hier in Lemgo traf ihn die Aufforderung zur Übernahme der Arbeit an anormalen Kindern, wie Erziehung, Ausbildung und Pflege Geistesschwacher und Epileptiker. Sein Nachbar, Pastor Priester, brachte ihm eines Tages ein dickes Bündel Akten vom Konsistorium und legt sie ihm auf den Tisch mit den Worten: „Der Inhalt dieses Pakets wird Ihnen zu tun geben". Mit großem Interesse studierte er diese Akten. Sein Erstaunen war groß, alles darin zu finden, was die Regierung in dieser Sache bisher getan hatte. Die Akten enthielten Vorträge von Fachmännern, welche die Regierung hatte kommen lassen, ebenso eine Sammlung von Berichten, Gutachten und Abhandlungen über die Blödenfrage. Durch alles ging der Gedanke hindurch, daß die Ausbildung der Blöden als die Hauptsache in der Blödenfürsorge angesehen werden müsse. Dies Prinzip wollte Topehlen damals schon nicht richtig erscheinen und hatte große Bedenken. Ihm schien es im Gegenteil hierzu richtiger zu sein, zuerst für die nicht bildungsfähigen Kinder eine Anstalt zu gründen, da sie die allerelendesten seien, denen durch geeignete Pflege geholfen werden müsse. So sagten ihm denn auch ganz besonders ein Gutachten des Arztes Medizinalrates Dr. Theopold-Blomberg und ein Bericht des Lehrers Düstersiek-Nienhagen am besten zu, die beide ähnlich dachten wie er.

Es nahm Topehlen wunder, daß Pastor Weßel und Medizinalrat Dr. Hasse ihn von Anfang an

in Vorschlag gebracht hatten, ohne ihm weder eine Mitteilung gemacht noch auch ihn um seine Zustimmung gefragt zu haben. Er dachte bei sich: „Mit der Übernahme dieser Arbeit hat es gute Wege, dafür wird fürstliches Konsistorium schon einen geeigneteren Mann zu finden wissen als mich." Aber schon in den nächsten Tagen lief ein Schreiben desselben bei ihm ein, aus dem hervorging, daß er und kein anderer für diese Arbeit vorgesehen war. Für ihn stand es aber trotzdem fest, daß er ablehne. Da es sich aber zuerst um die Betreuung von Mädchen handeln sollte, und dafür in erster Linie seine Schwester in Frage kommen würde, so wollte er diese noch fragen. Diese aber dachte wie er, und so lehnte er ab. Das Konsistorium aber nahm seine Ablehnung nicht ohne weiteres an, sondern gab ihm anheim, zuvor noch einmal eine Besprechung mit Konsistorialrat Begemann zu haben. Dieser sagte ihm nach einer längeren Besprechung: „Wenn Sie sich ganz gewiß sind, daß Gott Sie nicht für diese Arbeit ausersehen habe, zumal auch klar ist, daß auch Ihre Schwester für diese Arbeit besonders geignet ist, so können Sie auch nein sagen". Dies konnte er nicht. Und so nahm er an, indem er sagte: „Dann muß ich der Führung Gottes folgen".

Es war am 1. Mai 1862, die Sonne schien so mild und freundlich, und die Natur prangte im schönsten Frühlingskleide, als der Wagen eines lippischen Bauern vor der Schule in der Echternstraße hielt, von dem ein Kind durch Vater und Tante herabgehoben und ins Schulhaus gebracht wurde. Beim Anblick dieses Kindes erschrak Topehlen förmlich. Er schreibt über diese Eindrücke: „War ich auch vorher auf alles mögliche gefaßt gewesen, so wurde es mir doch in diesem Augenblick, den ich nie vergessen werde, schwer zu sehen, mit welchen Gebrechen dies Kind behaftet war. Es war ein ganz verwahrlostes, eigensinniges, schwer epileptisches Kind in unsagbarem Zustande. Ich mußte mir sagen, daß ich mit meiner Schwester zusammen von nun an für dieses Kind verantwortlich sein müsse. Da meine Schwester an jenem Tage hatte verreisen müssen und erst am Abend zurückkommen konnte, war es mir schwer, dies Kind in ihrer Abwesenheit aufzunehmen. Was wird sie sagen, wenn sie das Kind zu Gesicht bekommen wird."

Als sie am Abend zur Türe hereinkam, schaute er nach den Augen der Schwester, um zu sehen, welchen Eindruck das Kind auf sie machen würde. Diese aber, als sie das Kind einen Augenblick gesehen, ging zu ihm, nahm es an die Hand und hat es gepflegt bis an seinen Tod. Dieser Augenblick war der Anfang der nun beginnenden Arbeit und die Geburtsstunde der Anstalt Eben-Ezer!

Von der nun folgenden Zeit lassen wir Topehlen selbst wieder erzählen: „Zunächst galt es für uns beide zu lernen. Das Kind mußte verstanden, sein Charakter erforscht, sein Vertrauen geweckt und sein Wille geleitet werden. Manches haftete ihm an, was durch die Erziehung beseitigt werden mußte. Die Arbeit an diesem Kinde lehrte uns die Wahrheit des Wortes Jesu: „Ohne mich könnet ihr nichts tun!" Es vergingen nun Tage und Wochen, und es mußte über das Kind berichtet werden. Niemand außer der Behörde bekümmerte sich um dieses Kind; diese aber nahm es genau und wollte von allem unterrichtet sein. Anfangs war wenig Veränderung zu bemerken und wenig zu berichten. Dann schien es, als ob sich die Erziehung günstig gestalten wollte. Das Kind hatte ein einigermaßen gutes Gedächtnis und fing auch an, zu begreifen. Dies wurde allgemein freudig begrüßt, insonderheit von dem Fürsten, der mit seinem Minister von Oheimb von Zeit zu Zeit kam und sich nach dem Ergehen und den Fortschritten des Kindes angelegentlichst erkundigte. Aber der Fortschritt hielt nicht lange vor. Nach Ablauf von 2 Jahren mußten wir feststellen, daß von einer eigentlichen Ausbildung dieses Kindes keine Rede sein könne. Die das Gehirn betäubenden Krampfanfälle nahmen zu und die Erziehungsschwierigkeiten mehrten sich. Diese Tatsache lähmte die Freudigkeit aller, insbesondere die der fürstlichen Regierung sehr."

Hinzu kam noch eine andere Schwierigkeit. Der Fürst hatte zur Bestreitung der Pflegekosten für dieses und weitere Kinder die Überschüsse der fürstlichen Leihekasse zur Verfügung gestellt. Bald aber nahm der Landtag dem Fürsten das alleinige Verfügungsrecht darüber. Und es war schmerzlich zu sehen, daß der Landtag kein Verständnis für die Notwendigkeit der Gründung einer Anstalt für diese armen Kinder aufbringen konnte. Und so schrieb die Lippische Regierung an Topehlen, genau 4 Jahre nach der Aufnahme des Kindes, und sprach Topehlen ihren Dank aus für seine große Mühewaltung und unter Zubilligung einer Gratifikation teilte sie ihm mit, daß er seines Auftrages enthoben sei. Er könne, da keinerlei Mittel mehr zur Verfügung seien, das Kind seinem Vater wieder zurückgeben. Topehlen antwortete: „Das höchst

unglückliche Kind kann nicht wieder in das alte Elend zurückgegeben werden. Wenn fürstliche Regierung glauben, fernerhin für dasselbe kein Geld mehr zu haben, so vertraue ich meinem Gott, daß er mir nicht nur für dieses Kind, sondern auch noch für weitere Kinder, die der besonderen Betreuung und Pflege bedürftig sind, Mittel zur Verfügung stellen wird. Wir wollen tun nach dem Worte, das Gott geboten hat: „Brich dem Hungrigen dein Brot und die, so im Elend sind, führe in dein Haus". Jes. 58, 7. Dieses Vertrauen hat Gott seinem Knechte reichlich gelohnt.

Darauf schrieb ihm der Fürst wieder und drückte seine Freude über diesen hochherzigen Entschluß Topehlens aus, indem er hinzufügte, daß auch er glaube, nur die christliche Liebe sei imstande, eine solche Anstalt zu gründen und zu unterhalten und er werde zeitlebens dieser Arbeit sein Wohlwollen und seine Unterstützung angedeihen lassen. Und er hat sein Wort wahr gemacht.

Jetzt begann für Topehlen eine schwere Zeit. Alle hatten sich von ihm und seiner Arbeit zurückgezogen. Er schreibt darüber: „War bisher schon alles Tun ein Tun in der Stille gewesen, so sollte dies von jetzt an noch mehr der Fall sein. Es schien so, als ob dieses Pflänzchen nach Gottes Willen ohne jegliches Tun der Menschen in aller Verborgenheit seine Wurzeln schlagen solle. Mit meiner Schwester war ich darin ja einig; es war aber auch sonst niemand, der auch nur das geringste Interesse an dieser Arbeit gezeigt hätte. Selbst die Herren, welche anfangs die Sache so sehr eifrig betrieben hatten, hielten sie jetzt für verloren. Alle Gegenvorstellungen, die gemacht wurden, scheiterten bei ihnen an der vorgefaßten Meinung, daß nur der Staat ein solches Unternehmen durchzuführen vermöge."

Dessen ungeachtet ging die Arbeit weiter. Der unermüdlichen Arbeit Topehlens in aller Stille gelang es, geeignete Männer für seine Arbeit zu erwärmen und durch sie und mit ihnen auch weitere Kreise zu interessieren. Bereits in 1868 setzte sich Konsistorialrat Thelemann in aller Öffentlichkeit warm für die Blödensache ein. — Sodann war es Pastor Kähler an St. Nikolai-Lemgo. Dieser hielt am 23. Februar 1869 in seiner Kirche eine Gedächtnisrede zum 100-jährigen Geburtstage der seligen Fürstin Pauline. Alle Schulen Lemgos nahmen geschlossen daran teil. Topehlen fand diese Predigt sehr geeignet als Werbemittel für seine Arbeit. Nach vielem Überreden gelang es ihm auch, den demütigen Pastor zu bewegen, seine Predigt ihm zur Drucklegung zu überlassen. Er selbst schrieb ein warmherziges Vorwort dazu und ließ es durch die Schulen im ganzen Lande verbreiten. Er konnte schreiben: „Die Lehrer nahmen sich ohne Ausnahme der Sache an, und weil die Schüler die Schriftchen verbreiteten, kamen sie auch in die Hände der Eltern. Der Erfolg blieb nicht aus. Von allen Seiten wurden wir kräftig unterstützt, ermuntert und gestärkt, nur in diesem Werke und Vorhaben fortfahren und beharren zu wollen, es würden sich Herzen und Hände bereit finden, diesen armen Kindern zu helfen.

Zunächst waren es Freunde des Blaukreuzes, die tatkräftig zufaßten und Opfer für die Sache brachten. Man lächle nicht ob diesem kleinen unscheinbarem Anfange, sondern bedenke vielmehr, was der hohe und erhabene Gott aus dem Ölkruge der Witwe zu des Propheten Elisas Zeiten machen konnte. Wir dürfen also ‚Gott sei Dank' sagen; denn das Werk der barmherzigen Liebe an diesen Armen ist begonnen.

Ein Kind war aufgenommen, ein zweites kam hinzu und das dritte stand vor der Aufnahme. — Da kam das Jahr 1870. Nun wurden verschiedene Männer gewonnen. Pastor Vorberg, der bisher zugesehen hatte, erkannte nun, daß dies Werk eine Pflanze sei, die der himmlische Vater gepflanzt habe. In dieser Ueberzeugung schloß er sich uns an und warb in eigens dazu angesetzten Versammlungen. Inzwischen hatte ich den tatkräftigen Meier-Otto Hedderhagen gewonnen. Dieser mietete am Walle, in der Nähe des Neuen Tores, ein Haus für die Kinder. In jenes Haus ist der Fürst manchesmal gekommen, und nie mit leeren Händen. Er wußte genau Bescheid über Krankheit und Ergehen der einzelnen, auch noch als die Zahl schon auf 12 gestiegen war."

Topehlen ging dann einen Schritt weiter. Am 1. November 1870 berief er eine Anzahl für seine Sache interessierter Herren, aus denen er einen Vorstand bilden wollte. Er selbst schreibt über den Verlauf dieser Tagung: „Waren auch diese Männer alle mit dem besten Willen für diese Sache beseelt, so wollte es doch zu einer für die Arbeit günstigen Entscheidung nicht kommen. Sie konnten nicht einsehen, daß für die Schwachsinnigen eine Anstalt zu dringend nötig sei, wie ich ihnen dies vortrug. Da erhob sich Pastor Kähler und sagte: ‚Darüber zu beschließen, ob wir ein solches Werk anfangen wollen oder es unterlassen, steht uns nicht zu,

denn dies Werk besteht bereits seit acht Jahren. Wir haben uns nur darüber zu einigen, ob wir in diese Arbeit eintreten wollen oder nicht.' In demselben Augenblick setzte im Nebenraume ein furchtbarer Lärm ein. Ein Kind warf die Stühle um, gebärdete sich wie besessen, so daß alle versammelten Männer vor Schreck aufhorchten. Was alle meine Überredungskunst nicht vermocht hatte, nun war es erreicht. Alle waren tief bewegt und empfanden Mitleid und sagten: ‚Wahrlich, hier muß geholfen werden, hier muß die barmherzige Liebe sich dieser Elenden annehmen', und der Vorstand war gebildet. Er bestand aus den Herren: 1. Pastor Vorberg, Lemgo; 2. Bauer Meier-Herm, Entrup; 3. Bauer Hummermeier, Hummerntrup; 4. Bauer Otto, Hedderhagen; 5. Pastor Kähler, Lemgo; 6. Kaufmann W. Brinkhoff, Lemgo; 7. Pastor Neubourg, Lemgo; 8. Bauer Lüttmann, Hörstmar; 9. Lehrer Topehlen, Lemgo.

Zum Vorsitzenden wurde Pastor Vorberg an St. Marien-Lemgo ernannt. Alle hatten freudigen Mut und die Überzeugung: ‚Gott will es'. Pastor Kähler machte den Schluß und verlas Mark. 9, 17—29. Der Inhalt dieses Bibelabschnittes von der Heilung des von einem sprachlosen Geiste Besessenen ist fort und fort bezeichnend für unsere Arbeit anzusehen."

Die Zahl der Kinder nahm zu, so daß Topehlen den Antrag auf Kauf eines Grundstückes stellte, zwecks Errichtung eines Baues eines geeigneten Hauses. Es wurde dann das gegenwärtige Anstaltsgelände erworben in einer Größe von 3½ Scheffelsaat. Dort wurde am 22. 4. 1874 der Grundstein zu dem ersten Hause gelegt, dem jetzigen Westflügel des großen Frauenhauses. Dies konnte im Herbst 1875 die Hausmutter Fräulein Topehlen mit einer Wärterin und 11 Pfleglingen beziehen.

Von jetzt an mehrte sich die Zahl der Pfleglinge zusehends. Inzwischen liefen auch Gesuche um Aufnahme von blöden und epileptischen Knaben ein. Der Vorstand lehnte jedoch die Aufnahme von männlichen Pfleglingen ab. Er wollte dabei bleiben, nur eine Anstalt für weibliche Pfleglinge zu haben. Topehlen aber konnte sich der Not auch dieser Kranken und ihrer Angehörigen nicht verschließen. Und als die Gesuche um Aufnahme kranker Knaben immer dringlicher wurden, entschloß sich der tapfere Mann, der sich von keiner Schwierigkeit zurückschrecken ließ, zur Eröffnung einer Privatanstalt für männliche Pfleglinge auf seinen Namen und auf eigenes Risiko.

An der Lager Straße mietete er ein Haus, in welches am 1. Mai 1882, also genau 20 Jahre nach Aufnahme des ersten Mädchens, die ersten 5 Knaben mit einem Wärter einziehen konnten. — Eines Tages wurde Topehlen von befreundeter Seite darauf aufmerksam gemacht, daß er für seine Privatanstalt die Genehmigung der Regierung haben müsse. Er schrieb sofort ein diesbezügliches Gesuch. Dasselbe war aber noch nicht zur Post gegeben, als ein Schreiben der fürstlichen Regierung bei ihm einlief. Mit einigem Zagen öffnete er dasselbe, wähnend, eine Rüge darin zu finden ob seines Versäumnisses, aber siehe da, die Genehmigung für seine Privatanstalt kam zum Vorschein. Er war voll Dank gegen Gott und Menschen. Der derzeitige Kabinettsminister Eschenburg hatte von der Gründung der Anstalt durch Topehlen gehört und habe gesagt: „Der gute Topehlen denkt doch bei seiner Liebe zu seinen Pfleglingen nicht daran, daß er die Genehmigung durch die Regierung einzuholen habe." Daher schrieb er selbst das Gesuch und genehmigte es und ließ es ihm zugehen.

Die Arbeit Topehlens hatte nun Fuß gefaßt im lippischen Volke. Die Gesuche um Aufnahmen mehrten sich, so daß der Vorstand einsah, er werde nicht umhin können, auch die Anstalt für männliche Kranke mit zu übernehmen. In jener Zeit hat er folgendes niedergeschrieben: „Es war eine selige Zeit; kaum ein Tag verging, an dem man nicht neue Beweise der Durchhilfe Gottes hätte erfahren dürfen. Dreimal mußte ich mit meinen kranken Kindern die Wohnung wechseln, doch jedesmal wurde durch den Umzug ihre Lage nur verbessert. Wollte es mir vorher schwer erscheinen, so mußte ich nachher die Veränderung als eine Wohltat Gottes preisen. Ich wäre auch unter der treuen Hand Gottes dieses Liebeswerkes nicht müde geworden. Jedoch der Vorstand der Anstalt für weibliche Pfleglinge erbot sich, die Statuten zu ändern und durch einen größeren Neubau letztere zu erweitern und die männlichen Kranken mit zu übernehmen.

Da es von Anfang an mein Wunsch gewesen war und meine ganze Arbeit nur eine Vorbereitung darauf sein sollte, eine Anstalt für weibliche und männliche Blöde zu haben, entschloß ich mich dazu, meine konzessionierte Privatanstalt in jene übergehen zu lassen. Der Neubau für männliche Pfleglinge, der jetzige Ostflügel des Frauenhauses, konnte 1887 mit meinen 17 bereits vorhandenen Pfleglingen und 2 Wärtern belegt werden.

Mittlerweile hatte der Vorstand auch schon die Errichtung des Mittelbaues geplant. Dieser konnte 1888 bezogen werden. Meine Schwester, die 26 Jahre hindurch mit seltener Treue, Umsicht und Ausdauer den schweren Posten als Vorsteherin der Anstalt für weibliche Pfleglinge innegehabt und stets im vollsten Einvernehmen mit mir ihre Arbeit getan hatte, trat nun zurück. Ich zog daher in den Mittelbau, um mich von nun an ganz der Arbeit zu widmen. Die Zahl der Pfleglinge betrug bereits 66, in 1890 stieg sie auf 78 und in 1895 auf 100."

So mußte der Vorstand wieder ans Bauen denken. Er plante in seiner Jahresversammlung 1897 einen Hausbau für die männlichen Pfleglinge, welcher abseits von dem jetzigen Frauenhause zu liegen komme. Am 1. April 1898 wurde der Grundstein gelegt, und da es ein größerer Bau war, konnte er erst im Jahre 1899 vollendet werden. Wir dankten Gott für die Bewahrung während der langen Bauzeit, keinerlei Unfall war geschehen. Voll Lob und Dank zogen die Wärter mit ihren Pflegebefohlenen in das schöne neue Haus. Wer aber weiß was alles dazu gehört, eine solch zunehmende Arbeit und immer wachsende Pfleglingszahl zu leiten und alles Nötige zur rechten Zeit zu beschaffen, auch all die Neuanschaffungen zu besorgen, so daß man allen gerecht wird, der weiß auch, welch riesige Arbeitsmenge Topehlen geleistet hat in all der Zeit.

Nun fing aber auch seine Kraft an zu schwinden. Vor ihm starb noch sein Mitarbeiter, Superintendent Vorberg, der von 1870 an Vorsitzender des Vorstandes gewesen war, mit dem er in großem Einvernehmen zusammen gearbeitet hatte. Er wurde im Jahre 1902 70 Jahre alt. Über dies Jahr hat er in 1903 seinen letzten Jahresbericht geschrieben. Mit zitternder Hand hat er noch einige Worte in denselben hineinkorrigiert. Die Einleitung zu diesem Bericht ist wie ein Programm für die Anstalt und soll uns ein Vermächtnis von ihm sein. Darum soll ein Auszug daraus hier zum Schluß angefügt werden.

„Wohl dem Volk, des Gott der Herr ist. Wohl dem, der auf Ihn vertraut, der seine Hoffnung setzt auf den Herrn." Alljährlich ist Rückblick gehalten worden. So verschieden nun aber auch alle diese Berichte sein mögen, so geht doch durch alle ein einheitlicher Faden, nämlich der: „Herr, für alles Gute in Eben-Ezer nicht uns, sondern Deinem Namen die Ehre!" Da heißt es einmal: „Was unser Gott geschaffen hat, das will Er auch erhalten!" ein andermal: „Gott weiß viel tausend Weisen, zu helfen aus der Not!" dann wieder: „Er, der Herr ist's der den Armen und Unterdrückten Recht verschafft!" Ein Jahr heißt es: „Meine Hoffnung stehet feste auf den Herrn, den lebendigen Gott!" ein anderes Jahr: „Herr, Du bist allein groß, Du kannst es mit der Tat beweisen!"

Solche Bekenntnisse heißt das Lob Gottes erhöhen an Eben-Ezer, und dabei muß es bleiben; denn Seine Güte ist jeden Morgen neu und Seine Barmherzigkeit ist groß! Unsere Armen sättigen sich nicht von dem Überfluß der Liebe und Güte der Menschen, sondern von der Liebe und Güte Gottes, die da reich ist über alle, die sich auch der Ärmsten erbarmt, und die nicht müde wird, ihnen Gutes zu tun. Dies ist auch in den Jahren der Fall gewesen, in denen nicht immer die Sonne schien und der Lebensweg mit Blumen bestreut war. Das können wir überhaupt in Eben-Ezer, wo soviel Not ist, nicht erwarten, sondern die Freude am Herrn, die unsere Stärke ist, besteht darin, daß man täglich sehen darf, wie es sich immer wieder bewahrheitet, was wir singen: „Größer als der Helfer ist die Not ja nicht!" Eine Anstalt wie die unsrige, wo die Freude selten einkehrt, wo dagegen Elend wohnt und die Not ihr Lager hat, darf nicht klagen; denn unser Gott hat es so gewollt, damit den Armen geholfen werde. Auch sollen daran Menschen offenbar werden, wie sie zu Gott stehen, zu Gott, der die Liebe ist, der sich der Armen erbarmt, die unsere Brüder sind, denen wir auch Barmherzigkeit erzeigen sollen, nicht nur mit Worten oder mit der Zunge, sondern mit der Tat und mit der Wahrheit. Dies ist leichter gesagt als getan. Es erfordert Selbstverleugnung, die uns nicht zusagt, verlangt Opfer, die wir nicht bringen mögen, weil uns etwa die rettende Liebe fehlt. Und so kann es geschehen, daß uns jegliches Liebeswerk des Reiches Gottes gleichgültig ist und uns auch die Anstaltsarbeit nicht am Herzen liegt, weil sie Forderungen stellt, die uns unbequem sind. So haben wir wohl viele Freunde, aber wenig Mitarbeiter. Wer letzterer sein will, muß sich darauf gefaßt machen, mit Eben-Ezer zu leiden, weil es ein Ort ist, wo Leiden, Angst und Not durch unser Tun gelindert werden soll; und dies erfordert ganzen Ernst. — Alle Arbeit im Reiche Gottes ist Liebesarbeit, und der Beweggrund derselben ist die Liebe Gottes in Christo Jesu unserem Herrn. Das ist die Liebe, die jeglichen Jammer, jegliche Not, Angst, Trübsal und alles

Leid heben und lindern will. Denn Gott haßt die Sünde, die diesen Jammer hervorruft, aber sie haßt nicht den Sünder, sondern sucht ihn zu retten. Diese rettende Liebe tut unseren Anstalten allezeit not. Wenn sie uns einmal fehlen sollte, hätte die Barmherzigkeit darin keine Stätte mehr. Denn die Humanität der Menschenfreude reicht hier nicht aus; wir müssen mehr haben, wenn wir bleiben sollen!" — Möge die Liebe das Kapital bleiben, aus dessen Zinsen unsere Anstalt erhalten wird. Möge die Barmherzigkeit die Tür bleiben, welche in unsere Anstalt führt. Möge das Wort Gottes das Licht sein, welches durch die Fenster hineinscheint. Möge die Behütung der heiligen Engel ersetzen, was Menschen nicht vermögen. Wolle des Herrn Gnade bedecken unsere Sünden!"

Im Jahre 1870 hatte sich Vater Topehlen verheiratet. In seiner Gattin hatte er eine treue verständnisvolle Gehilfin und Mitarbeiterin gefunden. Seine beiden Kinder gingen ihm im Tode voran, im Jahre 1880 starb ihm sein hoffnungsvoller Sohn und im Jahre 1903 seine erwachsene Tochter nach langer Krankheit. Der tiefgebeugte Vater schöpfte Trost in Gottes Wort, aber seine Kräfte hatten so abgenommen, daß der 71jährige Greis sich von diesem Schlage nicht mehr ganz erholen konnte, anderthalb Jahre später, am 14. Oktober 1904, durfte der treue Diener seines Herrn die Augen schließen und zu seines Herrn Freude eingehen.

In der Lippischen Post war zu lesen: „In vergangener Woche wurde hier ein Mann begraben, dessen Bedeutung weit über seine Lebenszeit hinausreicht und dessen Wirken und Schaffen man noch nach Jahrhunderten segnen wird. Es ist der Gründer und Leiter der Anstalt Eben-Ezer, August Topehlen. Aus gar kleinem und unscheinbarem Anfang ist das Werk erwachsen, das heute so groß dasteht. Einer der ersten Pfleglinge war in einer Hütte untergebracht. Das Elend dieses Mädchens bewegte sein Herz, so daß er es aufnahm und zugleich auch das von diesem Mädchen geborene, ebenfalls blöde Kind."

Beim Tode Vater Topehlens waren 147 Pfleglinge, 74 männliche und 73 weibliche, in der Anstalt. Im ganzen hatte Topehlen 287 Schwachsinnige und Epileptiker aufgenommen.

Nun galt es für den Vorstand und gilt es heute für uns Anstaltsangestellte zu handeln nach jenem andern Worte Vater Topehlens aus dem Jahre 1896: „Wir dürfen nun nicht zurückbleiben. Erblicken wir doch in unserer Anstalt eine Pflanze, die der himmlische Vater gepflanzt hat, deren Art nicht ist zu verkümmern oder gar stille zu stehen, sondern sie ist überirdisch und birgt in sich die Kraft zu wachsen und sich auszubreiten wider alles menschliche Berechnen. Folgen wir diesem Rufe, so ist die Arbeit, die wir weiter zu tun haben werden, damit auch schon angewiesen...!"

Adolf Rebbe (1839–1926)

Schulpolitiker und Heimatschriftsteller

Unsere Zeit fließt schnell. Die Geschehnisse überstürzen sich, Menschen kommen und gehen und werden bald vergessen. Wer hat Zeit zur besinnlichen Rückschau? Und doch sollten wir dann und wann eine Ruhepause finden zu liebevoller Erinnerung an jene Menschen, die uns und unserem Volke etwas bedeutet haben, die ihre Lebensarbeit in den Dienst des Gemeinwohls gestellt haben und durch ihr Wesen, Wort und Werk wegweisend geworden sind. Zu diesen wertvollen Menschen auf dem Boden unserer engeren Heimat gehört der Lehrer Adolf Rebbe. Ihm seien daher auch an dieser Stelle ein paar Worte freundlichen Gedenkens gewidmet. Er wurde im Jahre 1839 als Sohn eines Bauern im Dorfe Schlangen geboren. Der kleine Bauernhof am Rande der weiten Senne mit ihren bienendurchsummten Heideflächen, dürren Triften und ihrem mageren Ackerboden war sein erstes Betätigungsfeld. Dort lernte er in früher Jugend den Sinn des Bibelwortes verstehen: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen." Dort sah er alle Tage, wie schwer die Landleute zu ringen hatten, um dem kärglichen Boden den Lebensunterhalt abzugewinnen, lernte er aber auch die Menschen der harten Arbeit lieben und schätzen. Und sie mögen ihm vor Augen gewesen sein, wenn er später bei der Erörterung wirtschaftlicher und sozialer Fragen so oft hinwies auf jenes Kleinbauerntum, das auf dürrer Scholle sich abmühte und aus den täglichen Sorgen und Bedrängnissen nicht herauskam. Seine eigene Anspruchslosigkeit gegenüber dem Leben und seine Zähigkeit im Lebenskampf wurzelten nicht zuletzt in den Eindrücken und Erfahrungen im Elternhause. Wie sehr er die braune Heide bei all ihrer Dürftigkeit liebgewonnen hatte und in ihrer Eigenart und Poesie, mit ihren geschichtlichen und örtlichen Begebenheiten in verklärender Erinnerung trug bis ins hohe Alter, zeigen seine lesenswerten „Kulturbilder der Senne aus alter und neuer Zeit", die er in lebenswarmen Farben zeichnete und dem Lippischen Kalender im Jahre 1902 zur Verfügung stellte.

Neben seiner angespannten Tätigkeit in der Landwirtschaft fand der junge Bauernsohn bis zu seinem 15. Lebensjahre, besonders in den Wintermonaten, noch Zeit zu einem regen Verkehr im nahen Pfarrhause, wo der Pastor Pählig auf den rührigen, lernbegierigen Knaben aufmerksam wurde und ihn durch Bücher und Unterricht soweit förderte, daß er in das Detmolder Lehrerseminar eintreten konnte. Hier erkannte man bald seine starke Begabung, beging aber den Fehler, den der Schüler später lebhaft bedauerte, daß man ihm wegen seiner Fähigkeiten die Ausbildungszeit verkürzte und ihm schon in jungen Jahren viel zu früh die schwere Bürde eines Schulamtes auferlegte. Er schrieb kurz vor seinem Ausscheiden aus dem Beruf darüber: „Recht früh habe ich in den Dienst treten müssen. Schon bevor ich 18 Jahre alt war, mußte ich, und zwar als einziger meiner Seminarklasse, als Vikar hinaus, um vom 3. März bis zum 10. Mai 1857 die Abteilungen des erkrankten Lehrers Tappe in Schlangen zu versehen. Nach dem Abgange vom Seminar kam ich am 1. November 1857 als Vikar an die Schule in Rischenau, wo sehr schwierige Verhältnisse vorlagen, weil ich nebenher noch die Schule in Niese unterrichtlich zu versorgen hatte. Ich hatte im Winter 150 und im Sommer 170 Schüler." Man beachte: Ein 18jähriger, kaum dem Knabenalter entwachsener, im praktischen Schuldienst noch unerfahrener Jüngling, steht in einem Dorfe allein und ohne kollegiale Beratung und Unterstützung mitten in einer Schar von 170 Schülern, um sie, im engsten Klassenzimmer eingepfercht, erziehlich zu betreuen und mit den für das Leben nötigen Kenntnissen und Fertigkeiten auszustatten. Daß Rebbe am Ende einer fast fünfzigjährigen Dienstzeit noch mit Schaudern an diesen Anfang zurückdenkt, ist zu verstehen. Wir verstehen aber auch, wie diese erste Berufserfahrung ihm zum Anlaß und Ausgangspunkt wird für sein heißes Bemühen und zähes Ringen um eine leistungsfähige, vernünftig geordnete Volksschule und eine Schulverwaltung mit sachverständiger Einsicht und dem ehrlichen Willen, für eine gute Ausbildung der Jugend zu sorgen. Und in diesem Kampfe gegen reaktionäre und schulfeindliche Kräfte hat er Jahrzehnte hindurch nicht locker

gelassen, bis er erleben durfte, daß vieles besser geworden war.

Nachdem Rebbe in den folgenden fünf Jahren in Schötmar unter „günstigen Arbeitsbedingungen", wie er selbst schreibt, bis 135 Schüler zu betreuen gehabt hatte, erwartete den 24jährigen jungen Lehrer in Bentorf die stattliche Zahl von 160 Schülern. Und sie alle sollten und wollten in der Schule doch etwas Rechtes lernen. Daß ihm angesichts dieser Aufgabe der Mut auf den Nullpunkt gesunken ist, dürfen wir annehmen. Auch das Konsistorium sah in dem Unterricht solcher Mammutklassen wohl eine ungewöhnliche Leistung und setzte dafür die übliche Prämie von 60 Mark für das Jahr aus. Mit solchen Heftpflastern war natürlich der Krebsschaden unsinnig überfüllter Schulklassen nicht zu heilen. Die Leidtragenden waren außer den Lehrern die armen Kinder, die an Leib und Seele Schaden litten. Rebbe erkannte, daß in solchem Massenbetrieb sein Ideal eines Unterrichts, die Berücksichtigung individueller Anlagen und Bedürfnisse der Kinder, untergehen mußte, stellte sich aber mit seinem ausgeprägten Wirklichkeitssinn auf die gegebenen Verhältnisse ein und arbeitete unermüdlich an sich und seinen Schülern. Seinen Unterricht konzentrierte er auf das, was das alltägliche Leben von dem Menschen unabweisbar fordert, was für den Hausgebrauch wertvoll war. Soweit die amtlichen Vorschriften es nur zuließen, verzichtete er darauf, seine Schüler nach damaliger Gepflogenheit in ferne Welten und Zeiten hinauszuführen. Ihm lag daran, sie mit der Gegenwart und der Heimat verwachsen zu lassen, damit sie sich im Leben zurechtfinden konnten. Mit Bienenfleiß forschte und sammelte er auf dem Gebiete der Volks- und Heimatkunde für sich und die Schule, und was er einmal geistig aufgenommen hatte, war sein unverlierbares Eigentum. Darüber verfügte er bis in sein Alter mit absoluter Sicherheit. Sein Gedächtnis glich einem lebendigen Archiv für Heimatkunde, und er hat wohlverwahrt und gern ausgegeben, was darin liebevoll aufgespeichert war. Wer das Glück des persönlichen Verkehrs mit Rebbe hatte, wird davon reichen Gewinn gehabt haben. Wem es versagt war, der möge einmal in der Landesbibliothek oder aus einer Familienbücherei die Reihe der Lippischen Kalender zur Hand nehmen, und er wird erstaunen über die große Zahl wertvoller und interessanter Beiträge aus der heimatlichen Geschichte, Wirtschaft und Volkstumskunde, die aus Rebbes Feder stammen. Wir erkennen, daß er ein Pionier gewesen ist für Heimat- und Volkskunde und insofern als Lehrer und Schriftsteller in Schule und öffentlichem Leben den Gedanken vom Blut und Boden in seiner Weise vorgelebt und vertreten hat.

Rebbe hatte nicht nur seine eigene Schule im Auge, sondern die Volksschule und Volksbildung schlechthin, und darum suchte er schon früh nach Mitteln und Wegen, sie aus der damaligen Dürftigkeit und Unzulänglichkeit zu heben, ohne dem Volke, als dem Träger der Schullasten, zu große Opfer zumuten zu müssen. Daneben offenbarte sich bei Rebbe in allem Drängen und Ringen nach Fortschritt und Besserung der Grundzug seines Wesens, das Gewordene zu achten und zu beachten und alles Neue bodenständig wachsen und werden zu lassen. Die Stürmer und Heißsporne konnte er mit bitterem Spott zur ruhigen Besonnenheit anhalten. Er wußte, was eine gute Volksschule für den Kulturstand und für die Entfaltung der wirtschaftlichen Kräfte eines Volkes bedeutet, und deshalb war er immer und überall freudig dabei, wenn im Rahmen der vorhandenen Mittel und Möglichkeiten die äußeren Verhältnisse der Schule verbessert wurden, wenn neue Schulhäuser erbaut, Lehrerstellen eingerichtet, die Schülerzahlen verringert, die Lehrpläne, Lehrmittel und Lehrbücher verbessert wurden. Indes übersah er nicht, daß die treibenden Kräfte der Schularbeit selbst nicht in den äußeren Dingen, sondern in der Persönlichkeit der Lehrer, in ihrer Tüchtigkeit und Hingabe an den Beruf zu suchen und zu wecken sind. Und die persönlichen Kräfte suchte er zu entfalten im Zusammenschluß und in der Zusammenarbeit der bislang ohne Führung und pädagogischen Gedankenaustausch nebeneinander lebenden Lehrerschaft. Er wurde mächtig erfaßt durch den Sammelruf des damals führenden Pädagogen Diesterweg, und in seinem Sinne beteiligte er sich neben anderen lippischen Schulmännern lebhaft an der Gründung von Konferenzen und an ihrer Zusammenfassung in einen allgemeinen freien Lehrerverein, dessen Ideal eine allgemeine deutsche Volksschule auf christlicher und nationaler Grundlage als Staatsanstalt war.

Der Staatsgedanke stand ihm vornan, wenn er in Rede und Schrift für seine deutsche Volksschule eintrat und mit scharfer Klinge alle abwehrte, die aus Standes- oder Parteirücksichten, aus konfessionellen oder kommunalen Gründen die staatliche Einheit der Schule zu zerreißen sich anschickten. Sein schulpolitisches Testament hat er

niedergeschrieben im Dezember 1899 in einem Artikel des Lipp. Schulblattes „Ein Jubilar an der Wende des Jahrhundert". Darin suchte er in markanten Sätzen der Lehrerschaft die Mahnung einzuhämmern, den Grundgedanken unserer lippischen Schulgesetzgebung aus dem Jahre 1849: „Die Volksschule ist Staatsanstalt und ihre Lehrer genießen die Rechte der Staatsdiener", allen Anfechtungen und Gefahren gegenüber zu verteidigen. Das ist in der Folgezeit oft nötig und manchmal nicht leicht geworden, wenn die Volksschule mehr und mehr zum Tummelplatz parteipolitischer und konfessioneller Machtgelüste gemacht wurde. Heute ist Rebbes Auffassung von dem Wesen und der Aufgabe der Schule endlich ohne Einschränkung zur allgemeinen Anerkennung gekommen.

In die Geschichte des lippischen Lehrervereins ist der Name Adolf Rebbe für alle Zeiten unauslöschbar eingeschrieben. In allen Versammlungen des Lehrervereins, bei allen wichtigen Vorträgen und Entschließungen taucht er auf, und immer als der real denkende, vorsichtig abwägende, ausgleichende, auch manchmal zurückhaltende Berater, der aus der reichen Fülle seines vielseitigen Wissens und seiner reifen Lebenserfahrung wirkungsvoll zu sprechen wußte.

Da alle Lösungen wichtiger Schulfragen in Gesetzgebung und Verwaltung auf dem parlamentarischen Felde vorbereitet und durch wirtschaftliche, kulturelle und parteipolitische Erwägungen sehr oft entscheidend beeinflußt wurden, lag es nahe, daß der umsichtige Schulmann Rebbe in seiner Sorge für die Entwicklung der Schule auch diesen mitbestimmenden Faktoren seine Aufmerksamkeit zuwandte. Seit dem Jahre 1867 wirkte er in Nienhagen bei Detmold, und dieser Umstand machte es ihm möglich, in steter Verbindung mit dem kulturellen Leben der Residenzstadt, den Landesbehörden, den politischen Kräften und Vorgängen zu bleiben. Er hatte sozusagen stets den Finger am Puls des politischen Lebens liegen und war allezeit über die inneren Zusammenhänge in der Gesetzgebung und Verwaltung des Landes aufs beste unterrichtet. Aus dieser Kenntnis der Verhältnisse und dem eigenen Drange heraus, in besonderen Fällen ermutigend oder warnend seine Stimme zu erheben, versagte er es sich nicht, in sachlicher aber gründlicher Kritik zu den politischen Ereignissen öffentlich Stellung zu nehmen. Die Lippische Post war sein Leiborgan und öffnete ihm gern ihre Spalten für seine stets interessanten und beachtenswerten Betrachtungen und Darlegungen. So aufmerksam er auch alle politischen Vorgänge verfolgte, so hatte er doch nie den Ehrgeiz, ein politisches Mandat auszuüben, obschon ihm wiederholt Gelegenheit dazu geboten wurde und seine umfassende Kenntnis der heimatlichen Verhältnisse und ihrer geschichtlichen Entwicklung ihn dazu befähigt hätte. Er wollte sich in seiner Freiheit und Ungebundenheit bei der Urteilsbildung und Stellungnahme durch keinerlei Parteirücksichten behindern lassen. Und von dieser Freiheit der persönlichen Urteilsbildung und Meinungsäußerung hat er auf dem Boden einer gemäßigten und abgeklärten liberalen Weltanschauung ergiebigen Gebrauch gemacht. Hervorragend waren immer seine kritischen Betrachtungen des Landesetats, die man stets wenige Tage nach seiner Bekanntgabe in der Zeitung lesen konnte. Auf dem Gebiete der Finanzen war er in seinem Element. Da entging ihm keine Zahl und entzog sich kein Posten seiner Aufmerksamkeit. Alles wurde unter dem Gesichtspunkt einer sparsamen Haushaltung nachgeprüft, und wo er eine nach seiner Meinung nicht genügend begründete Steigerung der Ausgabe feststellte, da trat er mit scharfer Einrede abwehrend auf die Seite der vielgeplagten Steuerzahler. Seine geschriebenen Etatreden in der Lippischen Post waren in ihrer Gründlichkeit und sachlichen Schärfe oft eindrucks- und wirkungsvoller als die meisten Haushaltsreden, die von Partei wegen im Landesparlament gehalten wurden, und sowohl Regierungsvertreter wie Landtagsabgeordnete schenkten seinen Ausführungen gern Beachtung.

Mit seiner Pensionierung siedelte Rebbe nach Lage über, um an seinem Lebensabend nicht allein zu stehen. Hier fand er bei seiner Tochter, was er seit dem Tode seiner Lebensgefährtin schmerzlich entbehrt hatte, den Anschluß an die Familie. Es sammelte sich um ihn aber auch bald ein Kreis von jüngeren Freunden, die mit Verehrung zu ihm aufschauten, wenn er in den Feierstunden unter ihnen saß und als humorvoller und fesselnder Erzähler die vergangenen Zeiten lebendig werden ließ. Der Umgang und Gedankenaustausch mit anderen Menschen war ihm Bedürfnis, weil seine kranken Augen ihm das Lesen von Büchern und Zeitungen nicht mehr gestatteten.

Es war ihm daher eine große Freude, daß der Schulrat Schwanold die Konferenz der von ihm gegründeten pädagogischen Arbeitsgemeinschaft in das Gasthaus von Pothast verlegte, um dem „alten Rebbe" die Möglichkeit der Beteiligung zu geben. Mit jugendlicher Frische und Aufge-

schlossenheit konnte er sich hier stundenlang den Erörterungen pädagogischer Fragen hingeben. Obgleich er mit seinen 80 Jahren weit in vergangene Zeiten hineinreichte und in ihnen verwurzelt war, brachte er allen neuen Bestrebungen ein lebhaftes Interesse entgegen, begrüßte er freudig jeden Fortschritt und jede Verbesserung im Schulwesen.

Auf seinem Krankenbette bekannte er: „Ich liege hier und habe auf der Welt nichts mehr zu suchen. Man wird auch ohne mich fertig werden. Aber ich danke meinem Gott, daß er mich in meinem hohen Alter eine Volksschule hat erleben lassen, worin die Jugend mit Lust und Liebe arbeitet. Wir alten Lehrer können beruhigt vom Leben scheiden, die Jugend ist gut aufgehoben. Sie kann heute etwas Tüchtiges lernen und wird es tun ohne Seufzen und Ängsten. Es ist mehr Sonnenschein in der Schulstube als vor Zeiten." Das war ein ehrliches und freudiges Bekenntnis des alten Schulpolitikers und Pädagogen zur Neuschule, der er in einem langen und zähen Ringen die Wege hatte bereiten helfen. Vielleicht tauchte vor seinem geistigen Auge ein Bild aus weiter Ferne auf: das kleine Schulhaus in Rischenau und davor 150 Kinder, die auf einen blutjungen Lehrer warten, der in den Morgenstunden in Niese unterrichtet hat und herbeieilt, sich ihrer in den Mittagsstunden anzunehmen.

Rebbe hat das seltene Alter von 86 Jahren erreicht. So oft auch schwere Krankheiten den nicht allzu starken Mann niederzwangen, immer wieder raffte seine unruhige Natur sich zu neuem Schaffen auf. Nur das Augenlicht wollte nicht wiederkehren. Man sah den Alten öfters auf seinen Spaziergängen, wie er mit dem Stock den Weg abtastete oder von seinem Enkel geführt wurde. Wer dann ein Stück Weges an seiner Seite schritt, befand sich bald im Banne eines Gesprächs, das so packend und schlüssig geführt wurde, wie nur wenige Menschen zu unterhalten vermögen. Sein lebhafter, klarer Geist hatte unter den Beschwerden des Alters nicht gelitten. Die Sicherheit des Gedächtnisses und die Klarheit des Denkens sind ihm verblieben bis zur Stunde des Todes, der im April 1926 den nimmermüden Greis zur ewigen Ruhe abrief.

Heinrich Schacht (1840 – 1912)

Der erste Erforscher der heimischen Vogelwelt

Heinrich Schacht wurde zu Lemgo am 26. Januar 1840 als ältester Sohn des Drechslermeisters Heinrich Schacht geboren. Die wirtschaftlichen Verhältnisse waren zwar eng, öfters sogar drückend, taten aber dem angeborenen Frohsinn des Knaben keinen Eintrag, wenn es ihn gewiß auch schmerzte, daß er den Besuch der höheren Schule wieder aufgeben mußte. Die Liebe zur Natur gehörte zum Lebensatem des Schachtschen Hauses. Das Aufziehen junger Vögel lernte der Knabe von den Eltern. Schon in jenen Kinderjahren ging er daran, eine „Heimische Schmetterlingskunde" zu schaffen. Als Lebensinhalt bot sich dem nach der Welt des Geistes Hungernden ganz von selbst der Lehrerberuf an.

1855 trat er fünfzehnjährig in das Detmolder Seminar ein, wo ihn besonders der tüchtige Naturwissenschaftler Dr. Karl Weerth förderte, der Gründer des Detmolder Museums, dem Schacht später seine „Vogelwelt" widmete. Schon damals schenkte der Jüngling den Vögeln der Heimat manche Stunde liebevoller Beobachtung. Am 1. November 1857 wurde er Hilfslehrer in Oerlinghausen, Herbst 1858 in Lieme. Ein tieferes biologisches Interesse an der Vogelwelt bezeugt schon der Umstand, daß unter den Vögeln, die er in Käfigen hielt, neben den damals beliebten ausländischen Bandfinken, Elsterchen usw. auch ganz gewöhnliche Spatzen sich befanden, deren Wesen er kennenlernen wollte. Mit neunzehn Jahren ließ der junge Lehrer bei Wagner in Lemgo auf Subskription ein Heftchen Gedichte drucken unter dem Titel „Veilchental". Es waren anspruchslose, gefällige, aus warmem Naturgefühl geborene Reime für die Schuljugend, die von einer Begabung zeugten, die sich später noch oftmals in humorvollen Gelegenheitsgedichten bewährte.

Mit 25 Jahren wurde Schacht die Lehrerstelle in Veldrom übertragen, die er mehr als 25 Jahre lang innegehabt hat. Nun konnte er die hübsche Büllinghauser Müllerstochter Marie Starke heimführen, die in Lieme seine Schülerin gewesen war. Von dem erfolgreichen Forscherleben Schachts zeugen alle seine Schriften, die eine ununterbrochene Kette eigner Beobachtungen und Erlebnisse darstellen. Eine glückliche Fügung war es, daß eben jenes Quertal des Teutoburger Waldes, in dem das Veldromer Schulhaus stand, eine von zahllosen Vogelscharen beflogene Wanderstraße war. Noch jetzt möchte man neidisch werden auf den Beobachter, wenn man eine Schilderung liest, wie diese:

„Es gibt für mich kein größeres Vergnügen, als zur Zeit des Zuges am Fenster stehend die vorüberpassierenden Vogelflüge zu beobachten. Schon lange vor Sonnenaufgang, wenn noch die Welt im Dämmerlichte ruht und des Herbstnebels bleiche, gespenstische Gestalten im Tale langsam dahinwallen, da ertönen schon hoch aus stillen Lüften die lauten Lockrufe der frohen Wanderscharen. Lerchen und Finken eröffnen den Zug, und zwischen den Stimmen der letzteren vernehmen wir schon deutlich die quäkenden Laute ihrer nordischen Vettern, der Bergfinken. Plötzlich durchfährt es die Luft mit starkem Rauschen, und in rasender Eile zieht eine ungeheure Drosselschar lautlos dahin. Ihr folgt in kurzen Pausen eine zweite, dritte und vierte. Indes erglänzt schon das Frühlicht auf den Zinnen der Berge. Immer belebter wird es auf der luftigen Straße. Flüge von Wiesenpiepern reisen unter fortwährendem Lokken vorüber. Rauchschwalben segeln in aufgelöstem Zuge dahin. Bachstelzen folgen in ähnlicher Weise. Jetzt erglänzt der erste Sonnenstrahl an dem schon herbstlich geröteten Walde. Horch! Welch liebliche Töne erschallen durch die stille Morgenluft? Heidelerchen sind's, der Einsamkeit liebliche Kinder, die geschlossenen Fluges hoch über uns dahinziehen. Fast in gleicher Höhe mit ihnen wandert mit rauschendem Flügelschlage ein Wildentenschwarm vorüber, und die weißen Schilder der Schwingen erglänzen weithin im Sonnenstrahle. Still wird es eine Weile. Da vernehmen wir rauhere Stimmen aus der Ferne, und näher zieht ein unabsehbarer Zug schwarzröckiger Gestalten von Saatkrähen und Dohlen. Wohl fünf Minuten dauert es, ehe der Haupttrupp an uns vorüber ist, und immer noch folgen einzelne Nachzügler krächzend hinterdrein. Doch während wir so dastehen und die Wandernden betrachten und unsre wärmsten Segenswünsche ihnen folgen,

erklingen aus dem Reisighaufen des Baumhofes die schönsten und fröhlichsten Weisen und bilden einen seltsamen Kontrast zu den Abschiedsgrüßen der Wandergräste. Freund Zaunkönig ist's, der winzige, ewig heitere Gesell, der der Reisenden zu spotten scheint, da selbst die bitterste Winterkälte nicht imstande ist, ihn aus dem Lande seiner Väter zu verscheuchen."

Bekannt wurde Schacht zunächst in seiner engeren Heimat durch vogelkundliche Vorträge, die er in den siebziger Jahren in Detmold hielt. Die 1877 erscheinende „Vogelwelt des Teutoburger Waldes" erwarb ihm dann mit einem Schlage die Anerkennung der besten seines Fachs, unter denen auch Dr. Alfred Brehm nicht fehlte. Dieser schrieb dem Autor einen sehr freundlichen und anerkennenden Brief, verwertete Schachts Beobachtungen an vielen Stellen seiner „Tierwelt" und bezeichnete ihn dabei als einen „in jeder Beziehung trefflichen Beobachter". Von der „Vogelwelt" spricht er als von einem „frisch geschriebenen, empfehlenswerten, weil nur eigene Beobachtungen enthaltenden Buche".

Der besondere Wert des Schachtschen Buches liegt nicht in der statistischen Genauigkeit und Vollständigkeit, so wichtig sie dem Forscher selbst gewesen sein mag, sondern darin, daß hier ein scharfblickender Beobachter durch seine blutwarme, lebensprühende, persönlich gefärbte Darstellung uns so zu stimmen versteht, daß wir alle Entdeckerfreuden, alle Reize der Naturbelauschung mit ihm gemeinsam durchzukosten vermeinen. Daß wir die Welt mit den Augen und dem Herzen einer so lebenbejahenden, tief empfindenden, heiter gebildeten und humordurchsonnten Persönlichkeit anschauen dürfen, wie dieser Dorfschulmeister war, das macht das Lesen seines Buches zu einem so beglückenden und erhebenden Genuß. Was alles läßt er uns miterleben! Wie versteht er es, mit wenigen Worten uns die Umgebung und Naturstimmung fühlbar zu machen, in der das Erlebnis, das Drama aus der Vogelwelt sich abspielt! Und welch eine Fülle von Erlebnissen und Beobachtungen war jenem einsam lebenden, von vielen gewiß bedauerten Waldschulmeister beschieden! Wie beneidenswert reich ist dies Forscherleben gewesen!

„Zwölf Jahre", so schrieb er im Vorwort seines Buches, „habe ich bereits im Teutoburger Walde gewohnt und täglich Gelegenheit gehabt, die hier in reicher Arten- und Individuenzahl vertretenen Bewohner der Lüfte in ihrem Leben und Lieben zu belauschen, ihre Wanderungen zu beobachten und mich an dem ewig sprudelnden Quell ihres Liedes zu ergötzen. Zu jeder Jahres- und zu jeder Tageszeit habe ich den Wald durchwandert, aber nicht bloß ‚kalt staunende Besuche' bei ihm gemacht, sondern in ‚seine tiefste Brust, wie in den Busen eines Freunds' geschaut. Bald war es die wunderbare Schönheit eines Frühlingsmorgens, die mich hinaustrieb in das Waldinnere, bald lag ich, vom Mondlicht umgaukelt, in stiller Sommernacht auf den höchsten Bergkuppen, bald lauschte ich an den im herblichen Blätterschmuck prangenden Berggeländen den Tönen der Wandervögel, bald aber horchte ich auf die Rufe des Nachtgeflügels, wenn ich an grausigen Winterabenden durch einsame Bergschluchten dahinging."

Schachts „Vogelwelt des Teutoburger Waldes" hat nicht bloß örtliche Geltung. Die Beobachtungen sind zwar im und am Teutoburger Walde gemacht worden, aber an einer Vogelschar, die zum größten Teil mit der des übrigen Mitteldeutschland übereinstimmt. Immerhin wollte der Verfasser auch eine örtliche Vogelfauna geben. Und es ist bewundernswert, bis zu welchem Grade ihm das gelungen ist, da er doch, auf einen verhältnismäßig kleinen, wenn auch vogelreichen Bezirk beschränkt, ohne Vorgänger und Mitarbeiter war.

Schachts zweites Buch, eine Sammlung von Aufsätzen „Aus dem Vogelleben der Heimat", 1885, wurde neben anderen besonders von dem Münsterschen Professor Landois begeistert begrüßt, wie denn in Landois' Buche „Westfalens Tierleben" für die Vogelwelt durchweg Schachts Forschungen zugrunde gelegt sind. Bis zu seinem Tode war Schacht eifriger Mitarbeiter der wichtigsten Fachzeitschriften „Ornithologische Monatsschrift" und „Zoologischer Garten" und ist auch sonst immer wieder für Verständnis und Schutz der Vogelwelt eingetreten. Übrigens galt seine Forschung und Liebe nicht allein den Vögeln, sondern auch den Säugetieren des heimischen Waldes. Ja, ein Werk über die Säugetiere des Teutoburger Waldes lag bis auf zwei Tierarten vollendet vor, als den 72jährigen, eben da er auf der Landstraße dahinging, ein jäher, schmerzloser Tod hinwegnahm. Sein bestes Teil, seine Herzenswärme und seine Ehrfurcht vor der Natur und die Liebe zu ihren wundervollsten Geschöpfen, lebt in seinem Buche fort und verdient weiter zu wirken auf deutsche Menschen, denen noch aus dem Leben und Weben der Allmutter Natur reinste Erquickung quillt.

Hermann von Voechting (1847–1917)

Professor der Naturwissenschaften zu Tübingen

Es ist ein weiter, arbeits- und ehrenreicher Weg gewesen, den der Tübinger Universitätsprofessor Dr. Hermann von Voechting aus dem bescheidenen Elternhause in Blomberg, wo er am 8. Februar 1847 als Sohn des Gärtners Friedrich Voechting geboren wurde, bis zur ordentlichen Professur an der württembergischen Landesuniversität, bis zur Würde des Ehrendoktors dreier Universitäten, bis zur Verleihung des persönlichen Adels zurücklegte, und Stolz mag uns noch heute darüber erfüllen, daß es ein Lipper war, dessen wissenschaftlicher Ruhm auch jetzt noch unvergessen ist.

Das Vaterhaus in Blomberg hat unzweifelhaft einen nachhaltigen Eindruck auf den für die Natur von jeher empfänglichen Knaben ausgeübt. Der Vater hatte sich besonders der Nelkenzucht gewidmet, so daß die alte Stadt noch heute gern die Nelkenstadt genannt wird, und diese Neigung hatte sich auch auf den Sohn vererbt. Auch er erlernte zunächst den Gärtnerberuf und hat zeitlebens den Nelken seine besondere Liebe bewahrt. Ein leider unvollständig gebliebenes Manuskript über die Geschichte der Nelken zeugt ebenso von dieser seiner Vorliebe, wie eine reiche Sammlung hinterlassener Werke zur Geschichte der Nelkenzucht.

Nach dem Besuche der Rektorschule in Blomberg wurde Hermann Voechting auf dem Fürstlichen Lustgarten in Detmold Gärtnerlehrling. In seiner freien Zeit durchstreifte er viel und gern den Teutoburger Wald, oft in Gemeinschaft mit seinem Jugendfreund, dem nachmaligen Professor Weerth in Detmold. Bei seinen botanischen Jugendstudien stand ihm Apotheker Weßel in Detmold, bekannt durch seine Grundzüge der Flora des Fürstentums Lippe, als freundlicher Berater zur Seite. Nach seiner Detmolder Lehrzeit ging der junge Voechting nach Berlin, wo er im königl. botanischen Garten als Gehilfe arbeitete. Damals wirkte dort der Privatgelehrte Prigsheim, unter dessen Einfluß Voechting ganz für die Botanik gewonnen wurde. Daneben war es besonders Kny, der dem jungen Mann die Kenntnis der Lebenserscheinungen der Pflanzen vermittelte. In Berlin entstand Voechtings Dissertation „Beiträge zur Morphologie und Anatomie der Rhipsalideen", mit der er 1873 in Göttingen zum Doktor promovierte. Schon ein Jahr später ließ er sich als Privatdozent in Bonn nieder, und bald darauf wurde er dort bereits außerordentlicher Professor. In Bonn entstand auch das erste Werk, das seinem Namen unter den Botanikern weithin Bedeutung verschaffte, die Organbildung im Pflanzenreiche. Im Jahre 1878 folgte Voechting dann einem Rufe an die Universität Basel als Ordinarius. Hier beschäftigte er sich weiter mit der Organbildung im Pflanzenreich, und als Ergebnis dieser Arbeiten konnte er den zweiten Band des in Bonn begonnenen Werkes vollenden. 1887 gewann das deutsche Vaterland dann den nun schon allgemein anerkannten Gelehrten zurück, und zwar war es die Universität Tübingen, die ihn nun dauernd an sich zu fesseln verstand. In Tübingen übte er 30 Jahre lang seine hervorragende Forschertätigkeit aus und führte seine Studenten in immer wieder begeisterndem lebendigen Vortrag in die Botanik ein. Reiche Ehren häuften sich in zunehmendem Maße auf sein Haupt. Zum Ehrendoktor dreier Universitäten wurde er ernannt, darunter gelegentlich der Feier des 100. Geburtstages Darwins zum Ehrendoktor der Universität Cambridge. Ein deutlicher Beweis, daß sein wissenschaftlicher Ruhm auch im Auslande nach Gebühr gewürdigt wurde. Neben hohen Ordensauszeichnungen wurde ihm vom König von Württemberg der persönliche Adel verliehen, und noch an seinem 70. Geburtstage durfte er erfahren, wie hoch man seine Forschertätigkeit im In- und Auslande einschätzte.

Voechting war eine glückliche und zufriedene Natur. Tiefe Interessen für jede Art der Kunst verband er mit echtem wissenschaftlichen Geist, und so zeugen seine hochbedeutsamen wissenschaftlichen botanischen Werke an vielen Stellen von den umfassenden literarischen und philosophischen Studien, die er betrieben hat. Ein unermüdlicher Arbeiter, ein anregender Lehrer und

ein im persönlichen Umgang liebenswürdiger Mensch, so wird er von allen geschildert, die ihn kennengelernt haben. Mit Dankbarkeit hat er es immer hervorgehoben, daß ihm seine Jugendausbildung als Gärtner von großem Nutzen für seine wissenschaftliche Tätigkeit gewesen ist. Im zweiten Teil seines Werkes über die Organbildung im Pflanzenreich behandelt er in eingehender Weise unter wissenschaftlichen Gesichtspunkten die Theorie des Obstbaumschnitts, und sein zweites bedeutendes Werk: „Über Transplantation im Pflanzenreiche" geht von den jedem Gärtner geläufigen Manipulationen des Pfropfens und Okulierens aus. In feinsinniger Weise hat er durch seine Lebensarbeit versucht, in die Geheimnisse einzudringen, die die Formgestaltung der Pflanze birgt, und hat gezeigt, wie innere und äußere Lebensbedingungen auf äußere Gestalt und inneren Bau der Pflanze bestimmend einwirken. Er verstand es wie wenige, die gestaltbildenden Kräfte der Pflanze zu beherrschen, und es gelang ihm, die Organe der Pflanze in von ihm beabsichtigter Weise umzuformen oder neue Organe an der Pflanze hervorzurufen. Dabei war er sich immer über die Grenzen des Möglichen klar und betonte stets die inneren Gesetzmäßigkeiten, deren eine, die Polarität der pflanzlichen Organe, er selbst auffand.

In Tübingen ist er am 24. November 1917 gestorben und zur letzten Ruhe bestattet. Die lippische Heimat, in der die starken Wurzeln seiner bedeutenden Persönlichkeit lagen, wird seinen Namen stets in Ehren und Achtung nennen. Und seine Vaterstadt Blomberg wird es hoffentlich nicht daran fehlen lassen, ihrem bedeutendsten Sohn endlich die verdiente Ehrung zuteil werden zu lassen.

Ludwig Quentin und Wilhelm Busse (1847–1930)

Bürgermeister in Herford

Herford, die einst stolze und blühende Hansastadt, war durch die Drangsale und Ausplünderungen des Dreißigjährigen Krieges, zu denen noch mitten in diesem unseligen Kriege ein verheerender Brand kam, der den größten Teil der Stadt in Asche legte, heruntergekommen und völlig verarmt. Der Wiederaufbau entsprach der Armut. Als der Große Kurfürst die Stadt mit Gewalt an sich brachte, war sie eine engwinklige und schlafende Landstadt geworden. Nur die stolzen Kirchen — die Marienkirche auf dem Berge ist eine der herrlichsten gotischen Kirchen Westfalens — und einige vornehme Patrizierhäuser erinnerten noch an die vergangene Blüte.

Als die Herforder 1875 den Detmolder Ludwig Quentin zum Bürgermeister wählten, waren bereits, vorbereitet durch die 1847 erfolgte Eröffnung der Köln—Mindener Eisenbahn, die ersten Keime einer besseren Zukunft gelegt worden. Dazu kam später der allgemeine wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands infolge des siegreichen Krieges 1870/71. Immerhin, Herford machte noch 1875 den Eindruck einer bescheidenen Kleinstadt mit kaum 12 000 Einwohnern, vor deren Häusern noch hie und da Dunghaufen lagen.

Quentin war am 17. August 1847 in Detmold als ältester Sohn des dortigen Hofapothekers und späteren Medizinalrats Georg Quentin geboren. Die Familie Quentin, die ihren Namen von dem heiligen Quintinus, nach dem auch die Stadt St. Quentin in Frankreich benannt ist, herleitet, ist eine alte Göttinger Patrizierfamilie. Gern erzählte Quentin von seiner goldenen Jugendzeit im alten, trauten Detmold, wo damals über jeder dritten Tür ein prächtiges Hoflieferantenschild prankte und durch dessen dunkle Gassen abends die lippischen Räte nach getaner Regierungsarbeit zum Abendschoppen pilgerten. Und in helle Begeisterung geriet er, wenn er von der flotten Heidelberger Studienzeit plauderte oder von den Erlebnissen des Krieges 1870/71, aus dem er mit dem Eisernen Kreuz geschmückt heimkehrte. Und dann kamen die Tage, an denen ihm die Fürstl. Räte nicht beim Schoppen, sondern als gestrenge Examinatoren gegenübersaßen. So wurden zwei lippische juristische Staatsexamina im Sturme genommen. Quentin wurde nun Rechtsanwalt in Lage. Aber es hielt ihn nicht mehr lange in der damaligen Enge der Heimat. Er wurde bereits 1874 zweiter Bürgermeister von Bochum. Als er sich bald darauf nach Herford meldete, wußte er, daß dort, ganz dicht an der Grenze mit den geliebten lippischen Farben, ein befriedigendes Arbeitsfeld auf ihn wartete. Er wußte auch wohl oder sollte es bald erfahren, daß es ein Kampffeld werden sollte. Das war sein Ziel. Denn er wollte nicht nach Herford kommen, um dort nur in einem schöngepolsterten Amtssessel nach Bürokratenart die ihm vorgelegten Akten gewissenhaft zu erledigen. Er wollte die Stadt aus dem Halbschlafe aufwecken und wieder emporführen.

Sobald er sich in dem neuen, ihm durch das Vertrauen der Bürgerschaft übertragenen Amte genügend umgesehen hatte, stellte er einen Marschbefehl auf: Neuorganisation der städtischen Verwaltung, die der Herforder Geschichtsschreiber Böckelmann als äußerst einfach, ja dürftig bezeichnet, Pflege der Straßen, Bau neuer Straßen zur Erschließung der großen und fruchtbaren städtischen Feldmarken, völlige Umgestaltung des daniederliegenden Schul- und Armenwesens (es gab noch eine Armenschule!), und nicht zuletzt die Verschönerung der Stadt, vor allem durch Offenlegung der Wälle, die, vordem zum Schutze der Bürgerschaft bestimmt, heute den größten Schmuck der Stadt bilden. Um nicht mißverstanden zu werden, gab er eine Schrift „Brennende Fragen" heraus, die das größte Aufsehen erregte.

Das war eine Kampfansage an alle diejenigen, die dem städtischen Fortschritt abhold waren, insbesondere an die alteingesessenen Familien, die um ihre maßgebende Stellung besorgt waren und mutmaßten, daß die Pläne des Neulings vornehmlich aus ihrem Beutel bestritten werden sollten. Ihnen gesellten sich die Geistlichen zu, die befürchteten, daß ihnen das Schulwesen entzogen werden könne. Es würde zu weit führen, den nun einsetzenden Kampf zwischen den Vertretern des Alten und des Neuen im ein-

zelnen zu schildern. Genug, Quentin blieb schließlich Sieger. Zwar stießen bei seiner ersten Wiederwahl die Fronten noch einmal heftig aufeinander, so daß wenig gefehlt hätte und Quentin wäre hierbei unterlegen. Aber dann ließ die Kraft der Widersacher allmählich nach. Aus der stillen Ackerstadt wurde nach und nach eine ansehnliche Mittelstadt mit einer blühenden Industrie. Der unternehmungslustige Fabrikant und Kaufmann, der fleißige Arbeiter drückten der Stadt den neuen Stempel auf. Überall entstanden Zuckerwaren-, Zigarren- und Möbelfabriken sowie Leinenwebereien, die den Ruf Herfords weit hinaustrugen. Soll man diese Entwicklung, die ja nicht nur Herford nahm, bedauern? Gewiß, es entstand zunächst ein unzufriedenes städtisches Proletariat, aber ist nicht doch schließlich der Weg gefunden worden, dieses zu einem vollgültigen Gliede der Volksgemeinschaft zu machen? Man vergesse auch nicht, daß, wenn es nicht gelang, die Volksmassen, die auf dem Lande keinen Platz und keine Nahrung mehr fanden, in die neu aufblühenden Städte aufzunehmen — dazu gehörten auch gute städtische Einrichtungen und Anstalten — diese unweigerlich weiter ihren Weg nach Amerika suchen mußten, wohin in den vorhergehenden Jahrzehnten ungezählte Tausende ausgewandert waren.

Das wachsende Vertrauen zu Quentin führte ihn 1895 auch bei einer Nachwahl im Wahlkreise Herford-Halle i. Westf. in den Deutschen Reichstag, dem er bis 1903 angehörte. Er schloß sich der nationalliberalen Fraktion an. Hier fand er Gelegenheit, insbesondere die Interessen der einheimischen Industrie zu vertreten. Auch ist es vornehmlich seiner und seines Gegenkandidaten Weihe Zähigkeit zu verdanken, daß die für Herford wichtige Bahnstrecke Herford — Bünde — Bassum gebaut wurde, die Herford näher mit Bremen verband.

Als Quentin, nachdem er Oberbürgermeister und Geh. Reg.-Rat geworden war, 1908 aus seinem Amte ausschied, durfte er befriedigt auf sein Lebenswerk zurückblicken. Noch konnte er die Vorarbeiten für das Ausscheiden Herfords aus dem Kreise durchführen. Bei seinem Abschied wurde ihm die größte Ehre zuteil, die eine Stadt vergeben kann. Er wurde auf einstimmigen Beschluß der städtischen Körperschaften zum Ehrenbürger Herfords ernannt. In der Ehrenurkunde wird ihm bescheinigt, daß er

> „in 33jähriger Amtsführung an leitender Stelle sich unvergeßliche Verdienste um die unter ihm zu einem größeren Gemeinwesen erstarkte Stadt erworben und ihr Wohl auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens in treuer, umsichtiger und rastloser Arbeit mit reichem Erfolge gefördert hat".

Quentin hatte noch das Glück, zwanzig Jahre in seiner geliebten Heimatstadt Detmold zu verleben, wo er 1929, über 80 Jahre alt, starb. Doch ruht er in Herford neben seinen beiden treuen Lebensgefährtinnen. Sein Grab liegt auf dem von ihm gegründeten städtischen Friedhofe dicht an der Bahn nach Detmold. Er sagte einmal: „Hier werde ich gut ruhen, in Herforder Erde, doch so, daß ich immer den Pfiff des Zuges hören kann, der in mein Lipperland fährt."

Quentin gehörte zu den Originalen, die im Aussterben sind. Wenn sein schmächtiger Körper dem Lebenskampfe trotzen konnte, so lag dies nicht nur an seiner großen Zähigkeit. Er verband damit die Klugheit, die Bande der Natur niemals zu zerschneiden. Der Frühaufsteher bekannte, niemals später als 6 Uhr früh die Federn verlassen zu haben. Darum nannte man ihn wohl scherzhaft den Hahn von Herford. Ehe er auf die Amtsstube ging, hatte er bereits auf seinen Frühgängen, die zugleich Besichtigungsgänge waren, aus dem Frühlingslied einer aufsteigenden Lerche neue Kraft zur Tagesarbeit geschöpft. Aber auch Regen und Sturm konnten ihm nicht das geringste anhaben, dafür sorgten schon seine derben Stiefel und ein Mantel, der schon manches Unwetter erlebt hatte. Daher auch die erstaunliche Tatsache, daß Quentin während seiner langen Amtszeit niemals wegen Krankheit dem Amte fernbleiben mußte. Er war endlich auch ein anregender Gesellschafter, der in allem in die Tiefe gehen mußte. Ihn zierten reiche Lebenserfahrung und große Belesenheit.

Quentin fand einen würdigen Nachfolger in dem Oberbürgermeister Wilhelm Busse, der auch ein Detmolder Kind war. Er wurde dort am 24. April 1871 als Sohn des späteren Landrentmeisters Busse geboren. Auch er durfte eine sonnige Jugend im romantischen Lipperlande verleben, und auch für ihn schloß sich daran die frohe Zeit in Heidelberg, wo er derselben Verbindung angehörte wie Quentin. Bereits mit 26 Jahren war er lippischer Assessor. Schon zwei Jahre später kam er nach Herford als zweiter Bürgermeister, in welcher Stellung er sich gründlich auf das Amt des Stadtoberhaupts vorbereiten konnte. Nach Quentins Abgang vertraute ihm die Bürgerschaft ihr höchstes

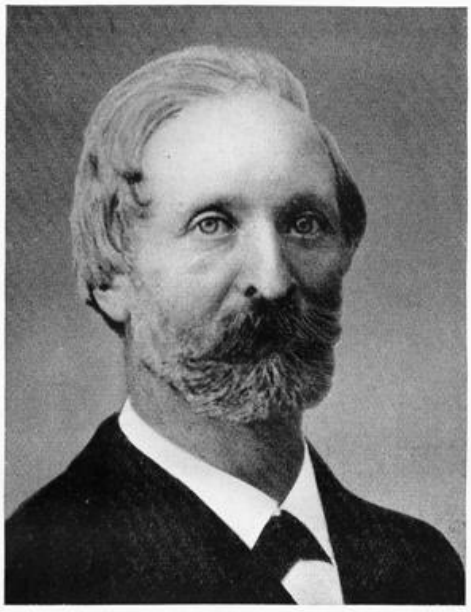
Amt an. Auch Busse war ein Mann von Tatkraft und Klugheit, von Vornehmheit und Güte des Herzens. Was Quentin begonnen, schien sich unter Busse zu vollenden: Herford wurde reicher, blühender, schöner. Die Herforder Industrie erlebte einen Hochstand. Ein goldenes Zeitalter schien anzubrechen.

Da kam der Krieg! Fast unvermittelt ging's vom Überfluß hinunter zu den elenden Nahrungssorgen. Die Stadtverwaltungen mußten den bitteren Kampf um Brot und Fett, später um kraftlose Ersatzstoffe aufnehmen und jahrelang fortsetzen. Aus den städtischen Büros wurden Kartenausgabestellen. Wir können heute kaum noch ermessen, welche Arbeits- und Sorgenlast sich hiermit auf die unglücklichen Stadtoberhäupter und deren Mitarbeiter wälzte. Aber Busse, der wie alle Oberbürgermeister und Landräte daheim bleiben mußte, hielt durch und zeigte sich auch dieser schier unerträglichen Arbeit gewachsen.

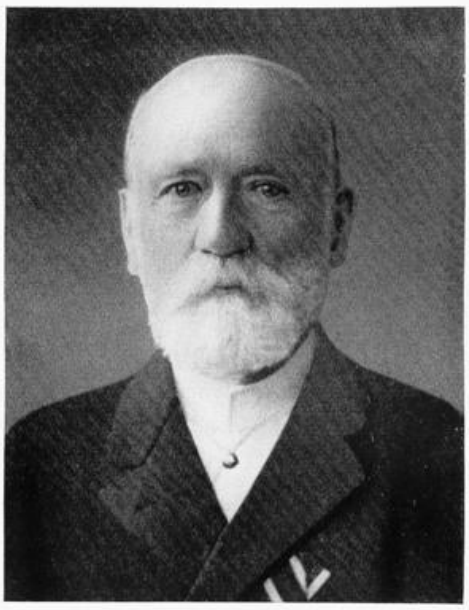
Die Vorsehung hat es Busse versagt, noch den neuen Aufstieg von Vaterland und Stadt zu schauen. Als er im Sommer 1921 in seiner geliebten Musenstadt zur kurzen Erholung weilte, traf ihn auf einer Waldwanderung in der Nähe Heidelbergs bekanntlich die heimtückische Kugel eines Wegelagerers, und mit ihm den früheren Herforder zweiten Bürgermeister Werner. Die ruchlose Tat, die damals weithin die größte Empörung hervorrief, fand die gerechte Sühne des Schwertes. Busse ruht in Herford in einem Ehrengrabe, nicht weit von seinem Amtsvorgänger.

Wenn so Busse nur eine kurze, wenn auch bedeutungsvolle Zeit der Stadt Herford dienen durfte, so hat gleichwohl sein Wirken Spuren hinterlassen, die das Andenken dieses trefflichen Mannes immer wachhalten werden. Wir nennen hier einmal den Höhenfriedhof an der Mindener Straße, der mit seiner prächtigen Aussicht auf das Ravensberger Land von Kennern zu den schönsten Friedhöfen dieser Art gezählt wird. Seine Fertigstellung sollte Busse freilich nicht mehr erleben. Vor allem aber ist hier zu nennen der edle und imposante Bau des neuen Herforder Rathauses, das mitten in schwerster Kriegszeit im Jahre 1917 seiner Bestimmung übergeben werden konnte.

Quentin und Busse gehören zu den glücklich zu preisenden Männern, die sich auf dem Platze, den das Schicksal ihnen angewiesen hat, als mutige und erfolgreiche Lebenskämpfer bewährt haben. Nicht nur Herford, auch ihr Heimatland Lippe kann stolz auf sie sein.



Hermann von Voechting
1847—1917



Ludwig Quentin
1847—1930

Albrecht Jordan
1848—1923

Adolf Pohlman-Hohenaspe
1854—1920

Landesbibliothek Detmold

Albrecht Jordan (1848–1923)

Gymnasialdirektor zu Lemgo

Das alte Lemgoer Gymnasium wurde von 1885 bis 1901 betreut von einem echten Niedersachsen, dessen Wirken weit über seinen Amtsbereich hinaus das geistige Leben des Lipperlandes beeinflußte. Direktor Dr. Albrecht Jordan war eine Persönlichkeit, die bei allen seinen Schülern und allen, die ihn kannten, unvergessen bleiben wird.

Als jüngstes von drei Kindern wurde Albrecht Jordan am 24. Juni 1848 in Halberstadt geboren. Seine Kindheit fiel in die Zeit starken nationalen Denkens und wachsenden Willens zu deutscher Einheit und Macht. Für den Knaben bedeutungsvoll wurde die Berufung des Vaters zum Direktor des Gymnasiums in Soest (1860). Die winkligen Gassen, die alten Häuser und die hohen gotischen Kirchenhallen der alten Hansestadt wiesen den heranreifenden Jüngling auf die Größe der deutschen Vergangenheit und die Innerlichkeit des deutschen Volkscharakters.

Ostern 1867 begann Albrecht Jordan nach wohlbestandenem Abiturium das Studium der klassischen Sprachen und der Archäologie. Er unterbrach sein Studium und trat als Einjährig-Freiwilliger bei den Garde-Füsilieren ein. Was er in dieser Schule lernte, wurde bald blutiger Ernst. Als Vizefeldwebel rückte Jordan mit den „Hacketauern" ins Feld und wurde bald Offizier. Das Erlebnis des Krieges prägte stark seine Persönlichkeit. Wenn der junge Offizier nicht eher sein Quartier aufsuchte, als bis auch der letzte Mann der Kompanie Unterkunft gefunden hatte, so sehen wir hier die Wurzel des hohen Verantwortungsgefühls, das Jordans ganzes Leben durchzog. Menschenfurcht kannte der nicht, der als einziger unverwundeter Offizier die Reste des Bataillons aus dem Kugelregen von Mars-la-Tour zurückgeführt hatte. Lebenserfahrung war es, wenn er in der Prima die Sokratesworte lernen ließ: „Wo jemand im Leben mit Bewußtsein Stellung genommen hat oder von seinem Vorgesetzten hingestellt ist, da heißt's ausharren und keine Gefahr scheuen; um nichts darf man sich kümmern, nicht um den Tod, noch um sonst etwas, es sei denn um die Ehre".

Als ein im Feuer gestählter Charakter kehrte Albrecht Jordan zur Universität zurück und vertiefte sich in wissenschaftliche und künstlerische Probleme. Studieren blieb für ihn Lebensbedürfnis bis zum Tode. Nach dem Studium wurde er Hauslehrer bei dem Prinzen Heinrich XXIV. Reuß jüngere Linie in Wernigerode und bekam eine Oberlehrerstelle am dortigen fürstlich Stollbergschen Gymnasium. Auf einer einjährigen Reise nach Italien und Griechenland wurde ihm alles, was er aus Büchern und Bildern studiert hatte, Leben und Gestalt. Offenen Auges beobachtete er Land und Volk, studierte die Architektur, Plastik und Malerei des Altertums und der Renaissance. Er stand auf der Akropolis und dem Trümmerfeld Olympias.

Dies Wanderjahr verschaffte dem jungen Oberlehrer einen Weitblick, der weit hinausragte über die Kirchtürme der Städte, in denen er Lehrer und Direktor wurde. Im Herbst 1885 berief ihn Lippe in die Leitung des Lemgoer Gymnasiums. Wenn das Gymnasium auch ein Jahrzehnt vorher verstaatlicht war, so waren die äußeren Verhältnisse der Schule doch sehr bescheiden. Um so mehr suchte Jordan die geistige Höhenlage, die seine Vorgänger der Schule gegeben hatten, zu erhalten und zu steigern. Der Mann, in dessen Wesen Griechentum und Preußentum sich zu voller Harmonie vereinigt hatten, wußte seine Schüler zu packen. Nicht, daß er immer nur vom Großen sprach, er hat ihnen die Kleinarbeit nicht erspart. Das Gymnasium sollte sie zu peinlich genauer wissenschaftlicher Arbeit befähigen. Er erzog seine Jungen zur Selbständigkeit des Denkens und Handelns. Jedes heruntergeleierte Lehrpensum galt ihm bestenfalls als Beweis erfüllter Pflicht. Er wußte voll innerer Überzeugung die griechische Literatur seinen Schülern innerlich nahe zu bringen, aber er ahnte auch, daß dieses Kulturgut sich erst reiferem Alter erschließt. Darum lenkte er immer wieder den Blick auf die bildende Kunst der Griechen. Das erste Zimmer mit den großen Gipsmodellen griechischer Plastiken war ihm der liebste Raum im Gymnasium. Er beobachtete jeden seiner Schüler, und wo er eine besondere Anlage oder ein schlummerndes Talent entdeckte, hat er beides mit großer Liebe gefördert, und so hat er manchem den Weg ins Leben gewiesen. Mit besonderem In-

teresse nahm er sich der Schüler aus weniger bemittelten Häusern an.

Jordan war im besten Sinne des Wortes weitherzig, er konnte, oder vielmehr er wollte keinem seiner Schüler mißtrauen. Darum nahm er Schulbubenstreiche nicht tragisch, er wußte sich in den Seelenzustand einzufühlen, aus dem sie entsprangen. Es bedurfte keiner abschreckenden Strafen, ein Appell an das Ehr- und Pflichtgefühl seiner Schüler genügte in den meisten Fällen. Kamen schwerere Verstöße gegen die Schulordnung vor, so kosteten sie ihm oft schlaflose Nächte. Autorität besaß er und gebrauchte sie bewußt als den Grundpfeiler aller Ordnung in Schule und Staat.

Jordan war mehr Schulmann und Gelehrter als Verwaltungsbeamter. Derartige Amtsgeschäfte drückten ihn oft. Mit großer Unbefangenheit nahm er zu manchen Verordnungen der Behörde Stellung und trat mit Entschiedenheit für seine Fachgenossen ein. Nie betonte er Abstand zwischen Direktor und Lehrerkollegium; frei von Engherzigkeit begünstigte er die freie Entfaltung der Eigenart seiner Mitarbeiter. Durch die überlegene Wucht seiner Persönlichkeit und die Sachlichkeit seiner Ausführungen wußte er seinen Willen durchzusetzen und persönliche Zusammenstöße zu vermeiden. Er war für seine Lehrer nicht der Vorgesetzte, sie sahen in ihm, je nach Altersstufe, den Freund oder den Berater. Dazu trug viel bei das aufrichtige Interesse, das er jedem einzelnen und ihren Familien entgegenbrachte, und die schlichte Geselligkeit seines Hauses.

In seinen Mußestunden widmete sich Direktor Jordan besonders der Kunst und der Münzkunde. Zahlreiche Arbeiten seiner Feder beschäftigten sich mit den Radierungen Rembrandts; er war auf diesem Gebiet ein weit über Deutschlands Grenzen anerkannter Fachmann. Im Direktorhause fand sich im Winter ein Stamm von Kunstfreunden zusammen, denen er seine Kunstschätze zeigte und sein reiches Wissen mitteilte. Die alte Hansestadt Lemgo hat Jordan viel zu verdanken; er nahm zusammen mit Herrn Prof. Dr. Schacht den Kampf auf gegen modernen Vandalismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts, der pietätlos gegen die Zeugen einer großen Vergangenheit wütete und viele schöne alte Häuser abbrach, um moderne, zeitgemäße häßliche Backsteinkästen an ihre Stelle zu setzen. Mancher schöne alte Giebel, auf den Lemgo heute stolz ist, dankt Jordan seine Erhaltung; er ist auch der Begründer des Heimatmuseums.

Als Münzsammler und gründlicher Sachkenner war Jordan weit und breit bekannt. Er schuf eine umfassende Gymnasialsammlung, vornehmlich lippisches Gepräge; die lippische Münzkunde verdankt ihm verdienstvolle Arbeiten. Dazu besaß er eine eigene, auch an Nachbildungen aller wesentlichen antiken Münzen reiche Sammlung. In der Prima versuchte er, seinen Schülern die Kunst und Geschichte der Antike in nummis näher zu bringen.

Der Mensch Jordan war ein Vorbild bescheidener Anspruchslosigkeit, zielbewußter Männlichkeit, persönlicher Pflichttreue, reinster Vaterlandsliebe und tätigen Christentums. Für ihn gab es keinen Unterschied der Stände. Wie die Kameradschaft im Felde alle Schichten des Volkes einte, so sollten auch im neuerstandenen Reiche alle Schichten des Volkes sich achten und füreinander eintreten. Diese Vaterlandsliebe der wahren Volksgemeinschaft hat Jordan gelehrt und vorgelebt. Wo es außerhalb der Schule galt, in Notfällen zuzufassen und zu helfen, stand er neben dem Mann im Arbeitskittel, besonders bei den in damaliger Zeit häufigen Bränden in Lemgo. Er war tätiges Mitglied des Kriegerverein, und im Vaterländischen Frauenverein hatte er das Amt des Schriftführers. Direktor Jordan war ein echt nationaler und sozialer Mann.

1901 kehrte er in den Heimatgau seines Geschlechts zurück, er wurde zum Direktor des Fürstlichen Gymnasiums in Wernigerode berufen, das er bis 1920 leitete. In dieser Zeit traf ihn der größte Schmerz seines Lebens, im ersten Kriegsjahre fielen der einzige Sohn und der Schwiegersohn. An dem Tage, an dem die Nachricht vom Heldentode seines Sohnes eintraf, trat er gefaßt und würdevoll vor die Prima und hielt seinen Unterricht. Die Trauer hatte seine ernsten Züge etwas verdüstert, als einzige Veränderung seiner äußeren Erscheinung leuchtete auf der Brust das Eiserne Kreuz, das er sich als junger Leutnant 1870 erworben hatte.

Die letzte Wurzel, aus der Direktor Jordan seine Kraft schöpfte, war sein schlichter Christenglaube. Als an seinem 70. Geburtstage Behörden, Freunde, alte und jüngere Schüler ihre Glückwünsche dargebracht hatten, nahm er das Wort und schloß mit den Anfangsworten des Kirchenliedes: „Mir ist Erbarmung widerfahren, Erbarmung, deren ich nicht wert."

Am 17. April 1923 verschied Direktor Dr. Albrecht Jordan nach einer heftigen Lungenentzündung. Er ruht auf dem idyllischen Wernigeroder Friedhof auf hohem Bergeshange.

Otto Weerth (1849–1930)

Geologe und Heimatforscher

Unter den nach Lippe zugezogenen Familien haben wohl nur wenige für ihre neue Heimat die Bedeutung erlangt wie die Familie Weerth. Von der Fürstin Pauline gerufen, wurde der Generalsuperintendent Weerth im Verein mit der Fürstin der Reformator des lippischen Schulwesens. Der Seminarinspektor Dresel schreibt in seinen Erinnerungsblättern an die Fürstin Pauline und den Generalsuperintendenten Weerth über letzteren unter anderem: „Weerth war nicht nur ein sehr edler, unter Tausenden ausgezeichneter Mann, in Strenge gegen sich selbst, Milde gegen Irrende und Gefallene, Menschlichkeit und Leutseligkeit gegen jedermann ohne Unterschied des Standes und des Religionsbekenntnisses,... freudiger Anerkennung fremder Verdienste,... tiefem Abscheu gegen jede Unwahrheit und Heuchelei, Verachtung aller Kriecherei vor den Großen dieser Erde." Diese Charakterzüge finden wir auch bei seinem Enkel, dem Professor Dr. Otto Weerth, wieder. Er wurde am 21. Juni 1849 als Aeltester unter fünf Geschwistern als Sohn des Pastors Wilhelm Weerth in Blomberg geboren. Mit inniger Liebe hingen die Geschwister aneinander. Besonders die in Detmold wohnenden fanden sich häufig zusammen, wobei denn vielfach im Austausch der Erinnerungen von Eltern, Großeltern und anderen Verwandten gesprochen oder aus der reichen Familien-Briefsammlung vorgelesen wurde, besonders auch aus den Briefen des Onkels Georg (des sozialen Dichters aus dem Vormärz) über dessen Reisen in zum Teil damals unerforschten Teilen Amerikas. Daran knüpften sich dann Erinnerungen an eigene Reisen mit der ganzen Fülle der Beobachtungen aus den Gebieten der Kunst und der Natur; denn innige Naturverbundenheit war fast allen Geschwistern eigen, besonders dem Ältesten, Otto Weerth. Von Blomberg wurde der Vater nach Oerlinghausen versetzt. Hier besuchte Otto die Volks- und Rektorschule, und gern erinnerte der alte Herr sich seiner Jugendtage. Tüchtige Lehrer, vor allem der Kantor Steinhagen und Rektor Gerstung (später Pastor in Hann.-Münden) und der kenntnisreiche Rektor Bröffel, weckten in dem wißbegierigen Knaben viele Interessen. Gewiß sind die Ausflüge des Gerstung nicht ohne Einfluß auf den späteren Entschluß gewesen, sich dem Studium der Natur zu widmen. Hier lernte schon der Knabe die Verschiedenheit der Pflanzen und Gesteine, die Abhängigkeit der ersteren vom Boden beobachten. Er rastete nicht, bis er eine von Echterling als selten bezeichnete Pflanze gefunden hatte, nicht um sie getrocknet dem Herbarium einzuverleiben, sondern um sie zu kennen und zu beobachten. Diese Kenntnisse wurden sehr gefördert, als er mit 14 Jahren auf das Gymnasium in Detmold kam. Hier wohnte er bei dem Onkel, Professor Dr. Carl Weerth, dem bei ungeheurem Wissen leider das pädagogische Geschick abging. Auch der Verkehr mit dem anderen Onkel, Apotheker Wessel, mußte die naturwissenschaftlichen Kenntnisse erweitern, zumal eine gute Grundlage und Liebe zur Sache vorhanden waren. Durch diese lernte er auch Voechting aus Blomberg kennen (geb. 1847), der als Lehrling auf dem Lustgarten war, sich aber so hinaufgearbeitet, daß er geadelt 1917 als Professor der Botanik in Tübingen starb. Weerth sagte später wohl, daß er sein Examen in der Botanik ohne ein besonderes Studium gemacht habe. 1868 bezog er die Universität. Er studierte in Tübingen und Göttingen Mathematik und Naturwissenschaften. Treue Freundschaft verband ihn mit gleichgesinnten Studiengenossen. Das Studium wurde durch den Krieg 1870 unterbrochen. Nach kurzer Ausbildung ging es hinaus. Mit den 55ern nahm er am Feldzuge teil, aus dem er unverwundet heimkehrte. Gern hörten wir Tertianer zu, wenn Weerth auf Klassenausflügen von seinen Kriegserlebnissen erzählte. Nach beendetem Studium war er zunächst von 1873 bis 1876 in Celle als Lehrer tätig, bis er nach Pensionierung seines Onkels 1876 an die Anstalt berufen wurde, an der er seine Ausbildung erhalten hatte. Alle die vielen Schüler, die durch seine Hand gegangen sind, haben ihm ein dankbares Andenken bewahrt. Er war durchaus unparteiisch; sah er guten Willen und Fleiß, so erkannte er auch weniger gute Leistungen an. Bei ganz törichten Antworten entschlüpften ihm wohl eigene kräftige Worte,

die noch bei späteren Schülererinnerungen oft wiederholt wurden, die aber nie das Vertrauensverhältnis zwischen Schüler und Lehrer gestört haben. Besondere Freude war es ihm, für die im allgemeinen nicht beliebten mathematischen Fächer besonderes Interesse zu finden. Die Schüler lernten ihn als väterlichen Freund kennen, der einen „Dummenjungenstreich" verstehen und verzeihen konnte, der aber mit ehrlichem Zorn und unerbittlicher Strenge gegen Gemeinheiten vorgehen konnte. Ein besonderer Genuß waren die Klassenausflüge, bei denen er es verstand, ohne „Schulmeisterei" auf die einzelnen Naturobjekte, Pflanzen und Steine besonders und ihre Beziehungen zueinander aufmerksam zu machen. Wer später Gelegenheit hatte, mit ihm zu wandern, mußte immer wieder seine umfassende gelehrte Durchbildung bewundern. Im Lehrerkollegium genoß Weerth allgemeine Achtung, sein Rat wurde gern gehört.

In Detmold war im Jahre 1835 hauptsächlich auf Anregung des Professors Dr. Carl Weerth der Naturwissenschaftliche Verein gegründet, der auch ein zunächst naturwissenschaftliches Museum einrichtete, dessen Seele Carl Weerth war. Bei der Rückkehr seines Neffen nach Detmold (1876) war es natürlich, daß dieser ihn unterstützte. Nach dem Todes des Onkels ist er dann die treibende Kraft im Verein und der unermüdliche Konservator des Museums gewesen, dessen Sammlungen teils durch Schenkungen dankbarer Schüler und Heimatfreunde eine sehr beachtliche Reichhaltigkeit aufweisen. Man kann wohl behaupten, daß gerade die Persönlichkeit Weerths nicht ohne Einfluß auf den Zuwachs war. Es wuchs das Museum über den Rahmen eines Heimatmuseums hinaus. Ein solches aufzubauen, war zunächst Weerths Absicht, und der Heimatfreund findet in ihm die Tiere der Heimat, die Mineralien und Versteinerungen in guten, zum Teil einzigartigen Stücken vertreten. Daß die Aufstellung nicht in biologischen Gruppen durchgeführt werden konnte, lag an den nicht zureichenden Mitteln, welche auch nicht gestatteten, ein Bauernhaus in der Nähe des Museums wieder aufzubauen und sachgemäß auszustatten. Es ist das unauslöschliche Verdienst beider Weerths, das Museum geschaffen und ausgebaut zu haben. Zu der vom Vorgänger aufgebauten, fast rein naturwissenschaftlichen Sammlung fügte Otto Weerth eine kunstgeschichtliche Abteilung (mit besonderer Berücksichtigung Lippes) und in geräuschloser Förderung der germanischen Vorgeschichte eine Abteilung für Vor- und Frühgeschichte hinzu. Die völkerkundliche Abteilung sowie die früher von der Landesbibliothek verwaltete Münzsammlung erfuhren durch ihn eine reichere Ausgestaltung.

Auf seinen naturgeschichtlichen Ausflügen mußte Weerth auch auf die mancherlei kulturgeschichtlichen und geschichtlichen Anlagen unseres Landes aufmerksam werden. Mit der ihm eigenen Gründlichkeit und ihm als Mathematiker selbstverständlichen Gewissenhaftigkeit ging er an ihre Erforschung. Das führte ihn unter andern mit Schuchardt, dem damaligen Direktor des Kestnermuseums in Hannover, zusammen. Die Bekanntschaft verdichtete sich zu einer Freundschaft, die für die Wissenschaft, was unser Land betrifft, reiche Früchte trug. War irgendein Objekt ins Auge gefaßt, dann wurde zunächst Literatur und Archiv durchforscht, an Ort und Stelle wurde nachgeprüft, durch Grabungen sichere Kenntnis gewonnen und dann ein zusammenfassendes Urteil abgegeben. Aus den auf diese Weise entstandenen Arbeiten heben wir einige hervor: Alt-Sternberg, die Affenburg bei Bremke, die Polackenschanze bei Sternberg, das Sachsenlager auf dem Tönsberge, über die Landwehren und Knicke, den entsprechenden Abschnitt in Schwanolds „Fürstentum Lippe", die Burg Lucca beim Kloster Loccum. Von den die spätere Zeit betreffenden Arbeiten seien hervorgehoben: das Buch über die Grafschaft Lippe und den siebenjährigen Krieg, ferner Arbeiten über die Angliederung der Grafschaften Sternberg und Schwalenberg an Lippe, über lippische Hausinschriften, über die Papiermühlen in Lippe und Ravensberg, über Rotensiek, die Edelherren von Kollerbeck, über Vogelhorst. Ferner besorgte Weerth die Ausgabe der von Preuß gesammelten Flurnamen sowie die Fertigstellung des letzten Bandes von Falkmanns Beiträgen zur Geschichte des Fürstentums Lippe (Simon VI.), den dieser unvollendet zurückgelassen hatte. Zusammen mit Anemüller bearbeitete er die lippische Bibliographie.

Auch der Nichtfachmann wird ermessen, welch ungeheure Arbeit in diesen Veröffentlichungen steckt. Er wird begreifen, daß ihr Verfasser zu geselligen Zusammenkünften keine Zeit hatte und die schulfreie Zeit bis zum äußersten ausgenutzt haben muß. So war es auch. Spaziergänge in die Natur und Ferienreisen boten ihm die nötige Ausspannung. Zu Hause müßig zu sitzen oder moderne, schöngeistige Literatur zu lesen, war nicht seine Art. Erwähnt sei noch, daß er für das Archiv eine wertvolle genealogische Zusammenstellung bekannter lippischer Familien und eine

Inhaltsübersicht über eine Abteilung des Archivs bearbeitete. Trotz all dieser geschichtlichen Arbeiten, die auch bei Geschichtsforschern Anerkennung fanden, blieb er seinen ursprünglichen Studiengebieten treu. So faßte er noch in seinem 79. Lebensjahre die geologischen Arbeiten über Lippe auf Grund seiner eigenen Beobachtungen in einem Buche: „Die Geologie des lippischen Landes" zusammen. Von seiner gründlichen geologischen und paläontologischen Forschung im einzelnen zeugen das große, reich illustrierte Buch über die Fauna des Neckomsandsteins im Teutoburger Walde, ferner über den Hilssandstein des Teutoburger Waldes, über die Lokalfacies des Geschiebelehms in der Gegend von Detmold und Herford, über Gletscherspuren im Teutoburger Walde, die Kalibohrungen in Lippe und über den Bergbau bei Falkenhagen. Die Wissenschaft erkannte seine Forschertätigkeit an, indem sie Versteinerungen nach ihm benannte. Für die Regierung arbeitete er wiederholt Gutachten über geologische Fragen aus.

Es ist erstaunlich, wie jemand, dessen Beruf allein geeignet ist, die Kräfte eines Mannes voll in Anspruch zu nehmen, eine so reiche Tätigkeit nebenher entfalten konnte. So ganz verschiedene Gebiete wie Geologie, Archäologie, Genealogie, Heimatgeschichte fanden in ihm einen sachkundigen Bearbeiter. Was seine Arbeiten durchweg auszeichnet, ist die unbeirrbare wissenschaftliche Gründlichkeit, die niemals der Versuchung erliegt, schwach begründete Hypothesen von schönem Aussehen in die Welt zu setzen. Und trotzdem — oder gerade deshalb — sind diese streng wissenschaftlichen Arbeiten immer anregend zu lesen.

Auf Wunsch seines Freundes Petri hat Weerth sich kurze Zeit an der Politik beteiligt. 1890 war er als Kandidat der nationalliberalen Partei für den Reichstag aufgestellt. Aber die Mehrzahl der lippischen Wähler strebte damals nach zwei anderen Richtungen auseinander, und so ist Weerth nicht in den Reichstag eingezogen. Was ihn im Jahre 1901 bewog, sich in den lippischen Landtag wählen zu lassen, war ein besonderer Grund: Zu dem damals schwebenden lippischen Thronstreit hatte er sich auf Grund seiner geschichtlichen Studien ein ganz bestimmtes Urteil gebildet. Nach seiner Überzeugung war das beste Recht zur Thronfolge auf seiten der Linie Lippe-Biesterfeld. Sein Gerechtigkeitssinn trieb ihn nun, für das aus überlegener Position hart angefochtene Recht dieser Linie im Landtage und anderswo mit Beiseitesetzung aller anderen Rücksichten einzutreten, und das in einer Weise, daß ihm eines Tages aus allen Teilen Deutschlands aus Anlaß seiner Landtagsrede anerkennende und beglückwünschende Zuschriften gesandt wurden. Und wiederum war auch hier die Art, wie er den Kampf führte, derart ehrlich und sachlich, daß ihm nach einer solchen Landtagssitzung einer seiner Gegner das Geständnis machte: „Ich habe Sie heute ordentlich lieb gewonnen." Im übrigen war, wie man verstehen kann, politische Tätigkeit nicht etwas, was Weerth dauernd fesseln konnte.

Über die soziale Tätigkeit der Weerths sei hier nicht geredet, es wird von den beteiligten Kreisen dankbar anerkannt, was für reiche Stiftungen für unser Land infolge Weerths Anregung gemacht sind. 1921 wurde Weerth pensioniert. Er widmete sich nun ganz der wissenschaftlichen Arbeit und der Neuordnung des Museums. Seinen 80. Geburtstag (1929) hat er noch erlebt — seine Vaterstadt Oerlinghausen ernannte ihn an diesem Tage zu ihrem Ehrenbürger —, aber es begann damals das Schwinden der Kräfte; ein Jahr später weilte er nicht mehr unter den Lebenden. Die ganze Art dieses Mannes vom lippischen Boden, von dem wir durch vorstehende Zeilen ein Bild geben wollten, hat ihn allen, die mit ihm zusammenkamen, lieb und wert gemacht. Er ist ihnen allen nicht nur ein Führer zu allerlei Wissen und zur tieferen Kenntnis der Heimat geworden, er ist vielen ein Vorbild gewesen und wird es weiter sein.

Adolf Pohlmann-Hohenaspe (1854–1920)

Bodenreformer

Wenn wir das Leben und die Arbeit eines Mannes betrachten, dessen Wirkung auf seine Umwelt unverkennbar ist, wenn es uns vergönnt ist, in der unmittelbaren Nähe eines solchen Mannes zu verweilen, sein tägliches Schaffen zu beobachten, seine hingestreuten Meinungen zu hören, so erstaunt uns immer wieder die Treffsicherheit eines Urteils über Dinge, die uns noch unklar sind, die Gefühlssicherheit in Lösung von Problemen, aus denen wir keinen Ausweg wissen, die Aufstellung von Fragen, wo wir noch gar keine sahen, die Aufdeckung von Zuständen, die wir als bisher üblich und somit als gerechtfertigt ansahen, das Schaffen von Wertmessern, die uns neuartig und das Zugrundelegen von Gesetzen, die uns fremdartig erschienen... kurz, es wird, wenn auch nicht viele, so doch eine Reihe von klugen Menschen geben, für die es kein Zweifel ist, es hier mit einem bedeutenden Menschen zu tun zu haben. — Wenn nun dieser Mann die Augen geschlossen hat, seiner Hände Arbeit und seiner Augen Scharfblick ruhen, wenn fünfzehn Jahre einer bewegten Geschichte über seinen Tod ins Land gezogen sind, wenn politische und wirtschaftliche Umwälzungen einander folgten, — und wir Überlebenden uns in mancher Verwirrung an die Worte und Werke des Toten halten konnten — dann wissen wir, daß der Mann nicht nur ein bedeutender war, im landläufigen Sinne des Wortes, sondern ein Großer, dem eine tiefere Wesensschau eigen war, dem es gegeben war, über die Zeitgrenzen hinaus das wahrhaft Verbindende, Grundlegende zu erkennen und aus dieser Erkenntnis heraus zu den Quellen vorzustoßen, die nicht das Heute und Morgen berieseln, sondern die Wurzeln des Lebens selbst tränken und nähren. „Ad fontes", dieser Drang zur wirklich grundlegenden Erkenntnis im Menschen-, Volks- und Wirtschaftsleben wird immer wieder mit geradezu erstaunlicher Evidenz jedem klar, der die Bücher Pohlmans zur Hand nimmt. Sein Werk „Grundbegriffe der Volkswirtschaft" ist in diesem Sinne wirlich ernster zu nehmen als viele Bücher dieser Art. Er macht hier, ich möchte sagen, nicht wie ein Volkswirtschaftler, sondern wie ein Philosoph, den Versuch, die Grundlagen unseres Gemeinschaftslebens genau herauszuheben, in ganz neuem Lichte stehn die Begriffe da: Wert, Ware, Arbeit, Boden. Kein persönliches Interesse, kein Parteiprogramm, keine Doktrin haben es je vermocht, dies klare Auge zu trüben; mit unerbittlicher Schärfe sieht er die Dinge wie sie sind. Mitleidig lächeln sah ich ihn oft, den Vielgereisten und Vielerfahrenen, wenn mit einem der Professoren der Volkswirtschaft die graue Theorie allzu schnellfüßig durchgegangen war, aber empört setzte er die Feder an, zu Wort und Schrift, wenn er merkte, daß persönliche Eitelkeit oder die leidige Parteipolitik gefährliche Meinungen zu diktieren drohte. Was Pohlman schrieb, war jenseits des Augenblicks. Wer würde nicht heute noch gern zu Arbeiten greifen, die 1898 geschrieben sind: „Zur richtigen Wertung von Einfuhr und Ausfuhr" (Deutsche Volksstimme, Jahrg. 9), „Zur Organisation des Arbeitsnachweises auf dem Lande" (ebenda), „Die Entschuldung des ländlichen Grundbesitzes" (Bodenreform 1907), „Unser Kampf um die nationalen Bodenschätze", oder ebenda 1908 „Zur Gartenstadtbewegung", oder „Ein Wort zum Kleinwohnungsbau". Noch heute kann jeder, der mit volkswirtschaftlichen Fragen zu tun hat, zu jenen Schriften aus den ersten Jahren der Pohlmanschen Arbeiten greifen, ohne auf den Gedanken zu kommen, sie könnten überholt sein, trotzdem sie die Jahre 1900 und 1908 als Verlagsjahre tragen: „Der erste Schritt zu gesunden Finanzen", „Die Ablösbarkeit ländlicher Schulden". Ich erwähne diese frühen Arbeiten, um ganz deutlich das eingangs Gesagte zu belegen: Was Pohlman schrieb, das war nach menschlichem Können so durchdacht, daß es seine Gültigkeit hatte für gestern, für heute und morgen. Ein erfahrungsreiches, weltweites Leben, ein eifriges Selbststudium und der persönliche Umgang mit den ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit brachte Pohlman zu dem reichen Erfahrungsschatze, der das Fundament all seiner Schriften bildet. Werfen wir einen Rückblick auf dieses gesegnete Leben!

Adolf Pohlman wurde am 25. Januar 1854 auf dem väterlichen Gute Hohenaspe bei Itzehoe

in Holstein geboren. Dort verlebte er unter der Obhut geistig hochstehender Eltern in der Idylle des Landhauses seine Kinderjahre, denen er bis in sein Alter die zärtlichsten Erinnerungen bewahrt hat. Im Jahre 1865 siedelte die Familie nach Eisenach über. Der poetische Sinn, das Gefühl für alles Schöne, das ihm sein Leben lang eigen war, wird nicht zum wenigsten eine Förderung in dieser herrlichen Umgebung gefunden haben. Aber auch der Sinn für das Praktische war ihm in die Wiege gelegt, und da seine Eltern durch die besten Kreise Hamburgs imstande waren, dem jungen Sohne gute Wege zu eröffnen, wurde er nach seinen kaufmännischen Lehrjahren in Eisenach, seinem Onkel, dem Senator Tesdorpf in Hamburg zur weiteren Ausbildung übergeben. Es folgten drei Jahre Arbeit im überseeischen Handelshause der Firma H. Fortlage in London. Im Auftrage dieser Firma fuhr der Vierundzwanzigjährige nach Brasilien, wo er zunächst in einem der ersten Handelshäuser in Bahia tätig war und dann in Pernambuco als Zuckergroßkaufmann selbständig machte. Fast zwanzig Jahre hat er dort geweilt, in zäher Arbeit dem Kaufmannsglücke Erfolg um Erfolg abringend. Wie oft erzählte Pohlman in seinen späteren Jahren von den vielseitigen Erfahrungen und Erlebnissen dort draußen. Der Konkurrenzkampf des jungen deutschen Kaufmanns gegen die Vormacht der Engländer war nicht einfach. Da hieß es Augen auf und auf dem Posten sein. Sein fortschrittlicher Geist suchte nach neuen Wegen. Als in Deutschland die ersten wissenschaftlichen Untersuchungen auf den Zuckergehalt von Rohr und Rüben durch die Polarisation herauskam, war Pohlman der erste, der drüben selbst diese Untersuchungen unternahm und die Methode auch an die ihn beliefernden Zuckerfarmer weitergab. Der Erfolg war ihm natürlich sicher. Um seinen Zucker schneller verladen zu können, pachtete er ein Stück Hafengelände und baute dort eine Schiffsanlegebrücke. Der Erfolg war groß; als aber die Pachtzeit abgelaufen war, erhöhte der Besitzer des Grundstücks die Pacht in außergewöhnlicher Weise. Der junge strebsame Kaufmann war empört; wer hatte die Brücke gebaut, durch die der Umsatz gesteigert, mehr Träger und Leute beschäftigt und das ganze Grundstück im Werte gesteigert worden war? Er doch allein, sein Scharfblick und Unternehmungsgeist... und nun kam ein Wildfremder, der von seinem Klubsessel aus dieser erfreulichen Entwickelung zugeschaut hatte, streckte die Hand aus und nannte eine ihm beliebige Pachtsumme. Was blieb dem jungen Kaufmann anderes übrig als zu zahlen; und so ging es weiter: je größer der Erfolg, desto höher die Pachtsumme. Pohlmann erzählt selbst von diesem Erlebnis in seinen „Werde- und Wanderjahren in Südamerika" (Im Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung Detmold, jetzt leider vergriffen): „Daß hier ein Unrecht vorlag fühlte ich, aber ebenso, daß es kein persönliches Unrecht war. Da kam mir der Gedanke: Wie wäre es, wenn diese Bodenpacht, die mit dem Aufblühen des Gewerbes naturgemäß steigt, nicht einem einzelnen zugute käme, der ja doch den Boden weder geschaffen noch auf die Stelle des Bedarfs gebracht hat, sondern wenn diese Abgaben in die Kasse der Gesamtheit fließen würden. Dann könnten alle Steuern auf produktive Arbeit entlastet und alle Ausgaben für Erziehungs, Bildungs-, Gesundheits- und Verkehrsfragen in ganz anderer Weise erhöht werden als jetzt." Ich habe dieses anscheinend kleine und doch so bedeutungsvolle Erlebnis mit Absicht so ausführlich berichtet, weil die Lehren und Schlüsse, die daraus folgern, hinfort richtunggebend für die Entwickelung Pohlmans waren. Die Volkswirtschaft, die er bisher nur praktisch in seinem Berufe kennengelernt hatte, begann ihn mit ihren theoretischen Fragen zu fesseln; er las alle Bücher der klassischen Volkswirtschaftslehre von Ricardo, Malthus bis Henry Georges „Fortschritt und Armut". Da auf einmal ward es ihm klar: Der Grund und Boden, diese Quelle aller Volkskraft mußte unter ein Recht gestellt werden, das jeden Mißbrauch mit ihm ausschließt, er muß jedem Volksgenossen eine gesicherte Wohn- oder Wirtschaftsheimstätte ermöglichen können, und endlich, die sich aus der gemeinsamen Arbeit aller ergebende Steigerung der Grundrente muß auch wieder der Allgemeinheit nutzbar gemacht werden. Das war im Grunde das Programm der Deutschen Bodenreform, das Pohlman damals aber noch nicht kannte.

Als sich Pohlman nach fast zwanzigjähriger Arbeit auf sein väterliches Erbe in Hohenaspe in Holstein zurückzog, wurden diese Gedanken immer lebendiger in ihm. Es ergab sich zwangsläufig, daß er die Bekanntschaft des Führers der Deutschen Bodenreformbewegung, Dr. Adolf Damaschkes, machte. Und zwar geschah das auf dem zweiten national-sozialen Parteitag in Erfurt im September 1897. Es ist bekannt, daß sich damals um Naumann eine Schar einsichtsvoller und uneigennütziger Männer zusammenfand, die wie in seltsamer Vorahnung der damaligen Partei einen Namen gaben, der dem der heutigen großen Be-

wegung sehr ähnelt. National: Getreu dem Reiche, Bewilligung von Flotten und Heereskrediten — — sozial: Ausgleich der offenkundigen Klassenunterschiede durch gesetzgeberische Maßnahmen. Nimmt man das alte national-soziale Programm zur Hand, so ist man erschüttert, wie viele von heute verwirklichten Ideen dort schon vorausschauend niedergelegt worden sind. Durch Rede, Schrift und unermüdliche Opfer an Geld und Arbeitskraft — — Pohlman selbst kandidierte zweimal in Dithmarschen — haben diese ersten Verkünder versucht, schon damals den neu aufbrechenden Gedankengängen Geltung zu verschaffen. Es war vergebens. An jenem Block der nie Sehenwollenden ist jene kleine Vorhut verblutet, das arme deutsche Volk mußte die Blindheit dieser sogenannten „Führenden Schichten" mit den grauen Revolutionstagen 1918 und den folgenden Jahren bitter bezahlen.

Nach Auflösung der national-sozialen Partei widmet sich Pohlmann ganz der Bodenreformarbeit. Er war zweiter Vorsitzender des Bundes deutscher Bodenreformer, mit Damaschke hat ihn eine lebenslängliche Freundschaft verbunden. Von seinen zahlreichen volkswirtschaftlichen Schriften sei nur kurz erwähnt: „Die Not der deutschen Landwirtschaft" (Soziale Streitfragen, Berlin, Harrwitz). Die freie Verschuldbarkeit des Bodens wird als schwerster Schaden dargelegt und darum als Heilmittel die Einführung einer Verschuldungsgrenze empfohlen. (Vgl. unser heutiges Erbhofgesetz!) „Die vergessene Grundrente", ein Beitrag zur Kanalfrage. Die Schrift schlägt vor, die durch den Kanalbau an den Ufern erhöhte Grundrente zur Deckung der Baukosten des Mittellandkanals heranzuziehen. „Der erste Schritt zu gesunden Finanzen", Empfehlung und Begründung der Grundwert- und Wertzuwachssteuer. Das Hauptwerk bleibt aber „Die Grundbegriffe der Volkswirtschaft (Voigtländer Verl., leider vergriffen). Es ist ein Volksbuch im wahrsten Sinn, kein Auszug aus nationalökonomischen Lehren, sondern die Volkswirtschaft zurückgeführt auf die einfachsten Begriffe des Tausches, der Arbeitsteilung, des Wertes. Durch das Zurückgehen auf die Ursprünge der volkswirtschaftlichen Begriffe gelingt dem Verfasser auch die prächtige Entdeckung der Trennung der bisher verwischten Anschauungen von Ware (Mobilien) und Grund und Boden. Während vom damals herrschenden Rechtsstandpunkt aus mit dem Grund und Boden willkürlich Handel getrieben werden konnte, betonte Pohlmann immer wieder, daß dem Grund und Boden auf Grund seiner Einmaligkeit unmöglich und unter keinen Umständen Warencharakter zukommen könne. Er sei ein Monopol wie Wasser, Luft und Kohle, das der Gesamtheit gehöre, und nur diese Gesamtheit könne ihn in Form von Renten oder Heimstättengütern ausgeben. Pohlman war ein eifriger Verteidiger der alten germanischen Almende, des Gemeindebesitzes. Wie oft predigte er „Behaltet eure Wälder, eure Wiesen, sie sind euer kostbarstes Gut!" In einem kleinen Lobgedicht auf Hermann den Cherusker heißt es am Schlusse:

Wohl dem, der auch endlich Befreiung uns
brächte
Des deutschen Bodens vom römischen Rechte!

Das war im Jahre 1907! Klingt es nicht wie heute? Der Raum ist leider zu knapp, um auf die unendlich vielen interessanten Einzelheiten einzugehen, die in den Pohlmanschen Schriften angeschnitten und erörtert werden.

Die späteren Lebensjahre führten ihn dann nach Detmold, wo er von 1907 an bis an seinen Tod im Jahre 1920 in Hiddesen in seinem schönen Landhause wohnte. Der Krieg bringt verdoppelte und verdreifachte Tätigkeit dem schon im 60. Lebensjahre Stehenden. „Wie ein Vierziger" pflegten die zu sagen, die ihn kannten, so schnell war sein Schritt, so lebhaft sein Auge. Vertrauensämter aller Art häuften sich auf seinen Schultern, er war Leiter der Goldankaufstelle für Westfalen, er war Vorsitzender der Kriegerheimstättenbewegung, jenes großartigen Versuches, jedem deutschen Krieger nach seiner Rückkehr ein Stück des Landes zu eigen zu geben, für das er geblutet hatte. Die Schmach der Novembertage 1918 machten diesen Dank des Vaterlandes zur Farce. Als 1917 auf Anregung des Fürsten Leopold in Detmold die „Fürst-Leopold-Akademie" gegründet wurde, eine Hochschule für Verwaltungswissenschaft, übernahm Pohlman den Lehrstuhl für Volks-Handelswissenschaft und Siedlungswesen und wurde später ordentlicher Professor und Mitglied des Senats der Akademie. Dem damaligen Lippischen Siedlungsverein stand er mit Rat und Tat helfend zur Seite, eine Straße in Salzuflen trägt noch seinen Namen. Es war, als ob mit zunehmenden Jahren immer neue Kräfte ungezählt auf ihn einströmten, von denen er dann verschwenderisch austeilen konnte. Erst der Tod hat dem Nimmermüden die Feder aus der Hand gerissen. Noch in den allerletzten Tagen, im Februar 1920, überreichte er dem Siedlungsamte „Richtlinien für die Abgabe staatlichen Grund und Bodens an die lippischen Kleinsiedler". Vor mir liegt das

Manuskript, das mit schon fiebernder Hand mühsam fertiggestellt wurde, um zur entscheidenden Sitzung vorzuliegen. Erlebt hat Pohlman die Verwirklichung nicht mehr. Aber aus eben diesem Entwurf ist fast wortgetreu das Lippische Rentengutsgesetz vom 11. Januar 1921 erwachsen. Kleine Abänderungen vom 15. September 1923 haben den Kern der Pohlmanschen Ideen nicht getroffen. Hier in seiner neuen lippischen Heimat wurde nun endlich verwirklicht, was er jahrzehntelang erträumt hatte: § 6. „Solange das Rentengut vom ersten Eigentümer, seinem Ehegatten oder seinen Kindern und Enkeln selbst bewirtschaftet wird, ist die Rente unabänderlich."

„Für den Fall der Veräußerung an andere Personen tritt, unter Aufrechterhaltung der sonstigen Verpflichtungen des Eigentümers, eine neue Rente in Kraft, die als Zusatzrente an bereitester Stelle des Grundbuchs eingetragen wird."

Aus diesem § 6 geht mit aller Deutlichkeit hervor, wie sehr Pohlman daran lag, den Gedanken der Familienseßhaftigkeit in den Vordergrund zu stellen. „Die Rente für den Erstnehmer, seine Kinder und Enkel ist unabänderlich." „Im Fall der Veräußerung tritt eine Zusatzrente in Kraft", „Die steigende Grundrente ist der Gesamtheit zuzuwenden!" Hier war der Heimstättengedanke in reinster Form ausgesprochen, der Siedlungsausschuß zögerte nicht, ihn einstimmig anzunehmen. Er ehrte seinen großen Vorsitzenden durch Benennung dieses Gesetzes als Pohlmans Vermächtnis.

Heimstätten seinem Volke zu schaffen, unverschuldbar und nur begrenzt beleihbar, Begriffe, die uns heute am Bilde des Erbhofgesetzes ganz geläufig geworden sind, — das war die letzte Tat eines Mannes, der nichts anderes kannte, als den Dienst an der Allgemeinheit. Der Tod kam viel zu früh. Der Verlust für die junge Akademie war unersetzlich. Wie hatten sie ihn alle verehrt und geliebt, den Lehrer, den Freund, den Menschen. Überzeugend die Art seiner Rede, gewinnend die Freundlichkeit seines Wesens. Immer griff er schlichtend und begütigend ein, wenn der Streit der Meinungen zu heftig zu werden drohte, ein gesunder Menschenverstand, ein köstlicher Humor war ihm stets eigen. Er war Meister im Erzählen, Künstler im Vortrag, Dichter und Übersetzer. Wie oft, wenn wir Kinder mit ihm durch die Wälder streiften, deklamierte er stundenlang aus Goetheschen Gedichten, aus Shakespeareschen Dramen. „Ja, nur wenige wußten", so stand es in einem schönen Nachruf, „daß du ein Dichter warst, ein Freund des Schönen, Einer, der in Weihestunden im Kreis der Freunde gern die Harfe schlug, ein Glücklicher, von Lieb und Treu umhegt!"

Ja, gesegnet war dieses Leben im wahrsten Sinne des Wortes. Erfüllt von der brennenden Liebe, seinem Volke zu dienen, begabt mit den Kräften, diesen Dienst zu vollbringen, ein Sämann auf dem Acker der Zukunft, ein Hoffender auf die Güte des Geschickes, ein Gläubiger, der nach vollbrachter Arbeit die Hände zur Ruhe legen durfte:

Wirke und warte.

Karl Bömers (1848–1888)

Schriftsteller und Dichter

Die heilige Justitia ist keine Freundin der Musen; sie erstrebt die Ermittlung der nackten Wahrheit. Dennoch kann ein guter Richter sehr wohl auch ein wackerer Dichter sein, wie das bei Karl Wilhelm Theodor Bömers der Fall war, der am 17. Juni 1848 zu Blomberg als Sohn eines fürstlichen Amtsrats geboren wurde. Unter Blumen ist er aufgewachsen. Schon das alte Stadtsiegel weist die Inschrift: „urbs de monte florum" auf, und auch der Chronist weiß davon, daß der Berg, auf dem die Stadt erbaut wurde, „zuvor wegen des Blumengewächs berümdt und bekandt gewesen". Dazu duften die Blomberger Nelken noch immer im alten Burggraben, eingehegt von der Fülle der lippischen Rose. An den alten Mauern ist der Zeiten Wechsel vorübergegangen; hier sind noch Märchen und Sagen zu Hause. Die tapferen Ritter und die arg verliebten Edelfräulein mögen hier manchen Roman erlebt haben, der bis heute ungeschrieben geblieben ist. Schon als Kind hat Karl Bömers diesem Geraune gelauscht und manches heimgetragen, das später Gestaltung gewinnen sollte.

Die abgelegene Lage seiner Heimat brachte es mit sich, daß er einen größeren Teil seiner Schulbildung in Blomberg empfing und erst 1863 auf das Gymnasium in Detmold kam, das er zu Ostern 1868 mit dem Zeugnis der Reife verließ. Bis Michaelis 1871 studierte er an den Hochschulen Tübingen, Leipzig und Göttingen Rechtswissenschaft. Nach Vollendung seiner Studien trat er in den schaumburg-lippischen Staatsdienst. Er war zunächst Sekretär an der fürstlichen Justizkanzlei und dem Konsistorium zu Bückeburg und wurde dann Auditor (Beisitzer) am Amte in Hagenburg am Südufer des Steinhuder Meeres, von wo er aber bald als Richter an das Amtsgericht zu Stadthagen versetzt wurde. Im Jahre 1879 kam er als Landrichter nach Bückeburg, wo er am 3. August 1888 starb. Auf dem alten Friedhof zu Blomberg fand er seine letzte Ruhestätte.

Hagenburg, Stadthagen und Bückeburg boten dem Dichter Bömers mancherlei Anregungen aus ihrer reichen Vergangenheit, die er mit geschichtlicher Treue gewissenhaft gestaltete und zu einem schwungvollen dichterischen Gemälde ausarbeitete. „Eiserne Zeit", nannte er seine kulturgeschichtlichen Novellen, die 1889 in der Meyerschen Hofbuchhandlung zu Detmold erschienen und 1922 als 2. Auflage in die Reihe der Hermannsbücher (III) aufgenommen wurden. In dieser Sammlung bietet er uns ein buntes Bild zumeist heimatlichen Geschehens, echten Volkslebens. Wenn auch nicht alle Novellen, wie z. B. „Brischemai", mit packenden Bildern aus der Soester Fehde, auf heimatlichem Boden spielen, so spüren wir doch überall den kräftigen Erdgeruch, der dem heimischen Boden entquillt. Man denke nur an „Die Herlinge", die Bewohner der Herlingsburg bei Schieder, der alten, geschichtlich beglaubigten Sachsenfeste, die noch in ihrer ursprünglichen Anlage vor uns liegt und nur unter dem „Zahn der Zeit" zu leiden gehabt hat. „Dreizehnlinden"-Klänge tönen uns aus der schlichten Erzählung entgegen, wenn wir davon lesen, wie die Herlinge am Glauben und an den Gewohnheiten der Väter festhalten und lieber „tot denn Sklav" sein mögen.

„Und die Knaben und die Mädchen
Huben an mit leiser Stimme:
Schirm uns, Balder, weißer Balder,
Vor des Christengottes Grimme..."

Bömers sonstige Veröffentlichungen sind: „Repetitorium der äußeren römischen Rechtsgeschichte", ein didaktisches Gedicht (1871), „Repetitorium der äußeren deutschen Rechtsgeschichte", „in rasselnden Mönchsversen" (1872), „Heideblume", eine Gedichtsammlung (1871), „Fahrtgeschichten" (1883) und „Gepa", ein Roman (1887).

Acht Jahre nach Bömers Tod hat ihm am 7. August 1896 einer seiner treuesten Freunde (wahrscheinlich der im Jahre 1905 in Detmold verstorbene Landgerichtsrat Bröffel) unter Bezugnahme auf die Bömersschen Dichtungen die folgenden bis jetzt ungedruckt gebliebenen schönen Verse gewidmet, mit deren Wiedergabe das Lebensbild des Dichters abgeschlossen sein mag:

An stiller Stätte hab' ich heute geweilt,
Auf Blombergs Friedhof in den Abendstunden,
Wo — schon acht Jahre sind seitdem enteilt —
Ein Dichter seine Ruhestatt gefunden.
Wir betteten hier unter diesem Stein
Zur Sommerzeit den früh Entschlafnen ein,
Westfalens Sänger in der roten Erde.

Als wir ihm gaben damals das Geleit,
Bedrängten Blicks und unter stillem Weinen,
Da faßt' in diese Worte ich mein Leid:
Verloren haben wir der Besten Einen.
Vom Niedersachsenstamm ein echter Sproß
War's, der für immer seine Augen schloß,
Ein Braver von des Lipperlandes Söhnen.

Sein Grab umweht der holden Blumen Duft,
Ausruht das Herz, das einst so warm geschlagen;
Hier unter kaltem Stein in kühler Gruft,
Der edle Geist ist himmelwärts getragen
Von Engelscharen zu des Himmels Tor,
Der „Fahrtgeschichten" Sänger stieg empor
Zur letzten Reisefahrt nach lichten Höhen.

Doch ob er schläft in kühler Erde Grund,
Die Seele floh zu ew'ger Ruhe Frieden,
Und ob verstummt der liederreiche Mund:
Sein treues Herz ist nicht von uns geschieden.
Allzeit umrauschet seines Geistes auch
An seinem Grabstein uns ein sanfter Hauch,
Der wehend kündet, was der Geist geschaffen.

Hier hör' den Klang ich von so manchem Lied,
Das „Friedolin einst sang auf seinen Reisen;
Aus „Gottfrieds" Mund, wie er vom Kloster schied,
Erschallen froh des „Jägers" kühne Weisen.

Dem Lobgesange lausch' ich, der so voll
Und rein des frommen „Witho" Brust entquoll
Am Ostertag im Gotteshaus in Lügde.

Vernehmlich tönt des „Waldvogts" munt'rer Sang
„Winlints" und „Wolrads" zärtlich Liebeslocken,
Und — nicht zuletzt — der wundersame Klang
Der tönereichen „Altenaer Glocken".
Die Glocken von Corve und Paderborn
Und „Brischemais", des jungen Reiter, Horn
Gemahnen uns an längst entschwund'ne Zeiten.

Vom Turm „Stadthagens" schallt der ernste Ruf
Des Wächters zu der „Schnurre" Fiedelstrichen;
So manches Lied, das unser Dichter schuf,
Wirkt wie ein Zauber, gleich „Jolinkas" Sprüchen.
Und alle rührt mit leisem Widerhall
Der tiefempfund'nen Liebesworte Schall,
Die widmend seiner Mutter er gesungen.

„Primas von Clugny", du auch zeugst für ihn,
Dein schmetternd Lied, es hallt noch lange wider,
Und bei „Jolinkas" dunkler Augen Glühn
Ertönen hell „Spielvogels" lust'ge Lieder.
Und zu dem Lied gesellet sich der Klang
Der Waffen, die der tapfre „Reinald" schwang,
Im Dienste seines großen Heldenkaisers.

Und dieser Waffen Klang, der Lieder Laut,
Die Bömers zu der Waffen Preis gesungen,
Ein jeglich Wort des Dichters kündet laut:
Ein deutscher Sänger hat hier ausgerungen!
Deutsch sann und schrieb Westfalias Poet;
Er schied von uns — des Toten Denkmal steht
Gegründet fest in deutscher Freunde Herzen.

Ernst Graf und Edler Herr zur Lippe-Biesterfeld (1842–1904)

Regent des Fürstentums Lippe

Der 17. Juli 1897 ist in der Geschichte des lippischen Landes ein besonderer Tag: Ernst Graf und Edler Herr zur Lippe-Biesterfeld zog als Regent des Fürstentums Lippe in das Land seiner Väter ein. Die Straße, auf der der Regent, von Schieder her, mit seiner Familie nach Detmold fuhr, sah einen Triumphzug. Der Jubel der Bevölkerung war schier endlos, und bekundete eine tiefe, aus treuem Lipperherzen kommende Freude. Man freute sich, nun endlich den berufenen Sprossen des uralten Hauses Lippe als Regenten im Lande zu begrüßen. Man freute sich, daß nach den Wirren eines mehr als zweijährigen Thronstreites und trotz machtvoller und gewichtiger Gegenströmung Recht doch Recht geblieben war.

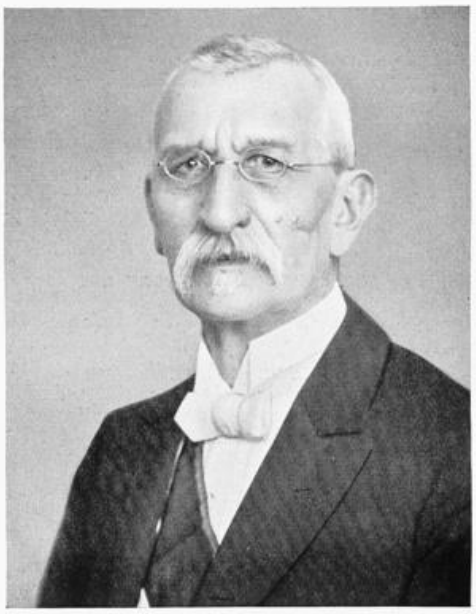
In demselben Augenblick, in dem der Grafregent Ernst unter seinem Wahlspruch: Gott und mein Recht! aus dem ihm aufgenötigten Kampfe siegreich hervorgegangen war, begann von neuem der Kampf. Für seine Person war ihm der lippische Fürstenthron durch unanfechtbaren Schiedsspruch gesichert. Aber nun wurde von der jüngsten Linie des Lippischen Gesamthauses die Thronfolge der ältesten, der Biesterfelder Linie, bestritten. So mußte der Regent während seiner siebenjährigen, für das Land bedeutungsvollen und glücklichen Regentschaft weiterkämpfen. Jetzt ging es nicht mehr um sein persönliches Recht, sondern um das seiner Nachkommen. Dieser Kampf wurde erst ein Jahr nach seinem Tode, nun für das ganze Haus Biesterfeld siegreich, beendet.

Der Vollständigkeit wegen zunächst einige biographische Daten. Graf Ernst war am 9. Juni 1842 als ältester Sohn des Grafen Julius zur Lippe-Biesterfeld und dessen Gemahlin Adelheid, Reichsgräfin zu Castell-Castell, in Oberkassel am Rhein geboren. Als Schüler finden wir ihn auf dem Gymnasium zu Wittenberg, als Studenten der Rechte auf den Universitäten Bonn, Erlangen und Berlin. Im Jahre 1869 vermählte er sich mit Karoline Reichsgräfin von Wartensleben. Lange Jahre hat er mit seiner Gemahlin auf dem Familiengut Oberkassel gelebt, später in der von seinem Vater erworbenen Herrschaft Bentschen auf Schloß Neudorf in der Provinz Posen. Es war, wie hernach im Schloß zu Detmold, ein vorbildliches und ungetrübt glückliches Familienleben.

Von Schloß Neudorf war unter dem 9. Juli 1897 der Erlaß datiert, mit dem Graf Ernst die Regentschaft in Lippe antrat. Dieser Erlaß gipfelt nach dem Gelöbnis gewissenhafter, nach Recht und Gerechtigkeit zu führender Regierung in der Hoffnung, „daß es unter Gottes Beistand gelingen werde, die im Lande während des Thronstreites unvermeidlich aufgetretenen Gegensätze zu überwinden und alle getreuen Lipper in dem gemeinsamen Dienst am Vaterland und in der Liebe zum angestammten Herrscherhause zu vereinigen."

Mit solchem feierlichen Wort ging der Grafregent an sein schweres Werk in Lippe. Was er gelobte und hoffte, war ihm heiliger Ernst. Er war ein nicht nur in schulmäßigem Wissen, das ihm in reichem Maße zu Gebote stand, sondern auch in der Schule des Lebens und des Leidens ausgereifter Mann, ein Charakter von wahrer Größe. Nicht das ist wahrhafte Größe, — so lesen wir in einer an seinem Sarge gehaltenen Gedächtnisrede — auf der Höhe des Lebens zu stehen und im Besitz großer Macht zu sein. Aber auch unter Verkennung und Kränkung den christlichen Sinn stiller Gelassenheit, die den Gegner lieber entschuldigt als verklagt, und die würdevolle fürstliche Haltung nicht verleugnen, das ist das Zeichen eines großen Charakters. Im Lichte dieses voll zutreffenden Wortes sehen wir das Bild des Grafen Ernst in einem seiner hervorstechendsten Züge. Der Thronstreit, in dem der deutsche Kaiser bewußt und gewollt als äußerlich angesehen vornehmster Gegner der „Biesterfelder" hervortrat, brachte für den Regenten des kleinen Fürstentums ja manche harte Schläge und wehetuenden Stiche. Kleinere Geister wären dadurch gewiß verschüchtert und verbittert worden. Graf Ernst nicht so. Als im Juni 1898 wegen der vom Kaiser befohlenen Einstellung militärischer Ehrenbezeugungen für die Glieder seines Hauses ein in schärfster, sonst unter Fürsten unerhörter Form gehaltenes kaiserliches Telegramm ihn er-

Ernst Graf und Edler Herr
zur Lippe-Biesterfeld
1842—1904



Max Freiherr von Gevekot
1845—1916

von Lengerke-Steinbeck
1825—1906

Wilhelm Schemmel
1839—1909

Landesbibliothek Detmold

reichte, ging ein Sturm der Entrüstung nicht nur durch Lippe, sondern durch das ganze deutsche Reich. Von Graf Ernst aber ist uns von dem nächstfolgenden Geburtstag Wilhelms II. (27. Jan. 1899) ein Wort überliefert, das in dem Lebensbild des Regenten nicht fehlen darf: „Es ist für mich selbstverständlich, daß persönliche Erfahrungen noch so schmerzlicher Art, wie solche das vergangene Jahr mir gebracht hat und wie sie zu meinem tiefsten Bedauern auch der Oeffentlichkeit preisgegeben worden sind, nie und nimmermehr einen Einfluß ausüben können auf das freudige Bekenntnis meiner Treue zu Kaiser und Reich. Reichsverdrossenheit und partikularistische Unterströmungen haben in meinem Hause und Herzen keine Stätte." Das ist die Sprache eines wirklich vornehmen, den Gegner innerlich weit überragenden deutschen Mannes.

Die Regierungsmaßnahmen des Regenten können in diesem kurzen Lebensbild nicht einzeln und vollständig erwähnt werden. Sie galten der Landesverwaltung und der Justizpflege, der Förderung von Handel und Gewerbe, von Kunst und Wissenschaft, dem Gedeihen von Kirche und Schule. Alles, was verordnet wurde, ruhte auf kluger, wohlwollendster Erwägung. Daß Lippe seit den Tagen der Fürstin Pauline keinen geistig so bedeutenden, tatkräftigen und wohlgesinnten Regenten gehabt hatte, das wurde bald die Ueberzeugung aller gerecht und unvoreingenommen Urteilenden. Dies geschichtliche Urteil besteht auch heute noch nach mehr als dreißigjährigem Zeitabstand voll zu Recht. Dabei war der Regent zu weitgehenden, ihn persönlich belastenden Opfern aus dem fürstlichen Domanialvermögen zum besten des Landes bereit, übte daneben auch Wohltätigkeit mit fürstlicher Großzügigkeit und ebenso mit vornehmem Verständnis für des einzelnen Not und Sorge. Hier hatte der Graf in seiner ihm gleichgesinnten, mit praktischem Sinn und Blick besonders begabten Gemahlin die beste Helferin. So hatte das Land einen Landesvater und eine Landesmutter, nicht im Sinne eines schmückenden Beiworts, sondern in der Tat und Wahrheit. Ein körperliches Leiden, das den Regenten in seiner freien Bewegung hemmte, hinderte ihn nicht, unmittelbar Land und Leute kennenzulernen und, soweit nötig und möglich, fürsorgend und helfend einzugreifen.

Von der persönlichen Erscheinung des Grafregenten gibt sein bald nach seinem Tode von einem treuen Volke auf dem Schloßplatz in Detmold errichtetes Denkmal ein gutes Bild. Ja, genau so war er im Leben, wenn er den zum Besuch bei ihm Eintretenden mit seinen aus edlem und schönen Gesicht leuchtenden freundlichen Augen anblickte und ihm gütig die Hand entgegenstreckte. Im Gespräch mußte man bald merken, daß man es mit einem vielseitig begabten, durch und durch gebildeten Manne zu tun hatte. Kaum ein Lebensgebiet, auf dem der Graf nicht gut Bescheid wußte. Auch speziell technische Fragen interessierten ihn, während er im übrigen vornehmlich in Politik und Geschichte, Rechtswissenschaft und Theologie, man dorf wohl sagen „zu Hause war". In allem hatte er ein abgeklärtes, besonnenes Urteil, und ungekünstelt brach ein gütiges Herz und reines Gemüt immer wieder hervor. Das innerste Geheimnis seiner Kraft und die tiefste Wurzel seines Lebens war ein in Gott gegründeter frommer Sinn. Duldsam und weitherzig gegen Andersdenkende, stand er selbst unbeweglich fest auf dem Grunde seines Glaubens. Bezeichnend für ihn ist, daß in den letzten Tagen seines Lebens ihn manchmal ein schlichter Liedervers beschäftigte, von dem er zwischen Traum und Wachen meinte, daß er mit machtvoller Melodie gesungen würde:

Mögen mich die Menschen kränken
Und auf mein Verderben denken,
Sie sind mir ohn' Ursach feind,
Gott im Himmel ist mein Freund.

Im Spätsommer 1904 war Detmold, durch Typhus heimgesucht, ein Gegenstand ernster Sorge, auch für den über dem Wohl aller unermüdlich wachenden, jetzt selbst kranken Landesregenten. Daß in dem Geheimrat Dr. Robert Koch eine anerkannte wissenschaftliche Autorität zur Beratung nach Detmold berufen werden konnte, war des Grafen Ernst letzte Freude. Sein nahes Ende wurde von seiner Umgebung vorausgesehen, kam aber doch am 26. September 1904 unerwartet. Die volle fürstliche Würde ist ihm nicht zuteil geworden. Der geisteskranke Fürst Alexander hat ihn kurze Zeit überlebt. Graf Ernst wird als lippischer „Grafregent" in der Geschichte leben und von vielen mit tiefer Dankbarkeit genannt werden. Sein sterblich Teil ruht in der Fürstengruft der reformierten Stadtkirche in Detmold.

v. Lengerke-Steinbeck (1825–1906)

Politiker und Landtagspräsident

Es war eine für das Land glückliche Fügung, daß ihm in einer Zeit gefährlicher politischer Spannungen in der Person des Rittergutsbesitzers Dr. v. Lengerke auf Steinbeck und Schwaghof ein Mann geschenkt wurde, der, dem Kleinlichen der zu engen Heimat entrückt, für einen Ausgleich der die gedeihliche Fortentwicklung des Landes gefährdenden Gegensätze erfolgreich einzutreten wußte und dessen Verdienst es war, für eine Reihe von Jahrzehnten geordnete staatliche Grundlagen geschaffen zu haben. Dr. v. Lengerke, geboren am 9. Januar 1825, war kein Lipper. Er kam aus Bremen und entstammte einer dort zu hohem Ansehen gelangten Patrizierfamilie. Auf dem Gymnasium der Vaterstadt, auf deutschen und ausländischen Universitäten und auf weiten Reisen im In- und Auslande wurde der Grund gelegt zu seiner das Durchschnittsmaß weit überragenden, im Klassizismus wurzelnden allgemeinen Bildung. Beruflich betätigte er sich nur vorübergehend im bremischen Staatsdienste, zuletzt als Syndikus der Handelskammer. Schon 1864 schied er aus und erwarb in Lippe das Rittergut Steinbeck mit dem Schwaghofe, wo er jenen prächtigen Herrensitz schuf, der sich zu den schönsten des Landes rechnen darf. Dort lebte er seinen Neigungen an der Seite der ihm geistig ebenbürtigen Gattin aus dem Geschlecht des bekannten Bremer Bürgermeisters Smid. War Dr. v. Lengerke auch kein Lipper von Geburt, so wurde er in einem langen Leben mit dem Lande der Rose doch auf das innigste verbunden, und er betrachtete sich nicht nur als Grundherr auf Steinbeck, sondern auch geistig und politisch als dem Lande zugehörig. Anfang 1875 wurde er zum Vorsitzenden der Ritterschaft gewählt, wodurch er nach dem damaligen landständischen Verfassungs-Ausschuß Deputierter des Ersten Standes wurde. Als solcher hat er, tatkräftig unterstützt von anderen Mitgliedern der Ritterschaft, namentlich der Herren v. Kerßenbrock auf Barntrup und v. Borries auf Eckendorf, den Verzicht der Ritterschaft auf ihre bevorzugte, überlebte Ständevertretung herbeigeführt und dadurch die Grundlage geschaffen für das Wahlgesetz vom 3. Juni 1876, das dann bis nach dem Weltkrieg in Kraft geblieben ist. Die Wähler der in diesem Gesetz gebildeten Klasse Ia erkoren ihn zu ihrem Abgeordneten, und der neue Landtag übertrug ihm das Amt eines Landtagspräsidenten. Dasselbe Vertrauen brachte man ihm bei den Neuwahlen von 1880, 84, 88, 92 und 96 entgegen, fast volle 25 Jahre! Im Jahre 1887, bei den Septennatswahlen um die Heeresverstärkung, wählten ihn die Lipper mit erdrückender Mehrheit auch in den Reichstag. Nicht nur aus der nationalen Wahlparole Bismarcks heraus, sondern auch, weil er im besten Sinne ein populärer, ein geachteter Mann war. Seine Persönlichkeit und seine politische Einstellung kennzeichnet am besten die Rede, welche er bei der Eröffnungsansprache des nach der Obstruktionspolitik und landtagslosen Zeit 1876 gewählten Landtags hielt. In ihr betonte er, daß es die Hauptaufgabe der Volksvertretung sein müsse, eine gerechte Besteuerung durchzuführen und die heranwachsenden Kräfte im Inlande, d. h. in Lippe, für das Wohl desselben zu erhalten. Der neue Landtag habe sodann, so führte er aus, Gesetze zu beraten, die den Anschluß des Landes an das Deutsche Reich mehr und mehr zu festigen hätten. Gerechtigkeit, soziales Pflichtgefühl gegen die breiten Massen, Mitleid mit dem Schicksal der Wanderarbeiter, kluges Erkennen der wirtschaftlichen Bedeutung der Arbeitskraft für das materielle Wohl des Staates, sprechen aus diesen Worten. Gedanken, die ihre Bedeutung behalten haben bis auf diesen Tag, um deren zunehmende Verwirklichung auch noch in unseren Tagen gerungen wird. Nicht weniger wohltuend berührt sein Bekenntnis zur Reichstreue und Reichsfestigung. Das war doppelt bedeutsam, weil seit den Tagen von Langensalza und Königgrätz, seit den dynastischen Tendenzen für Hannover und gegen Bismarck erst ein Jahrzehnt verflossen war. Der alte Dr. v. Lengerke hat gerade auf diesem Gebiete eine wertvolle politische Arbeit geleistet und die landespolitische Führung jener Epoche zum Nutzen von Land und Reich im Sinne der Reichseinheit entscheidend beeinflußt.

Er hat auch der friedlichen Entwicklung im Lande wertvolle Dienste geleistet. Die Gegensätze waren damals recht scharf, ja, sie waren unleidlich. Fortschrittler und Konservative standen sich ähnlich gegenüber wie in späteren Jahrzehnten Deutschnationale und Sozialisten. Dr. v. Lengerke stand in allen diesen Auseinandersetzungen in der deutschen Mitte. In ihr vertrat er den politischen und wirtschaftlichen Horizont der Hanseaten, seiner bremischen Heimat, — das Kleine und Kleinliche belächelnd, die Engstirnigkeit verachtend. So leitete er mit vorbildlicher Ruhe und Überlegenheit versöhnend und ausgleichend die hitzigsten Landtagsverhandlungen, führte er die Kampfgeister immer wieder auf die Plattform positiver Beschlüsse.

Im Thronstreit, der in jenen Zeitläuften, von 1889 bis 1897, den politischen und parlamentarischen Brennpunkt bildete, verfocht er die Rechtsansprüche der Biesterfelder. Nicht so ungestüm wie Oskar Asemissen, sondern mit sachlicher Zähigkeit und treuer persönlicher Anhänglichkeit an den alten Graf-Regenten. Unter der verfassungswidrigen Ausschaltung der Landtagsrechte durch den 1895 verstorbenen Fürsten Woldemar hat Dr. v. Lengerke nicht weniger gelitten, wie unter der von Berlin aus versuchten Einmischung in den Erbfolgestreit. Als sich Graf Ernst, erklärlich und begreiflich, hiergegen aufbäumte, als er ernstlich erwog, dem Prinzregenten Adolf den Einzug in Lemgo und die Huldigung der Landstände und der Städte entgegenzustellen, die „illegitime" Regierung in Detmold mit der legitimen der nächstberechtigten erbherrlichen Linie Biesterfeld von Lemgo aus zu beantworten, da hat Dr. v. Lengerke hiervon doch entschieden abgeraten und die Anrufung der Entscheidung des unter dem Vorsitz des Königs Albert von Sachsen stehenden Schiedsgerichts den für Reich und Land, für Kaiser und Fürst würdigeren Ausweg durchgesetzt. So bewährte sich auch in dieser Frage seine Mäßigung und Versöhnung, auch in ihr zeigte er staatspolitische Größe.

In dem ihm beschiedenen Vierteljahrhundert aktiver lippischer Politik hat er unserer lippischen Heimat wertvolle Dienste geleistet. Sein Wirken war auch für die Heimatgemeinde Wüsten von Segen. Auch den kleinen Sorgen gegenüber zeigte er sich aufgeschlossen, und auch im persönlichen Leben betätigte er die Grundsätze öffentlichen Wirkens. So stiftete er bei einer Familienfeier ein Kapital zur Errichtung eines Kranken- und Siechenhauses in Wüsten; auch darin ein Vorbild für viele. Im Jahre 1900 zog er sich, 75-jährig, vom öffentlichen Leben ganz zurück. Als der fast 82jährige am 10. November 1906 die müden Augen für immer schloß, und die sterblichen Reste unter den alten Buchen seines herrlichen Parks beigesetzt wurden, da bewies die einmütige Beteiligung der Politiker aller Richtungen und vieler anderer, die außerhalb des Landtages mit ihm hatten arbeiten dürfen, daß die allgemeine Wertschätzung dieses verdienten Mannes auch während seiner stillen Zurückgezogenheit keinen Abbruch erlitten hatte.

Max Freiherr von Gevekot (1845–1916)

Lippischer Staatsminister

Die Gevekots, denen der Staatsminister entstammte, ließen sich in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in der Grafschaft Lippe nieder. Als sie aus der Mindener Gegend nach Lippe kamen, waren sie schon ein altes Patriziergeschlecht. In den Traditionen der Vorväter lebten sie hier weiter, und der Geist guten Bürgertums blieb in ihnen lebendig, als sich der eine und andere Sproß der Familie dem Beamtentum des Heimatstaates zur Verfügung stellte. Max Freiherr von Gevekot wurde am 19. April 1845 als Sohn des Syndikus Hermann Philipp Gevekot in Salzuflen geboren. Wie Vater und Großvater, so wurde auch er Jurist, wie sie, so wurde auch er in Salzuflen Richter. Die ersten Gymnasialjahre verlebte er in Herford, die letzten in Detmold. Schon als Siebzehnjähriger bezog er die Universität Heidelberg; stolz trug er als „Vandale" die Farben seines Korps. Im Jahre 1866 bestand er das erste juristische Examen, 1871 mit dem Prädikat „Sehr gut" die große Staatsprüfung. Er wurde in der Vaterstadt Salzuflen Stadtrichter-Syndikus, mit Verwaltungs- und richterlichen Funktionen in Personalunion, bis die große Reichsreform von 1879 die notwendige und wohltätige Trennung der Justiz von der Verwaltung anordnete. Es spricht sowohl für die hohen wissenschaftlichen Qualitäten des jungen Stadtrichters wie auch für sein allgemeines bürgerliches Können und für die menschliche Wertschätzung, deren er sich erfreute, daß ihn die Salzufler Bürger nach Beendigung der „landtagslosen, der schrecklichen Zeit" als Abgeordneten in das neugewählte Parlament schickten. Nicht weniger, daß die neugebackene Volksvertretung ihn, den jüngsten unter den Abgeordneten, zum Vizepräsidenten wählte. An der Erneuerung des staatspolitischen Lebens, das unter den verworrenen Zuständen der vorangegangenen fünfzig Jahre schweren Schaden gelitten hatte, nahm der junge Abgeordnete hervorragenden Anteil. Durch seine Ernennung zum Amtsrichter, die der Landesherr bei der 1879er Justizreorganisation aussprach, wurde er Staatsbeamter, aus welchem Grunde er sein Mandat niederlegte, um sich fortan ganz dem richterlichen Amt zu widmen. Im Jahre 1883 siedelte er nach Detmold über, wo er später lange Jahre als „Erster Staatsanwalt" gewirkt hat.

Von entscheidender Bedeutung für ihn und das Land wurde das Jahr 1899. Der lange Thronstreit hatte die Gemüter der Bevölkerung erregt und vergiftet. Gevekots Vorgänger, Miesitscheck von Wischkau, hatte sich im Landtag festgefahren. Über den die Gemüter bewegenden „Fall Schemmel" kam es zur Verlebecker-Quellen-Affäre. Eine unter Führung der Abgeordneten Schemmel und Meier Jobst stehende Landtagsmehrheit behauptete eine verfassungswidrige Verschenkung der Verlebecker Quellen an die Stadt Detmold, der von seiten des damaligen Grafregenten Ernst endlich eine geregelte Trinkwasserversorgung zuteil werden sollte. Der Minister von Miesitscheck wurde hart angegriffen und de facto zum Rücktritt veranlaßt. Bei der Wahl des Nachfolgers fiel des alten Grafregenten Auge auf Gevekot, dessen fester Charakter sich erprobt hatte, der als Richter und Staatsanwalt höchste Objektivität verkörperte, dessen Weltgewandtheit und persönliche Liebenswürdigkeit ihn für das hohe Amt der Staatsführung geeignet erscheinen ließ, der in den Kreisen der Justiz und Beamtenschaft Vertrauen besaß, von ihm aber auch getragen wurde in der breiten Bürgerschaft. Gevekot, damals schon Mitte der Fünfziger, ist es nicht leicht geworden, dem ehrenvollen Ruf des Landesherrn zu folgen. Die Gegensätze des Thronstreits in der Beamtenschaft und Bevölkerung waren ihm bekannt, nicht weniger die sich auftürmenden Widerstände gegen das noch immer umstrittene Erbfolgerecht der Kinder des Regenten. Aber der pflichtbewußte Staatsdiener versagte sich dem Landesherrn nicht. Mutig übernahm er Amt und Würde des Ministers, mutig ging er an die Arbeit, die zunächst der politisch-persönlichen Befriedung galt, eine Aufgabe, die nicht leicht war. Im Lande war neben der erstarkenden Sozialdemokratie eine freisinnig-demokratische Bewegung aufgekommen, die in leidenschaftlicher Gegnerschaft gegen die altfreisinnige Partei und gegen die alten konserva-

tiven Kräfte zur politischen Macht strebte, und die auch dem Minister Gevekot das Leben oft recht schwer machte. Der Versuch der alten Gegenkräfte, ihn gegen die neuen Mächte zu gewinnen, scheiterte am Verantwortungsbewußtsein Gevekots für das Volksganze. Unbeugsam ging er in den Kämpfen dieser Jahre seinen Weg. In allen Fragen des Landesrechts beschlagen, mit der politischen und staatsrechtlichen Geschichte des Landes eingehend vertraut, und durch ein vom frühen Morgen bis in die Nächte betriebenes Aktenstudium war er jedem Abgeordneten gewachsen. Mutig stellte er sich vor jeden unbegründeter Kritik ausgesetzten Beamten, mutig trat er für jeden Unterdrückten ein. Mutig gab er hier und da vorgekommenes Unrecht zu. Zum Ausgleich und zur Versöhnung mahnte er, wenn die Landtagsdiskussionen sich im Gegensätzlichen verloren. Aber hart, sehr hart konnte er werden, wenn das Staatsganze gefährdet schien. Wenn der Gegner es zu arg trieb, so erhob der Minister seine Stimme zu vollem Ton, und auf der Quartseite seines scharfgeschnittenen Kopfes röteten sich die Schmisse seiner studentischen Mensuren. Er zog den Kopf nie zurück, auch nicht wo Klingen gekreuzt wurden. Aber das Ergebnis dieser charaktervollen, unbeugsamen und gerechten Amtsauffassung war doch ein rückhaltloses Vertrauen zu seiner Staatsführung auf allen Seiten des Landtages, in der Beamtenschaft und in der Bevölkerung. Und auf dem Grunde dieses Vertrauens gelangen ihm Staats- und Finanzreformen in einem Ausmaß, das gleich gewaltig nur wenigen Amtsvorgängern beschieden gewesen ist.

Was in den dreizehn Jahren seiner oft bewegten Ministerzeit geschaffen wurde, davon zeugen die Bände der Gesetzsammlung und die Protokolle des Landtages. Meilensteine auf dem Wege seines erfolgreichen Ministertums waren die Gesetze über den Domanialausgleich und über die Steuerreform. Ersteres brachte die endgültige Beendigung des jahrzehntelang geführten Streites um das Kronfideikommiß mit einem die Staatsfinanzen stärkenden Ergebnis. Letzteres bildete mit seiner endgültigen Einführung der Vermögensteuer die finanzielle Grundlage für eine angemessene Bezahlung der Staatsdiener und für die schon seit Jahrzehnten dringend erforderliche Schulreform. Lippe wurde eigentlich erst unter Gevekot ein moderner Staat. Ohne den besitzenden Schichten irgendwie wehe zu tun, wurden die Staatseinnahmen gewaltig vermehrt und die Steuerlasten der ärmeren Bevölkerung gemildert. Die bedeutendste höhere Lehranstalt des Landes, das Leopoldinum, erhielt unter ihm den stattlichen Neubau an der Hornschen Straße. Unter Gevekot wurde die erste Oberrealschule eingerichtet. Unter seiner Amtsführung entstand der Neubau des Regierungsgebäudes, des Archivs und des Landtagsgebäudes, und im Lande setzte die Zeit der Volksschulneubauten ein. Seine Staatsführung, getragen und unterstützt von dem ehrwürdigen Grafregenten und seinem Sohne, dem nachmaligen Fürsten Leopold, sah eine glückliche Zeit, ein glückliches Reich und ein reich gesegnetes Land, Zufriedenheit und sich mehrenden Wohlstand allerorten und in allen Schichten.

Das erfolgreiche und glückliche Ministerleben wurde nur einmal überschattet, als der ehrwürdige Graf-Regent Ernst am 26. September 1904 die Augen schloß und der Antritt der Regentschaft durch seinen Sohn Leopold jene kaiserliche Depesche auslöste, die im Lande und Reiche wochenlange Stürme der Erregung und Proteste hervorrief, von der Gevekot mit zitternder Stimme vor dem versammelten Landtage, vor der deutschen und der Weltpresse sagte, daß sie eine Nichtachtung lippischer Landesgesetze enthalte, und daß darauf nur mit feierlicher Rechtsverwahrung geantwortet werden könne. In jenen Stunden stand der Sechzigjährige wie eine knorrige Eiche im Lipperwald vor seinem fürstlichen Herrn, vor dem Landesrecht, da wuchs er zu wahrhaft staatsmännischer Größe. Und doch tiefst bekümmert darüber, daß er als Staatsminister eines kleinen Landes genötigt war, das Recht eines deutschen Bundesstaates gegenüber einer solchen Handlung zu vertreten. Die Geschichte wird es ihm allezeit hoch anrechnen, daß er sich in diesen bewegten Zeiten zu dem Recht des angestammten Fürstenhauses bekannte, und daß er dafür unerschrocken auch mächtigeren Widerständen gegenüber eingetreten ist. Die Mitwelt hat Herrn v. Gevekot für eine solche Gesinnung und Tat hoch geehrt. Als der lippische Schiedsspruch vom 25. Oktober 1905 den Thronstreit endgültig beendete, galt ihm die stürmische Dankbarkeit des Lippervolkes, und sein Landesherr ehrte ihn durch die Erhebung in den erblichen Freiherrenstand.

Am 1. Januar 1913 trat der so ungemein erfolgreiche Minister in den Ruhestand. Seine Lebenskraft, die sich im Dienst um Staat und Volk früh verzehrt hatte, war aufgebraucht. Noch oft sah man den noch immer aufrechten schlicht ge-

kleideten Mann in den Straßen der Stadt. Jetzt, wo er Zeit hatte, zeigten sich auch seine menschlich so sympathischen Züge. Bekannte und Unbekannte, jeder, der den im Amt so oft gefeierten Mann ehrfürchtig begrüßte, erhielt ein freundliches Wort, hörte seine herzliche Erkundigung nach Wohlergehen in Haus und Familie. Es tat ihm wohl, Mensch unter Menschen zu sein, nicht mehr Richter, nicht mehr Ankläger, nicht mehr Staatsmann, der Pflichten und Gehorsam zu fordern hatte. Es war ihm aber auch wohl Freude und Genugtuung, daß er sich in seinem langen Dienstleben in den Herzen der Bevölkerung Heimatrecht erworben hatte. Doch nur wenige Jahre der Ruhe waren dem einsam Gewordenen vergönnt. Als glühender Patriot nahm er mit seinem Herzen teil am Weltkrieg, dessen tragisches Ende zu erleben ihm erspart blieb. Am 1. April 1916 schlossen sich still die Augen, deren gütiges Leuchten niemand vergessen wird, der in Berührung gekommen ist mit diesem in seiner Einfachheit großen Manne.

Wilhelm Schemmel-Wüsten (1839 – 1909)

Konservativer Führer

Wilhelm Schemmel war von Haus aus für einen wissenschaftlichen Beruf bestimmt gewesen, und die christliche Tradition des Elternhauses hatte ihn auf das evangelisch-orthodoxe Gütersloher Gymnasium geführt. Die Atmosphäre dieser Anstalt und ihre frommen Lehrerpersönlichkeiten beeindruckten ihn aufs tiefste und bestimmten seine ganze fernere Wirksamkeit. Zwar blieb ihm die akademische Laufbahn versagt, aber seine seltene geistige Begabung und ein immerwährendes Eigenstudium ließen ihn geistig ebenbürtig werden in der Gesellschaft jener, die neben und mit ihm das öffentliche Leben Lippes von 1874 bis 1909 beherrschten.

Kindheits- und Jünglingsjahre des später so berühmt werdenden Mannes wurden von der gerade in seiner engeren Heimat die Gemüter bewegenden und die Seelen ergreifenden Erweckungsbewegung beeinflußt. Pastor Lohmeyer hat uns in seiner in der Meyerschen Hofbuchhandlung erschienenen Geschichte diese religiös-kirchliche Bewegung nahegebracht; er hat uns berichtet, gegen welche geistigen Mächte sie sich wandte und wie sie später siegreich geblieben ist gegenüber der das 19. Jahrhundert beherrschenden rationalistischen Richtung. Ehrsen-Breden, wo Wilhelm Schemmels Onkel Nacke wohnte, und Wüsten, wo der elterliche Hof lag, waren Mittelpunkte der Erweckungsbewegung, und die Familien, aus denen er hervorging und in die er hineinheiratete, standen ihr nahe. So ausschließlich sich Wilhelm Schemmel später auch dem öffentlich-politischen Leben zuwandte, so wichtig blieb sein Einfluß auf die kirchliche Entwicklung der Heimat, den er bis in die letzten Stunden seines Lebens als positiver Christ auszuüben wußte. Als geistig aufgeweckes Kind erlebte er den Frühlingssturm der 48er Revolution, hörte er im Elternhaus die Ablehnung des geistigen, kirchlichen und politischen Inhalts der neuen Bewegung, und schon als heranwachsender Jüngling erlebte er den schnellen Fall einer zu schnell gewachsenen demokratischen Staatsform.

Daß den jungen konservativen Gutsbesitzer indessen die Wiederkehr der landständischen Verfassungsurkunde von 1836 nicht befriedigte, daß er die Ausschaltung des Bauernstandes von der Mitwirkung an der Gesetzgebung nicht gutzuheißen vermochte, bewies er durch seine Haltung in der Wahlgesetzgebung der 70er Jahre, die dem Bauernstand der größeren und mittleren lippischen Höfe die wichtige Schlüsselstellung brachte. Mit dem 1876er Wahlgesetz begann Wilhelm Schemmels später so einflußreich gewordene Stellung in der Landespolitik. In der Notablenversammlung, in die Kabinettsminister v. Flottwell auch den jungen Gutsherrn Schemmel zur Vorbereitung einer neuen Wahlverfassung berief, wußte der kluge Bauer aus Wüsten dem feudal-ritterlichen Einfluß ein Ende zu bereiten, ohne daß die dadurch benachteiligte Schicht der landtagsfähigen Rittergutsbesitzer es allzu empfindlich merkte. Auch darin, wie in seiner Haltung gegenüber den liberalisierenden Teilen der höheren Beamtenschaft, dem kleinen nationalliberalen Fabrikantentum und den führenden Bürgerschichten der Städte von diplomatischer Zurückhaltung und Duldung. Er gab nach in den kleinen Dingen staatlichen Lebens, um in den großen Fragen zu herrschen. Je schärfer sich der Kampf der damaligen Massenbewegung der freisinnigen Kleinbauern-, Ziegler- und Kleinbürgerschicht gegen die konservativen Gewalten richtete, desto ausschlaggebender wurde Schemmels Einfluß auf die Abgeordneten der Großgrundbesitzer- und Fabrikantenklasse und auf die mittelparteilichen Abgeordneten der Städte Detmold, Lemgo, Salzuflen. Schemmels Führerpersönlichkeit wußte fast jede Landtagswahl so zu gestalten, daß für eine konservativ-bestimmte Legislative eine ausreichende Mehrheit zur Verfügung stand.

Das Wirken dieser Mehrheiten ist oft umstritten gewesen. Besonders nach der sozial- und kulturpolitischen Seite hin. Da Sozial- und Kulturpolitik entsprechende finanzielle Mittel voraussetzte, die aber nicht zur Verfügung standen, weil der Landtag den Miquelschen Steuerreformen in Preußen bezüglich der Einkommensteuer nur zögernd und bezüglich der Ergän-

zungs- oder Vermögensteuer erst zwei Jahrzehnte später folgte, blieb es bei der in Lippe fast einzig dastehenden Besteuerung selbst der kleinsten Einkommensträger, bis zum Jahre 1913, bei einer weit hinter Preußen zurückbleibenden Besoldung der Staats- und Gemeindediener und bei einer Schulgesetzgebung, die bis zum Jahre 1913 eine Klassenfrequenz bis zu 120 Kindern für einen Lehrer ermöglichte. Wilhelm Schemmel war keineswegs ein Anhänger solcher Zustände. Aber von der Finanzreform fürchtete er Rückwirkungen auf die Machtstellung der Agrarschicht, auf die Wahlordnung. Und um die Machtstellung der bäuerlichen Schicht zu erhalten, nahm er lieber sozialpolitische Unzulänglichkeiten in Kauf, wie sie aus dem siechen Zustande in der Landkasse resultierten. Wo er aber im Rahmen der konservativen Machtposition und der aus ihrem „noblesse oblige" fließenden Verpflichtungen gegen den Staat etwas tun konnte, stand er in der vordersten Linie. Den großen, zentralen Kulturaufgaben des Landes war er durchaus zugetan. Landesbibliothek, Leopoldinum, das alte Gymnasium zu Lemgo, Volksschulbauten, Bahnen und Verkehrswege fanden in Wilhelm Schemmel eifrige Förderer. Auch den großen industriellen und wirtschaftlichen Aufgaben gegenüber zeigte er sich durchaus aufgeschlossen. Er war bei aller konservativen Lebens- und Staatsauffassung ein durchaus moderner, ein fortschrittlicher Mann. Daraus nicht zuletzt erklärte sich auch sein immer wieder unternommener Versuch, die breiten Massen der Bevölkerung mit der konservativen Staatsidee zu versöhnen und sie für den konservativen Staatsgedanken zu gewinnen. Von 1874 bis 1898 vertrat er die Konservative Partei des Landes auch bei den Reichstagswahlen, ohne indessen dabei einen beachtlichen Erfolg zu erzielen.

Vielleicht hätte sich sein staatspolitisches Wirken noch viel erfolgreicher gestaltet, wenn es nicht von dem langen, unglücklichen Thronfolgestreit überschattet gewesen wäre. In dieser das Land so tief berührenden Frage hat der kluge und weitschauende Mann keine klare Linie zu finden gewußt. Bodenständiggewachsenes Bauerntum, dem das Kolonatsrecht — heute würden wir Erbhofrecht sagen — ein heiliger Begriff war, verpflichteten ihn zum Eintreten für den nächstberechtigten Thronerben, den ehrwürdigen Grafen Ernst zur Lippe-Biesterfeld. Für dieses Recht hat er sich noch Anfang der 90er Jahre, bevor der letzte Fürst Woldemar starb, eindeutig ausgesprochen. Später wurde er anderen Sinnes. Leider nicht eindeutig. Weshalb er eine veränderte, mehrdeutige Stellung einnahm, ist nicht bekannt geworden. Vielleicht war es der rivalisierende Einfluß des biesterfeldisch gesinnten Iwan v. Stietencron, der als Zeitgenosse und persönlicher Freund Bismarcks den Übergang der politischen Machtstellung der Ritterschaft auf den geistig gewandten Bauernführer mit innerer Abneigung verfolgte, vielleicht war es auch die innere Anlehnung Schemmels an den auf der schaumburg-lippischen Seite stehenden Nachbarn Leberecht Hoffmann, vielleicht waren es auch noch andere Gründe, die zu der die Landtagsrechte in der Thronfolgefrage preisgebenden Haltung Wilhelm Schemmels geführt haben. In den zehnjährigen Thronstreitwirren, die eine solche Haltung verschuldeten, ist es dann zu mancherlei Bitterkeiten auch für Wilhelm Schemmel gekommen. Aus diesen Wirren flossen die häßlichen persönlichen Auseinandersetzungen mit dem Wüstener Pastor Thelemann, mit der Landeskirchenregierung und dem Staatsminister Miesitscheck von Wischkau und die gerichtlichen und politischen Streitigkeiten, die lange Zeit hindurch die Gemüter bewegten. Und, was sachlich weit bedenklicher war, die Nachteile für die Gesetzgebung.

In die letzte Lebenszeit Wilhelm Schemmels fiel dann noch die sich gegen ihn richtende klare politische Machtverschiebung im Landtage. Der während eines Menschenalters beherrschend gewesene Einfluß der Deutschkonservativen wurde einige Jahre vor seinem Tode abgelöst durch eine liberale Nachfolgeschaft, die dann schon einige Jahre nach seinem Tode die großen Reformen des Finanzwesens, der Besoldungsregelung, des Schulgesetzes und vor allem des Domanialausgleichs durchführte. Und doch hielt die politisch-interessierte Welt der kleinen Heimat mit aufrichtiger Anerkennung und Bewunderung des alten Parteiführers und Staatsmannes nicht zurück, als man seine sterbliche Hülle zu Grabe trug. Dem einfachen Leiterwagen, der seinen Sarg von Sundern nach Wüsten überführte — nach altlippischer Bauernsitte wünschte der Heimgegangene begraben zu werden — folgte am Totensonntag 1909 eine unübersehbare Leidtragendenschaft. — Wilhelm Schemmel lebt noch heute und wohl für alle Zeit als eine der bedeutendsten Erscheinungen unter den Parlamentariern der letzten sechzig Jahre fort.

Oskar Asemissen (1844–1900)

Rechtsanwalt und Landtagsabgeordneter

Wer wahrhaftig ist, der sagt frei, was recht ist.
Sprüche Sal. 12, 17.

Diese Worte, von den Angehörigen Oskar Asemissens auf seinen Grab-Gedenkstein geschrieben, kennzeichnen das kampfbewegte Leben des Mannes, der am 30. Januar 1900 die Augen zum ewigen Schlummer schloß.

Oskar Asemissens Name grüßt uns als Schlußwort einer mit seinem Tode abgeschlossenen politischen Zeitspanne. Er war nicht der letzte Kämpfer dieser Zeit — mancher ist noch viel später gestorben — aber er war ihr letzter Führer. Und mit seinem Tode sank auch organisatorisch das in den Staub, was vordem den fortschrittlichen Teilen mehrerer Generationen politischer Lebensinhalt gewesen war. Mit Oskar Asemissens Tod kam die neue Zeit, kamen die politischen Ansprüche des „vierten Standes", kamen neue Formen in dem erst durch den Führer und Reichskanzler Adolf Hitler überwundenen Parteileben. Aus den Reihen unserer lippischen Ziegler, denen ein großer Teil der parlamentarisch-politischen Lebensarbeit Asemissens gehört hatte, wuchs der Gewerkverein. Durchaus nicht gegen Asemissen, sondern sogar mit ihm. Denn daß ihn der Gewerkverein schon in der ersten Zeit nach seiner Gründung zum Ehrenmitglied ernannte, beweist die Aufrichtigkeit der Zusammenarbeit und die Wertschätzung, die Asemissen persönlich entgegengebracht wurde. Aber aus diesem Gewerkverein kam politisch-parlamentarisch das Ende der alten politischen Form des Freisinns. Nach Asemissens Tode wurde der Begründer des Gewerkvereins, Pastor Zeiß, im Gegensatz zum alten Freisinn sein Nachfolger im Landtagsmandat. Dem Verlust des prominenten freisinnigen Führers folgte der Verlust eines langjährigen freisinnigen Wahlkreises. Für den Freisinn Asemissens ein schwerer Schlag, dem dann kaum ein Jahr später weitere 4 Wahlniederlagen sich anschlossen (Detmold, Lemgo, Amt Lage und Oerlinghausen). Der alte lippische Freisinn, der in den Revolutionsstürmen des Jahres 48 seine organisatorische Geburtsstunde hatte, in den Asemissen mit der ganzen Glut oppositionellen Draufgängertums hineingewachsen war, dessen markantester und politisch beredsamster Vertreter er gewesen ist, hatte durch die seinem Tode folgende Entwicklung seine große Geltung im Landtag verloren.

Asemissens Tod wurde eine parteipolitische Schicksalswende.

Die persönlichen Daten Asemissens Leben tun dar, daß er einem uralten lippischen Bauerngeschlecht angehörte. Er selber wurde 1844 als Sohn eines Landwirts geboren. Der Vater war Rittergutspächter auf Schackenburg bei Lage. Der Sohn Oskar besuchte bis zum 13. Lebensjahre die Volksschule zu Iggenhausen und kam dann auf die Quarta des Leopoldinums nach Detmold. Die Zeit der Gymnasial- und Universitätsjahre können wir übergehen. Ins Verwaltungsleben des Landes trat er 1867, zuerst als Amts-Auditor in Lage beschäftigt, später in gleicher Eigenschaft in Alverdissen. Die Teilnahme am 70er Kriege unterbrach die verwaltungsjuristische Tätigkeit. Nach Beendigung des Feldzuges setzte er sie in Detmold fort.

Jetzt trat für Asemissen der Wendepunkt des Lebens ein. Die gesellschaftlich gebundenen Verhältnisse jener Tage ließen ihn die Frage, ob für ihn der Staatsdienst in Betracht kommen könne, mit einem Nein beantworten. Er wurde infolgedessen Rechtsanwalt, zunächst in Lemgo, später in Detmold. War seine Praxis auch die größte unter allen Anwälten, so fand er doch noch die Zeit, sich auch um die öffentlichen Interessen der Heimat zu kümmern. Er tat das besonders ausgiebig in der in Lemgo erscheinenden „Sonntagspost", später „Lippische Post", mit deren Herausgeber Wagner ihn engste Freundschaft verband. Durch Asemissen behielten „Sonntagspost" und „Lippische Post" ihre politische Bedeutung. Aber auch sonst entfaltete er eine große schriftstellerische Tätigkeit. Im Jahre 1885 erschien aus seiner Feder eine größere Publikation über die Frage „Kleinstädte und Kleinstaaten auf industriellen und gewerblichen Gebieten" (verlegt bei August Helmich, Bielefeld). Über dieses Werk stellte er die Bejahung der staatlichen Selbständigkeit des Landes gewissermaßen als Motto. In

dem Vorwort führt er aus, daß er durchaus nicht die Ansicht derjenigen teile, welche sämtliche Bundesstaaten und die hierauf sich stützenden Anschauungen des deutschen Volkes als einen überwundenen Standpunkt bezeichnen, und daß er für erreichbar halte, daß des Dichters Worte erfüllt werden:

„Kannst du Großes nicht erreichen,
Mach' das Kleine rein und nett,
Ehrfurcht weckt ein Hain von Eichen,
Lust die Nelk' im Rosenbeet."

Seiner fortschrittlichen Weltanschauung entsprechend fügt er natürlich hinzu, daß Rosenbeet und Eichenhaine nur nicht mit der Stutzschere des Kunstgärtners behandelt werden dürfen. Die Natur müsse sich paaren mit Einfachheit, und der Fortschritt müsse mittelalterliche Gebräuche meiden. Im gleichen Jahre ließ er bei Wagner in Lemgo eine längere Arbeit erscheinen über „Das Wasserrecht und einheitliche Ausführung der Gewerbeordnung". Sein moderner Geist kämpft in dieser Publikation leidenschaftlich gegen die Beschränkung der Gewerbefreiheit. Ein Jahr später veröffentlichte er bei August Helmich in Bielefeld „Vorschläge zur Verminderung der Militärlasten". In dieser interessanten Broschüre versicht er den Gedanken der organischen Verbindung militärischer Ausbildung mit fachgewerblicher Weiterbildung. Im Jahre 1892 ließ er bei Karl Heymann in Berlin ein größeres Werk über „Die Bedeutung des Grundbesitzes für das Wohl der arbeitenden unteren Volksklassen" erscheinen, wenige Jahre darauf, bei Welchert in Lage, eine kleine Publikation über „Die Lage der Eisenbahnverhältnisse in Lippe und die Zukunft der rechtlichen Beziehungen Lippes zu Preußen, Eisenbahnen betreffend". Im lippischen Thronstreit, in den er temperamentvoll eingriff, ließ er zunächst bei Heymann in Berlin eine längere Kampfesschrift verlegen über die „Folgen des Verhaltens der höchsten Organe des Deutschen Reiches in dem lippischen Thronstreite".

Ein Jahr später behandelte er in einem bei Welchert erschienenen Werk „Der lippische Thronstreit, die Grenzen der kaiserlichen Macht und deutsche Zustände" ähnliche Gedankengänge. Aus seinen schriftlichen und rednerischen Zeugnissen jener Jahre geht hervor, daß Asemissen die Interessen des Landes bei der Neugestaltung in den Vordergrund schob, und daß er dabei auch aus rechtlichen Gründen ein begeisterter Verfechter der Thronfolgeansprüche des Biesterfelder Hauses war. Kurz vor seinem Tode erschien dann noch als letzte Broschüre „Das Bedürfnis eines Staatsrates und einer Verfassung im Spiegel der jüngsten lippischen Politik". Aus der großen Fülle seiner Tagesschriftstellerei und der von ihm verfaßten bleibenden Werke ist ersichtlich, daß Asemissen zu den interessiertesten und tätigsten öffentlichen Persönlichkeiten jener Jahrzehnte gehörte. Daß er in gewissem Sinne unfruchtbar blieb, lag nicht nur an den engen und verfassungsrechtlichen Verhältnissen jener Zeit, sondern auch an seinem starren Charakter, an der persönlichen Note, die ihm schon in die Wiege gelegt worden war. Er war der geborene Oppositionsmann und Kritiker, dazu von einem unüberwindlichen Mißtrauen. Oft hat er Gegnerschaften, politische und persönliche, auch dort konstruiert, wo sie gar nicht vorhanden waren. Ob es überwiegend seine Naturveranlagung war oder überwiegend die engen und ungerechten Verfassungsverhältnisse, das Übermaß an höfischem und gesellschaftlichem Dünkel, die Asemissen so verbitterten und sein geradezu hervorragendes öffentliches Wirken so unfruchtbar ließen, bleibe dahingestellt. In den disziplinaren Auseinandersetzungen mit zwei hohen lippischen Amtspersönlichkeiten, die ihm zu einem tragischen Verhängnis wurden, hat ihm der Ablauf des Dienstlebens dieser Beamten erste Jahrzehnte später, nach seinem Tode, völlige Genugtuung verschafft. Wer heute rückschauend sein Leben überblickt, wird für seine Persönlichkeit und sein Wirken eingenommen, der muß ihn anerkennen als einen der tätigsten Männer des ausgehenden 19. Jahrhunderts, und daß er, der Einsame, vielfach verkannt worden ist, daß er Undank dort erntete, wo er reichsten Dank verdiente. So kam es, daß sich die letzten Jahre, Monate und Tage seines Lebens immer mehr verdüsterten, daß er verbittert und einsam nach einem sehr, sehr schmerzensreichen Krankenlager starb. Die Lichtpunkte seines Lebens waren die Liebe der Kinder zu ihm und die Liebe und Verehrung seiner näheren politischen und persönlichen Freunde. Wie immer die große Welt auch über Asemissen dachte, und so sehr sie ihn auch ablehnte und bekämpfte, um so inniger schloß sich um ihn das Band der Freundschaft der alten Mitkämpfer. In dem Bewußtsein, auch Liebe empfunden zu haben, treue Freunde zu besitzen im ganzen Lande, Dankbarkeit bei den arbeitenden Massen, ist er gestorben.

Die neue Generation kennt seinen Namen nur noch vom Hörensagen, — in den Häusern der Alten lebt er noch heute in lebendiger Erinnerung fort.

Georg Deppe (1857–1915)

Schulmann

Am 23. Januar 1915 starb der Konsistorial- und Schulrat Georg Deppe. In seiner letzten und wichtigsten Amtsstelle, die eine natürliche Krönung seiner Laufbahn darstellte, der des Leiters der lippischen Volksschule, hat er bei weitem nicht die Dienstzeit derjenigen seiner Vorgänger erreicht, die der lippischen Schule das Gepräge ihrer Persönlichkeit aufgedrückt haben, wie Generalsuperintendent Weerth und Konsistorialrat Thelemann; doch stellt seine Amtszeit einen der wichtigsten Abschnitte lippischer Schulgeschichte dar. Während die Genannten von außerhalb des Landes her in ihre Stellungen berufen waren, stand mit Georg Deppe ein Mann an der Spitze des Schulwesens, der aus dem Heimatboden hervorgegangen war. Er gehörte einem alten lippischen Geschlecht an, das unserm Lande schon manche tüchtige Beamte, vorwiegend Förster und Lehrer, gestellt hatte. So war auch ein lippisches Schulhaus die Geburtsstätte des späteren Konsistorial- und Schulrats Georg Deppe: Er wurde am 13. August 1857 als Sohn des Lehrers und Küsters Deppe in Haustenbeck geboren, der später bis zum Abschluß seiner Dienstzeit in Heiligenkirchen wirkte. Von 1873 bis 1876 besuchte er das Lehrerseminar in Detmold, um Volksschullehrer zu werden, mit ihm zusammen u. a. die nachmaligen Seminarlehrer Friedrich Capelle und Seminarmusikdirektor Theodor Behmeyer, mit denen ihn zeit seines Lebens herzliche Freundschaft verband. Nach Beendigung seiner Seminarzeit wurde er als Nebenlehrer an der Schule in Unterwüsten angestellt. Aus dieser Zeit wurde von dem Nebenlehrer Deppe erzählt, daß er ein bescheidener junger Mensch gewesen sei, der aber Geselligkeit geliebt habe und gern mit jungen Menschen in Unterhaltung und Spiel fröhlich gewesen sei. Doch daneben ging ernstes Streben. Georg Deppe gab nach zwei Jahren sein Schulamt auf, um selbst wieder Schüler zu werden; er besuchte noch einige Jahre das Gymnasium in Gütersloh, machte dort sein Abitur und studierte im Anschluß daran Theologie. Nach abgeschlossenem Studium trat er in den Dienst der lippischen Landeskirche und war viele Jahre Pastor in dem wald- und bergumschlossenen Hillentrup. Die Energie, mit der er den Neubau des schönen Gotteshauses seiner Gemeinde betrieb, zeigte schon damals eine besondere Seite seines Wirkens, die für ihn in seiner späteren Stellung so kennzeichnend war. Sein Hillentruper Pfarramt verwaltete er bis zum Jahre 1905.

Das Schulwesen unterstand damals dem Oberkonsistorialrat Steinhagen, einem Manne von hoher Geistigkeit, dessen Berufung als Nachfolger des Konsistorial- und Schulrats Thelemann, der jahrzehntelang die lippische Volksschule — man möchte sagen diktatorisch — verwaltet hatte, seinerzeit mit großen Hoffnungen begrüßt worden war. Aber ein langes und schweres Leiden überschattete das Leben dieses bedeutenden Mannes. Nach seinem Tode galt es als selbstverständlich, daß der Pastor Deppe in Hillentrup, der frühere Volksschullehrer, sein Nachfolger wurde. Denn in seiner Person schien sich die Tradition, nach der einem hohen Geistlichen dieses hohe Staatsamt vorbehalten war, mit der damals immer drängenderen Forderung, daß ein Leiter des Schulwesens praktisch-pädagogische Erfahrung und Eignung für sein Amt mitbringen müsse, zu verbinden.

So war Georg Deppe, der Lehrersohn, Zögling des Detmolder Lehrerseminars und Wüstener Nebenlehrer, auf dem Wege über das geistliche Amt wieder zur Schule, als Leiter aller Volksschulen Lippes, zurückgekehrt. Doch nur 10 Jahre noch waren ihm gegeben, auf diesem sichtbaren und bedeutungsvollen Platze zu wirken. Aber dieses letzte Jahrzehnt vor dem Weltkriege umspannt eine der bedeutungsvollsten Phasen der lippischen Schulgeschichte, die mit dem Namen Georg Deppe für alle Zeiten verknüpft ist.

Der neue Schulrat lenkte von Anfang an sein Augenmerk auf die Schulhäuser und setzte sich das Ziel, hier die günstigsten Voraussetzungen für eine erfolgreiche Schularbeit zu schaffen; sodann wurde ihm die Aufgabe gestellt, den gesetzlichen Rahmen für die Schule neu zu schaffen. So wurde er Baumeister der Schule im zwei-

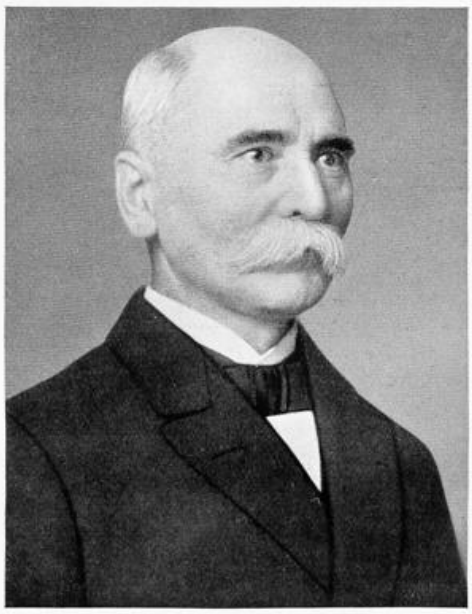
fachen Sinne: Er baute Schulen und gab dem lippischen Schulwesen ein neues Fundament durch ein neues Schulgesetz. — Wenn wir rückschauend die Wirksamkeit und die Erfolge des letzten lippischen Konsistorial- und Schulrats überblicken, dann erscheint es fast unglaublich, was er in wenigen Jahren auf dem Gebiete der Schulbauten erreicht hat. Nicht eine Schulrevision ließ er vorübergehen, ohne das Schulhaus daraufhin zu prüfen, ob es den zu stellenden Anforderungen entsprach, und fiel die Prüfung negativ aus, dann wußte er dem Schulvorstand, der zu den Revisionen stets eingeladen wurde, eindringlich die Notwendigkeit eines Neubaus darzulegen. Er mochte es instinktiv fühlen, daß es für lange Zeit die letzte Gelegenheit für das deutsche Volk war, den in dem Kaiserreich erworbenen Wohlstand und Reichtum für das Allgemeinwohl nutzbringend zu verwerten. Deppes Verhandlungsmethode, durch Ruhe und Eindringlichkeit zu überzeugen oder auch nur zu überreden, führte fast stets zum Ziel. So sind, dank seiner zähen Energie, in den knapp zehn Jahren seiner Amtstätigkeit 30—40 neue Schulhäuser in Lippe entstanden, von den stattlichen Großschulen in den Städten (wie Detmold, Horn) bis zu der idyllischen Einlehrerschule auf dem Lande (wie Wörderfeld, Hakedahl). Sie sollten zweckmäßig und schön sein, und in fast allen Fällen erhielten sie eine solche architektonische Gestaltung, daß sie eine Zierde für die Gemeinden wurden. Vielleicht mochten es Erfahrungen aus seiner pfarramtlichen Tätigkeit auf dem Lande sein, die Deppe bestimmten, so sehr auf Gründung neuer, auch kleinster Schulgemeinden zu dringen. Schulhaus und Lehrer sollten, entsprechend der Stellung von Pfarrhaus und Pastor in der Kirchengemeinde, in der Schulgemeinde Mittelpunkt einer allgemein volkserzieherischen Aufgabe sein, und hierfür sah er in der kleinen Schulgemeinde den günstigen Boden. So sind auf seine Anregung oder durch seine Förderung etwa 10 neue Schulgemeinden entstanden, wie Dörentrup, Hakedahl, Eichholz, Windhof u. a.

Während der Amtstätigkeit Deppes gelang auch das große Werk, das vor ihm schon manchmal vergeblich versucht war, die Umgestaltung des Schulwesens durch ein neues Volksschulgesetz, zu dem er die Vorlage schuf, aus der in verständnisvoller Zusammenarbeit mit dem Landtag das heute noch formell geltende Volksschulgesetz vom 11. März 1914 entstand, das vielfach als das für die damalige Zeit beste Schulgesetz Deutschlands galt. Für das Schulwesen des Landes brachte es neben anderm zwei bedeutungsvolle grundlegende Aenderungen, zunächst die Herabsetzung der Höchstschülerzahl und damit erhebliche Verbesserung der Schulorganisation und sodann die Neugestaltung der Schulverwaltung. Georg Deppe konnte nur an die zweite dieser Aufgaben herangehen und sie durchführen. Die Schulverwaltung wurde aus der jahrhundertelangen Bindung mit dem Konsistorium — das allerdings keine souveräne geistliche Behörde, sondern ein Zweig der Landesverwaltung mit einem juristischen Regierungsmitglied als Vorsitzenden war — gelöst und eine selbständige Abteilung der Regierung. In der örtlichen Schulverwaltung wurde die geistliche Schulinspektion beseitigt, dafür wurden Schulen und Lehrer in zwei Schulkreisen je einem fachmännisch gebildeten hauptamtlichen Schulinspektor unterstellt, als welche noch auf Vorschlag Deppes Seminarlehrer Schwanold-Detmold und Rektor Kätzler-Hagen berufen wurden. Daß diese umwälzenden Neuerungen von einem Manne durchgeführt wurden, der immerhin ein paar Jahrzehnte Geistlicher gewesen war, muß als eine große persönliche Tat gewertet werden. Als die weiteren Arbeiten, die das neue Schulgesetz brachte, in Angriff genommen werden sollten, brach der Krieg aus, der andere gewaltige Aufgaben auch an die Schule stellte. Kaum ½ Jahr nach Ausbruch des Krieges wurde Schulrat Deppe aus seiner Arbeit abberufen. Er starb unerwartet am 23. Januar 1915 an den Folgen einer Operation, der er sich plötzlich hatte unterziehen müssen. In dem gewaltigen Geschehnis des Weltkrieges fast unbemerkt wurde er mitten aus seiner Arbeit gerissen. Ein stiller Arbeiter war er gewesen, der, ohne Aufhebens davon zu machen, pflichttreu und korrekt seinem Dienste nachgegangen war. Noch heute glaubt man vor den schriftlichen Zeugen seiner aus seiner Hand hervorgegangenen Arbeiten, mit der feinen wie gestochenen Schrift, aus denen noch immer ein leichter Tabaksduft aufsteigt (Deppe war leidenschaftlicher Raucher), den über den Akten gebeugten Mann am Schreibtisch sitzen zu sehen. Er war ein einsamer Mann geblieben, aber alle, die ihm dienstlich nahegetreten waren, trauerten um einen gerechten und gütigen Menschen, der sich über seine amtlichen Verpflichtungen hinaus auch um das persönliche Schicksal seiner Untergebenen besorgt gezeigt hatte.

Karl Bömers
1848—1888

Oskar Asemissen
1844—1900

Georg Deppe
1857—1915



Heinrich Schwanold
1867—1932

Landesbibliothek
Detmold

Alois Baldenecker (1858 – 1925)

Lippischer Oberforstmeister

Der Name klingt nach Waldesrauschen und lustsamem Jägerlied, urkräftigem Skaldengesang im markigen Cheruskerland. Wenn ich ihn höre, tanzen waldesduftige Noten vor meinen Augen. Verwunderlich ist das nicht, wenn uns Alois Baldenecker als Waldsänger erscheint. Entstammte er doch einer alten rheinisch-hessischen Musikerfamilie, und noch sein gleichnamiger Vater (geb. 1833) erfreute sich eines bedeutenden Rufes als hervorragender Geigenkünstler, der schon als zehnjähriger Knabe öffentlich auftrat und in seinem 14. Lebensjahre bereits als Geiger in das Orchester des Frankfurter Stadttheaters aufgenommen wurde. Im Jahre 1852 wurde er Konzertmeister an der herzoglichen Theaterkapelle zu Wiesbaden, wo er durch die Einführung sog. klassischer Abende ein besonderes Verdienst sich erworben hat. Als Tondichter hat er Werke für Klavier, Gesang und Geige herausgegeben, die einen tüchtigen und satzkundigen Meister verraten.

Wir schicken das hier voraus, weil es zum Lebensbilde des Oberlandforstmeisters Alois Baldenecker gehört und manches erklärt, was uns sonst unverständlich sein würde. Am 15. Oktober 1858 wurde er in Frankfurt am Main geboren. Schon mit 11 Jahren (am 28. November 1869) verlor er seinen Vater. Nachdem er am Gymnasium zu Frankfurt seine Reifeprüfung abgelegt und in dem von ihm gewählten Forstverwaltungsdienst sich praktisch betätigt hatte, studierte er in Hannoversch-Münden und in Eberswalde Forstwissenschaft und genügte nach bestandener erster Staatsprüfung seiner Militärpflicht beim Inf.-Regt. Nr. 81 in Frankfurt a. M. (1880—1884). Zur weiteren Berufsausbildung studierte er noch zwei Semester Rechtswissenschaft und betätigte sich bei verschiedenen Oberförstereien mit Vermessungs- und Forsteinrichtungsarbeiten. Am 1. Oktober 1887 — er hatte sich inzwischen mit der Kaufmannstochter Sophie Plitt aus Biedenkopf verheiratet — kam er als technischer Hilfsarbeiter an die Fürstliche Forstdirektion zu Detmold, von wo er am 23. Januar 1891 als preußischer Oberförster nach Neukirchen im Regierungsbezirk Kassel ging. Am 1. Juni 1897 kehrte er als Nachfolger des Oberforstmeisters Feye unter der Amtsbezeichnung Kammer- und Forstrat nach Detmold zurück, um hier fast 28 Jahre lang der Domanial- und späteren Staats-Forstverwaltung vorzustehen. An Ehrungen hat es ihm nicht gefehlt. Am 9. Juni 1904 wurde er zum Oberforstmeister, 1912 zum Landforstmeister, 1916 zum Oberlandforstmeister ernannt. Am Weltkriege nahm er (bis zum 1. August 1916) als Hauptmann der Landwehr im 2. Ers.-Batl. Inf.-Regt. Nr. 55 teil. Am 18. April 1925 ist er „in den Sielen" gestorben.

Oberlandforstmeister Baldenecker, ausgezeichnet durch gründliches Wissen, unermüdliche Arbeitskraft, vorbildliche Berufsfreudigkeit, erfüllt von hohen Endzielen bei nüchternem Wirklichkeitssinn, hat der lippischen Forstverwaltung sein besonderes Gepräge aufgedrückt und dem Lande folgenreiche Dienste geleistet, auch in einer schweren Zeit, als die deutschen Throne gestürzt wurden, als es galt, die Wirtschaftlichkeit der Forsten zu erhöhen. Zu seinen Hauptaufgaben gehörte die schwierige Ablösung der Berechtigungen der Holz- und Huderechte der Alteingesessenen in den am oder im Walde gelegenen Gemeinden als Ausfluß eines markgenossenschaftlichen Miteigentums. Beim Langenholzhauser Interessenten-Wald ist ihm das in treuer 23jähriger Arbeit fast restlos gelungen. Hier konnte eine Einigung zwischen der durch ihren Vorsteher Fr. Kreinjobst vertretenen Gemeinde Langenholzhausen und der Forstverwaltung erzielt werden, obwohl die Berechtigungen anscheinend bis auf jene grauen Zeiten zurückgingen, da das Kloster Möllenbeck und die Herren von Wendt auf Varenholz Grund und Boden hergaben zum gemeinschaftlichen Besitz und Genuß der allmählich sich bildenden Gemeinden und Markgenossenschaften. Es handelte sich um ein Gebiet von 2200 Morgen, in dem 181 Kolonen und sechs Deputatisten aus Langenholzhausen, Stemmen und Tevenhausen berechtigt waren. Daß die Landesherrschaft die Verwaltung des Waldes erst später übernommen habe, sollte bewiesen werden durch den einseitigen „Vergleich" des Grafen Simon VI. vom 15. Januar 1587, der einseitig verfaßt und einseitig nur

vom Grafen unterschrieben worden ist, von den Berechtigten also nicht anerkannt worden sein kann. Die Gemeinde stützte ihre Ansprüche weiterhin durch die Tatsache, daß im Jahre 1848 die Kammerverwaltung an die Berechtigten mit einem Antrage zur Ablösung der Waldgrundstücke und zu einem Vergleich herangetreten, aber abgewiesen worden sei. Sie verlangte von der Landesregierung, daß diese mit Genehmigung des Landtages zur Wiedergutmachung alten Unrechtes den Berechtigten den Wald zurückgebe. Durch das Holzablösungsgesetz von 1900 wurde die strittige Frage entschieden. Anfänglich bot die Rentkammer eine Gesamtabfindungssumme von 199 977 Mark, die aber später auf 300 000 Mark erhöht wurde.

Wir haben diesen Fall hier kurz angeführt, um die Schwierigkeiten darzutun, die sich der Lösung derartiger Fragen entgegenstellten. Ähnlich lagen zu Baldeneckers Zeit die Verhältnisse bei den Ablösungen im lippischen Südosten, in Horn, Kohlstädt und Veldrom, die damals nur zum Teil durchgeführt werden konnten.

Nur kurz sei darauf hingewiesen, daß die Holzverkohlung in Schieder auf seine Anregung hin gegründet wurde und daß es diesem zur Verwertung des sonst schwer absetzbaren Buchenholzes gegründeten Unternehmen gut ging, solange Baldenecker entscheidend in ihm tätig war. Erst nach seinem Tode geriet es in Verfall. Auch die herrschaftlichen Sand- und Tonwerke in Dörentrup hatten in ihm den größten Förderer. Die Landesherren statteten sie auf Baldeneckers Rat mit wertvollem Grundbesitz aus und ließen ihnen auch noch darüber hinaus große Zuwendungen zuteil werden. Die nachteilige Entwicklung setzte erst ein, als Baldenecker tot war. Mit den Augen des „deutschen Träumers" hat er den Wald niemals angesehen; er war ihm eine Einnahmequelle wie jede andere auch und fühlte sich verantwortlich für dessen weitgehende Ausnutzung, besonders in den Zeiten wirtschaftlichen Tiefstandes, die während seiner Amtszeit durch den unglücklichen Krieg heraufgezogen waren. Sein stark ausgeprägtes Verantwortungsgefühl schrieb ihm sein Handeln vor; er ist niemals davon abgewichen, auszuführen, was er als richtig erkannt hatte. Er hat den von ihm betreuten Wald der heutigen Generation mit einem Bestande hinterlassen, den sie weit über den deutschen Ertragsdurchschnitt hinaus zu nutzen vermag.

Felix Rosen (1863 – 1925)

Professor der Botanik an der Universität Breslau

Felix Rosen, der in den Augusttagen des Jahres 1925 in Breslau ein tragisches Ende gefunden hat, war unser lippischer Landsmann. Daß er in Leipzig geboren wurde und in Jerusalem die ersten Jahre seiner Kindheit verlebte, war auf den diplomatischen Beruf seines Vaters zurückzuführen. Seine eigentliche geistige Entwicklung lag in Detmold; die Knabenjahre verlebte er im Teutoburger Walde, im väterlichen Hause an der Neustadt. Bis zum 20. Lebensjahre, wo er am Leopoldinum das Abitur machte, atmete er Heimatluft. Detmold war ja die Stadt seines Vaters, die Wirkungsstätte seines Großvaters, den die Fürstin Pauline am Anfang des vorigen Jahrhunderts als Kanzler nach Lippe berief. In Detmold, in Lippe, lebten seine Jugendgefährten, seine Freunde. Solche, an die ihn die Spiele der Knabenzeit erinnerten, andere, mit denen er geistig verbunden wurde und verbunden blieb. Der hochgeistige, kosmopolitische Zug, der durch alle Rosens ging, beherrschte auch Felix Rosen. Wissenschaftliches Weltbürgertum führte ihn in die Weite. Und doch beseelte ihn in nicht geringerem Maße die Liebe zur alten Heimat. In der Nähe des Alters wurde die Sehnsucht nach den Bergen des Cheruskerlandes lebendiger, wurden die Besuche häufiger.

Seine Jugend verlebte Felix Rosen in Jerusalem und in Belgrad, und welchen Eindruck die Vegetation jener Gegenden auf den empfänglichen Sinn des Knaben machte, hat uns der Verewigte sinnreich geschildert in der Skizze „Bruder Dornbusch" im Ostdeutschen Naturwart, dem letzten, was seiner schriftgewandten Feder entflossen ist. Nachdem er das Gymnasium in Detmold absolviert hatte, studierte er in Basel und in Straßburg, und dort ist wohl durch Anton de Bary, seinerzeit den bedeutendsten Vertreter exakter Forschung auf dem Gebiete der Biologie und Anatomie der Pflanzen, seiner ganzen wissenschaftlichen Laufbahn der Weg vorgezeichnet worden. In Straßburg promovierte er auch 1886 und wurde 1889 Assistent bei seinem lippischen Landsmann Voechting in Tübingen. Diese Stellung vertauschte er 1891 mit der Assistenz am Pflanzenphysiologischen Institut in Breslau bei Ferdinand Cohn. 1892 habilitierte sich Rosen und wurde 1906 zum a. o. Professor und Direktor des Pflanzenphysiologischen Instituts berufen, 1920 erfolgte seine Ernennung zum Ordinarius.

Seine Schriften rein botanischen Inhalts befassen sich vorwiegend mit Biologie, aber auch andere Gebiete kommen bei seinem großen, jeder Einseitigkeit abgeneigten Geiste zu voller Geltung. Da sind Arbeiten über die Zellenlehre, die Gewebelehre, das natürliche Pflanzensystem, seine Tafeln nebst Text über die vegetabilischen Nahrungs- und Genußmittel. Ferner arbeitete er jahrelang über vererbungswissenschaftliche Fragen, und seine Anschauung der Natur fand Ausdruck in seinem letzten wissenschaftlichen Werke „Das komplikatorische Prinzip", worin er uns zeigt, daß alles Lebende so ist, wie es ist, nicht aus blindem Zufall, sondern weil es nicht anders werden konnte in innigstem Zusammenhang mit der Entwicklung unseres Erdplaneten und mit dem physikalischen und chemischen Geschehen der unbelebten und belebten Materie. Seiner zahlreichen Veröffentlichungen populärwissenschaftlichen Inhalts kann hier nur kurz Erwähnung getan werden.

Neben der wissenschaftlichen Arbeit stand eine ausgedehnte Lehrtätigkeit, der sich Rosen mit aller Liebe und Gewissenhaftigkeit widmete. Seine Vorlesungen und Kurse waren mustergültig in jeder Hinsicht. Begabt mit einer schlichten, aber schönen und eindringlichen Art der Rede, wußte er, ausgehend von den einfachsten Dingen, auch das Kompliziertesteleicht faßlich zu machen, und er verwandte mit seltenem Geschick ein reiches Anschauungsmaterial, das das Vorgetragene in Bild, Objekt und Experiment erläuterte. Hier erschloß er jedem seinen Geist und spendete mit voller Hand aus reicher Quelle. Hochbegabt war Rosen, ihm wohnte ein feines künstlerisches Gefühl inne und ließ ihn die Darstellung der Natur in der Kunst studieren. Was er geschaut und gedacht, hat er uns in einem Buche niedergelegt;

doch so recht spürte man den Künstler in ihm erst in seiner Vorlesung über dieses Thema.

Nicht unerwähnt darf Rosens ausgezeichnete Beobachtungsgabe und Urteilsfähigkeit auf den verschiedensten Gebieten bleiben. Dies zeigt sein Werk über die Gesandtschaft nach Abessinien, der er als Botaniker angehörte. Botanisches, Ethnographisches, Geschichtliches, Politisches findet sich dort klar erfaßt und dargestellt. Ein Genuß war es, mit ihm reisen zu dürfen, denn über alles wußte er, dank seiner umfassenden Bildung, Interessantes aus Wissenschaft, Praxis, Kunst, Geschichte, Sage, Märchen, Volksbrauch zu berichten. Breslau besitzt ein bleibendes Andenken an den Toten: die historischen Gärten in Scheitning. Auch in ihrer jetzigen, unserer traurigen wirtschaftlichen Lage entsprechenden Verfassung sind sie vielen ein Anziehungspunkt. Könnten sie so erhalten werden, wie sie angelegt und wie es geplant war, sie würden zu den ersten Sehenswürdigkeiten der schlesischen Hauptstadt gehören. Als Mensch wird Felix Rosen allen, die ihn kennen, unvergeßlich sein durch seine große Güte und edle Hilfsbereitschaft, die seine eigene Person ganz in den Hintergrund stellte.

Am Sarge Felix Rosens sprach ein Universitätsprofessor Worte, die in dem Lebensbild dieses großen Mannes Raum finden mögen:

Der Rahmen dieser Rede ist zu eng gefaßt, um neben dem Forscher und Lehrer auch dem Menschen, der Persönlichkeit Felix Rosen, voll gerecht werden zu können. Und er war eine ganze, eine seltene Persönlichkeit, deren Zauber sich niemand entziehen konnte, der ihn näher kennenlernte. Seine rührend zu nennende Bescheidenheit, die Rückstellung seiner Person hinter die Sache haben manche, die ihm fernstanden, zu unrecht für Scheu und Verschlossenheit gehalten. Wir wissen heute, daß schwere seelische Leiden, die ihn bedrückten und die er niemand erzählte, manche Sonderlichkeiten seines Charakters erklärlich machten. Wer aber seine nähere Bekanntschaft suchte oder wer sich gar sein Freund nennen durfte, dem offenbarte sich Felix Rosen als ein prächtiger, offenherziger, feinsinniger und warmempfindender Mensch, der sich in Freundes- und Kollegenkreisen als ein liebenswürdiger Gesellschafter, als ein geistreicher Plauderer und als witziger und humorvoller Erzähler, aber auch als sachlicher und scharfer Kritiker allgemeiner Sympathie erfreute. Er war selbstlos bis zur Selbstentäußerung, er gab sein Letztes hin und litt Not, um nicht andere darben zu lassen. Seinen Schülern und seinen Untergebenen gegenüber war er nicht der gestrenge Herr und Meister, sondern der väterlich sorgende Freund, der mit ihnen wie ein Bruder Freud und Leid teilte. Es steht uns nicht an, mit ihm darüber zu rechten, daß er in seiner grenzenlosen Gutmütigkeit und in seinem unbegrenzten Vertrauen auch Unwürdigen seine Neigung und Unterstützung zuteil werden ließ, daß er in den letzten Jahren ein einsiedlerisches und zurückgezogenes Leben führte und daß ihm dies schließlich zum Verhängnis geworden ist. So anspruchslos und so bescheiden wie er im Leben war, so lautlos wäre er sicher gern von uns gegangen!

Was Felix Rosen in einem Leben voll köstlicher Arbeit und Daseinsfreude gewirkt hat, wird unvergessen bleiben, das Andenken an seine Persönlichkeit und an seine Werke wird für immer fortbestehen!

Ave et vale, pia anima!

Heinrich Schwanold (1867–1932)

Schulmann und Heimatschriftsteller

Kurz bevor er nach fast 46jährigem ununterbrochenen Dienst in der lippischen Heimat in den Ruhestand treten wollte, starb der verdienstvolle Schulmann Heinrich Schwanold am 29. Juli 1932 nach einem Leben steter Arbeit und strenger Pflichterfüllung.

Geboren in der alten Salzestadt, besuchte er von 1883 bis 1886 das Lehrerseminar in Detmold und wurde dann Lehrer in Heidenoldendorf, von wo ihn die Vaterstadt 1890 in ihre Mauern zurückholte und ihm eine Stelle an der Rektorschule übertrug. Sechs Jahre später berief ihn die Landesschulbehörde als Lehrer an das Seminar, das ihn selbst ausgebildet hatte. Fast zwei Jahrzehnte wirkte er in dieser für die Ausbildung eines tüchtigen Lehrerstandes so wichtigen Anstalt; aber dazu war gerade Schwanold geeignet wie selten einer. Seine reiche Begabung verband sich mit rastlosem Fleiße, mit hingebender Neigung und natürlicher Erziehergabe, mit hoher Auffassung des Berufs und strenger Pflichterfüllung. Ein gesundes Streben trieb ihn seit jeher vorwärts, vorwärts nicht geldlicher Vorteile und äußerer Anerkennungen wegen, sondern um Weiterbildung aus Liebe zur Wissenschaft und aus völliger Hingabe an den Erzieherberuf, um möglichst Vollkommenes zu schaffen. Das hatte ihn auch veranlaßt, Prüfungen im Preußischen abzulegen, die es in Lippe überhaupt nicht gab. Seine Leistungen und Gaben stellte er der Weiterbildung des Lehrerstandes ständig zur Verfügung. In den freiwilligen Lehrervereinigungen in Detmold und Lage war er als Leiter oder Mitarbeiter geschätzt und geachtet. Immer lagen ihm die Fragen der Erziehungswissenschaft und der wirklichen Arbeit in der Klasse am Herzen.

Als der lippische Landtag im Jahre 1914 nach langen, schweren Kämpfen die geistliche Schulaufsicht aufhob und die Fachaufsicht eingeführt wurde, war es wohl ganz selbstverständlich, daß als Schulfachmann für die Aufsicht nur Schwanold in Betracht kam, und so wurde er am 1. April 1915 als Schulrat des Kreises Detmold berufen. Die Entscheidung, ob er die ehrenvolle Berufung annehmen solle oder nicht, mag ihm nicht ganz leicht geworden sein, denn das Amt stellte um so schwierigere Aufgaben, als nicht alle Kreise von der Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit der Neuerung überzeugt waren und viele erst dafür gewonnen werden mußten. Aber Schwanold war nicht der Mann, der sich durch Schwierigkeiten zurückschrecken ließ, und mit seiner zielbewußten, aber versöhnlich vorgehenden Art hat er es geschafft. In der treuen Erfüllung der Obliegenheiten seines Amtes zeigte er sich weniger als der strenge Beurteiler, sondern mehr als der schulmännische und persönlich wohlwollende Berater und mitfühlende Mensch. Dabei aber blieb er immer der Vorgesetzte, der streng auf die Erfüllung des dem einzelnen gestellten Aufgabenkreises hielt. Nicht um Gunst buhlte er, sowohl nach oben wie nach unten, sondern es war ihm Bedürfnis, ein Vertrauensverhältnis zu pflegen, das allen Teilen gerecht wurde und der Schul- und Erziehungsarbeit am dienlichsten war.

Schwanold war ein Mann, der die Sache über die Person stellte und unbeugsam blieb, wo er der Überzeugung war, daß nach seiner Auffassung etwas verkehrt seinen Weg ging. So war er lange Jahre ein recht tätiges Mitglied der lippischen Landessynode und wirkte hervorragend an der Gestaltung einer aus reformiertem Geiste heraus geborenen Kirchenverfassung mit. Als die Kirchenleitung auf ihrem ablehnenden Standpunkt verharrte, erklärte er seinen Austritt, da er an keinem Werke Anteil haben wollte, das gegen seine Überzeugung ging.

Und doch war Schwanold ein innerlich durchaus überzeugter Christ, dem gerade die religiöse Jugenderziehung am Herzen lag. Den Religionsunterricht schätzte er als wertvollstes Erziehungsmittel und stand auf dem Standpunkt, daß schon in der Schule der Grund zu christlich-religiösen Persönlichkeiten gelegt werden müsse. Das Ziel verfolgte er u. a. auch bei der Mitwirkung an der Gestaltung des Religionsbuches für Volksschulen.

Überhaupt war Schwanold eifrig an der inneren Ausgestaltung des lippischen Schulwesens tätig. Das zeigte sich äußerlich in der Schaffung einer Anzahl von guten Lehr- und Lernbüchern für die Schüler. Um die Jugend in die Geschichte der Heimat und des deutschen Volkes einzuführen, schrieb er ein Geschichtsbuch, das die Heimat- und Vaterlandsgeschichte in enger Verbindung darstellt. Das „Deutsche Lesebuch", das an den lippischen Volksschulen eingeführt ist, verdankt seine Entstehung und Formung vor allem seiner Arbeit.

Aber die Tätigkeit Schwanolds erschöpfte sich nicht im Schulamte. Als Anhänger und Vertreter der Heimatschule lag ihm die Erforschung der Heimat sehr am Herzen. Schon in jungen Jahren beschäftigte er sich eingehender mit der Geschichte und Natur des lippischen Landes. Das vor etwa dreißig Jahren erschienene Werk „Das Fürstentum Lippe" war die erste Frucht dieser Arbeit. Das Buch gibt eine umfassende Darstellung der erdkundlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse Lippes. Der zweite Band, der die eigentliche Geschichte des lippischen Landes bringen sollte, ist leider nicht erschienen, da die weite Öffentlichkeit so wenig Anteil an ihrer eigenen Heimat nahm, daß sich der Verleger nicht zu seiner Veröffentlichung entschließen konnte. Vor wenigen Jahren erschien dann eine kurze, für die Jugend berechnete Heimatkunde, die das Wesentliche über die Heimat vermitteln sollte. Auf volkskundlichem Gebiete betätigte er sich dadurch, daß er mit A. Wiemann u. a. ein schönes Bändchen niedersächsischer Sagen herausgab, in dem auch Lippe gute Berücksichtigung fand, und ferner durch die mit A. Wiemann und K. Wehrhan erfolgende Herausgabe der „Heimatbücher für Schule und Haus," von denen fünf Heftchen erschienen.

Im Laufe der Zeit wandte Schwanold seine Aufmerksamkeit mit Erfolg den vorgeschichtlichen Bodenschätzen zu. Der Naturwissenschaftliche Verein, zu dessen eifrigsten Mitarbeitern er gehörte, widmete ihm in Band XIV den folgenden ehrenden Nachruf: Mit immer wachem Forschergeist ging er den Spuren der ältesten Bewohner unserer Heimat nach. Da war ihm kein Weg zu weit, keine Arbeit zu schwer. Und das, was der Spaten draußen dem bergenden Schoß der Erde entnommen, das wurde daheim gewissenhaft verarbeitet und nach und nach zu einem immer deutlicheren Bilde der fernen Urzeit zusammengestellt. So hat Schwanold als erster gezeigt, daß die Erbauer der Steinhügelgräber nicht am Teutoburger Walde haltgemacht haben, sondern daß ihr Gebiet bis zur Weser reichte. Er hat dann ferner die weitgehende Kulturgemeinschaft dieser Bronzezeitleute mit den Menschen des gleichen Zeitabschnittes in Süddeutschland herausgestellt, ein Zusammenhang, der einerseits aus der Gleichheit der Grabformen, Geräte und Waffen geschlossen wurde, andererseits auch räumlich in glücklichster Weise durch die Feststellung zahlreicher Steinhügelgräber in dem Gebiete zwischen Eggegebirge und Oberweser bestätigt werdenkonnte. Ein weiterer Erfolg Schwanolds war die Auffindung und Untersuchung mittelsteinzeitlicher Siedlungen am Sennerande und in den Tälern des Teutoburger Waldes. Gekrönt wurde dieser Teil seiner Arbeiten durch die Grabung an den Retlager Quellen, die uns eine Anzahl wertvoller Erkenntnisse aus der Zeit des Mesolithikums beschert hat. Wenn wir es uns auch versagen müssen, eine umfassende Aufzählung der mancherlei Forschungen Schwanolds zu geben, auf eins aber soll zum Schluß noch hingewiesen werden. Das ist die bis ins einzelne gehende Kartierung von etwa 800 Grabhügeln, eine Arbeit, deren wissenschaftlicher Wert nicht leicht zu hoch eingeschätzt werden kann.

Ein besonderes Verdienst Schwanolds aber bleibt, daß er schon frühzeitig erkannte, wie ohne die Mithilfe der breiten Masse eine erfolgreiche Urgeschichtsforschung nicht betrieben werden kann. Sein Bestreben war daher stets, die Kenntnis der Urgeschichte in immer weitere Kreise zu tragen, immer mehr die Augen zu schärfen für die manchmal so unscheinbaren Zeugen der Vorzeit. Bei dieser Tätigkeit kam ihm seine pädagogische Erfahrung aufs beste zustatten. Durch zahlreiche Vorträge, in mannigfachen Aufsätzen suchte er alle Schichten der lippischen Bevölkerung zu unterrichten und ihr Interesse für die Bodenaltertümer der Heimat zu wecken.

Die Stenebergs und Barntrup (1805–1925)

August Christian Steneberg

Wenn das Wirken der Männer geschildert wird, die auf lippischem Boden den wirtschaftlichen Aufbau gefördert haben, die für die Gemeinden, in der sie schafften, eine über den Rahmen des Üblichen hinausgehende Bedeutung erlangt haben, dann muß auch der Familie Steneberg in Barntrup gedacht werden. Sie hat einen großen Anteil an der Entwicklung der Stadt, die viel älter ist, als allgemein angenommen wird. Bereits vor Jahren hat sie den Tag gefeiert, an dem ihr vor 550 Jahren Stadtrechte verliehen wurden. Kriege, Brände und der umliegende große Majoratsbesitz derer von Kerßenbrock haben Jahrhunderte hindurch sich einer großzügigen Ausdehnung entgegengestellt. Und dennoch setzte sich die kleine Stadt langsam durch. Der entzückende kleine Spottvers, den die übrigen lippischen Städte so gern gebrauchten, verstummte. Er lautete:

Blomberg de Bleome,
Hauern de Kreone,
Deppel dat hauge Fest,
Lemge dat Hexennest,
Jufeln dat Soltfatt und
Barntrup will auk nau wat.

Barntrup hat gezeigt, daß es tatsächlich noch was will! Auf den Trümmerhaufen nach dem letzten großen Brande in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde in mühseliger Arbeit eine Ortschaft aufgebaut, die an Übersichtlichkeit und Sauberkeit vorbildlich ist. Nachdem die jetzige Stadtverwaltung noch darangegangen ist, die vorhandenen landschaftlichen Möglichkeiten auszunutzen und großzügige Anlagen zu schaffen, wird es sicherlich in absehbarer Zeit auch zu einem gesuchten Ausflugsort werden.

Die überwiegend landwirtschaftliche Betätigung der Einwohner bestimmte zusammen mit den handwerklichen Betrieben Jahrhunderte hindurch das äußere Bild der Stadt. Als nun zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Macht der Zünfte gebrochen wurde, als vielfach die Betriebe vom reinen Handwerk zum Verlagssystem übergingen und die Industrialisierung Deutschlands Fortschritte machte, gründete im Jahre 1805 Heinrich Friedrich Christoph Steneberg in Barntrup eine Tabakfabrik. Aus kleinsten Anfängen ist von dem Gründer und seinen Nachkommen ein Unternehmen aufgebaut worden, das einem hohen Prozentsatz der Barntruper Bevölkerung Arbeit und Brot gibt. Es nahm die Bevölkerungsteile auf, die in der Landwirtschaft keinen Platz mehr fanden. Die zahlreichen Ziegler der Gemeinde, die Jahr um Jahr in die Fremde zogen, wurden dort beschäftigt, so daß heute bei einer Gesamtbevölkerung von etwa 2300 Menschen über 350 in der Firma August Christian Steneberg tätig sind. Rechnet man zu diesen reinen Zahlen der Arbeiter und Arbeiterinnen ihre Familienangehörigen, die von ihnen ganz unterhalten oder zum mindesten unterstützt werden, so erhellt dies die Bedeutung der Stenebergschen Fabriken für Barntrup.

Unter den bisherigen Inhabern der Fabriken ist Kommerzienrat August Steneberg hervorzuheben, der 1925 kurz nach seinem 80. Geburtstag in Detmold starb. Nicht allein eine der modernsten Zigarrenfabriken mit einer Reihe von Filialabteilungen hatte er in seinem arbeitsreichen Leben aufgebaut, er hatte auch Zeit gefunden, seiner Vaterstadt Barntrup in dreißigjähriger Tätigkeit als Stadtverordneter, Stadtverordnetenvorsteher und Schulvorstand große Dienste zu leisten. Fast zwanzig Jahre gehörte er der Handelskammer an. Seine Arbeit für das Rote Kreuz während des Weltkrieges ist unvergessen. Die Zigarrenfabrik wurde unter seiner Leitung zum Großbetrieb und erlangte als Arbeitgeberin für die Barntruper Bevölkerung die Bedeutung, die sie heute hat.

Im Jahre 1871 übernahm er das Unternehmen von seinem Vater. Der Betrieb dehnte sich Jahr um Jahr weiter aus. Nachdem bereits 1877 durch den Neuerwerb eines Hauses die Beschäftigung von dreißig Arbeitern gesichert war, wurde 1883 mit dem Bau der neuen Fabrikräume begonnen. Die erstaunlich schnelle Vergrößerung der Anlagen, die eine Vervielfachung des Absatzes erforderte, ist nicht hauptsächlich auf die günstige Lage aller Industriezweige nach Beendigung des Krieges von 1870/71 in den sogenannten Gründerjah-

ren zurückzuführen. Sicherlich war die damalige Zeit für den Ausbau von Fabriken günstig, an der Spitze des Barntruper Unternehmens stand aber eine Persönlichkeit, die jeden Handgriff, der in der Fabrik getan wurde, bis ins kleinste beherrschte, die streng gegenüber sich selbst und den Mitarbeitern das durchführte, was notwendig und richtig erschien. August Steneberg war dazu ein hochbegabter Kaufmann, der auf lange Sicht seine Entschlüsse faßte und sein Unternehmen durch die allgemeinen Zusammenbrüche, die den Gründerjahren folgten, steuerte, ja sogar trotz schwierigster Verhältnisse in vielen Industriegruppen immer weiter vergrößerte. 1900 erhielt die Anlage eine weitere erhebliche Vergrößerung durch den Bau der Arbeitssäle für Zigarren- und Kautabakherstellung. Ein Jahr vorher war die Errichtung einer Filiale in Sonneborn erforderlich geworden. Auch dieses Zweigunternehmen wuchs rasch, so daß 1902 auch dort ein eigener Bau aufgeführt werden konnte, der sich bald bis auf den letzten Platz füllte. Eine Kautabakfabrik in Nordhausen wurde erworben, Filialen in Hohenhausen, Alverdissen, Hagen bei Pyrmont, Deckbergen, Rohden und Karlshafen errichtet.

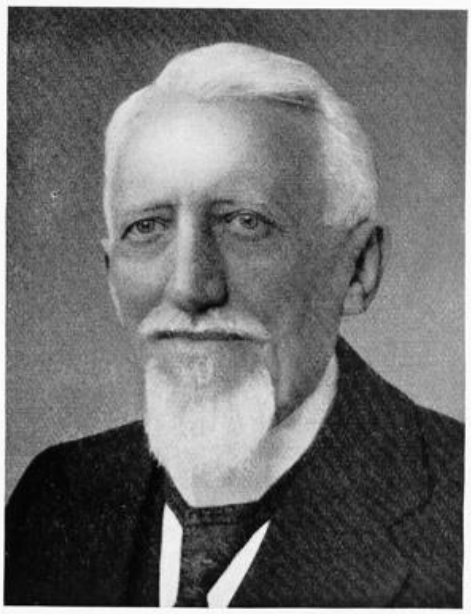
Sparsamkeit bis zum äußersten war eine der hervorstechendsten Eigenschaften von August Steneberg, der von dem alten Graf-Regenten Ernst wegen der wirtschaftlichen Bedeutung seines Unternehmens den Kommerzienratstitel verliehen bekam. Er verstand es, mit kleinsten Mitteln den größten wirtschaftlichen Erfolg zu erzielen. Als er 1912 die Fabrik seinen beiden ältesten Söhnen August und Walter übergab und nach Detmold übersiedelte, tat er es in dem Gefühl, in Barntrup ein Industrieunternehmen aufgebaut zu haben, in dem ein erheblicher Teil der Bevölkerung Arbeit und Brot fand. Die Verbundenheit mit seinem Werk, dessen jetzige Inhaber im Sinne des Vaters stolz darauf sind, einen alten Arbeiterstamm zu haben — über 40 Werksangehörige haben das 25jährige, 40jährige und 50jährige Jubiläum gefeiert —, bekundete Kommerzienrat August Steneberg bereits nach seinem Ausscheiden noch durch die Stiftung eines Fürsorgefonds, aus dem in Not geratene Arbeiter und Arbeiterinnen unterstützt werden können.

Die Stadt Barntrup hat aus der kommunalen Tätigkeit August Stenebergs großen Nutzen gezogen. Auf ihn ist es mit zurückzuführen, wenn Barntrup mit seinen sanitären Anlagen zum Musterbeispiel für andere Städte wurde. An der Schaffung der Kanalisation, der Wasserleitung, der Gehbahnen war August Steneberg beteiligt. Auf ihn geht die Gründung der städtischen Sparkasse zurück, die sich heute zu einem mächtigen Faktor des wirtschaftlichen Fortschritts aller Berufskreise der Stadt entwickelt hat. Er war gleichfalls beteiligt, als die Familie Sundermann ein privates Elektrizitätswerk für Barntrup einrichtete. Sein Wirken im Interesse der Stadt hat reiche Früchte getragen. Er gehört in die Reihe der Männer, die den wirtschaftlichen Wiederaufbau des lippischen Landes entscheidend befruchtet haben, in die Reihe der stolzen wirtschaftlichen Namen der Weber und Müller in Oerlinghausen, Ernst Blomberg, der Brüggemeyer, Wippermann, von Borries, Paulsen und vielen anderen, deren Wirken Lippe wohlhabend gemacht hat.

W. Paulsen-Nassengrund
1828—1901

W. von Borries auf Eckendorf
1815—1890

Eduard Hoffmann
1832—1894



August Christian Steneberg
1845—1925

Landesbibliothek
Detmold

Friedrich Blankenburg-Lippstadt (1809 – 1903)

Die Gärtnerei gilt mit Recht als ein poetisches Handwerk. Die liebevolle Beschäftigung mit den Kindern Floras ist dazu angetan, Herz und Sinn zu erheben und zu erfreuen. Wer könnte sich wohl dem Eindruck verschließen, den der aufgetane Blumen-Frühlingshimmel auf die naturfrohen Menschen ausübt! Dem lippischen Rosenlande entstammte auch Friedrich Blankenburg, der als der „Gärtner von Lippstadt" bekannt ist und zu einer Zeit lebte, als die Bewohner dieser trauten, von Bernhard II. zur Lippe um 1168 gegründeten Stadt noch unter dem Dufte der lippischen Rose wandelten.

Am 17. April 1809 wurde Friedrich Blankenburg in Detmold als Sohn einfacher Eltern geboren. Er besuchte die Volksschule und kam schon mit 16 Jahren (1825) nach Lippstadt, wo er als Lehrling in das Postsche Galanteriewarengeschäft am Lippertor eintrat. Anstelligkeit und Liebe zum Beruf verschafften ihm bald eine Vertrauensstellung im Geschäft und führten endlich dahin, daß die weit ältere Witwe Post im Jahre 1834 dem 25jährigen Gehilfen die Hand zum Ehebund reichte. Trotz des Altersunterschiedes gestaltete sich die Ehe glücklich und wurde gesegnet durch einen Sohn, Louis Blankenburg, der im blühenden Alter von 20 Jahren schon starb und auf dem Friedhofe an der Seite seines Vaters ruht.

Dieser harte Schlag hatte zur Folge, daß der Idealist Blankenburg seinem Geschäfte mehr und mehr entfremdete, daß er zum Gärtner Lippstadts wurde und sich dazu berufen fühlte, die „Einöden" und „Wüsteneien" Lippstadts in einen „Garten Gottes" zu verwandeln.

Fragen wir, was Lippstadt Blankenburg zu verdanken hat, so muß zunächst auf das „Tivoli" hingewiesen werden. Es war das ein von der Zerstörung der Festungswerke herrührender öder Platz, der als „Schüttstall" diente, wo das herrenlose Vieh untergebracht wurde und die Strafen für unberechtigte Hude im Lippebruch bezahlt werden mußten. Der Volksmund suchte hier die Stelle, die Karl der Große im Sachsenkriege berührte, wo der Überlieferung nach auch der vom Sarazenenkönig „Anron" geschenkte Elefant verendete, von dem angeblich später noch ein Halsknochen gefunden wurde. Das einzig Schöne an diesem Platze war eine Baumgruppe, die auf der Bauchschen Karte von 1735 deutlich zu sehen ist. Dieser Schindanger wurde im Jahre 1835 von Blankenburg angekauft und in kurzer Zeit in eine herrliche Anlage verwandelt. Zu den schon vorhandenen mächtigen Linden, Kastanien und Ulmen kamen Rasenplätze, Blumenbeete mit Buchsbaum eingefaßt, mit Alpenrosen und Vertretern der heimischen Flora bestanden. Ein Springquell sendet seine munteren Strahlen den Kronen der Baumriesen entgegen, um dann, vielfach zerstäubend, die Schwertlilien, Farne und Vergißmeinnicht zu netzen, die an seinem Becken angesiedelt wurden. Busch- und Strauchwerk, Vogelkäfige mit fremden Vögeln, Laubengänge, von bunten Lampions beleuchtet, Grotten und das lauschige Gartenhäuschen, das war eine damals unerhörte Schöpfung, die Blankenburgs Namen bald hinaustrug und von Fremden viel besucht wurde. Später verkaufte er die Gartenanlage an den Gastwirt Heinrich Bührnheim, der am 1. Juli 1870 hier eine Gartenwirtschaft errichtete. Das heutige schöne Wirtschaftsgebäude wurde von der Baufirma Gebrüder Timmermann entworfen und gebaut.

Nachdem Blankenburg sein Geschäft verkauft hatte, widmete er sich städtischen Angelegenheiten. Als Verwalter der Kirchhofsanlagen und Promenaden hat er sich um deren geschmackvolle äußere Ausgestaltung besonders verdient gemacht. Die in üppiger Entwicklung sich befindende Linden-Allee nach dem schon zu Lippe gehörigen Tannenbaum ist sein Werk.

Nach dem Tode des Bürgermeisters Schultz im Jahre 1871 wurde Blankenburg die Stelle als Stiftsrentmeister übertragen, die Verwaltung der Rentei des „Landesherrlichen Fräuleinstiftes Lippstadt", des früheren Augustiner Nonnenklosters, dessen selten schöne dreijochige Hallenkirche im sogenannten Übergangsstile im Jahre 1836 durch Einsturz ihrer Gewölbe zu einer malerischen Ruine geworden ist. Als der Kunsthistoriker Lübke in den sechziger Jahren sie beschrieb, da mußte er noch klagen: „Aus den

offenen Fensterhöhlen schauen die musterhaften Säulchen und Rosetten der Fenster noch heraus; das zerstörte Dach hat allen Schnee und Regen langer Jahre in die Gewölbe strömen lassen, so daß das Mauerwerk derselben teils bereits eingestürzt ist, teils mit klaffenden Ritzen dem nahen Einsturz droht. Das verfaulte Holz des Nonnenchores bricht zusammen unter dem Fuße des einsamen Forschers, der sich, da die Türen, um dem mit Gefahr verknüpften Eindringen sorgloser Neugieriger zu wehren, vernagelt sind, den Weg durchs Fenster mittels einer Leiter gebahnt hat: kurz, der herrliche Bau ist eine rettungslos verlorene Ruine."

Aus diesem zerfallenden Gestein hat Blankenburg die hervorragendste Sehenswürdigkeit Lippstadts geschaffen, ein landschaftliches Schönheitsbild, das seinesgleichen sucht. Dach und Gewölbe mußten abgetragen, alte Gräber entfernt, die Mauern ausgebessert und verankert, die die Innenräume füllenden Schutt- und Steinmassen beseitigt werden. Bald blühte neues Leben aus den Ruinen. Teppichbeete und allerhand Sträuchergruppen, alte Grabsteine, Wappen usw. gaben ein eigenartiges Bild, der Äolsharfe gleich, die die alte 1661 hergestellte Kirchenorgel vertrat, als bezeichnendes Instrument sterbender Schönheit, der reichen Vergangenheit, eines Lebens der Weltflucht und der Weltvergessenheit, das um diese efeuberankten Mauern geistert. Als im Jahre 1878 die Stiftsruine den Besuchern freigegeben wurde, da ist die Sache ziemlich sang- und klanglos verlaufen; echte Heimatpflege besteht ja nicht in Worten, sondern in der Tat.

Am 30. März 1903 ist Friedrich Blankenburg heimgegangen. An der nördlichen Friedhofsmauer hat er sein Grab gefunden. Unfern davon hat man inmitten seines Werkes dem „Schöpfer der städtischen Anlagen" ein Denkmal errichtet.

Wilhelm von Borries auf Eckendorf (1815 – 1890)

Ein Pionier der Landwirtschaft

Es ist für die Lebenden ein stolzes Bewußtsein, daß in der großen Reihe bedeutender lippischer Menschen nicht nur Leuchten der Wissenschaft und der Staatspolitik erscheinen, sondern auch Männer des praktischen Lebens, Persönlichkeiten, die auf gewerblichem und agrikulturellem Gebiete Pioniere des Fortschritts und der Erfindung waren, Bahnbrecher nicht nur für die Wirtschaft des kleinen Landes, auf dessen Boden sie wirkten, sondern für Deutschland, ja sogar für die Welt. Neben Wilfried Paulsen, dem bekannten Kartoffelkönig, ragt in stolzer Höhe Wilhelm Ditrich v. Borries auf Eckendorf hervor, der in Deutschland und in der Welt als Runkelsamenzüchter bekannt geworden ist und der den Ruf des kleinen Lippe als agrarfortschrittlichen Landes begründet hat.

Geboren am 31. August 1815 als Sohn des Mindener Regierungspräsidenten von Borries widmete er sich im Gegensatz zum Vater und zu den Verwandten, die bis in die jetzigen Generationen hinein mehr dem Verwaltungspolitischen und Militärischen zuneigten, dem Wirtschaftlichen. Sein fortschrittlicher, bejahender Geist sah ihn, der großen Zeit der Reichswerdung entsprechend, im nationalliberalen Gedankengut, sah ihn in der Gefolgschaft des großen Bennigsen und in der Gemeinschaft des noch heute in bestem Andenken stehenden Landtagspräsidenten von Lengerke. Mit Lengerke und dem lange verstorbenen von Kerßenbrock gehörte er noch der 1. Kurie des alten Stände-Landtages an, wirkte aber in ihr und mit den fortgeschrittenen Männern des landständischen Adels für einen gerechten Ausgleich der wirtschaftlichen und der bäuerlichen Rechte. Nach dem Zustandekommen des 1876er Wahlgesetzes gehörte er noch eine Legislaturperiode hindurch dem neuen Landtage an. Seine vielseitige Tätigkeit als damaliger Großgrundbesitzer bewahrte ihn vor jeder Einseitigkeit und machte ihn zu einem leidenschaftlichen, stets einsatzbereiten Kämpfer für Kaiser und Reich.

Kennzeichnend für Wilhelm von Borries war sein der Zeit weit vorauseilender Geist, der alle Gebiete der Landwirtschaft erfaßte, und sein Verständnis und seine Fürsorge für den Arbeiterstand. Er sorgte in erster Linie für das Wohlergehen seiner eigenen Heuerlinge, deren Wohnungen er mustergültig ausgestaltete, für die er eine freiwillige Feuerversicherung und Krankenkasse gründete, zu der er einen Grundstock und einen regelmäßigen Beitrag zahlte. Er erreichte damit ein Kameradschaftsverhältnis zu seinen Mitarbeitern, die infolge dieses Verhältnisses mit besonderem Interesse und Hingabe an seinen hervorragenden Arbeiten mitwirkten. Es gab unter den ca. vierzig Heuerlingsfamilien keine einzige arme oder irgendwelche notleidende, und das gute Verhältnis kennzeichnete sich dadurch, daß alle Heuerlingsfamilien durch viele Generationen und Hunderte von Jahren noch immer in denselben Kotten wohnen und ihre Arbeit in den Eckendorfer Betrieben ausüben.

Auch für fremde Arbeiter hatte von Borries ein besonderes Verständnis, so hat er z. B. im Jahre 1848, als nach der Revolution große Arbeitslosigkeit und Elend ausbrachen, auf seine Kosten die Chaussee Eckendorf-Heepen von Arbeitslosen ausbauen lassen. Später wurde diese Straße vom Kreise Bielefeld übernommen. Überall war er Bahnbrecher und Wegbereiter, seien es die Fragen der künstlichen Düngung, der Maschinenverwendung, der Meliorationen (Wiesenbau und Drainage), der Forst- und Moorkultur oder des Straßenbaues. Bezeichnend und heute wieder mehr denn je richtig war seine Einstellung bezüglich der besseren Ernährung des Viehstapels durch Eigenerzeugung von Futterstoffen, wie er dies in einem Vortrag in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts über die Steigerung des Hackfruchtbaues propagiert hat.

Einen sehr schönen Einblick in die Grundzüge seines Schaffens und Strebens und in die Bescheidenheit seines Charakters geben einige Worte, die er als Einleitung eines Briefes mit Mitteilungen über seine Runkelzüchtung 1888 niedergeschrieben hat:

„Umstände und Verhältnisse entscheiden vielmehr, was der Mensch unternimmt und wie der eigene Wille treibt, und in den wenigsten Sachen ist der praktische Mann selbst bestim-

mend und sein Wille entscheidend, er treibt nicht, er wird getrieben und er greift nur die sich darbietende Gelegenheit, etwas zu leisten."

In Übereinstimmung mit dieser Äußerung steht es, wenn er auch auf dem Gebiet der Züchtung, und zwar der Tier- und Pflanzenzüchtung, langdauernde und vielseitige Versuche unternahm, „etwas zu leisten", nämlich die Erträge der eigenen Scholle und die tierische Leistung zu erhöhen durch Verbesserung der Rassen und Sorten.

Seine Leistungen in der Schaf- und Schweinezucht fanden viel Anerkennung und erhielten auf zahlreichen Ausstellungen höchste Auszeichnungen. Den nachhaltigsten Erfolg erzielte aber seine züchterische Bearbeitung der Runkelrübe, der Grundlage der winterlichen Fütterung.

Um 1850 begonnen, betrieb Wilhelm von Borries die Runkelzüchtung zunächst nur zu dem Zweck, für sich eine leistungsfähige Sorte zu schaffen, da alle von ihm von den verschiedenen Stellen des In- und Auslandes bezogenen Runkelsaaten ihn nicht befriedigten. Er ahnte damals, wie er im hohen Alter schrieb, nicht, welche Bedeutung und welcher Erfolg seiner Arbeit beschieden sein würde.

Heute, etwa 45 Jahre nach seinem Tode und nachdem sein Schwiegersohn Hardnak von Vogelsang die Züchtung erfolgreich weitergeführt hat, ist die „Eckendorfer Runkelrübe" die bei weitem verbreitetste Sorte in Deutschland; darüber hinaus besitzt sie einen internationalen Namen.

Durch die züchterische Leistung von W. v. Borries-Eckendorf sind auf direktem und indirektem Wege der deutschen Landwirtschaft und damit dem Volksvermögen ungeahnte Millionenwerte zugewachsen. Der Lebens- und Forscherarbeit dieses großen Mannes unserer heimischen Landwirtschaft verdanken wir es mit, daß es heute möglich ist, unser Volk fast ganz auf eigener Scholle zu ernähren.

Seine führende Stellung in der heimischen Landwirtschaft begann er um 1850 als Vorsitzender des Kreisvereins Bielefeld, sodann des westfälischen Provinzialvereins, später gehörte er auch dem Landwirtschaftsrat Berlin an. Im lippischen landwirtschaftlichen Hauptverein, der Jahrzehnte hindurch die Belange der heimischen Landwirtschaft wahrgenommen hat, wirkte er lange Zeit als dessen Vorsitzender.

Ein wesentliches Interesse v. Borries' galt der Moorkultur in Nordwestdeutschland. Borries hatte die Schädlichkeit des Moorbrandes für den Pflanzenbau schon zu einer Zeit erkannt, als sie in diesem Grade noch nicht eingesehen wurde. Dem Moorkulturverband sowie dem westfälischen Wiesenbauverein widmete er noch bis in sein hohes Alter seine ganze Kraft. Jahrzehnte hindurch hat er diese Vereinigungen geleitet.

Seine Erträge insbesondere auf früheren Waldböden verdankte er zum größten Teil den Phosphorlösungen, zu deren Gewinnungen er sich die Geräte selbst herstellte.

Auf dem Gebiet der Viehzucht betätigte er sich in der Schafzucht. Auf der deutschen Mastviehausstellung in den achtziger Jahren erhielt er mehrfach die erste Prämie der Schlachterinnungen, da sich die Tiere nicht durch Fettansatz, sondern durch durchwachsenes Fleisch hervortaten.

In allem ein Lebensbild verdienstlicher Forschungs- und Organisationsarbeit, das als leuchtendes Vorbild festgehalten zu werden verdient. Aber auch ein Mal dankbarer Erinnerung an einen großen Sohn der niedersächsisch-lippischen Heimat.

Wilhelm Pape-Dudenhausen (1819–1899)

Ein lippischer Jäger

Die Papes, denen der in ganz Deutschland bekannt gewordene Wilhelm Pape entsproß, bewohnen und bewirtschaften seit vielen Jahrhunderten das Gut Dudenhausen im Kirchspiel Alverdissen, hart an der preußischen Grenze gelegen. Ein „klüftiges" Geschlecht, könnte man sagen. Die Papes waren nicht nur Bauern, sie liebten es, in der einen oder anderen Generation Züchter und Händler zu sein, und vor Jahrhunderten ließen sie sich vom Grafen von Sternberg mit der Errichtung der ersten lippischen Brennerei und einer Brauerei privilegieren. Aus der Landwirtschaft, Brennerei, Brauerei, aus Preßhefe und Gest flossen große Geldmittel in die Familie. Die waren zeitweilig so groß, daß es sich der Großvater des alten Pape erlauben konnte, zwei große Schiffe zur See zu schicken und — zu verlieren und damit 200 000 Taler, eine für die Zeit vor 200 Jahren phantastische Summe. Freilich, als Wilhelm Pape 1819 geboren wurde, herrschten infolge der napoleonischen Kriegswirren und -folgen bescheidenere Verhältnisse. Aber sie waren immerhin gesichert und wohlig. Jugend und Werdezeit Wilhelm Papes sahen keine nennenswerte Not. In ihrer Unbekümmertheit nicht zuletzt liegt das Geheimnis des so unendlich reichen, zufriedenen und für die Zeitgenossen interessanten Lebens des „alten Pape", des einzigen, der aus der langen Ahnenreihe seines Geschlechts das Glück gehabt hat, aus der Freundesgesinnung und Feder eines bedeutenden geistigen Mannes eine in zwei Auflagen erschienene und vergriffene Lebensbeschreibung zu finden (Prof. Dr. Adolf Keyßer, „Der alte Pape", Bilder aus dem Leben eines lippischen Weidmannes, Neudamm 1924). Das dem alten Pape gewidmete Buch ist in den zwei ihm beschieden gewesenen Auflagen in Tausenden von deutschen Jägerfamilien verbreitet worden. Die Jagdgeschichten des alten Pape, die einen Erlebnisraum von fast 70 Jahren umspannen, sind in den letzten Jahrzehnten unendlich oft gelesen worden, vielen Tausenden waren sie in Familie und Jagdhütte Stunden köstlicher Erholung, und vom Jahrhundert des Biedermeiertums, den „Stürmen" der geistig-politischen Erneuerung und dem kraftvollen Werden einer Generation, die sich unter genialer politischer Führung die moralische Anerkennung der Welt erzwang und den wirtschaftlichen Weltmarkt eroberte, spricht die ganze Behäbigkeit dieser Zeit auch aus den Jagderzählungen unseres „alten Pape". Diese Erzählungen, die Pape seinem Freunde Keyßer in den Jahrzehnten freundschaftlicher Verbindung machte und die Keyßer liebevoll aufzeichnete, künden auf jedem Blatt von einer Zeit ohne Sorgen, von einem Jägertum, in welchem gewissenhafte Berufserfüllung Stunden der Erholung fand.

Wilhelm Pape ist in die deutsche Jagdliteratur als Jäger eingegangen, und als solcher wird er nun auch unter den „Menschen vom lippischen Boden" fortleben. Die etwa 30 Jagdgeschichten, die uns Prof. Dr. Keyßer, sein Freund und Biograph, überliefert hat, rechtfertigen dieses Fortleben. In der ersten, sie stammt aus dem Jahre 1830, als Wilhelm Pape soeben 11jährig war, erzählt uns der Selbstbiograph, wie er, das Mittagsschläfchen des Alten und das Romanlesen der Mutter ausnutzend, sich den Jagdkittel des Vaters umwarf, dessen kurze Steinschloßbüchse ausführte und im Roggen des Wittelse den stärksten Bock „im Feuer" hatte. Dem Vater sei das nicht nach dem Sinne gewesen — es war ja Schonzeit — aber er möchte doch eine Art Stolz darüber empfunden haben, daß sich das „Häkchen beizeiten krümmte". Das war der Anfang. „Der Ritt auf dem Rehbock", den er bald darauf erlebte und nach Jahren weiter erzählt, zeigt die Entwicklung zum „Haken". Köstlich, wie sich der Elfjährige an den starken Bock heranschleicht, wie er ihn beim Aufspringen am Gehörn packt und wie er dann mit dem Bock zu Fall kommt, krampfhaft aber das „Opfer" festhält, Kittel, Weste und Hose in Fetzen zerreißen fühlt und dennoch den Bock nicht freigebend, bis ihn der herbeikommende Verwalter Kunze „abnickte". Nicht weniger köstlich, wie Wilhelm Pape in seine Jagdgeschichten Naturbetrachtungen verwebt, wie zart er die Freuden des Jünglings und Mannes an schönen Mädchen zu beschreiben weiß. Und interessant, wie er uns

die Menschen und Jäger der adligen Güter seiner Nachbarschaft aus den 60er Jahren, der von Münchhausen auf Schwöbber, der v. Kerßenbrocks auf Barntrup und Mönchshof schildert. Nur .n einer Stelle seiner Jagdgeschichten berührt er die „Politik", im Kapitel „Achtundvierzig", das er als zu Ende gehender 20er erlebte. Merkwürdig in der Parallele zum Jahre 1918. Wie in 1918/19, so hatte das freiheitfordernde Volk auch um 47/48 die Jagden so gut wie ganz ausgeschossen. „Den letzten Hirsch im weiten Umkreis hatte Förster Leseberg aus Grießem im Jahre 1847 erlegt", erzählt der alte Pape. Und an anderer Stelle, „Das Rehwild wurde unbarmherzig niedergeknallt", — „Ricken und Kälber waren weder im Hetberge noch am Ahorn oder im Lüningsberge mehr zu finden." Soviel erzählt Pape von der jagd„politischen" Seite. Die eigentliche politische Seite streift er bei Erwähnung seines Bruders, „der in Hameln auf einer Heringstonne Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" predigte, dann aber, und schon auf lippischem Gebiet, von einem preußischen Förster auf der Verfolgung angeschossen wurde. Eduard Pape, der Bruder des späteren „alten Pape", ist an der Verwundung erfreulicherweise nicht eingegangen, und diplomatische Verwicklungen traten nicht ein. Eduard fuhr bald darauf übers große Wasser und verscholl im fernen Amerika.

Aber es würde zu weit führen, auf die zahllosen reizenden Jagderlebnisse im einzelnen einzugehen. Es möge genügen, daß Prof. Dr. Keyßer sie zu den interessantesten der Jagdliteratur zählt. Was uns am „alten Pape" bewegt, was uns ihn in diesen Blättern fortleben läßt, ist nicht zuletzt das, was sein Biograph zusammenfassend von seinem Leben sagt, als die Nachricht kam, daß „der alte Pape" als 80er am 16. Dezember 1899 gestorben sei. Diese Worte mögen den Abschluß seines Lebensbildes bilden:

„Vor dem Sterben hatte der alte Herr niemals Angst, aber gefühlt hat er wohl doch, daß es mit ihm zu Ende ging. Frau und Tochter, die er für den Fall, daß er „wohl mal grob geworden wäre", um Verzeihung bat, haben ihm nach Kräften die Todesgedanken ausgeredet. In der Frühe des 16. Dezember 1899, nach achttägiger Krankheit, ist er dann ohne Todeskampf in den Armen der Seinen sanft und schmerzlos entschlummert, und bei heller Winterpracht, kurz vor dem Weihnachtsfeste, haben wir den treuen Alten begraben. Da zeigte sich so recht, daß die Anhänglichkeit der zahlreichen Freunde und Jagdgenossen den Tod überdauerte. Trotz Schnee und starker Winterkälte waren sie zum Teil aus weiter Ferne herbeigeeilt, dem alten „Oberjägermeister" die letzte Ehre und seinen vollzählig versammelten Angehörigen ihre Teilnahme zu erweisen. Sogar der „alte Begemann", ein 84jähriger invalider Arbeiter des Hofes, wollte nicht fehlen. In dem mit Tannenzweigen dicht ausgeschlagenen Hausflur hielt der Geistliche vor der Bahre eine schlichte, aber ergreifende Ansprache, aus eigener Kenntnis schilderte er die liebenswürdigen Eigenschaften des Entschlafenen, sein freundliches Gemüt, seine Liebe zur Natur und seine Freude an weidgerechter Jagd, die seinem arbeitsreichen Leben, dem auch der Kummer nicht erspart blieb, einen besonders schönen Inhalt gegeben habe. Dann hoben seine treuen alten Arbeiter den Sarg, aber die Menge der Kränze zu fassen, reichte auch der Totenwagen nicht aus. „Fanny", der alte Milchschimmel, beschloß den Zug mit einem Schlitten, der mit Tannengrün ausgeschlagen war und noch eine Fülle von Blumen barg. Am Riegelfelde zog ein Zug Wildgänse stumm über den Weg, ein Sprung Rehe stand am Grenzgraben und äugte neugierig dem Zuge nach. In Alverdissen kam noch eine stattliche Zahl von Freunden und Jägersleuten heran, und auf dem Friedhofe, angesichts des herrlichen Hetberges, wo er so manchen braven Bock zur Strecke gebracht, haben wir den alten Weidmann zur Ruhe bestattet.

Seine hervorstechenden Eigenschaften waren strenge Rechtlichkeit und große Herzensgüte, vor allem ein äußerst glücklicher Humor. Wollte die alte „Fanny" mal nicht recht laufen, und ich machte Anstalten, ihr „einen überzuwischen", dann erhielt ich einen sanften Rippenstoß. „Nä", meinte der Alte, „umme Gotteswillen nich, Du mußt französisch sprechen, das versteht er besser — allez, monsieur!" Und der alte Milchschimmel spitzte die Ohren und sauste dahin, „als wenn's um Silbergroschen ginge". Als ich einst zur Weihnachtszeit unangemeldet in Dudenhausen eintraf, fand ich den alten Herrn am Tische sitzend, ein winziges Enkelkind auf dem Schoße, und auf dem kahlen Haupte — die neue Kaffeemütze. Ich werde dieses freundliche Bild mein Lebtag nicht vergessen. Nun ist der brave Alte dahin, aber allen, die das Glück hatten, ihm nahezustehen, wird er unvergeßlich sein als eine treue, liebenswürdige Persönlichkeit und als ein weidgerechter braver deutscher Jägersmann.

Carl Weber d. Ält. (1824 – 1907), Bruno Müller (1848 – 1913) Carl Weber d. Jüng. (1858 – 1923)

Die Gründer der Oerlinghauser Leinenindustrie

Der Begründer der Oerlinghauser Leinenindustrie, der spätere Geheime Kommerzienrat Weber, war von Geburt kein Lipper. Einer alten Bielefelder Leinenweberfamilie entstammend, in welcher sich die Kenntnisse der Leinwandherstellung vom Vater auf den Sohn vererbt hatten, und geboren 1824, verlegte er im Jahre 1848 das Feld seiner Tätigkeit nach Oerlinghausen. Über ein halbes Jahrhundert Wirksamkeit — der alte Geheimrat starb hochbetagt im Jahre 1907 — war ihm in Lippe beschieden. Die gewaltigen wirtschaftlichen und technischen Umwälzungen, die Tiefen der politischen Lage und die Zeit der glanzvollen deutschen Entwicklung über Düppel, Königgrätz und Versailles zum Kaisertum der Hohenzollern fielen in seine Lebenszeit. Es war wohl keine Zufälligkeit, die den 24jährigen Weber im Jahre 1848 gerade nach Oerlinghausen führte. Der Ort hatte schon viele Jahrzehnte vorher in der Leinenerzeugung und im Leinenhandel eine Bedeutung gehabt. In und um Oerlinghausen, im nahegelegenen Amte Lage und der benachbarten preußischen Senne blühte einstens die Handweberei. Freilich, als Carl Weber nach Oerlinghausen kam, lag sie darnieder. Der mechanische Webstuhl hatte sie schwer beeinträchtigt, in unserer Gegend, wie überall im deutschen Vaterlande, wo die Leinenweber zu Hause waren. Schwer zu sagen, ob der Regierung, den Kommunalbehörden und den damals geltenden Zünften der Vorwurf zu machen ist, daß sie es nicht verstanden oder versucht haben, die neue Technik aufzufangen, den lippischen Handwebern in breiterem Umfange zu ermöglichen, sich die Maschine dienstbar zu machen. Schwer zu sagen, ob sich nicht auch aus Lippe ein Zentrum der Textilindustrie hätte gestalten lassen.

Das aber läßt sich rückblickend auf die Oerlinghauser Weber und Müller sagen, daß ihr Werk für die Bevölkerung von Oerlinghausen und Umgegend, in späteren Jahrzehnten auch noch für die Lagesche Pivitsheide, von großem Segen gewesen ist. Nicht nur für die unmittelbar beteiligten Orte, sondern auch für den Staat und seine Landkasse, für den Wohlstand des Landes schlechthin. Werfen wir doch einen Rückblick auf die Lage, wie sie um 1850 in Oerlinghausen bestanden hat. Nach der schweren Krise der Handweberei und des auch hier aufkommenden Handels in Leinenerzeugnissen, der gerade in Oerlinghausen von Bedeutung war, herrschte am Tönsberg große Not. Auch das ist kein Zufall, daß die Revolutionswirren von 1848, die insgesamt einen bösen wirtschaftlichen Untergrund hatten, gerade in Oerlinghausen einen breiteren Umfang hatten, und das Erscheinen der aufrührerischen Rietberger „Bauern" — in Wirklichkeit waren sie auch Handweber gewesen — gerade in Oerlinghausen beruhte nicht zuletzt auf Verabredung mit den dortigen revolutionären Kreisen. Die Not war es, die das breite Volk der Arbeits- und Einkommenslosen zur Verzweiflung getrieben hatte.

In dieser Not der Arbeits- und Einkommenslosigkeit war es eine glückliche Tat Carl Webers, gerade nach Oerlinghausen eine zunächst noch bescheidene Fabrikation zu verlegen, die in der Leinenherstellung geübten Hände zu beschäftigen und in langsamer aber stetiger Entwicklung zunächst einigen hundert, später aber über tausend Handwebern Arbeit und Brot zu verschaffen. Mit den Arbeitern kamen die Angestellten, mit dem sich mehrenden Wohlstand entstanden neue Wohnbauten, erhielten die Krämer Zuspruch, die Wirte Gäste. Handlungsreisende kamen und gingen. Kleinere Betriebe ähnlicher Art entstanden. Aus dem uralten Oerlinghausen, dessen Spuren zurückreichen in vorgeschichtliche Zeiten, das schon bald nach Karl dem Großen eine bedeutende christliche Kultstätte war, das lange vor der im Jahre 1236 erfolgten Gründung des Archidiakonats Lemgo kirchlicher Mittelpunkt gewesen ist, wurde unter dem ersten Weber, seinem Schwiegersohn Bruno Müller, seinem Sohne Carl und den Enkeln des Gründers jener blühende Ort, der nicht nur landschaftlich

kaum seines gleichen hat im lippischen Lande. Es ist nicht ohne geschichtlichen Reiz, aus dem Ablauf der Fabrikgeschichte der Weber und Müller zu ersehen, wie sich diese Entwicklung im einzelnen abgespielt hat, zunächst im Blick auf die westfälische Nachbarschaft, auf Bielefeld und das weitere Ravensberg. Die vierziger Jahre waren für dessen Industrie wegen der scharf einsetzenden Konkurrenz der bereits maschinell eingerichteten irischen Fabrikation höchst kritisch gewesen. Sie ließen die im Bielefelder Bezirk besonders hochwertige Handspinnerei fast völlig verschwinden und brachten den Übergang zum Maschinengarn. Carl Weber, welcher nach längerer Auslandstätigkeit in seine Heimat zurückkehrte, übersah die Verhältnisse sehr schnell. Er legte bald das Hauptgewicht auf die Heranziehung der lippischen Handweberdistrikte, in welchen von der kräftigen Bevölkerung eine besonders schwere Ware hergestellt wurde, und ließ sich deshalb in Oerlinghausen nieder. Er hatte Dank seiner Kenntnisse trotz der schwierigsten Zeiten erhebliche Erfolge. Er förderte die Taschentüchersfabrikation und spezialisierte sich mit der Zeit immer mehr auf die besten Qualitäten und die höchsten Feinheiten von Bleichleinen. Ganz besonders pflegte er die Entwicklung der Bleiche und begann bereits nach einem Jahrzehnt die ausländische Konkurrenz auf ihren besten Absatzgebieten zu schlagen.

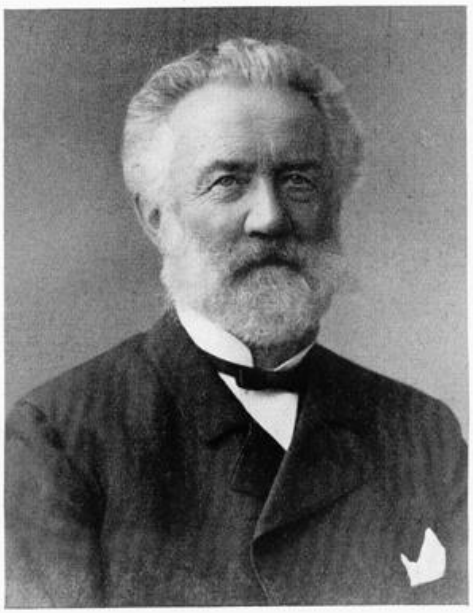
In die Firma war bei der erheblichen Ausdehnung, welche sie gewonnen hatte, in den siebziger Jahren der ebenfalls einer Leinenfamilie entstammende Schwiegersohn des Gründers Bruno Müller und später in den achtziger Jahren sein Sohn Carl Weber jun. eingetreten. Zu der Zeit war die Firma für die gesamte Feinleinenherstellung in Deutschland führend geworden und unterhielt einen namhaften Export. Es kam aber auch für diese Spezialfabrikation der Zeitpunkt, wo die Handweberei sich nicht mehr halten ließ. Obwohl die Herstellung der Feinware, besonders der Taschentücher, wegen der technischen Schwierigkeiten sich in allen in Frage kommenden Ländern, wie Irland, Frankreich, Belgien, nur so sehr langsam entwickelte, war der endliche Übergang zur mechanischen Weberei nur noch eine Frage der Zeit. Und so entschloß sich auch die Firma Weber Anfang dieses Jahrhunderts zum Bau des Oerlinghauser Werkes. Der Begründer des Hauses, Carl Weber der Ältere, erlebte diesen Neubau noch als alter Mann. Sein eigentliches Wirken war abgelaufen. Er hatte sich schon seit Jahren in gemeinnützigen Werken für Oerlinghausen und das weitere Land betätigt. Hochangesehen und verehrt in Stadt und Land schloß er als Dreiundachtzigjähriger die Augen.

Sein Lebenswerk wurde von Sohn und Schwiegersohn fortgeführt und entwickelt. Unter ihm und den Söhnen Bruno Müllers wurden die Werke in rascher Folge vergrößert. Was Bruno Müller und Carl Weber jun. für die Entwicklung der Firma getan haben, das im einzelnen zu schildern, würde zu weit führen. Die Mitwelt erinnert sich aber mit besonderer Dankbarkeit Bruno Müllers und Carl Webers, die auch in der charitativen Bewegung des Landes führende Stellungen einnahmen.

Die Gemeindevertretung, das vom Vater gestiftete Oerlinghauser Krankenhaus (Mariannenstift), das lippische Diakonissenhaus und viele sonstige gemeinnützige Stiftungen und Vereine zählten sie zu ihren treusten Stützen. Bruno Müller und Carl Weber jun. waren in Oerlinghausen, das sozial und politisch ein Brennpunkt der Gegensätze geblieben war, die ausgleichenden, die Gemüter immer wieder zusammenführenden Männer. Stadt und Land verloren viel an ihnen, als sie die Augen schlossen.

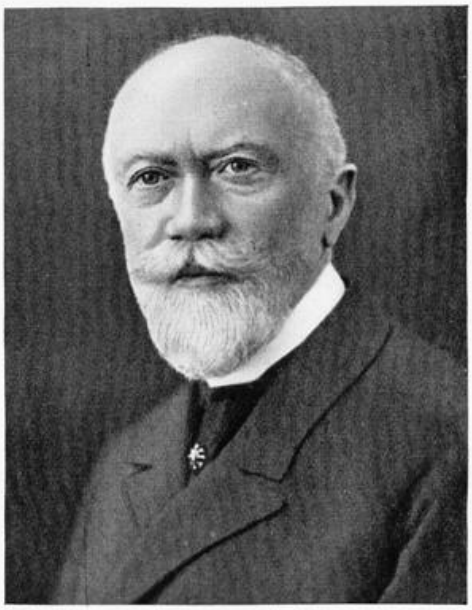
Die sich vergrößernden Werke nahmen als erste in Deutschland die Fabrikation des Leinenbatistes auf, welche bis dahin Frankreich und Belgien im wesentlichen in der Handweberei, mechanisch nur in Irland im größeren Umfange erzeugt wurde. Nachdem das Oerlinghauser Werk mehrfach erweitert war, wurde 1910 das Werk Pivitsheide errichtet, 1912 die „Jacquard- und Damastweberei Weberei Elmendorf" in Isselhorst i. W. angegliedert und ausgebaut und die bereits vorhandene Bleiche mit den modernsten Einrichtungen ausgestattet. 1917 wurde das Berliner Zweighaus, 1918 die Flachsspinnerei Stelling & Co., Hattorf a. Harz übrnommen, baulich eine der neusten deutschen Flachsspinnereien. Schon bald nach der Errichtung war im Stammbetrieb auch eine große Konfektion eingerichtet, so daß die Firma nunmehr in der Lage war, vom Rohstoff Flachs bis zur schrankfertigen Ware alle Arbeitsgänge im eigenen Betrieb vorzunehmen, soweit deutsches Rohprodukt und Halbfabrikat für ihre Fabrikation in Frage kommen.

Heute beschäftigt die Firma Weber & Co. im eigenen Betriebe ca. 1000 Personen, ungerechnet der in den angeschlossenen Betrieben tätigen Kräfte.



Carl Weber der Ältere
1824—1907

Bruno Müller
1848—1913



Carl Weber der Jüngere
1858—1923

Landesbibliothek
Detmold

Wilfried Paulsen (1828 – 1901)

Der Kartoffelzüchter

Am 6. Februar 1901 schloß Ökonomierat Paulsen-Nassengrund für immer die Augen. Schon damals war in Fachkreisen des In- und Auslandes bekannt, daß einer der ersten und bekanntesten Kartoffelzüchter aus dem Leben geschieden war. Man wußte, daß Ökonomierat Paulsen auf dem Gebiete der Kartoffelzucht bahnbrechend gewirkt hatte, denn bekanntlich sind durch die Kartoffelzüchtung in der Steigerung der Erträge sowie durch die Erzeugung gehaltreicher und gegen Krankheit widerstandsfähiger Sorten unberechenbare nationale Werte geschaffen worden.

Am 31. Juli 1828 wurde Johann Wilfried Paulsen als ältester Sohn des Dr. phil. Carl Paulsen und als Enkel des seinerzeit sehr bekannten Oberförsters Paulsen in Schieder und Biesterfeld auf dem Gute Nassengrund bei Blomberg geboren. Seine wissenschaftliche Ausbildung erhielt er im Elternhause und auf der Rektorschule in Blomberg. Im Jahre 1845 verließ er diese Anstalt, nicht aber um nach seinem Wunsche und auf Empfehlung seines Lehrers zu studieren, sondern um nach dem Willen des Vaters sich der praktischen Landwirtschaft zu widmen. Seine praktische Ausbildung in der Landwirtschaft genoß er zum Teil zu Hause, teils auf dem Rittergute Hovedissen bei Herrn Cronemeier. Nebenbei versuchte er eifrig durch Selbststudium seine Allgemeinbildung zu erweitern. Nach seiner Rückkehr von Hovedissen wurde ihm schon mit fast 19 Jahren die Führung der väterlichen Wirtschaft übertragen, wobei er eigentlich ganz auf sich allein angewiesen war, da sein Vater, mehr Gelehrter als Landwirt, ganz seinem Studium und der Schriftstellerei lebte. Schwere Jahre hatte Paulsen zu durchkämpfen. Denn wenn auch das Gut mit seinen etwa 80 Hektar ein kleines war, so hatte er doch mit dem Drainieren der Felder, Ablösung und Urbarmachung von Hudeländereien, an welche die Stadt Blomberg noch ein Anrecht hatte, für seine jungen Schultern eine schwere Bürde übernommen. Diese wurde noch drückender, als eine mit dem Gute verbundene Brennerei nach dem Anschluß des Fürstentums Lippe an den Zollverein unter der erdrückenden Konkurrenz der großen Brennereien der östlichen preußischen Provinzen schwer zu leiden hatte.

Zu allen diesen Wirtschaftssorgen und Widerwärtigkeiten kam eine schwere Wirtschaftskrise, die Paulsen schon zu Beginn seiner Wirtschaftsführung zu durchkämpfen hatte. Sie sollte den Anstoß zu seiner späteren züchterischen Tätigkeit geben. In den vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts trat nämlich in Deutschland zum ersten Male die bis dahin nicht gekannte Kartoffelkrankheit auf. Auch in Nassengrund wirkte sie verheerend. Schon im August war die Belaubung der Kartoffel durch die Krankheit vollständig vernichtet. In dieser Krise beobachtete Paulsen einige aus Kartoffelbeeren wildgewachsene Stauden, deren Laub noch bis in den Herbst hinein grün blieb. Diese Erscheinung weckte in ihm den Gedanken, daß durch eine Unterbrechung der fortdauernd ungeschlechtlichen Vermehrung, das heißt durch Heranziehung neuer Kartoffeln aus Samen, deren Widerstandsfähigkeit zu heben sei.

Seine ersten Versuche, Kartoffeln aus Samen zu ziehen, mißlangen aber vollkommen, wahrscheinlich aus Mangel an Erfahrung, und wurden daher nicht fortgesetzt. Er beschränkte sich daher fortan darauf, die damaligen vorhandenen Sorten auf besonderen Versuchsparzellen untereinander zu vergleichen und durch Auswahl der widerstandsfähigsten und ertragreichsten Stauden geeignete Kartoffelsorten für seinen Brennereibetrieb herauszufinden und so auf diesem Wege die Sorten in seinem Betriebe durch einfache Zuchtwahl zu verbessern.

Wirklichen Erfolg hatten aber seine Bemühungen dieser Art, wie er nach Jahren feststellen konnte, nicht gebracht. Erst nachdem Paulsen im Jahre 1855 die Gutswirtschaft von seinem Vater übernommen hatte und sich 1856 mit der Tochter des Amtsphysikus Dr. Lellmann in Blomberg, Charlotte Lellmann, vermählt hatte, versuchte er, veranlaßt durch seine Gattin, nochmal, neue Kartoffelsorten aus Samen zu züchten. Aber auch diesen Versuchen war zunächst kein Erfolg beschieden, und doch sollten die Versuche dieser Art, Jahr für Jahr fortgesetzt, endlich zum Erfolge führen. Im Jahre 1864 gelang es ihm, die ersten Sämlinge durch Selbstbefruch-

tung zu ziehen, die sich widerstandsfähiger zeigten und länger als andere Sorten grün blieben. Diese wurden nun alle Jahre weiter vermehrt, untereinander verglichen und auf Geschmack und Gehalt geprüft. Nur die besten fanden zur Zucht Verwendung. Allmählich erhielt Paulsen Stämme widerstandsfähiger Sorten, die mit allen bekannten in- und ausländischen Sorten auf dem Versuchsfelde verglichen und entsprechend bewertet wurden. Die erste Neuzüchtung, die besonders unter den neuen Stauden auffiel, erhielt den Namen „Erste von Nassengrund". Die Erfolge nahmen von Jahr zu Jahr zu, weitere neue Sorten konnten getauft werden, und so konnte Paulsen im Jahre 1874 unter dem Namen „Zucht- und Prüfungsstation für neue Kartoffel-Varietäten" ein Saatkartoffelgeschäft begründen.

Im Laufe der Zeit schärfte sich der Blick für die Zucht durch ständige Beobachtung, und es stellte sich heraus, daß der Erfolg, aus Samen neue Kartoffelsorten zu ziehen, durch künstliche Befruchtung stark gefördert werden könnte. Paulsen ging daher Anfang der siebziger Jahre dazu über, planmäßig die Elternpflanzen nach ihren Leistungen auszuwählen und neue Sämlinge durch künstliche Befruchtung zu schaffen. Sorten wie Anderssen, Aspasia, Athene, Simson, Blaue Riesen, Phöbus und vor allen Dingen „Juli", die noch heute als großartige Frühkartoffel weit über Deutschlands Grenzen bekannt und begehrt ist, zeigen seine Erfolge.

Mit unermüdlichem Fleiß und mit einer Gewissenhaftigkeit, die als mustergültig bezeichnet werden kann, widmete sich Paulsen der Kartoffelneuzüchtung. Viele hundert neue Sämlinge wurden alljährlich gezogen, aber nur dann erst brachte Paulsen eine neue Sorte in den Handel, wenn sie jahrelang geprüft war und er sich überzeugt hatte, daß durch die Neuzüchtung wirklich etwas Besseres erzielt sei. Sein Ziel war, in erster Linie Sorten zu schaffen, die sich durch Widerstandsfähigkeiten und angemessenen Stärkegehalt auszeichneten und möglichst für alle Zwecke verwandt werden konnten. Von sämtlichen Versuchssorten, hunderte an der Zahl, wurde alljährlich der Ertrag durch Wiegen der geernteten Menge ermittelt und außerdem wurde von jeder einzelnen Sorte aus dem spezifischen Gewicht der Stärkegehalt festgestellt. Der Befund wurde in eigens dafür angelegte Bücher eingetragen, worin auch die Beobachtungen während des Wachstums vermerkt waren. So entstand ein buchmäßig nachweisbares Zuchtmaterial, das seinesgleichen suchte und das für den scharf beobachtenden Züchter immer wieder einen Ausgangspunkt für neuere und bessere Züchtungen und Erfolge lieferte.

Mit den steigenden Erfolgen Paulsens fanden seine Züchtungen immer weitere Anwendung und Verbreitung, so daß Nassengrunder Kartoffeln bald in ganz Deutschland, ja weit über seine Grenzen hinaus, begehrt wurden. Mancher Kartoffelbauer aber, der durch Paulsensche Sorten seine Erträge erheblich steigerte, mag von Nassengrund und dem ruhigen, stillen Manne, der dort wirkte, wenig Ahnung gehabt haben. Aufdringliche Reklame schätzte Paulsen nicht. Er war seiner Veranlagung nach mehr ein Gelehrter, ein stiller Beobachter der Natur. Bescheiden und wortkarg lebte Paulsen sehr zurückgezogen ganz seiner Arbeit. So war es kein Wunder, daß die geschäftlichen Erfolge mit seinen Leistungen nicht Schritt hielten und er, während er die deutsche Landwirtschaft um unendliche Summen bereicherte, den Sorgen des Lebens nicht entrückt wurde.

Wer das Glück hatte, Paulsen näherzustehen, wird aber von ihm den Eindruck gewonnen haben, daß er auch Freude an froher Geselligkeit empfand. Alljährlich veranstaltete er im schönen Nassengrund fröhliche Erntefeste, zu denen Freunde und Bekannte aus Blomberg geladen wurden. Gerade bei solchen Anlässen konnte man einen Eindruck gewinnen von dem vorbildlichen schönen Einvernehmen zwischen Paulsen und seinen Arbeitern.

Wie ein Patriarch im besten Sinne des Wortes sorgte er für seine Arbeiter, von denen manche über ein Menschenalter hinaus in Nassengrund blieben.

An äußeren Ehrungen hat es Paulsen nicht gefehlt, trotzdem er sie nach seiner anspruchslosen Lebensweise nicht suchte. So wurden seine Kartoffeln auf vielen Ausstellungen mit den ersten Preisen bedacht und Nassengrund schon bei der ersten Wirtschaftsbesichtigung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft 1894 mit der großen silbernen Preismedaille ausgezeichnet. In Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste wurde ihm von seinem Landesherrn der Titel Ökonomierat verliehen. Von seltener Herzensgüte, hilfsbereit, soweit es in seinen Kräften lag, von wärmstem Interesse für das Allgemeinwohl beseelt, hat Paulsen im Stillen viel Gutes gewirkt. So ist leider mit ihm auch ein Schatz des Wissens und reicher züchterischer Erfahrung zu Grabe getragen, da er sich nicht entschließen konnte, ein Werk über seine Arbeiten und seine feinsinnigen Beob-

achtungen an der Kartoffelpflanze der Öffentlichkeit zu übergeben.

Soweit Paulsen nicht durch seine züchterischen Arbeiten und seine übrige Wirtschaft in Anspruch genommen war, widmete er sich dem Studium naturwissenschaftlicher Werke und dem Schachspiel, in dem er nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch ein Meister war. So spielte er z. B. auf einem Schachturnier neun Partien aus dem Gedächtnis, die er sämtlich gewann. In Köln erhielt er den ersten Preis und in Aachen und Frankfurt a. M. besiegte er den Weltmeister Anderssen, so daß er überall als eine Autorität auf dem Gebiete des Schachspiels galt.

Im Jahre 1901 starb Paulsen. Er fand seine Ruhestätte unter schattigen Eichen inmitten seines Besitztums. Sein Werk lebt fort und wird in seinem Sinne weitergeführt von seinem Neffen, dem Sohne seines Bruders. Sein Name aber wird für immer mit der deutschen Pflanzenzucht verknüpft bleiben und zu allen Zeiten innerhalb der züchterischen Arbeit einen guten Klang haben.

*

Von einem Mitarbeiter, der der Familie Paulsen befreundet ist, fügen wir zu dem Lebensbild Paulsens noch die folgenden persönlichen Erinnerungen hinzu:

Obwohl nun schon 34 Jahre verflossen sind, daß ich Oekonomierat Paulsen in seinem von deutscher Schlichtheit und anheimelnder Behaglichkeit durchwehten Hause auf Nassengrund bei Blomberg gesprochen habe und seitdem ungeheure Ereignisse im deutschen Raum geschehen sind, die ältere Erlebnisse in der Erinnerung zurücktreten lassen, steht doch noch seine hohe, leicht gebeugte Gestalt so lebhaft vor meinen Augen, als wenn ich sie erst vor wenigen Tagen gesehen hätte. So tief ist bis heute der Eindruck geblieben, den ich von dem seltenen Mann empfangen habe. Paulsen gehörte zu jenen Persönlichkeiten, die man nie vergessen wird. Nicht als ob Züge oder Merkmale besonderer Art an ihm aufgefallen wären; es war aber etwas an ihm, das jeden fesselte, der ihm näher trat. Von Natur war er sehr wortkarg. Es konnte vorkommen, daß er stundenlang in einer Gesellschaft war, ohne daß er sich an der Unterhaltung beteiligte, wenn er auch alle Äußerungen der anderen mit innerer Anteilnahme verfolgte. Gegen Fremde war er sehr zurückhaltend oder, wie wir früher zu sagen pflegten, reserviert. Es waren nur wenige, denen gegenüber er seine Zurückhaltung aufgab. Dann aber trat die große, herzliche Güte, die seinem Wesen eigen war, aus ihrer Verborgenheit ans Licht. Da ich zu diesen Wenigen gehörte, sah er es auch gern, wenn ich ihn zuweilen vom nahen Blomberg aus besuchte und bei ihm und seiner gleichfalls unvergeßlichen Gattin als Gast für einige Stunden verweilte. Zu schnell ging dann jedesmal die Zeit dahin. Am lehrreichsten für den Besucher wurde ein Rundgang über den Gutshof und durch den Garten oder über die Felder; denn da trat Ökonomierat Paulsen sozusagen ganz aus sich heraus, da konnte er von dem plaudern, was er in der Natur beobachtet und erfahren hatte. Auf solchen Gängen hat er mir des öfteren von seinem gesegneten Lebenswerk, der Züchtung und Aufzucht neuer Kartoffelsorten, erzählt. Unermüdlich hat er bis zu seinem Tode in seinem Beruf gearbeitet, nicht aus Gewinnsucht, sondern aus Liebe zur Sache und in dem edlen Bemühen, der Allgemeinheit mit seinen hervorragenden Erfolgen auf dem Gebiete des Kartoffelbaus zu dienen. Es gereicht mir zu großer Freude, daß ich dem vortrefflichen und um die deutsche Landwirtschaft hochverdienten Manne an dieser Stelle noch nachträglich auch in der Öffentlichkeit einen Strauß der Dankbarkeit auf sein Grab niederlegen kann.

Wir dürfen indeß nicht von ihm berichten, ohne zugleich auch seiner Gattin Charlotte, geb. Lellmann, zu gedenken. Sie hat ihrem Mann als eine ihm geistig ebenbürtige Frau in langjähriger und glücklichster Verbundenheit zur Seite gestanden und Leid und Freude, Sorge und Erfolge mit ihm geteilt. Im Gegensatz zu ihm war sie lebhaft in der Unterhaltung und gegen ihre Gäste von gewinnender Zuvorkommenheit. Wieviel sie ihrem Lebensgefährten nicht nur als Hausfrau, sondern auch in seiner Berufsarbeit bedeutete, wußten wohl nur die Näherstehenden. Sie hat ihren Mann 22 Jahre überlebt. Am 22. Januar 1923 ist sie im 97. Lebensjahre auf ihrem Witwensitz in Nassengrund gestorben, herzlich betrauert von allen, die ihr im Leben nähergestanden hatten. Im „Lippischen Kalender" vom Jahre 1924 ist ein kurzer Abriß ihres Lebens enthalten. Dort steht auch ihr Bild aus ihren letzten Jahren, das ihre Gesichtszüge in sprechender Ähnlichkeit wiedergibt.

Die Erinnerung an Ökonomierat Paulsen und seine treue Lebensgefährtin wird für immer mit Gut Nassengrund verbunden bleiben. Möge auf der Stelle ihres gesegneten Wirkens und auf ihren Bewohnern Gottes Segen bis in ferne Zeiten ruhen!

Eduard Hoffmann (1832–1894)

Begründer der Hoffmannschen Stärkefabriken

Der Wanderer, der vor hundert Jahren von der Stadt Salzuflen durch eine Pappelallee nach Schötmar hinausging, sah zu seiner Rechten eine mäßige Bodenerhebung, die sich zur Bega und Salze hinabzog und die Kuhlage genannt wurde. An der Ostseite lief der Weg von der Rieste zum Knonhofe. Auf diesem Gelände, an der der Stadt zugekehrten Seite, legte man 1845 den ersten Friedhof außerhalb der Stadt an. Auf der höchsten Stelle, dicht neben der Allee, wurde im Jahre 1848 ein Denkmal errichtet für den Mann, der in rastloser Arbeit sein Leben frühzeitig verzehrt hatte, den Apotheker Dr. Rudolf Brandes. Und ein Jahr später kam ein Mann von Neusalzwerk bei Rehme hierher und legte nahe der Bega und der Salze eine Fabrik an, in der aus Kartoffeln Stärke gemacht werden sollte. Das war Heinrich S. Hoffmann, ein Kaufmann aus Fürth, ein Mann voll rastlosen Unternehmungsgeistes. Der Sohn jenes berühmten Brandes hat, wie er mir selbst im hohen Alter erzählt hat, als begeisterter Siebenjähriger die ersten Steine mit zum Bau herangetragen.

Ein Bild von der Fabrik in ihrer ersten Gestalt zeigt uns zwei kleine Fachwerkhäuser und einen zweistöckigen, massiven Bau, der von einem vierkantigen Schornstein nur wenig überragt wird. Noch ehe der Bau vollendet wurde, entschloß man sich, die Stärke statt aus Kartoffeln aus Weizen herzustellen. So begann im Jahre 1850 auf der „Stärkefabrik Salzuflen", wie die Firma amtlich genannt wurde, die Herstellung der Weizenstärke; „Stiefelse" nannte man das Produkt bei uns auf dem Lande, weil besonders das Leinen schon beim Weben damit steif gemacht wurde, und schätzte es nicht übermäßig hoch ein. „Schade, daß darum so viel schöner Weizen verdorben wird", meinte ein alter Bauer kopfschüttelnd. Wer ahnte denn auch, daß diese kleine Fabrik sich einmal zu solch einem Riesenunternehmen auswachsen sollte.

Der Gründer des Werkes, Heinrich S. Hoffmann, dessen beständig wechselnde Neigungen und Ziele schwerlich vermocht hätten, das Werk in ruhiger Entwicklung beharrlich aufwärtszuführen, starb 1852, und sein dritter Sohn Eduard übernahm im Auftrage seiner Mutter die Leitung der Fabrik. Geboren in Magdeburg 1832, hatte er zuerst die dortige Volksschule besucht. Nachdem die Eltern nach Neusalzwerk umgezogen waren, kam Eduard auf das altberühmte Gymnasium zu Lemgo, wo er im Hause des Subkonrektors Hunnäus, eines geborenen Salzuflers und ehemaligen Lützowers, wohnte. Später bezog er das Gymnasium zu Minden. Nach Absolvierung der ersten Realklasse trat er bei seinem Vater in Neusalzwerk in die Lehre. Nach Beendigung seiner Lehre war er kurze Zeit bei der Firma Hoppe & Co., Dresden, angestellt, als er mit 18 Jahren in die Fabrik nach Salzuflen zurückgerufen wurde, um hier schon jetzt die Hauptlast der Geschäftsführung zu übernehmen. Schier übermenschlich aber war die Last, die er nach des Vaters Tode mit dem unfertigen Werke auf seine Schultern nahm. Und was hat er daraus gemacht! Man mag zu Fuß die Hoffmannstraße entlanggehen, man mag mit der Bahn an dem Werke vorüberfahren, oder man mag von der Höhe von Aspe oder Biemsen auf die Fabrik herabschauen, immer muß man staunen über eine so großartige und doch so harmonisch wirkende Anlage. Das ist das Lebenswerk von Eduard Hoffmann.

Das übernommene Werk auszubauen bis an die Grenze des Möglichen, das war von Anfang an das Ziel seines rastlosen Strebens. Daraus ergab sich von selbst die Aufgabe, für vermehrten Absatz zu sorgen, was er durch häufige Reisen zu erreichen wußte. Von Anfang an zeigte sich hierbei, daß er die Kunst verstand, Menschen zu behandeln und nach seinem Willen zu lenken. In finanziellen Sorgen standen ihm seine Brüder und sonstigen Verwandten in Bremen, wenn sie sein rastloses Vorwärtsdrängen auch häufig zügeln, ja, ihm Vorwürfe machen mußten, weil er sich nicht den vorhandenen Mitteln anpassen wollte, doch immer wieder zur Seite, wie überhaupt die Stärkefabrik mit Bremen allezeit eng verbunden geblieben ist. Dafür ergab sich bald noch eine besondere Begründung.

In den sechziger Jahren kamen von England herüber immer größere Mengen von Stärke aus

Reis, die unsere deutsche Weizenstärke bald auch auf dem Kontinente zu verdrängen sich anschickte. Sogleich entschloß sich Hoffmann, seinen Betrieb ebenfalls auf Reis umzustellen. Nun lag aber auf rohem Reis in Deutschland ein hoher Einfuhrzoll, während er in England zollfrei einging. Hoffmann hatte den Mut, trotzdem mit der Herstellung von Reisstärke zu beginnen. Gleichzeitig sandte er Eingaben an den preußischen Finanzminister und stellte vor, daß es wünschenswert sei, den Zoll auf rohen Reis zu erlassen oder wenigstens zu ermäßigen, damit man die englische Stärke vom deutschen Markte verdrängen könne. Dem Gesuch wurde von der Regierunz entsprochen, der Reis konnte zollfrei eingeführt werden, und nun gelang es Hoffmann in kurzer Zeit, nicht nur die englische Stärke vom Festlande zu verdrängen, sondern auch deutsche Stärke nach England zu exportieren. Wie sein großer Zeitgenosse Krupp ein Jahrzehnt früher die englische Konkurrenz mit seinem Gußstahl geschlagen hatte, so hat Hoffmann auch seinerseits das produktionskräftige England aus der Rolle des Lieferanten in die des Abnehmers gezwungen. Es konnte nicht ausbleiben, daß jetzt überall in Deutschland nach Hoffmanns Vorbild neue Stärkefabriken entstanden, aber in dieser sich machtvoll entwickelnden deutschen Industrie ist Eduard Hoffmann lebenslang unbestrittener Führer geblieben.

Vorbildlich war auch das Verhältnis, in dem dieser rastlos tätige Mann zu seinen Arbeitern stand. Mitarbeiter waren sie ihm; nie hat er sich anders betrachtet als den ersten Arbeiter an seinem Werke. Verlangte er viel von den andern — von sich selbst verlangte er am meisten. Das wußten alle und waren zufrieden. Für unverheiratete Arbeiter gründete er Wohnungen mit Schlafräumen, Küche und Speisesaal. Er gründete Kranken- und Unterstützungskassen, denen die Firma alljährlich sehr namhafte Beiträge zuwendete. Und was ihm besonders das Vertrauen seiner Arbeiter erhielt: Jeder von ihnen konnte sich in persönlichen Angelegenheiten jederzeit direkt an „Herrn Hoffmann" wenden. War er in Not, ging er nie ungetröstet von ihm. So ist denn auch nie ein Streik bei Hoffmanns gewesen, auch nicht unter dem Sohne Eduard Hoffmanns, bis es 1919 einmal auswärtigen Hetzern gelang, die Belegschaft in den Ausstand zu treiben.

Im Jahre 1862 zerstörte ein Brand die erste Fabrik; mit bewundernswerter Schnelligkeit erstand unter Hoffmanns persönlicher Leitung eine neue, vergrößert, vielfach verbessert, mit vielen neuen Nebenbetrieben. So entstanden nacheinander eine Reismühle, Anlagen zum Waschen und Trocknen der Stärke, eine Holzschneiderei, Kistenfabrik, Pappefabrik, eine Kartonnage, Gasanstalt, Verwaltungsgebäude u. a. Und das alles ging bei einem abermaligen Brande am 1. Januar 1881 wieder in Flammen auf. Acht Tage dauerte der Brand; weit umher im Lande war die Nacht taghell erleuchtet von der ungeheuren Lohe. Und abermals erstand das Werk unter der unmittelbaren Leitung Eduard Hoffmanns in wunderbar kurzer Zeit wie ein Phönix aus der Asche noch größer, vollkommener und schöner als vorher. Bei den Aufräumungs- und Wiederaufbauarbeiten wurden nach Möglichkeit auch die Fabrikarbeiter beschäftigt, damit die Leute in der Zeit, wo der Betrieb stillstand, „doch auch etwas hatten" (Hoffmanns eigene Worte). Zu den vorhandenen Betrieben kamen noch hinzu eine Buchdruckerei, eine lithographische Anstalt, eine galvanoplastische Werkstätte und eine Sodafabrik. Nach kaum einem halben Jahre war der Betrieb wieder in vollem Gange, wirbelte aus hohem Schlot der Rauch der Fabrik über die Gegend und zogen Hunderte von Arbeitern, z. T. aus weiter Ferne, stolz zu „ihrer Fabrik". Denn diese war jetzt die größte Stärkefabrik der Welt geworden. Damit war Eduard Hoffmanns Lebensideal erfüllt. Freilich, um welchen Preis!

Sein Leben hatte er darangesetzt. Alle seine Gedanken, sein Sinnen und Trachten waren nur auf dieses sein Werk gerichtet, und in dieser rastlosen Arbeit, diesen Sorgen und Kämpfen hatte er seine Kräfte vor der Zeit verbraucht. Wie mancher, der das stolze Werk vor sich in endloser Weite sich dehnen, das vornehme Wohnhaus neben dem Fabrikeingange liegen sah, mag wohl gedacht haben: „Wer doch auch so reich wäre wie Herr Hoffmann!" Sollte man's glauben, daß gerade dieser Mann zeitlebens von Geldsorgen gequält worden ist? Bei seinem Streben nach Vergrößerung des Betriebes und Verbesserung seiner Einrichtungen ging er fast immer über die verfügbaren Mittel hinaus und mußte ständige Vorwürfe seiner Bremer Verwandten hören, die seine hochfliegenden Pläne nicht immer finanzieren wollten, wenn sie ihn auch zuletzt doch nie im Stich gelassen haben. Ihm war es einfach unmöglich, eine Verbesserung deshalb zu unterlassen, weil sie Geld kostete. „Geld spielt keine Rolle; sind Sie nur auch sicher, daß es geht?" pflegte er dann zu sagen. — Erwähnt soll nur noch werden, daß er auch ein wesentliches Verdienst sich um den Bau der ersten lippischen Eisenbahn verworben hat, den er mit

seinem Verhandlungsgeschick und einem namhaften Zuschuß sehr zu fördern wußte.

Rastlos! Dies eine Wort kennzeichnet am besten Eduard Hoffmanns Lebensweise. In Berlebeck, wo er sich das Landhaus Johannaberg erbaut hatte, legte er in den achtziger Jahren ein Sägewerk an, um das Holz für die Kistenfabrik billiger zu bekommen. Oft haben wir ihn da gesehen, wie er mit seinem Gespann im Fluge durch Detmold, die Neustadt hinauf am Büchenberge vorbeiraste, im Wagen stehend und nach vorn spähend, als könnte er, dem die Zeit so kostbar war, den Lauf der Pferde beflügeln. Und nicht nur spätabends und frühmorgens ließ er sich die Posteingänge zur Durchsicht reichen, auch des Nachts mußte ihm durch einen Schlitz in der Wand neben seinem Bett ein Bericht aus dem Betriebe zugestellt werden.

Daß bei solchem Tageslauf keine Zeit blieb für ein ruhiges und behagliches Familienleben, ist nur zu begreiflich. Und doch hatte dieser Mann Sinn für Familienglück und -freude. Mit inniger Liebe hing er an seinen Kindern. Der später in Corbach verstorbene Rektor Schierholz, der längere Jahre Hauslehrer bei den Hoffmannschen Kindern war, hat mir einst tief ergriffen erzählt, wie dieser große Mann, dessen Geist so viele Pläne und Sorgen bewegten, doch ein so tiefes Verständnis hatte für die Entwicklung seiner Kinder und für die Eigenart eines jeden von ihnen, und wie er klagte, wenn wieder einer seiner Söhne das elterliche Haus verlassen mußte, um eine auswärtige Schule zu besuchen, und der Vater „den nun auch nicht mehr hatte".

Auch für Erholungs- und Badereisen fand der rastlos tätige Mann keine Zeit, und nachdem er zwei Schlaganfälle überstanden hatte, erlag er dem dritten am 16. Dezember 1894, also erst 62 Jahre alt. Auf dem Friedhof neben der Fabrik, nur wenige Schritte von seiner Wohnung entfernt, bereitete man ihm seine letzte Ruhestätte, wo der Lärm der Fabrik gedämpft zu ihm herüberdringt, und das Brausen der Dampfturbinen und das Sausen der Zentrifugen ihm zu einem nie endenden Schlummerliede wird.

Dem Eingange zur Fabrik gegenüber steht auf einem Postament Hoffmanns Büste. Dies Denkmal haben ihm seine Arbeiter gestiftet aus dem innersten Empfinden heraus: Eduard Hoffmann war doch unser Wohltäter!

Wilhelm und August Klingenberg (1835 – 1913)

Begründer der Lithographischen Kunstanstalten in Detmold

Man wird von den Brüdern Klingenberg, im besonderen von Wilhelm, dem jüngeren, nicht sagen können, daß sie in der erfolgreichen Laufbahn ihres Wirkens nur vom „Glück" begünstigt gewesen wären oder daß sie allein von ihm aufwärtsgetragen worden seien. Die Wirklichkeit sah jedenfalls ganz anders aus. Wilhelm Klingenberg entstammte wie sein Bruder August bescheidenen kleinbürgerlichen Verhältnissen. Sein Vater betrieb mit redlichem Fleiß eine ausgedehnte Buchbinderei und gab seinen Kindern eine treffliche Erziehung. Wilhelm wurde Kaufmann und zunächst, wie er selbst sagte, „Ellenriker". Später vertauschte er damit den Buchhandel und gründete 1868 in Detmold die Buchhandlung an der Ecke der Langen und Exterstraße. Durch Freundlichkeit und Kulanz erwarb er sich bald eine größere Kundschaft. Durch sie veranlaßt und aus Tatendrang getrieben, gründete er zu Mitte 1870 als Gegengewicht gegen den konservativen „Lippischen Volksboten" und die fortschrittliche „Lippische Post" ein nationalliberales Wochenblatt unter Leitung eines ungenannten Juristen und unter versprochener Mitarbeit studierter Herren in Lemgo. Als bald der Krieg von 1870 ausbrach, trafen diese Kreise die Einrichtung, daß die Depeschen vom Kriegsschauplatz sofort bei Klingenberg einliefen und in dessen Schaufenster ausgehängt wurden, was dankbar begrüßt wurde. Als der Krieg beendet und die deutsche Nation geeinigt daraus hervorgegangen war, stellte das nationalliberale Wochenblatt sein Erscheinen mit der Begründung ein, das Nationale sei nun erreicht, es gelte jetzt, das Liberale zu betätigen. Hauptgrund war aber wohl der, daß die Arbeit dem Herrn in Detmold zuviel wurde und die Herren aus Lemgo nicht genügend mithalfen.

Um diese Zeit trat in dem Leben Klingenbergs ein entscheidendes Ereignis ein. Am 14. August 1870 hatten die Meyer-Helwings auf dem Schlachtfeld von Colombey den Erben und Inhaber der altehrwürdigen Meyerschen Hofbuchdruckerei verloren. Die Mutter des hoffnungsvollen Clemens Helwing verkaufte das gesamte Druckerei- und Verlagsunternehmen, dem damals schon eine lithographische Kunstanstalt angeschlossen war, an Wilhelm Klingenberg, der neben dem Detmolder Buchladen auch noch einen solchen in Lemgo besaß. Mit dem Meyerschen Geschäft hatte Klingenberg den Verlag des schon seit hundert Jahren erschienenen „Lippischen Regierungs- und Anzeigenblattes" erworben. Es war unpolitisch. Da versah es Klingenberg zu Johanni 1872 auf Wunsch des Ministers von Flottwell mit einem politischen „nichtamtlichen Teile", in dem besonders gegen die von Franz Hausmann in der „Lippischen Post" vertretene Politik Stellung genommen wurde. Obwohl Klingenberg hierbei weniger aktiv war, fiel doch viel auf seinen Namen, da er als Redakteur zeichnete, ab. Sein Geschäft hatte aber durch die Maßnahmen sehr gewonnen. Da er aber, obwohl von je und durch das Leben hindurch treu gemäßigt liberal, an dem politischen Leben keinen sonderlichen Gefallen fand, legte er die Schriftleitung in andere Hände. Er selbst gab sich mit anerkennenswerter Tatkraft seinen Geschäften hin. Die Klingenbergsche Buchhandlung in Detmold verkaufte er an Hans Hinrichs, die in Lemgo an Ernst Ohle. Neben seinem Buchdruck betrieb er auch bald Buntdruck und Etikettenfabrikation im großen, besonders für die Hoffmannschen Stärkefabriken, für die Pecherschen Keksfabriken und Brüggemeyer. Um diesen lukrativeren Zweig der Druckerei auszubauen, im weiteren Deutschland und in der Welt ein Absatzgebiet für lithographische Erzeugnisse zu erschließen, verkaufte er seine Meyersche Verlagsbuchhandlung an Denecke, und als sich seine Fabrik in ungewöhnlicher Weise vergrößerte, auch die Meyersche Buchdruckerei mit Einschluß der aus dem Regierungsblatt hervorgegangenen „Landeszeitung" 1886 an Max Quentin.

Trotz aller dieser Veräußerungen war ihm aber der von den Helwings um 1830 an der Leopoldstraße errichtete Gebäudekomplex geblieben. Hier entstand nun durch die Gebrüder Klingenberg (zu Wilhelm hatte sich der ältere Bruder August gesellt) ein Geschäft von Weltruf, damals das größte seiner Art auf den Kontinent. Es gewährte zahlreichen Arbeitern höherer und niederer Ord-

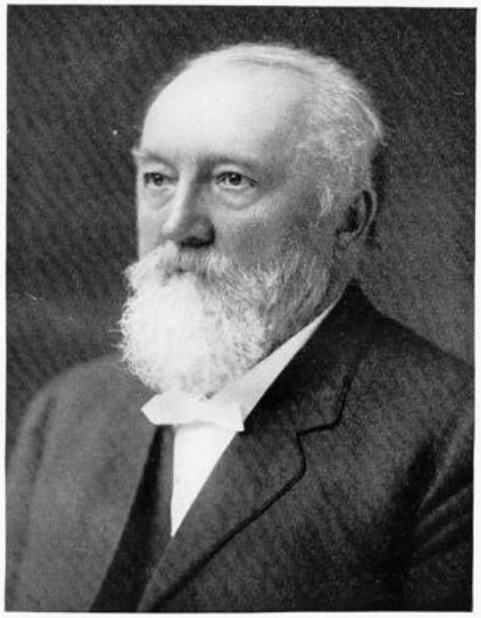
nung recht lohnende Arbeit. Im Jahre 1888 wurde Wilhelm Klingenberg auch in den Landtag gewählt. Später lehnte er indes eine Kandidatur ab. Sein Geschäft nahm ihn voll und ganz in Anspruch, und als wohlhabend gewordener Bürger suchte er in dem am Haselbach auf der Heidenschen Pivitsheide errichteten Landhaus Waldfrieden, das nachmals Alfred Tenge übernahm, Frieden und Erholung für weiteres Schaffen.

Inzwischen war die Firma „Gebrüder Klingenberg" weiter gewachsen. Durch den Eintritt großzügiger Kaufleute, die später Nachfolger der Klingenbergs wurden, befestigten sich seine Grundlagen. Ansehen und Erfolg des Hauses mehrten sich. Die Zahl der Arbeiter erreichte in den besten Zeiten über 600, wodurch allein schon die wirtschaftliche Bedeutung des von Wilhelm Klingenberg errichteten Werkes dargetan wird.

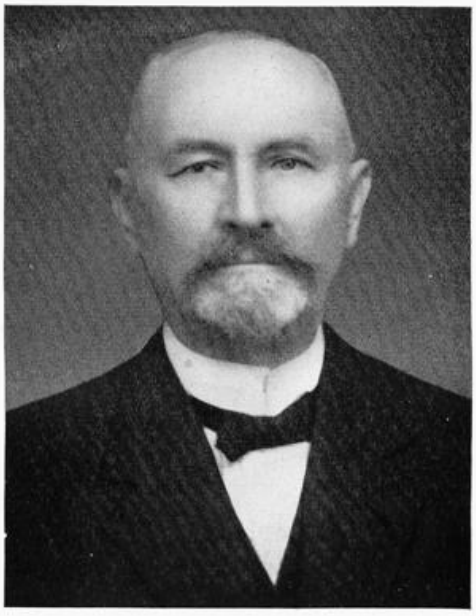
Der Ausklang des so erfolgreich begonnenen Lebens, das ihn um die Jahrhundertwende als eine der frührendsten deutschen Wirtschaftspersönlichkeiten des graphischen Gewerbes sah, war weniger glücklich. Ein männlicher Erbe blieb ihm versagt. Der einzige Sohn seines Bruder erlitt ein frühes tragisches Ende. Wilhelm Klingenberg starb siebzigjährig im Jahre 1910. Viel Bitterkeit zu erleben blieb ihm erspart. Aber in der Geschichte der Wirtschaftspersönlichkeiten der lippischen Heimat wird er fortleben als eine ihrer erfolgreichsten und um Land und Volk aufs höchste verdient.

Wilhelm Klingenberg
1835—1913

Ernst Klaßmeyer-Kirchheide
1840—1926



Rudolph Blankenburg
1843—1913



Bernhard Hausmann
1857—1927

Landesbibliothek Detmold

Ernst Klaßmeyer-Kirchheide (1840–1926)

Orgelbauer

Im Tale der Ilse, eines Bächleins, das seinen kurzen Lauf durch Wiesen und Felder zur Bega nimmt, liegt „die Kirchheide". Dem Namen wird die selbstverständliche Deutung gegeben, daß die Kirche in Talle vormals ihre schützende und besitzende Hand auf das unten im Tale liegende Ödland gelegt hätte. Heute ist Kirchheide ein Ortsname; doch sagt man nicht, jemand wohne in Kirchheide, sondern „auf der Kirchheide", „up de Kerkheue". Der Ort ist der Mittelpunkt für die umliegenden Bauerndörfer Matorf, Brüntorf, Istorf, Welstorf, ist aber nicht, wie diese und die übrigen nordlippischen Dörfer, ein geschlossener Ort. Um Schule, Post und zwei Gasthäuser gruppieren sich einige Geschäftshäuser und Handwerksbetriebe und wenige sog. Stätten, kleine Bauerngüter.

Auf einer dieser Stätten, die abseits von den vielen aus den umliegenden Dörfern nach Kirchheide führenden Wegen unmittelbar am Ilsebach liegt, wurde Ernst Klaßmeyer am 2. Februar 1840 geboren. Der landwirtschaftliche Betrieb war zu klein, um die Existenz der väterlichen Familie zu sichern. Vater Klaßmeyer war noch nebenbei Zimmermeister, der auf den umliegenden großen Bauernhöfen gelegentliche Hausreparaturen ausführte. Er muß jedoch ein geschickter Mann gewesen sein; im Winter betätigte er sich als Spinnradmacher, mit einer Arbeit, die ihm ausreichende Beschäftigung und guten Verdienst brachte; denn seine Spinnräder galten in der weiten Umgebung als die besten und hübschesten. Und Ernst war schon als Junge ein guter Gehilfe, ihm schien der Beruf des Spinnradmachers vorgezeichnet zu sein. Doch trat eine besondere Eigenschaft bald bei Ernst zutage: Er war musikalisch. Er tat das, was jeder Dorfjunge im Frühsommer tut; er schnitzte sich aus den an der Ilse wachsenden Weidezweigen „Flötepiepen", eine nach der anderen, die immer besser und vollkommener wurden, auf denen sich von ihm regelrecht Volkslieder und Choräle spielen ließen.

Doch nach den Liedern und Spielen der Jugend trat recht früh der Ernst des Lebens an ihm heran. Wie vormals fast jeder lippische Dorfjunge mußte auch Ernst Klaßmeyer, nachdem er konfirmiert und aus der Dorfschule entlassen worden war, mit auf die Ziegelei. Das war ein hartes Los, das aber als selbstverständlich vom 14. Lebensjahre ab getragen wurde; fernab von Angehörigen und der Heimat mußte von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang harte Arbeit verrichtet werden. Für Erholung waren nur die Sonntage da, und da trat Ernst Klaßmeyer, der Jüngste auf der Ziegelei, in Aktion. Denn niemand verstand so gut wie er das Zieglerklavier, die Ziehharmonika, zu handhaben, und auf den umliegenden Ziegeleien wurde bald bekannt, daß er nicht nur spielen konnte, sondern auch solche Harmonikas, die von allzu kräftigen Händen mehr mißhandelt als gespielt waren, wieder zum Spielen bringen konnte.

Nach dem harten Sommer kommt für den Ziegler der schöne Winter in der Heimat, die Gemütlichkeit des Hockens hinter dem Ofen, unterbrochen von der gelegentlichen Arbeit des Dreschens, des Holzklaubens und von den schönen Festen, dem Schlachtfest, dem Tanzfest und den Hochzeiten. Ernst Klaßmeyer muß immer dabei sein, wenn's in den Dörfern im Tale ein Fest gibt, denn er spielt die alten und neuen Tänze wie der Teufel. Und er verdient sich ein paar Taler damit — der Sommerverdienst von der Ziegelei mußte an den Vater abgeliefert werden. Von diesen Hochzeitstalern kaufte er sich in Lemgo ein ausgedientes Tafelklavier, das er sich im schlimmsten Schneewetter selbst nach der Kirchheide schaffen muß. Doch Kosten und Mühe haben sich gelohnt; es zeigt sich bald, daß der alte Kasten durchaus nicht unbrauchbar war, er hat nur ein paar Fehler und Mängel, die eine gute Gelegenheit für die Geschicklichkeit des jungen Klaßmeyer bieten, sie in kurzer Zeit zu beheben, wodurch er in den Besitz eines Musikinstrumentes gelangt ist, auf dem er sich seiner Liebe zur Musik ganz anders hingeben kann, als auf dem Zieglerklavier, das allerdings weiterhin zu spielen auch nicht zu verachten ist.

Der Erwerb und die Wiederherstellung des alten Tafelklavieres bereitet die entscheidende Wendung im Leben des jungen Klaßmeyer vor.

Der Vater hat ein Einsehen; es ist allerdings ein schwerer Entschluß, auf den geschickten Jungen, der ihm in seinem Betriebe ein zuverlässiger Gehilfe in Arbeit und Verdienst ist, verzichten zu müssen. Er gibt die Erlaubnis, daß Ernst als Lehrling zu Theodor Mann, dem Klavierbauer in Bielefeld, geht. Damit ist endgültig sein Lebensweg bestimmt, er wird Instrumentenmacher, nachdem er von der Hirtenflöte über das Ziegler-klavier bis zum Klavier sich vorgearbeitet hatte, bis zu diesem edlen und vornehmen Instrument. Doch das vollkommenste Musikinstrument, die Königin, ist die Orgel. Dem Streben Klaßmeyers genügt es deshalb nicht beim Klavier, er geht bald zu dem Orgelbauer Kramer in Osnabrück in die Lehre, und nach der Lehre zur weiteren Ausbildung zu dem „Altmeister der Orgelbaukunst" Ladegast in Weißenfels. Das ist ein Glücksfall, denn bei dem anzukommen, ist nicht jedem möglich. Ladegast erkennt bald, daß er in dem jungen Gehilfen einen hochbegabten Vertreter seines Faches gewonnen hat, dem er die schwierigsten und verantwortungsvollsten Aufgaben anvertrauen darf. So ist Ernst Klaßmeyer gerade in Wien damit beschäftigt, eins der schönsten und besten Erzeugnisse der Ladegastschen Werkstatt aufzustellen, als ihn eine Nachricht aus der Heimat erreicht, die ihn zu einem entscheidenden Entschlusse führt. In seiner heimatlichen Kirchengemeinde Talle plant man die Beschaffung einer neuen Orgel für die Kirche. Klaßmeyer bewirbt sich um den Bau und die Lieferung dieses Werkes. Fast hätte sich auch an ihm die Wahrheit des alten Wortes erprobt: Kein Prophet ist angenehm in seinem Vaterlande. Trotz mancher Widerstände erhält er den Auftrag, der ihn nach arbeits- und lehrreichen Wanderjahren in die Heimat zurückführt.

Das war der zweite Wandepunkt in seinem Leben, als sich Ernst Klaßmeyer im Jahre 1872 selbständig macht. Er ist fast ohne Mittel; das zwingt ihn, seine Werkstatt in seinem Heimatdorfe auf väterlichem Grund und Boden einzurichten, in der Gemeinde, für die er sein erstes selbständiges Werk schaffen soll. Das Werk gelingt, und der Zufall, daß gerade seine Heimatgemeinde ihm den ersten Auftrag einbringt, hat die nachmals in Fachkreisen berühmte Orgelbauanstalt in Kirchheide, in dem unbedeutenden kleinen lippischen Dorfe, erstehen lassen.

Der Orgelbau ist ein Gewerbe, das kaum die Möglichkeit bietet, daraus ein großes wirtschaftliches Unternehmen zu entwickeln. Aber der Orgelbau erfordert einen Künstler, und Ernst Klaßmeyer war eine künstlerische Natur, die den Ehrgeiz und die Fähigkeit hatte, aus seiner Werkstatt nur Kunstwerke hinausgehen zu lassen. Mit dieser Eigenschaft verband sich, wie das bei Künstlern nicht immer der Fall ist, ein verbindliches Wesen im Umgang mit Menschen, besonders mit solchen, mit denen er geschäftlich zu tun hatte, und — kaufmännische Fähigkeiten. Alles das hat dahin geführt, daß die Orgelbauanstalt von Ernst Klaßmeyer bald zu den angesehensten ihrer Art in Deutschland gerechnet werden konnte und zu der bedeutendsten in Westdeutschland wurde, trotz der ungünstigen Lage in einem lippischen Dörflein, fernab von den Verkehrswegen. Für die Orgelbauanstalt in Kirchheide warb fast ausschließlich die starke Persönlnchkeit ihres Gründers und Leiters. Selbstverständlich ist auch die glänzende wirtschaftliche Entwicklung unseres Vaterlandes nach der Neugründung des Kaiserreiches dem Werke Klaßmeyers zugute gekommen; besonders der industrielle Aufschwung Westdeutschlands, das rapyde Wachstum der dortigen Wohnplätze boten ihm reiche geschäftliche Möglichkeiten, die er auszunutzen verstand. Die gewonnenen Erfahrungen führten ihn zu manchen Erfindungen und Verbesserungen. So wandte er als einer der ersten Orgelbauer die pneumatische Verbindung von der Taste zur Orgelpfeife — statt der früher üblichen durch Holzleisten (Abstrakte) — an, eine Verbesserung, die eine revolutionäre Umwälzung im Orgelbau darstellte.

Viele hundert Orgeln sind aus der Klaßmeyerschen Werkstatt hervorgegangen: man findet sie in allen Gauen Deutschlands. Auch über die Grenzen Deutschlands hinaus gingen die Werke, ja, bis nach Südamerika, nach Argentinien und bis nach Kleinasien, nach Smyrna. Sein Gewerbe brachte es mit sich, daß Ernst Klaßmeyer ein Wanderer in allen Welten wurde und der es verstand, sich überall zurechtzufinden. Sein Leben bestand bis in sein hohes Alter hinein in dem ständigen Hin und Her zwischen Kirchheide und den Dörfern und Städten, in denen es galt, mit Pfarrern, Organisten und Kirchenvorständen zu verhandeln, die Werke seiner Werkstatt aufzubauen und sie später einer ständigen Kontrolle zu unterziehen. Doch die heimatliche Scholle war der Haltpunkt seines Lebens. In seinem väterlichen Hause, das trotz der notwendigen Erweiterung seinen ländlichen, bescheidenen Charakter bewahrt erhalten hatte, wurden die neuen Pläne ausgearbeitet, wurde die Arbeit der Gehilfen, von denen seine Söhne die tüchtigsten und kunstreichsten waren, überwacht; hier auf Heimatboden galt es aber auch auszuruhen, sich davor zu bewahren, daß die

Hast nach Erfolg und dem Geschäft nicht den ganzen Menschen verzehrt; hier sah er seine Aufgabe, die kleine Ackerwirtschaft zu leiten und an dem Ilsebach Forellenzucht zu betreiben. — Äußerlich machte Klaßmeyer den Eindruck eines Gelehrten oder eines Mannes mit schöngeistigen Neigungen, der anziehend zu plaudern verstand, der geschätzt wurde als ein Mensch mit großer Herzensbildung und der jeden, mit dem er zu verhandeln hatte, für sich zu gewinnen wußte. Trotz seiner geschäftlichen Erfolge blieb er der einfache, schlichte Mann, der den Weg von der Bahn zur Kirche des Ortes, in den ihn sein Beruf rief, oder von Schötmar über den Vierenberg nach Kirchheide nur zu Fuß machte, in der Hand den unvermeidlichen Regenschirm und die Reisetasche mit dem notwendigsten Reisezeug und seinem Handwerksgerät, der sich die Zeit nahm, die Schönheit der deutschen Heimat zu genießen und sich auf seinen Wegen seinen Gedanken hinzugeben. Das war vielleicht der stärkste Zug seines Wesens, die enge Verbundenheit mit seiner Heimat, seinem heimatlichen Dorfe und seiner von den Vorvätern ererbten Scholle, auf der er, als sein Biograph ihn kennen lernte, wie ein Patriarch lebte, der weltgewandte Mann, der sich hier, im Kreise seiner Familie, am wohlsten fühlte. Obwohl ihn gerade hier vom Schicksal die stärksten Schläge getroffen hatten. Der Tod entriß ihm die erste und zweite Frau, beide in jungen Jahren; die dritte war ihm bis an sein Ende eine treue Hüterin seines Hauses; seine Erdverbundenheit hatte ihn seine Frauen aus alten Bauern- und Handwerkergeschlechtern seiner Heimat wählen lassen.

Ehe Ernst Klaßmeyer im hohen Alter am 16. Januar 1926 starb, hatte er sein Werk dem Sohne übergeben müssen, der von ihm die musikalischen und technischen Fähigkeiten ererbt hatte. Er verließ ein anderes Deutschland als das, in dem seine Erfolge lagen. Er hat noch das Deutschland erleben müssen, dem der Krieg und der Zwangsfrieden die schwersten Wunden geschlagen hatten, wodurch auch das von ihm begründete Unternehmen aufs schwerste betroffen wurde. Doch seine Werke sind als Zeugen eines auf lippischem Boden gewachsenen bemerkenswerten Menschen geblieben.

Rudolph Blankenburg (1843 – 1913)

Ein Führer der Deutschamerikaner

Im Volksbegriff des nationalsozialistischen Deutschlands ist auch der Auslandsdeutsche wieder lebendig geworden. Die deutsche Heimat betrachtet ihn als den ihrigen; sie ehrt die Erinnerung an ihn, wenn er in fremden Ländern dem deutschen Namen Ehre gemacht hat. Der lippische Boden hat, besonders im letzten Jahrhundert, viele Menschen in überseeische Länder abgegeben. Und groß ist die Zahl derer, die in fremden Ländern geachtete und führende Stellungen errungen haben. Es ist eine Schuld der verklungenen Epoche, daß das Leben und Wirken verdienstvoller Auslandsdeutscher nicht festgehalten worden ist, daß die Archive der Gemeinden, Provinzen und Länder fast gar kein Material über das Wirken dieser Auswanderer enthalten. Hätte es nicht hier und da volkskundlich interessierte Männer und Frauen gegeben, die wenigstens den einen oder anderen im Schrifttum festgehalten hätten, dann gäbe es überhaupt kein Material als Grundlage für den systematischen Aufbau des Auslandsdeutschtums.

Deshalb darf das Lebensbild eine Lippers in USA. nicht fehlen, der in dem wirtschaftlichen Leben der Vereinigten Staaten dereinst eine große Rolle gespielt hat: Rudolph Blankenburg aus Barntrup-Hillentrup. Die Blankenburgs erfreuen sich ja in Lippe eines sehr geachteten Namens. Sind sie auch nicht vom Stamme der „Urlipper", so ist ihre Familie doch durch mehrere Generationen im Lande heimisch geworden.

Der Vater Rudolph Blankenburgs war Pastor in Barntrup, als ihm am 16. Februar 1843 sein Sohn Rudolph geboren wurde. Der Knabe war drei Jahre alt, als Pastor Blankenburg durch den Fürsten Paul Alexander nach Hillentrup berufen wurde, wo er bis Ende der siebziger Jahre als Seelsorger gewirkt hat. Sein Sohn Rudolph verlebte in Hillentrup die frohe, schöne Kinderzeit. Um der Heimat dankbar zu sein, um das Andenken des edlen Vaters zu ehren, stiftete er der Gemeinde um die Jahrhundertwende, als ein neues Gotteshaus gebaut wurde, die prächtige, schön geschnitzte Kanzel. Bis zu seinem 14. Jahre blieb Rudolph Blankenburg im Elternhaus. Dann kam er auf das Realgymnasium nach Lippstadt, vom Vater dazu bestimmt, gleich ihm Geistlicher zu werden. Die Neigungen des Sohnes gingen aber nach der kaufmännischen Richtung. Er bestimmte seinen Vater, ihn Kaufmann werden zu lassen, trat bei einem Bank- und Speditionshaus in die Lehre und folgte schon im Jahre 1865 der Einladung seines ehemaligen Hillentruper Hauslehrers nach Amerika, wohin damals ja so viele Lipper auswanderten. Nicht weil sie Abenteuerlust hinaustrieb, sondern weil die deutsche Heimat mit ihren gebundenen wirtschaftlichen Verhältnissen, mit ihrer politischen Spaltung und Zerrissenheit gerade den vorwärtsstrebenden Kräften und Talenten geringere Betätigungsmöglichkeiten bot. Auf der Farm seines väterlichen Freundes aus dem Elternhaus blieb Rudolph Blankenburg einige Wochen als Gast. Dann nahm er in einem der größten Philadelphiaer Fabrikhäuser eine Stellung an und verblieb in ihr ein ganzes Jahrzehnt. Er wurde selbständig und gründete später die so berühmt gewordene Firma Blankenburg & Co. Von vornherein waren dem tüchtigen Kaufmann Erfolge beschieden, und als er sich nach 25 Jahren zurückzog, da war er, wie man zu sagen pflegt, ein gemachter Mann. Aber nicht um der Ruhe zu pflegen im gewöhnlichen Sinne, um nichts zu tun, hatte sich Rudolph Blankenburg vom Fabrikleben zurückgezogen, sondern er wollte nun vorwiegend seinen öffentlich-politischen Neigungen leben, zu deren Betätigung ihm als Kaufmann vordem die Zeit gefehlt hatte. Die Bürger Philadelphias, insonderheit auch die zahlreichen Deutschen der Stadt, schenkten dem Sohne der niedersächsischen Erde Vertrauen. Ihnen schien er unter den damals korrupten Verhältnissen Philadelphias als der rechte Mann, den Augiasstall der Philadelphiaer Verwaltung mit eisernem Besen reinzukehren. Und so wurde er nach einem beispiellos heftigen Wahlkampf 1911 zum ersten Bürgermeister gewählt.

Nach kaum zweijähriger Wirksamkeit hatte er viel erreicht. Die Verwaltung war von Grund auf reorganisiert, die Finanzwirtschaft der Riesenstadt auf gesunde Grundlagen gerückt. Neben der ungeheuren vielseitigen Arbeit als Bürgermeister fand Rudolph Blankenburg Zeit und Muße zu ausgedehnter publizistischer Tätigkeit in Zeitungen und Zeitschriften, zu tätiger Mithilfe in der großartig organisierten öffentlichen Wohltätigkeit.

1867 heiratete Rudolph Blankenburg Lucretia M. Longshore aus einer frommen Quäkerfamilie, mit der er in glücklichster Ehe verbunden war. Auf den Werdegang ihres Mannes hat die fromme Frau nachhaltigen Einfluß ausgeübt. Leider wurden dem Ehepaar die ihm geschenkten drei Kinder wieder durch den Tod entrissen, so daß ihr Leben einsam verlief. Aber einen Ersatz haben sie gefunden in der Liebe und Verehrung der deutschen Landsleute nicht nur, sondern auch in der Zuneigung der Bürgerschaft Philadelphias.

Rudolph Blankenburg ist von Herz und Sinn ein hingebender Bürger der großen Union gewesen. Dem neuen Vaterlande hat er treu gedient. Und doch hat er sich für das Land der Jugend, für die Höhen und Täler des Rosenlandes, wo seine Wiege stand und sein Vater wirkte, Liebe und Dankbarkeit, wahre innere Anhänglichkeit bewahrt. In der Erinnerung unseres Landes lebt er fort.

Gustav Küstermann (1850–1919)

Ein erfolgreicher Deutschamerikaner

Nächst Rudolph Blankenburg hat es Gustav Küstermann in den Vereinigten Staaten von Nordamerika zu Erfolg, Ruhm und Ansehen gebracht. Nächst Blankenburg und vielen anderen Söhnen der lippischen Heimat war er eine Zierde des Deutschtums in jener „Prosperity" der Unionstaaten, wo gar mancher die Berge und Täler einer bescheidenen aber schönen Heimat vergaß und Wert darauf legte, in erster Linie Nord- oder Lateinamerikaner zu sein oder hundertprozentiger Engländer im weltbeherrschenden britischen Imperium. Küstermann hat sich nicht nur in den Jahren der mühsamen Aufwärtsentwicklung, sondern auch auf der Höhe seiner wirtschaftlichen und politischen Erfolge als Lipper gefühlt. Wie oft hat er sich nach der Heimat gesehnt, wie oft hat er sie besucht. Zuletzt noch im Jahre 1910, als er dem Repräsentantenhause der Vereinigten Staaten angehörte. Damals, nach dem frühen Tode seines Schwiedersohnes Ferdinand Wessel, des Begründers der ersten lippischen Straßenbahnen und des ersten lippischen Elektrizitätswerkes, machte er der Stadt Detmold das von den Stadtverordneten und Stadtvätern leider abgelehnte Angebot des Eigentumsüberganges des Werkes und der Bahnen in ihren Besitz, eine Kurzsichtigkeit, die für Detmold seitdem äußerst nachteilig gewesen ist und die Stadt bis auf den heutigen Tag in unerwünschter Abhängigkeit von der Überlandzentrale erhalten hat. Wenn Gustav Küstermann die Stadt und das Land seiner Vorfahren aufsuchte, dann waren es nach seinen oft gemachten Bekundungen Tage des Glückes, der Freude und der Erholung. Aus dem lippischen Boden und Menschentum zog er allemal die Kräfte zur Weiterarbeit in einem für ihn so außerordentlich groß gewordenen wirtschaftlichen Aufgabenkreis.

Gustav Küstermann war am 24. Mai 1850 in Detmold geboren. Nach Absolvierung des Realprogymnasiums seiner Vaterstadt trat er in das Kontor eines überseeischen Geschäfts in Hamburg in die Lehre. Im Alter von achtzehn Jahren kam er mit seinem älteren Bruder Carl und verschiedenen lippischen Freunden nach Green Bay in den Vereinigten Staaten, das war 1868. Seine erste Stellung war in der Eisenwarenhandlung von St. Louis, Case u. Co. Dann wurde er Buchführer bei Robinson Bros, die neben ihrem Papier- und Buchladen eine Druckerei besaßen und Herausgeber der Advocate waren, der damals leitenden Zeitung der Stadt.

In 1871 gründete er zusammen mit Louis Neese und Erastus Root in Green Bay eine Druckerei mit Papier- und Buchhandel. Im Laufe der Zeit schied erst Root und dann Neese aus, und Küstermann war bis zum Eintritt seines jüngeren Bruders Robert alleiniger Inhaber der Firma, ebenso wieder von 1894 bis 1902, in welchem Jahre er das Geschäft aufgab. In den sonstigen geschäftlichen Unternehmungen, an denen der Verstorbene sich beteiligte, diente er der Citiens National Bank, der Green Bay Cornice und Corrugating Co., der Paper Novelty Co. und der Horseshoe Co. jahrelang als Direktor.

Auch Küstermanns politische Tätigkeit war eine vielfache und, wie seine geschäftliche, eine erfolgreiche. Er diente Green Bay als Stadtverordneter und als Vertreter in der County Board, ferner als Stadtschatzmeister. In 1892 ernannte ihn Präsident Harrison zum Postmeister von Green Bay, welches Amt er vier Jahre innehatte und mit dessen Führung er seinen Bruder Carl betraute. Von 1901 bis 1907 gehörte er der State of Control an, der die Beaufsichtigung der staatlichen Wohltätigkeits- und Strafanstalten oblag und deren Vorsitzender Küstermann drei Jahre lang war.

Hatte er seiner Stadt, dem County und dem Staat treu und gewissenhaft gedient, so war es natürlich, daß ihn das Vertrauen seiner Wähler von 1908 bis 1912 zur Vertretung des neunten Distrikts in das Repräsentantenhaus des Bundeskongresses nach Washington schickte. Dort wirkte er mit dem ihm eigenen enormen Eifer, den er stets seiner Aufgabe schenkte, für den Ausbau der amerikanischen Schiffahrt und manche andere nützliche Vorlagen.

Am 25. Dezember 1919, in der für seine deutsche Heimat schwersten Zeit, starb er. An seinem Grabe kam noch einmal zum Ausdruck, was er den lippischen Landsleuten, deutschen Menschen in den Staaten, seinem Adoptivlande und den humanitären Bestrebungen gewesen ist. Er verdient es, daß sein Andenken auch in der lippischen Heimat lebendig bleibt.

Bernhard Hausmann (1857–1927)

Begründer der Blomberger Holzindustrie

Von den großen für das Gemeinwesen oft einflußreichen Zünften der Stadt Blomberg hatten sich bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts nur die der Schuhmacher und die der Stuhlbauer, welch letztere mit den Tischlern und Schreinern eine Gilde bildeten, hindurchgerettet. Die der Leineweber und der Zeugmacher waren schon vorher zum Erliegen gekommen. Innere Streitigkeiten in den Zünften und eine gewisse Erstarrung in den Gewerbebetrieben trugen zum Niedergange des Handwerks, das ehemals „goldenen Boden" hatte, bei. Auch die neuen Reichsgesetze, die das 1871 erstandene Deutsche Reich zum Schutze des Handwerks erließ und die Innungen auf eine neue Grundlage stellten, um ihnen neues Leben und neue Kräfte einzuflößen, vermochten seinen Rückgang nicht aufzuhalten. Die aufkommende Industrie mit ihrer exakten Arbeit, der Mannigfaltigkeit ihrer Erzeugnisse und der billigen Herstellung gab ihm den Rest.

Da war es in Blomberg Bernhard Hausmann, der den Notstand der Stuhlbauer erkennend, durch Umstellung der vom Vater geerbten Sägemühle ihnen Gelegenheit gab, die Herstellung der Stühle billiger zu gestalten und sie so vor dem Untergange zu bewahren suchte. Hausmann entstammte einer alten lippischen Müllerfamilie. Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts übernahm sein Großvater Christoph aus Schieder die städtische Erbpachtsägemühle in Blomberg, mit der eine Lohe-, Öl- und Mahlmühle verbunden war. Dessen Sohn löste die Erbpacht ab, und so ging die Mühle in den Besitz der Familie über. Sein Sohn Bernhard gestaltete sie bei der Übernahme nach seines Vaters Tode im Jahre 1878 um, indem er den Lohe-, Öl- und Mahlbetrieb aufgab und die bisher nur mit Wasserkraft betriebene Mühle zu einem Dampfsägewerk mit allen Neuerungen der Zeit ausgestaltete. Grundlegend war dabei die Arbeitsbeschaffung und die Ausnutzung des in den umliegenden Buchenwäldern reichlich vorhandenen Holzmaterials. Dieses fand in überwiegender Menge bisher nur zu Heizungszwecken Verwendung. Der nun von Hausmann begonnene Holzhandel setzte die Preisgestaltung in Bewegung; kostete in den siebziger Jahren das Festmeter Buchennutzholz ca. 4,50 *M*, so wird es heute mit 20 RM. gehandelt. Auf dem Gebiete der Arbeitsbeschaffung aber hatte Hausmann mit unvorhergesehenen Widerständen zu kämpfen. Durch die Umstellung der Sägemühle in ein modernes Sägewerk war er in die Lage versetzt, den Stuhlbauern die Einzelteile der Stühle billig zu liefern. Bislang hatten diese nach altem Zunftbrauche die Bestandteile der Stühle in harter Arbeit und nach alten Mustern zugeschnitten. Nun wollte er ihnen diese schwere Vorarbeit abnehmen, damit sie ihre Zeit und Kraft in der Zubereitung der Stühle besser auszunutzen vermochten. Aber er fand anfangs nur geringes Verständnis für diese neue Arbeitsteilung. In ihrer schwerfälligen Niedersachsenart konnten sie sich nicht den Anforderungen der Neuzeit anpassen. Erst allmählig erkannten sie den großen Vorteil, der ihnen aus der neuen Arbeitsmethode erstanden war.

Im weiteren Ausbau des Sägewerks ging Hausmann um das Jahr 1890 dazu über, eine neue Holzverwendungsart einzuführen. Er stellte eine Holzschälmaschine auf, es war eine der ersten in Deutschland! Damit begann er einen neuen Industriezweig: die fabrikmäßige Herstellung des Schälholzes. Das Schälholz verarbeitete er zu Sperrholzplatten. Damit war er führend für ganz Deutschland. Die Pressen, die er dazu benötigte, konstruierte Hausmann selber. Sie waren so zweckmäßig und fein erdacht, daß man ihm ein Patent darauf anbot, aber er lehnte ab. Emsig arbeitete er an ihrer Vervollkommnung, stundenlang saß er am Zeichentisch und konstruierte, keine Mühe und Zeit scheute er, daß er oft tagelang an der Drehbank stand, bis er das Richtige und Bessere herausgearbeitet hatte. Auch die Trockenanlage war seine eigene Erfindung. Außer den Platten für Stuhlsitze wurden die Furniere zur Herstellung zylindrische Fässer benutzt; diese Fässer, die hauptsächlich zuerst in dem Versand der Erzeugnisse der chemischen Industrie Verwendung fanden, gingen in alle Welt und waren geeignet, allerorten von deutscher Gewerbekunst und deutschem Gewerbefleiß Zeugnis abzulegen. Hausmann

schwebte aber bei dem Ausbau seines Werkes zur Sperrholzindustrie besonders das Ziel vor Augen, die Sperrholzplatte für die Möbeltischlerei einzuführen. Wiederum stieß er dabei auf den Widerstand der in Betracht kommenden Handwerkerkreise. Man wollte von dem alten Brauch, massives Holz zur Möbelherstellung zu verwenden, nicht abgehen. Das Sperrholz hat doch den großen Vorteil, daß es sich nicht ausdehnt, während das massive Holz stets dem Einfluß der Temperatur und Feuchtigkeit unterworfen ist. Die Erkenntnis dieses Wertes der Sperrholzplatte, sowie die der Vielseitigkeit ihrer Verwendungsmöglichkeit, besonders aber der billigeren Herstellung, hat sich erst in der neusten Zeit durchgesetzt und ist bis ins kleinste Dorf durchgedrungen, selbst die Bautischlerei kann sich ihrer Benutzung nicht mehr verschließen. Heute arbeiten in der Blomberger Holzindustrie Hausmann 10 Schälmaschinen und 18 hydraulische Pressen. Für dieses große Werk hat Bernhard Hausmann in Verbindung mit seinem ihm treu zur Seite stehenden Bruder Ernst den Grundstock gelegt.

1913 wurde Bernhard Hausmann der Titel eines Kommerzienrates vom Fürsten Leopold verliehen.

In dem großen Werk verdienen 400 Arbeiter täglich ihr Brot. Welche Umwandlung hatte Blomberg seit Einführung der Holzindustrie erfahren. In den siebziger Jahren war es noch eine reine Ackerbürgerstadt, selbst die Handwerker trieben, um eine Lebensmöglichkeit zu haben, Ackerbau, wenn sie auch die Zubereitung ihrer ihnen gehörenden Ländereien von anderer Hand besorgen ließen. Damals zählte die Stadt ca. 2500 Einwohner, heute faßt die doppelte Zahl. Für die Mehrzahl der damaligen männlichen erwachsenen Bevölkerung bot sich in der Heimat kein Lebensunterhalt, sie mußte als Ziegler, Maurer oder Zimmermann im Sommer in harter Saisonarbeit in der Fremde ihren Verdienst suchen. Manche blieben dort wohl hängen, die meisten zogen es aber vor, im Herbst wieder in die Heimat zurückzukehren; im Winter wurde dann mit der Familie das sauer verdiente Geld verzehrt. Zur Beseitigung jenes Zustandes war Hausmann bestrebt, diesen Auswanderern in der Heimat das ganze Jahr hindurch Beschäftigung zu geben. Aber auch hier wieder hatte er es anfangs mit der Widerwilligkeit der Leute zu tun; das Wandern saß diesen Zugvögeln nun einmal im Blute: wenn der Frühling kam, schnürten sie ihren „Pucken". War die Arbeit in der Fremde auch schwer und die Kost oft schmal, von ihrer alten Gewohnheit konnten sie nicht lassen. Heute geht wohl kein Blomberger mehr, um Arbeit zu suchen, in die Fremde, sofern er nicht ein Opfer der allgemeinen Arbeitslosigkeit ist.

Hausmann war aber noch auf anderem Gebiete für die Entwickelung und das Wohl seiner Heimatstadt tätig, er hatte ein starkes soziales Interesse und ein großes Heimatbewußtsein. Als junger Mann von noch nicht 30 Jahren wurde er in die Stadtvertretung gewählt. Sein erstes Streben galt dem Ausbau der jetzigen Wasserleitung. Damals wurde das als Trinkwasser benutzte Stadtwasser vom Stadtbrunnen in einem offenen Graben, dem sogenannten Huxwiedebache, in den damaligen am Rande der Stadt gelegenen Schützenteich, der zugleich auch als Feuerteich diente, und von dort durch Rohre in die Stadt geleitet. Seine Ansicht, daß dieser Zustand, zumal der offene Graben teilweise durch die städtische Hude lief, vom hygienischen Standpunkte aus zu beanstanden sei, fand großen Widerstand, namentlich bei dem damaligen Bürgermeister, der die damalige Wasserzuführung als die beste der Welt erklärte. Wenn der Huxwiedebach aufgeräumt und gereinigt werden mußte und die Bürger zur Stadtarbeit aufgerufen wurden mit „Hallo, hallo, in de Huxwieh!", dann wurden die Blomberger oft einige Tage trockengelegt. Hausmann setzte sich aber durch: statt des offenen Grabens wurde eine Rohrleitung vom Stadtbrunnen her gelegt; heute ist diese moderne Wasserleitung eine Selbstverständlichkeit.

In Wahrnehmung städtischer Angelegenheiten ist noch eine andere Einrichtung auf Hausmann zurückzuführen, die für das Aufblühen der Stadt die allergrößte Bedeutung haben sollte: der Bau einer Eisenbahn von Schieder nach Blomberg zum Anschluß an die Bahnstrecke Hannover—Altenbeken. Freilich, die Summe, welche die Stadt dem preußischen Eisenbahnfiskus à fond perdu zahlen sollte, war für ein solch kleines Gemeinwesen wie Blomberg zu hoch. Wohl stellte die Bückeburger Hofkammer die Übernahme eines Teiles der Garantiesumme in Aussicht, im entscheidenden Augenblicke aber wurde sie durch den damaligen Domänenpächter wieder zurückgezogen. Wie sollte Blomberg allein den Betrag von 150 000 *M* aufbringen. Da war es Hausmanns Idee, um den Widerstand gegen dieses große Projekt zu brechen, durch den Erlös aus dem Verkauf des Eichenbestandes im Braunenkamp und am Eichenberge die Summe aufzubringen, zugleich wurde durch die Niederlegung des Waldes die städtische Hude nicht unwesentlich er-

weitert. Erst der Bau der Eisenbahn und die damit verbundene Verbilligung der Transportmöglichkeit war die Vorbedingung, die Holzindustrie in Blomberg lebensfähig zu machen. Die Folge war denn auch, daß sich in kurzer Zeit eine Holzverarbeitungsfabrik nach der anderen auftat und Verdienstmöglichkeit schaffte. Die Stadt nahm einen ungeheuren Aufschwung. Heute sind es neun Holzindustriewerke, die zum Aufblühen der Stadt ihr gutes Teil beitragen.

Am 8. Oktober 1927 beschloß Bernhard Hausmann nach Vollendung seines 70. Lebensjahres sein wirkungsvolles und arbeitsreiches Leben. Er war ein Mensch von scharfem Verstande, großer Erfindungsgabe, rastlosem Fleiß und solider Einfachheit, der keine Mühe und Zeit scheute, das Ziel, das er sich gesetzt hatte, zu erreichen. In Anerkennung seiner Verdienste um das öffentliche Wohl der Stadt hat die Stadtvertretung vor einigen Jahren eine der Straßen im neuerstandenen südlichen Stadtteil Hausmannstraße benannt.

Ernst Küster (1860–1909)

Begründer der Zelluloidwarenindustrie in Schötmar

Das industrielle Leben Schötmars war, wenn man diesen Ausdruck überhaupt gebrauchen will, in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts beschränkt auf zwei Keksfabriken und eine Zigarrenfabrik. Die daneben bestehenden Möbelwerkstätten konnte man kaum als Fabriken ansprechen. Der überwiegende Teil der Einwohner war in der Landwirtschaft tätig. Außerdem aber gab es in dem Ort auch eine Anzahl von Geschäften, unter denen besonders das „Küster-Haus" einen hervorragenden Platz einnahm. Bereits im Jahre 1764 hatte der Kaufmann Küster gegen Entrichtung des Professionistentalers die Konzession zum Betriebe eines Kaufmanns-Gewerbes erhalten. Seit jener Zeit war das Geschäft in den Händen dieser alten Schötmarer Familie. Die Einwohner suchten es gern auf; denn man erhielt dort neben landwirtschaftlichen Geräten, Kochtöpfen, Sämereien und allem, dessen ein Landhaushalt sonst bedarf, auch Seifen, Bürsten und Kämme und vieles andere mehr.

Als ältester Sohn von fünf Kindern erblickte Ernst Küster 1860 im Küster-Haus das Licht der Welt. In der Rektorschule in Salzuflen erhielt er eine gründliche Schulbildung, an die sich dann eine kaufmännische Lehre bei der Firma Eduard Pleßmann in Detmold anschloß. Seiner militärischen Dienstpflicht kam er in Soest nach, dann trat der junge Kaufmann in das väterliche Geschäft ein. Er nahm an dem Gemeindeleben regen Anteil, brachte es in der Schützengesellschaft bis zur Oberstwürde und sicherte sich in ihr ein bleibendes Andenken durch die im Jahre 1887 erfolgte Stiftung einer wertvollen Königskette, die bis auf den heutigen Tag jeder folgende Schützenkönig mit einer Gedenkmünze zierte.

Im übrigen arbeitete er nach wie vor im Küster-Haus, buchte Ein- und Ausgänge, verkaufte und unterhandelte mit den Lieferanten. Zu diesen gehörte auch ein Bielefelder Kammhändler, der eines Tages den jungen Küster fragte, warum er eigentlich nicht selber seine Kämme herstellen wollte. Das sei doch ein schönes, sicheres Gewerbe. „Ein Drittel der Einnahmen geht bei der Materialbeschaffung, das zweite Drittel in den Arbeiterlöhnen drauf, und das letzte Drittel können Sie als Gewinn in die eigene Tasche stecken!"

So einfach erwies sich die Kalkulation später denn doch nicht. Aber der Rat des Bielefelders war auf fruchtbaren Boden gefallen. Mit drei Arbeitern gründete der junge Küster am 18. November 1891 eine Kammfabrik und legte damit zugleich den Grundstock zu der gewerblichen Entwicklung seines Heimatortes. Anfangs war der Betrieb nur auf die Herstellung von Kämmen aus Büffelhorn beschränkt, die, ähnlich wie heute, noch vorwiegend in Handarbeit vorgenommen wurde. Obwohl der damals Einunddreißigjährige bei der Ausgestaltung seiner Fabrik mit der gleichen Energie, dem gleichen verbissenen Fleiß zu Werke ging, die für seinen Charakter überhaupt kennzeichnend waren, bot ihm doch bei seiner Unerfahrenheit in technischen Dingen der Rat Außenstehender wertvolle Hilfe und Anregung.

Kurze Zeit nach der Gründung erschien nämlich eines Tages Eduard Hoffmann, der damalige Besitzer von Hoffmanns Stärkefabriken, mit einigen Herren zu einer Besichtigung des jungen Betriebes. Für den Eindruck, den er dabei gewann, spricht, daß er Küster einen seiner bewährtesten Maschinenmeister zur Verfügung stellte. Dies war der Anfang einer anhaltenden Freundschaft zwischen den Führern beider Betriebe, die auch ihre Nachfolger verbinden sollte.

Küster selbst tat alles, um sich für die Entwicklung seines Werkes zu unterrichten. So führten ihn größere Auslandsreisen nach Paris, dem damaligen Mittelpunkt des Kammhandels, in den französischen Jura, in dem in vereinzelten Ortschaften fast jede Familie Kämme in Heimarbeit herstellte. Auf anderen Reisen besuchte er Holland und England.

In der Mitte der neunziger Jahre gewann dann das Zelluloid als Herstellungsmaterial immer größere Bedeutung. Ursprünglich als Schildpattersatz gedacht, erschloß es der Kammindustrie neue Wege. Auch der Küstersche Betrieb machte von dieser Möglichkeit Gebrauch; die damals be-

liebten Schiebepfeile, Haarnadeln und Spangen wurden in die Fabrikation aufgenommen. Auch mit der berüchtigten Feuergefährlichkeit dieses Stoffes kann es nicht so sehr weit her gewesen sein. Bis 1924 wurde es bei Gasbeleuchtung verarbeitet, ohne daß es jemals zu einem größeren Brande gekommen wäre.

Inzwischen wuchs das Unternehmen; die Zahl der Arbeiter stieg sprunghaft an bis auf 120 und mehr. Andere Zelluloidwarenfabriken entstanden in Schötmar. Über fünfzig wurden in den besten Geschäftsjahren gezählt. Die Einwohnerschaft des Ortes stieg von 2567 im Jahre 1895 auf 3525 im Jahre 1905 und betrug im Jahre 1910 4024.

Auch damals gab es Krisenjahre, auch damals machten sich die Konkurrenten durch Preiskämpfe einander das Leben schwer. Trotzdem nahm das Küstersche Unternehmen weiter eine günstige Entwicklung. Nicht nur auf den Inlandmärkten waren die Erzeugnisse begehrt, auch im Auslande wurden Absatzgebiete erschlossen, so daß schließlich ein Drittel der Produktion exportiert wurde. Und auch mit seiner Belegschaft hat der Fabrikant kaum je Schwierigkeiten gehabt. Dabei war er durchaus kein nachgiebiger Betriebsherr. Fast geizig, auch gegen sich und die Seinen, verschlossen und ernst, nur seiner Arbeit lebend, hielt er die Hand fest auf dem Geldbeutel. Seine Leute mögen dahinter doch das tiefe Wohlwollen gespürt haben, das er ihnen entgegenbrachte, wenn er ihnen z. B. durch Gewährung von Darlehen den Bau eigener Heimstätten ermöglichte.

Als Schützenoberst erfreute er sich in der Gemeinde großer Beliebtheit. Er zählt zu den Gründern des Bürgervereins, der sich während des Thronstreites so energisch für die Biesterfelder einsetzte. Im Jahre 1904, als die Erbfolgestreitigkeiten auch auf das Amt Schötmar übergegriffen hatten, stellte er sich auch einmal als liberaler Landtagskandidat zur Verfügung. Aus seinem öffentlichen Interesse heraus gründete er die jetzige Vereinsbank, die das gewerbliche Leben Schötmars nachhaltig beeinflußt hat und deren Vorstand er jahrelang angehörte.

Die Leitung eines in seinen Erzeugnissen so von den Launen der Mode abhängigen Unternehmens erfordert Beweglichkeit und rasche Anpassung an die wechselnden Forderungen der Zeit. Küster hat darin stets kaufmännischen Weitblick bewiesen. Gewiß liegt das Geheimnis seines Erfolges nicht zuletzt darin, daß er nicht allein die Fabrikation von Grund auf beherrschte und immer weiter vervollkommnete, sondern daß er es auch stets verstand, die Bedürfnisse großer Verbraucherkreise frühzeitig zu erkennen und zu befriedigen.

Im Jahre 1909 ist Küster dann, 49jährig, gestorben. In 18 Jahren hatte er ein Unternehmen aufgebaut, das Schötmar zum Mittelpunkt der deutschen Zelluloidwarenherstellung gemacht und sich trotz der Ungunst der Zeiten unter der Weiterführung seines Sohnes bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Ludwig Altenbernd (1819–1890)

Heimatdichter

× „begeisterter" – heißt es auf der Tafel!!

Vor einem kleinen Häuschen an der Grabbestraße in Detmold stehen ein paar blonde Mädel. Ein Dichter habe in dem Hause gewohnt, und eine Tafel an der Giebelwand erzähle davon. So haben sie an dem Morgen in der Schule gehört, als Gedichte des Lesebuches gelesen wurden, die von der schönen lippischen Heimat handelten. Ist dies denn nun wirklich ein Dichterhaus? Das kleinste, das bescheidenste Haus in der ganzen Straße ist es, wahrhaftig nicht viel größer als so ein altes Backhaus auf einem Bauernhofe oder gar so ein großer vierkantiger Bauernkoffer. Nur seine Lage an dem Mühlengraben mit den silberhellen, murmelnden Wellen und der altertümlichen Mühle mit dem trauten Geklapper gegenüber zeichnet das Häuschen aus, und dichtes Rebengerank mit unzählig vielen Trauben schmückt seine Giebelseite. Aber dies grüne Gerank verdeckt fast ganz auch die kleine Ehrentafel im Giebel, die man doch so gern entziffern und abschreiben möchte.

So gucken sich die Mädel vor dem Dichterhause denn fast die Augen aus, umfassen mit hellen, lachenden Blicken das ganze kleine Puppen-Dichterhaus, seine blitzenden Fenster, sein grünes Kleid, seinen lustig plaudernden Kameraden nebenan und — — ach ja, so gern möchten sie auch die Inschrift seiner versteckten Ehrentafel entziffern. Man guckt, wägt, spricht, zeigt! — —

Da öffnet sich plötzlich eins der Fenster im Häuschen, und hinausguckt nicht etwa ein Dichterkopf, nein, das ärgerlich dreinschauende Gesicht einer Frau.

„Was gafft ihr da so? Habt es wohl schon auf die Weintrauben am Hause abgesehen?"

„Nein, wir wollen nur die Inschrift am Hause abschreiben. Ein Dichter hat doch da gewohnt."

„Ach so, Altenbernd! Allerdings, der hat hier gewohnt. Aber danach sucht ihr? Wer fragt denn noch nach Altenbernd!"

Das Gesicht der Frau hat sich aufgehellt, und staunend schaut sie auf die Kinder hernieder. Behutsam greifen ihre Hände nun auch in die Weinranken und biegen sie auseinander. Und jetzt können die wißbegierigen Mädel die gesuchte Inschrift lesen: „Hier starb des Lipperlandes begeisterter× Sänger Ludwig Altenbernd, geboren zu Augustdorf 1819, gestorben zu Detmold 1890". Dankend ziehen die Kinder bald von dannen, und — — durch die Grabbestraße hastet wieder der Detmolder Alltag. — — —

„Wer fragt denn noch nach Altenbernd?" Ja, Detmold hat auf Anregung Staerckes seine Altenberndstraße in einem seiner neuen Viertel, da, wo uns auch Oesterhaus und Wienke mit ihren Namen von Straßenschildern grüßen. Aber deswegen denkt man beim Durchschreiten dieser Straße noch lange nicht immer an den Dichter Altenbernd. Denn Menschen dieses Namens gab und gibt es gar viele im Rosenlande: Bauern, Handwerker, Kaufleute, Arbeiter. Da verschwindet der Dichter gar leicht. Und wenn einer auf dem alten Friedhofe an der Meiersfelder Straße etwa zu gucken kommt auf das schlichte Efeugrab mit Kopfinschrift: „Hier ruht Ludwig Altenbernd, geb. 14. November 1818, gestorben 11. April 1890", dann denkt er wohl auch nicht gleich an eines Dichters letzte Ruhestätte. Es ist schon so, wie es Ludwig Altenbernd selbst einst schrieb:

„Versunken und vergessen.

Auf des Kirchhofs grüner Linde
singt der Hänfling wohlgemut,
droben säuseln Frühlingswinde,
keiner fragt, wer drunten ruht.

Neu die Gräser, neu die bunten
Frühlingsblüten ohne Zahl;
nur die müden Schläfer unten
weckt kein warmer Sonnenstrahl.

Unterm Moose kaum geblieben
ist die Schrift auf kaltem Stein;
und ihr Leben und ihr Lieben
kennt vielleicht nur Gott allein.

So auch Herz, nach wenig Tagen
schläfst du drüben still und gut;
wenn geendet ist dein Schlagen,
fragt wohl keiner, wer da ruht."

Versunken und vergessen! Das ist Menschenschicksal, ist auch Dichterlos.

Und doch! Noch ist nicht jede Spur dieses Menschenlebens verwehrt. Noch gibt es Alte unter uns, die den liebenswürdigen Dichter, auf dem Esel reitend, aus Detmolds Toren ziehen sahen. Noch gibt es Kinder, die gern hören und lernen was Altenbernd zu Lob und Preis seiner und unserer lieben Heimat niederschrieb. Und vor mir liegen lose Blätter, die des Dichters Hand einst selbst beschrieb. In überaus feiner und sauberer Handschrift grüßen uns da Gedichte, die Altenbernd später in dem Bande „Frühlingblüthen und Herbstblätter" sammelte. Auch nicht gedruckte, in Bleistiftschrift hingeworfene Gedichte sind dabei, und ebenfalls solche, die nach des Dichters Tode in „Reben und Ranken" erschienen sind. Es vermag einen tief zu ergreifen, so den Schriftzügen eines Dichters zu folgen, der selbst schon lange in Staub und Asche gesunken ist. Wieviel Mühe und Arbeit, Hoffen und Verzagen, Leben und Lieben schließen wohl diese vergilbten Blätter ein: Wenn wir sie auf uns wirken lassen, werden wir bald in den Bann dieses edlen und großen Menschen und liebwerten Dichters gezogen. Auch heute noch, ja heute wieder erst recht!

Altenbernds Leben war ein heldisches Leben fast von der Wiege bis zum Grabe. Noch nicht ein Jahr war er alt, als er durch einen Unglücksfall zum Krüppel wurde, gelähmt fürs Leben. Aber Lebensmut und Lerneifer durchglühten trotzdem den Jungen, der sich mit der Zeit ein reiches Wissen erwarb. Streben nach einer auch für die Allgemeinheit segensreichen und selbständigen Tätigkeit führte ihn aus dem Elternhause und der dörflichen Stille in unsere Landeshauptstadt, wo er Unterricht erteilte und eine Beamtenstelle an der fürstlichen Kammer übernahm und voll ausfüllte. Konnte er nicht hinauswandern in die geliebten Fluren der Heimat, so ritt oder fuhr er eben hinaus. Nur darauf mochte er nicht verzichten, der Mutter Natur immer aufs neue am Busen zu ruhen. Daneben erblühten Freundschaft und wohl auch Frauenliebe an des Dichters Lebenswege und machten sein Herz reich und glücklich. Dazu hatte ihm der Schöpfer ein köstliches Geschenk in die Wiege gelegt, die Gabe, dichten zu können, in wohllautenden Versen auszudrücken, was er fühlte und sann, erschaute und erlitt. Wes das Herz voll war, des ging der Mund über, und davon mußte er zeugen, wollte er auch zeugen, um auf diese Weise seinen Mitmenschen zu dienen und ihnen Wegweiser zu sein ins gelobte Land der Natur, der Heimat, der Kunst.

Als der tapfere Mensch, der trotz schwerer körperlicher Gebrechen das Leben meistert, der Volksgemeinschaft nicht zur Last fällt, ihr vielmehr zum Segen und zur Zierde gereicht und uns allen darin Vorbild sein kann, so steht Altenbernd vor uns. Und so möge er noch lange vor unserm Volke stehen!

Und der Dichter Altenbernd? Hat auch er uns heutigen Menschen noch etwas zu sagen? Gewiß, Grabbe ist tiefgreifender, aufrüttelnder, Freiligrath weitreichender als Altenbernd, aber dieser ist doch auch ein echter Dichter. Aus den Tiefen seiner Seele, aus den Tiefen deutschen Volkstums schöpft auch er, und volksliedartig schlicht sind manche seiner Gedichte. Unser Volk liebt in seinen schlicht und kindhaft gebliebenen Schichten gerade Altenbernds Art zu sehen, zu singen und zu sagen. Altenbernd gleicht in manchen Stücken unserm Zieglerdichter Friedrich Wienke, der auch in seiner Schlichtheit und Kindlichkeit dem Herzen unseres Volkes besonders nahestand und steht. Daß Altenbernd der Heimatflur immer und immer wieder Kränze flicht, erscheint uns heutigen Menschen ja wohl nicht mehr als kleinlich, überflüssig und wertlos, da uns rechte Heimat- und Erdverbundenheit als hohes Erziehungs- und Strebensziel vorschwebt. Daß er auch schöpft aus dem reichen Born des Volksglaubens, der Volkssagen und Mähren, macht ihn uns noch liebwerter, verbindet er uns doch dadurch mit Väterart und Ahnenerbe. Ludwig Altenbernd ist auch als Dichter ein Künder lippischen Bodens, lippischen Blutes, und auch dadurch kann er uns Lehrer und Führer sein.

Ludwig Altenbernd ist seit 45 Jahren tot, ist versunken und vergessen. Und doch, sein Geist lebt unter uns. Er lebt in seinen Liedern, er lebt in jedem, der die Heimat liebt wie er, lebt auch in jedem, der die Heimat liebt wie er, lebt auch in jedem, der tapfer sein Leben lebt und es stellt in den Dienst der Volksgemeinschaft, Tapferkeit, Treue, Dienstbereitschaft! Wer möchte ihnen nicht immer wieder gern begegnen, und wer möchte sie nicht mehr und mehr auch im eigenen Leben und Wirken Gestalt gewinnen sehen!

Luise Koppen (1855 – 1923)

Schriftstellerin

Aus dem Boden der lippischen Heimat und aus den Aufgaben, die sie jeweils stellte, sind in älterer und auch neuerer Zeit viele edle Frauengestalten hervorgetreten. Im Mittelalter Äbtissinnen berühmter Stifte. In den letzten Jahrhunderten Gattinnen regierender Grafen oder Vormünderinnen unmündiger Landesherren, von denen Catharina, die herzhafte und mutige Witwe Simon VII. zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, Casimire, die Frau Simon Augusts, und Pauline eine besondere Bedeutung erlangt haben. Daß das letzte Jahrhundert Frauen auch aus Adel und Bürgertum herausgestellt und berühmt gemacht hat, besagt gewiß nichts gegen die „unbekanntere" Frau früherer Zeiten. Sie ist auch in diesen Zeiten vorhanden gewesen, nur daß ihr Wirken unbekannt und im Ergebnis den Männern zugeschrieben blieb. Um so dankbarer gedenken wir der Frauen, die in Literatur und Geschichte der letzten hundert Jahre eingegangen sind, der eigenartigen Charlotte Diede aus Lüdenhausen, der Malvida v. Meysenbug aus Detmold, Marianne Weber aus Lemgo und der unvergeßlichen Luise Koppen aus Detmold. Die Luise Koppen, Tochter des Generalsuperintendenten Koppen, an den noch heute in Lippe so viele Erinnerungen lebendig geblieben sind, ist aufgewachsen als Älteste einer fröhlichen Mädchenschar, die sich im Garten, im Hof und in der Scheune des alten Dienstgebäudes in der Bruchstraße von Herzen wohlfühlte. So richtig „getollt" beim Spielen hat sie nicht, sie war ernsthafter als die lustigen Geschwister. Sie erzählte aber in der dunklen, baufälligen Scheune oder abends vor dem Schlafengehen selbsterfundene, herrlich spannende Geschichten. „Wiwi, erzähle", hieß es. Und sie erzählte. Meistens Geschichten von ganz armen, aber kreuzbraven Kindern, denen es später prachtvoll erging. Aber zuerst mußten sie unendlich viel erleiden. Luise Koppen war eine lernbegierige Schülerin, machte noch recht jung ihr Lehrerinnenexamen in Elberfeld und wurde dann als Lehrerin angestellt.

Manche ältere Detmolderin wird Luise Koppens noch gern gedenken, der geliebten Lehrerin der „Höheren Töchterschule", wie unser ausgezeichnetes Oberlyzeum damals hieß. Luise Koppen liebte ihren Beruf, sie war eine begabte, tüchtige Lehrerin. Als sich aber „die Lust zum Fabulieren" immer stärker in ihr regte, gab sie ihre Stellung auf. Später ist sie dann nach Berlin gezogen, war jahrelang in der Redaktion des „Daheim" tätig, gab die Wochenschrift „Die deutsche Frau" heraus und entfaltete als Schriftstellerin eine überaus rege Tätigkeit.

Zuerst schrieb sie nur für die Jugend, und da war sie eine jener seltenen Frauen, die von unserer Jugend und für unsere Jugend erzählen konnte, ohne sich in zierpuppenhafte Süßlichkeit oder tantenmäßige Betulichkeit zu verlieren. „Freddy und seine Freunde", „Im Lindenbaum", „Dorli", „Die Schloßkinder", „Vier Wildfänge auf Reisen", „Mauerpflänzchen", sowie das mit der ihr in menschlicher und künstlerischer Freundschaft innig verbundenen Frida Schanz zusammen verfaßte „Waldkind und Weltkind" schon verschiedenen Generationen von Mädeln unzählige Stunden der Freude geschenkt haben. Später bot sie auch den Erwachsenen mit ihren „Heiteren Bildern aus dem Bodenstedter Pfarrhaus", mit ihrem „Kleinstadtzauber", „Bubi", sowie mit ihrem „Aus der kleinen Residenz" Bücher, die von einer vornehm denkenden Frauenseele, anmutig fabulierenden Phantasie und geschmackvoll formenden Künstlerhand Zeugnis ablegten.

Stolz war sie auf die Verwandtschaft der Familie Koppen mit den Gebrüdern Grimm, die in ihrer Jugendzeit eine Zeitlang freundliche Aufnahme in einem Pfarrhaus Koppen in Kurhessen gefunden hatten. Als Briefe der Gebrüder Grimm erschienen, wurde eifrig gesucht nach einer freundlichen Erwähnung. Es fand sich aber nur Jakob Grimms Bemerkung: „Die Base Koppen kam und störte mich am Arbeiten." Die kleine Enttäuschung wurde humorvoll hingenommen. Die Gebrüder Grimm waren eben durch und durch Arbeitsmenschen. In der Familie war bekannt, daß Jakob ungeduldig geäußert hätte, als ihm

das Heiraten nahegelegt wurde: „Alles soll man tun, auch noch heiraten." Worauf Wilhelm sich zu dieser Tat entschloß. —

Mit ihrem geliebten Heimatlande Lippe blieb sie auch in Berlin eng verbunden. Den nächsten Verwandten stand ihr Haus stets offen. Die Neffen und Nichten verehrten sie von Herzen. Auch ihren Freunden schenkte sie Freundschaft im tiefsten Sinne des Wortes. Wochenlang hat sie unglückliche, enttäuschte Menschen liebevoll beherbergt. Manche dankten es ihr nicht, aber sie behielt unentwegt den Glauben an die Menschheit. Mitten im Leben der Hauptstadt stehend, schlug ihr Herz bis in die letzten Tage für ihr geliebtes Detmold. Wer sie näher kannte, den erfreute und erquickte die prachtvolle Mischung in Luise Koppen, ein den Tatsachen frisch zugewandter Verstand, eine unermüdliche Arbeitskraft, ein stets bereiter Wille zum Raten und Helfen und eine die Welt mit humorvollem Lächeln betrachtende Güte.

Die Abschiedsworte der Freundin Frida Schanz, die diese ihr bei ihrem Tode im Daheim widmete, mögen dieses kurze Lebensbild beschließen: „Nun soll ich auch dir, du liebe Tote, in unserem Daheim Lebewohl sagen. Ich kann es kaum. Schwer wie Blei liegt mir die Feder in der Hand. Und schwer liegt das Herz in der Brust. War mir's doch, als man dich in deinem langen, schmalen, kranzbedeckten Sarg durch die feinbeschneiten Tannen des schönen Waldfriedhofes zur Ruhe trug, als begrübe man dreißig Jahre meines eigenen Lebens. Wie ein „Sei bereit auch du" schimmerten die zartbelasteten Kirchhofsbäume. Dreißig Jahre! Als Vermenschlichung einer langen, fast überirdisch schönen Brieffreundschaft, die sich an ein paar Gedichtstrophen von mir geknüpft hatte, trat die schlanke, feine Mädchengestalt damals in unser stilles Gartenhaus ein. Wir sahen auf den ersten Blick: das war etwas Feines und Schönes. Und diese unter den vielen, die sich durch Blumen und liebe Briefe herangepirscht, war endlich auch einmal tintenrein. — Daß sie es nicht war, daß sie im kleinen Köfferchen neben lieblich gehäkelten Mitbringseln auch schon Manuskripte trug, hat das Entzücken des Findens dann natürlich nicht mehr trüben können. Im Gegenteil: nun war man mit Herz und Seele dabei wie beim eigenen Schaffen. In dem ersten dicken Kinderbuch, dem wonnigen Dorli, das damals während des ersten Berliner Besuchs entstand, lag schon ihre ganze goldige Art: das breite, sanfte Erzählen, das Glitzern und Funkeln ihres leisen, lieben Humors, das behagliche Ausspinnen der Schicksale. Wie bin ich mit diesem Manuskript von Haus zu Haus gejagt, bis sich in Levy und Müllers Verlag, Stuttgart, der Erkenner und frohe Bewerber ums liebe Dorli fand. Levy und Müller brachten dann noch viele solche lieben Kinderbände, das „Haus der Kobolde", „Vier Wildfänge auf Reisen", die für mich besonders entzückenden „Mauerpflänzchen".

Aber die große, ernste Überraschung kam, als Luise mir nach dem Tode ihres herrlichen Vaters, des Kirchenhauptes im lippischen Ländchen, das mit feinster Liebe literarisch niedergelegte Ergebnis seiner mündlichen, humorvollen Erzählungskunst, „die heiteren Bilder aus dem Bodenstedter Pfarrhaus" brachte. Mein Mann, der getreueste Eckart aller wahren jungen Talente, hat mir geholfen, auch dieses prächtige, über alle vorigen weit hinausgewachsene Buch bei einem unserer Verlegerfreunde (Firma Trowitzsch und Sohn) unterzubringen. Es schlug ein. Dieser klassische Pfarrhaushumor, diese leiseste Art, unglaubliche Schrulligkeiten unter heimlichem Lächeln todernst zu erzählen — das war Luise Koppen. — Es folgte dem lieben, frohen Buch dann „Kleinstadtzauber", Skizzen aus der lippischen Residenz. Und nach Jahren, den unheimlichen Kriegsjahren, die der Teuren Stein um Stein aus der jungen Neffenschar brachen, für die ihr Herz im Grunde lebte, kam jetzt eben, gerade rechtzeitig, daß sie es sehen und mit eigener Hand ihren Liebsten widmen konnte, das „Kinderleben aus einer kleinen Residenz" heraus. — Dazwischen liegt die bei Velhagen und Klasing erschienene „Katharina von Bora", ein Buch, das ich vor innerlichstem Empfinden kaum lesen kann und doch immer wieder lese. — Luise Koppen ist in den letzten zwölf Jahren ihres Lebens auch Mitglied der Daheim-Redaktion, Leiterin der „Deutschen Frau" und des „Frauenerwerbes" gewesen. Über ihr Walten auf diesen Gebieten kann ich persönlich nicht viel sagen, darin stand sie über mir. Das einstimmige Lob und Zeugnis des Redaktionsstabes aber möge hier stehen: Eiserner Fleiß und strengste Pflichterfüllung bis ans Ende."

Karl Junker-Lemgo (1850–1912)

Schöpfer des wunderlichsten lippischen Hauses

„Total verrückt", sagen die einen, „die erstaunlichste, die einzige wahrhaft originale Kunstschöpfung, die Lemgo hat", urteilen die anderen, aber daß es so etwas nicht zum zweiten Male in der Welt gibt, darüber sind alle sich einig. Beschnitztes Holz überall! Kein Fleck ist in diesem Hause an Wänden, Decken, Türen, Fenstern, an jeglichem Gerät, vom Doppelbett bis zum Kindernachtstühlchen, der nicht Schnitzwerk und Malerei trägt. Schier beängstigend der gewundene Treppenaufgang, von einem wirren Netzwerk aus geschnitzten Holzstäben übersponnen! Alle Zimmerdecken in Kassetten aufgeteilt mit Ampeln aus zierlichem Stabwerk! In dunklem Holzgrund gebettet helle runde, herz- oder bohnenförmige Flächen mit getüpfelten Malereien. Tummelplätze für Messer und Meißel die hochlehnigen Stühle, Truhen, Standuhren und Schränke aller Art, von den zierlichsten Wandschränkchen bis zu derb geschnitzten Kleiderschränken und „Sekretären", die bekrönt sind mit großartigen Bauanlagen im kleinen, mit Ecktürmen, Säulengängen, Denkmalsgruppen und Triumphbögen.

Das vielfältige Bildwerk dieses Hauses, das uns aus allen Winkeln entgegenquillt und verwirrend bedrängt, ist schwerlich irgendwo einzuordnen — man denkt an Frühgotisches, an Exotisches, Primitives, an Indien und Negerkunst —, es zeigt jedenfalls eine völlig in sich geschlossene Formensprache. Es hat Stil. Man könnte ihn Buckelstil nennen. Denn die Besonderheit der Junkerschen Ornamentik sind Buckel, Beulen und Warzen, oft zu Blütenblättern großer Rosetten geformt. Daneben wuchern zuckerhut- und bananenförmige Gebilde. Aus den gleichen Grundformen ist die figürliche Plastik entwickelt. Die Buckel sind zu bärtigen Männerköpfen und Frauenbrüsten geformt, grotesk und von ungeschlachter Häßlichkeit.

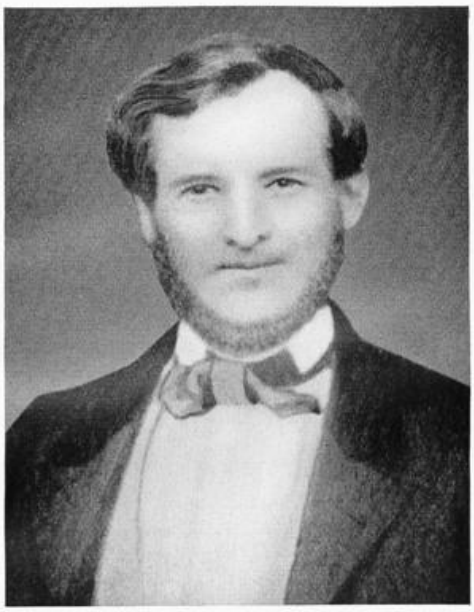
Als seelischen Ursprung der seltsamen Gestaltenwelt erkennt man bald das Erotische — Liebespaare, aber auch Elternpaare mit Kind — und das Religiös-Mystische. Die Tür eines Schrankes trägt in roher Schnitzarbeit eine Kreuzigung, an starre Frühgotik erinnernd, mit Sonne und Mond, wie auf dem Externsteinrelief. Auf einer Truhe liegt ausgestreckt der Leichnam Christi, dornengekrönt, mit Rosen auf der Brust, umgeben von den Werkzeugen der Kreuznagelung. Der Körper ist plump, im Organischen naturfremd, mit zu kurzen Armen und Beinen, doch nicht ohne Ausdruckskraft — wie eine Skulptur der Frühgotik.

Stärker als bei der stilisierenden Ornamentplastik befremdet uns Junkers mangelhafte Beherrschung der Naturform in seiner Malerei. Alles ist verzeichnet und verzerrt an diesen auf lichtem Grund in zarten Farben hingetupften Gestalten thronender Gottheiten oder seliger, liebender Menschen, die sich im Reigen die Hände reichen, Trinkschalen heben, sich zärtlich umfangen. Es ist ein Elysium, die Wunschwelt eines Einsamen. Unter dem krassen Unvermögen des Künstlers ahnen wir die Tragik des Menschen.

Wer war dieser Mensch?

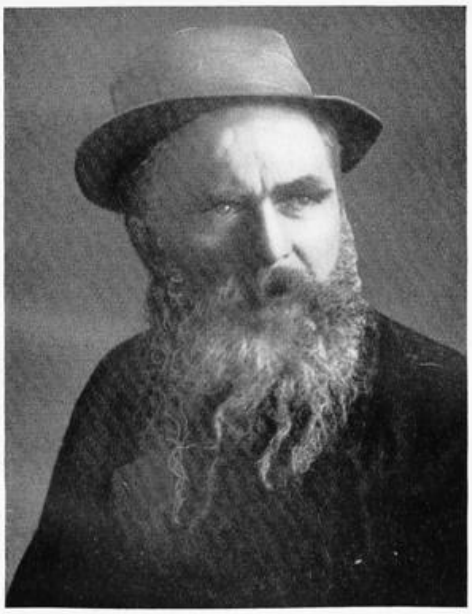
Karl Junker wurde im Jahre 1850 als Sohn eines Schmiedemeisters zu Lemgo geboren. Die Eltern starben früh. Der Junge kam zum Großvater, der auch Hufschmied war. Er besuchte einige Jahre hindurch das Gymnasium der Stadt, machte eine mehrjährige Lehrzeit beim Tischlermeister Stapperfenne durch und ging auf die Wanderschaft nach Bremen und Hamburg. Sein Beruf scheint ihn nicht befriedigt zu haben. Er wollte höher. So ging er nach München, diente hier sein Jahr als Einjährig-Freiwilliger und bezog dann die Kgl. Kunstgewerbeschule.

Die beträchtliche Erbschaft, die dem 25jährigen mit dem Tode seines Großvaters zufiel, ermöglichte ihm eine sorgenfreie Fortsetzung seines Studiums. Junker besuchte, um 1876/77, die Kunstakademie in München. Gern wüßte man, unter welchen Lehrern — seine spätere Kunst hat so gar nichts „Münchnerisches". Jedenfalls war er ein musterhafter Schüler, denn er bekam den „Rompreis" der Akademie und machte nun, 27jährig, eine Reise nach Italien, von dessen klassischer, großer Kunst seine Schöpfungen nicht einen Hauch verspüren lassen — abgesehen von etlichen kühnen venezianischen Prospekten, die ihm

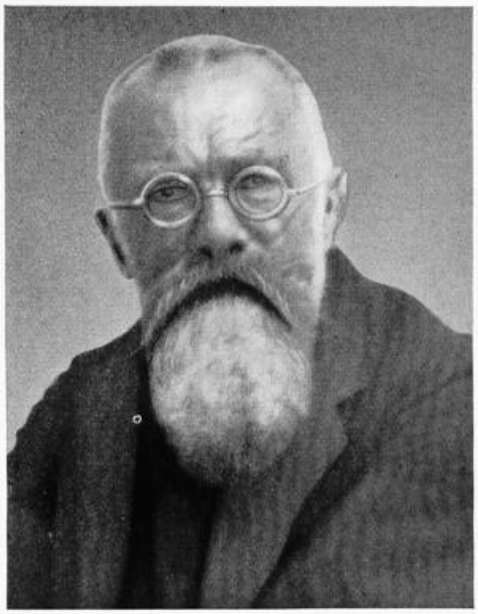


Chr. Wilh. Kracht
1811—1902

Ernst Küster
1860—1909



Karl Junker
1850—1912



Alexander Zeiß
* 1861

Landesbibliothek Detmold

bei seinen Phantasielandschaften vorgeschwebt haben. Von dem, was der junge, männlich schöne und stattliche Mann als Künstler und Mensch damals erlebte, haben wir keinerlei Kunde.

Mit etwa 30 Jahren kehrte Junker heim. Wir wissen nicht, mit welchen Plänen und Lebenszielen. Wir wissen nur, daß er eifrig malte, unter anderem eine gewaltig große „Unterwelt" mit Höllenhund und Danaiden. Er lebte ganz seinem künstlerischen Schaffen. Die Menschen bedeuteten ihm nicht viel. Doch mied er sie zunächst nicht. Er verkehrte in den ersten Gasthöfen der Stadt und gedachte ein Mädchen aus bester Familie heimzuführen. Aber es wurde nichts damit, durch die Schuld der hochmütigen Patrizierfamilien, wie er argwöhnte. Da er auch für seine Kunst kein Verständnis fand, zog er sich immer mehr von den Menschen zurück, die er selber auch keineswegs liebenswürdig behandelte, vielmehr durch Schroffheit und Überheblichkeit abstieß.

Um 1890 herum begann Junker den Bau seines wunderlichen Hauses. An Stelle des vom Bauamt geforderten Plans brachte er gleich jenes fein ausgeführte Modell, das noch heute in einem der Zimmer steht. Als der Ziegelrohbau von einem Maurermeister vollendet war, ging Junker an die Verkleidung des Äußeren und Inneren mit Schnitzwerk und an die Ausstattung mit Möbeln aller Art. In jahrelanger, zäher Arbeit vollendete er das Werk, ganz allein, ohne jeden Gehilfen. Zugleich legte er den Hain vor seinem Hause an, grub zwei Löcher für kleine Teiche und führte einen phantastischen, längst verfallenen Steg mit Zugbrücke mitten durch. Der Hain enthält von allen einheimischen Baumarten ein Stück oder mehrere.

Die Leute kamen, sahen und schüttelten die Köpfe — wie heute. Er führte sie hastig und mißmutig durch sein gespenstisches Haus, ärgerlich über die Störung und doch auf ihre Groschen erpicht, die er brauchte zum Leben, denn sein Vermögen mußte für größere Schöpfungen bleiben, mit denen er die stumpfe Welt schließlich doch noch zu bezwingen gedachte.

Er arbeitete und arbeitete. Er kannte nicht Sonntag noch Festtag, nicht Buch noch Wanderung. Er war von einer Raserei des Schaffens besessen. Wenn der Morgen dämmerte, stand er schon an seiner Hobelbank und formte die Hölzer und Stämme, die er aus dem Stadtwalde holte.

Als er, ein junger Mensch noch, von der Akademie kam, äußerte er zu einem Jugendfreunde: „Ich werde einen neuen Stil erfinden. Man wird mich vielleicht nicht gleich verstehen. Es wird mir ergehen wie Richard Wagner mit seiner Musik. Aber später, nach fünfzig, vielleicht erst nach hundert Jahren, wird man mich richtig würdigen." Ein erstaunliches Selbstgefühl bei einem Manne, der, solange er lebte, nur belächelt und bedauert wurde. Junker ist darunter freilich auch zum Menschenfeind geworden, aber seine Arbeitskraft und seinen Glauben an sich hat er nicht verloren.

Einsam wie ein Schuhu hauste der unheimliche Mann in seinem unheimlichen Zauberschloß und suchte Erlösung von der Pein, Mensch zu sein, im Schaffen, im Gestalten seiner Gedanken, Träume, Sehnsüchte. Auf allen Bildern an Decken und Wänden schnitzt und malt er sich selbst, herrschergleich thronend, von lichten Frauen und schlanken Kindern umgeben. Die Welt hat ihn zurückgestoßen. Er schafft sich seine eigene Welt. Unermüdlich wiederholt er dieselben Buckel- und Zapfengebilde, Sinnbilder seiner Begierden wie seiner Andacht. All dies Ausschweifend-Überladene und wiederum Eintönig-Wiederholte erscheint dem gesunden Sinn krankhaft. Und ohne Zweifel war Junker ein Kranker, der schwer unter seiner Krankheit litt. Die Psychiatrie nennt diese Krankheit „Schizophrenie".

Der einst elegante Mann verwahrloste von Jahr zu Jahr mehr. Erst wenn es dunkelte, machte er wohl einen notwendigen Gang in die Stadt, und die Leute blickten scheu auf den finsteren Mann mit den unheimlichen Augen und dem wilden Prophetenbart.

Er arbeitete an Ornamentstücken für einen neuen Wunderbau, den er in Hannover zu errichten gedachte. Hunderte von Ornamentleisten hängen an den Wänden, liegen haufenweise in den Ecken seines Lemgoer Hauses. Da nahm der Tod plötzlich dem Unermüdlichen den Meißel aus der Hand. Im Januar 1912 starb Junker im 63. Lebensjahre.

Sein Lebenswerk, das „Junkerhaus", verfällt und wird zugrunde gehen, wenn nicht bald etwas unternommen wird. Es ist schmerzlich, diesen Verfall eines Menschenwerks zu beobachten, das als Gesamtäußerung eines — freilich nicht „normalen" — Gestalters und als Dokument eines wunderlich-tragischen Menschenschicksals doch wohl wert wäre, erhalten und gepflegt zu werden.

Wilhelm Oesterhaus (1840 – 1927)

Erforscher der lippischen Mundart

Ein Heimatdichter im besten Sinne des Wortes war Wilhelm Oesterhaus. Am 9. März 1840 in Detmold geboren, empfing er seine Schulbildung in der Bürgerschule und auf dem Gymnasium, trat dann ins Lippische Lehrerseminar ein und kam schon 17jährig als Schulvikar nach Donop, wo er nur kurze Zeit verblieb, um dann fast ein Jahrzehnt in Lüdenhausen zu weilen. Diese Jahre des Lebens auf dem Lande sind von größter Bedeutung für sein späteres dichterisches Schaffen gewesen. Er hatte Land und Leute kennen und lieben gelernt, es war ihm gelungen, die Herzen der zurückhaltenden und wortkargen Menschen zu erobern und zog selbst den schönsten und tiefsten Gewinn aus dieser Errungenschaft. Bis ans Lebensende hat Wilhelm Oesterhaus sich die Liebe für Land und Leute seines ersten Wirkungskreises bewahrt, und es war ihm stets eine große Freude, wenn frühere Schüler, die selbst schon ergraut waren, ihn, ihren einstigen Lehrer, in der Residenz aufsuchten.

In der Erinnerung an die schönen Jugendjahre auf dem Lande entstanden später die Bücher: „Iuse Platt" und „Aule Euken" (Meyersche Hofbuchhandlung Detmold). 1868 wurde Wilhelm Oesterhaus nach Detmold berufen, wo er zunächst an der Vorschule des Gymnasiums und dann am Gymnasium selbst angestellt wurde. Von ganzem Herzen der Jugend zugetan, hat er auch hier mit größter Berufsfreudigkeit gewirkt. Alles, was Wilhelm Oesterhaus geschrieben und gedichtet hat, steht mit der geliebten Heimat im Zusammenhang, so, außer den schon erwähnten plattdeutschen Büchern, der in hochdeutscher Sprache geschriebene Roman „Odemissen" (Otto Janke, Berlin) und das Trauerspiel „Hermann der Cheruskerfürst", das 1894 dreimal im Fürstlichen Landestheater zur Aufführung kam, und auch die Geschichte der fürstlich-lippischen Truppen 1807/1815. Wilhelm Osterhaus hatte 1868 mit Marie Schweimer aus Lemgo den Lebensbund geschlossen und lebte 18 Jahre mit ihr in glücklicher Ehe, der drei Töchter entsprossen. Nach dem Tode der Gattin führte zunächst die älteste Tochter Marie, heute Frau Kordt, bis zu ihrer Verheiratung 1896 dem Vater das Hauswesen, dann die zweite Tochter Bertha, die vom Vater die Lust zum Fabulieren geerbt hat, und sie lebte mit ihm in schönster Interessengemeinschaft bis an sein Lebensende zusammen.

Daß Wilhelm Oesterhaus ein guter Familienvater war, ist selbstverständlich, da doch Liebe zur Scholle und zur Familie demselben Urquell entstammen. Sein größtes Glück war, daß er Enkel und Urenkel begrüßen durfte.

Als schönste Erholung galten ihm die Wanderungen durchs Lippische Land, und selbst von weiten Reisen, die ihn in großartigere und erhabenere Natur führten, zurückgekehrt, konnte er es kaum erwarten, wieder seine heimischen Wälder zu durchstreifen.

Besonders jubelte sein Herz, wenn er sah, wie die Verhältnisse der Arbeiter nach dem Kriege 1870/71 sich besserten, wie ihre Kinder, die vordem bei trüben Tranlämpchen spinnen mußten, in ihrer schulfreien Zeit nun frohe Spiele machten, daß es überhaupt der Jugend besser ging, machte ihn froh.

Ein erstaunlich gutes Gedächtnis befähigte Wilhelm Oesterhaus, vielen Leuten von ihren Vorfahren und deren Besitzungen zu erzählen, und er wurde in dieser Beziehung manchmal zu Rate gezogen.

In den letzten Jahren seines Daseins widmete sich Wilhelm Oesterhaus der Aufstellung einer lippisch-plattdeutschen Sprachlehre. Diese Arbeiten sind noch Manuskript.

1914 wurde Wilhelm Oesterhaus von seiner Berufsarbeit befreit, um sich ganz seinen schriftstellerischen Arbeiten widmen zu können, und 1916 trat er in den Ruhestand. Das unbestreitbare Verdienst Wilhelm Oesterhaus' ist es, daß er als erster in lippischem Platt geschrieben und gedichtet hat.

Als er am 27. Februar 1927 die Augen für diese Erde schloß. vollendete sich ein äußerlich schlichtes, aber innerlich überreiches Leben, und an den Schluß dieser Betrachtung darf man wohl Fontanes Worte, die ein feinsinniger Freund dem Dichter Wilhelm Oesterhaus zu seinem achtzigsten Geburtstag sandte, setzen:

„Der ist von ganzer Seele treu,
der die Heimat so liebt wie Du!"

August Bolhöfer (1849–1917)

Heimatdichter

Wer ihn gekannt hat, weiß, was wir an ihm verloren haben. Bauernblut pulste in seinen Adern, und seine lippische Heimat hat er nicht vergessen können. Der Name ist in lippischen Bauernkreisen wohlbekannt, und die Bauern auf dem Bolhofe haben immer ihren Mann gestanden, auf der altererbten Scholle, im Kampfe des Lebens, daheim und draußen. Und es gibt ein altes Gesetz unter den lippischen Bauern, das wieder zu Ehren gebracht worden ist in unserer Zeit, das Gesetz: Jeder Bauer hat nur einen Sohn. So haben es unsere Alten gehalten, so ist es uns überkommen, und so wird es bleiben. Und die nachgeborenen Söhne, vor die Frage gestellt: „Im Dienst zu stehn des Bruders oder fortzugehn", haben den Wanderstab ergriffen und sind hinausgezogen in alle Welt und haben die alte Erbkrankheit der Lipper mitgenommen, das Heimweh, das unheilbar ist.

„Van oll den Woiern duitsker Tungen
Klank mui keun eunziges seu wert,
Un keunt es mui int Härte drungen,
Os wat de Modder mui hätt' lehrt.
Drückt mui mol euner warm de Hand
Un doit seu fründlik, seu bekannt
Un sägt seu wacker d u i teu mui
Un froget gluik, wo geut et dui,
Dann wärt et mui seu warm teu Sinn,
Dann weut ek, dat ek heume sin!"

Am 1. Dezember 1849 wurde August Bolhöfer auf dem Bolhofe bei Oerlinghausen geboren. Nach altem Herkommen mußte er als nachgeborener Sohn Kaufmann werden. Harte Lehrjahre, die wahrlich keine Herrenjahre waren, warteten auf ihn und schufen einen Mann, der in seinem Berufe aufging. Als Reisender durchzog er das Sauerland, mit dem alten Schimmel, den er so liebevoll besungen hat, mit dem Postwagen und nachher mit der „Nuigen Uisenbahn", die ja auch schließlich das Land erobert hat, wo man den Schnee einsalzt, um ihn haltbarer zu machen. Und wer dort heute einen der knorrigen Alten trifft und nach „Simon" fragt, der ist den sonst so zurückhaltenden Leuten willkommen, der wird noch mancherlei hören von August Bolhöfer, der in der guten alten Zeit zu ihnen kam und jedermanns Freund war, mochte er auch die fertigen Besen mausen, während die Nachkommen der alten Sugambern nur das Reisig im Walde sich rechtswidrig aneignen, wie es im Juristenhochdeutsch lautet.

Seine Heiterkeit ließ ihn mit allen Lebenslagen fertig werden, und doch ist viel weinender Humor dabei, die Sehnsucht nach seiner lippischen Heimat. Wenn er auch im Preußischen, in Lippstadt, seine zweite Heimat gefunden hat, so war er doch im Lippischen geblieben, dort wo die Wiege des lippischen Fürstenhauses stand, wo der Edelherr Bernhard II. sich seine Stadt erbaute, wo ein kleiner Spaziergang ins Rosenland nach Cappel oder Lipperode führt.

Hier an der Grenze seines Heimatlandes werden seit Jahrhunderten die Lippstädter Schützenfeste gefeiert, die Bolhöfer gern besungen hat. Sein Schützenlied ist auch heute noch nicht vergessen. Mehr noch als das in die Gedichtsammlung aufgenommene Schützenfestlied ist ein zweites viel gesungen worden:

„Kinder, nun stell' ich die Arbeit ein,
Will auch einmal recht lustig sein,
Hab mir's vorgenommen!
Raus aus dem Schrank mit dem Feierkleid,
Rin ins Vergnügen mit Lust und Freud,
Schützenfest, sei mir willkommen!"

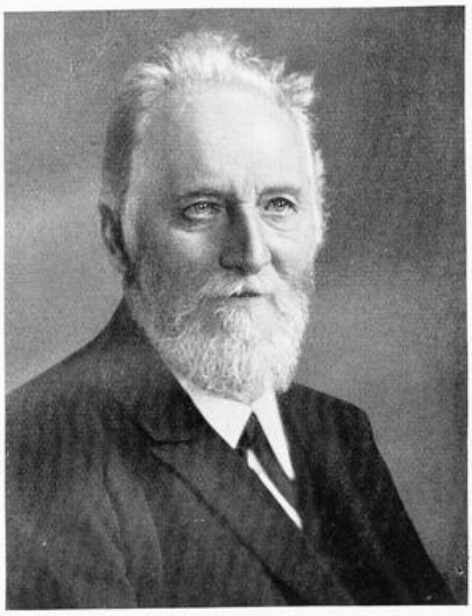
Dem Vaterlande, dem so oft sein Lied erklang, hat er in den Kriegsjahren einen Sohn opfern müssen, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Es war ein harter Schlag, den er nie ganz hat überwinden können. Am 2. Juli 1917 ging er heim. Wenige Schritte von der Grenze nach Lipperode hat er sein Grab gefunden. Im „Lippischen Kalender" (1918, S. 103) findet sich sein Bild und ein kurzer Nachruf. Durch sein Römerlied: „Med der grauden, frechen Schniuden" ist er in ganz Deutschland bekannt geworden. Seine Gedichtsammlung „Heimat und Freundschaft" ist nach seinem Tode (1918) im Verlage der Meyerschen Hofbuchhandlung zu Detmold erschienen.

Bolhöfer war ein lippischer Heimatdichter. In

Platt und Hochdeutsch hat er seine Stimmungen zum Ausdruck gebracht, Gelegenheitsware, wie er sie seinen Kunden anbot. Schon der Vorspruch kennzeichnet den Dichter:

„Wer mein Gereimsel nicht versteht,
Ist nimmer jung gewesen,
Und wem's nicht nach der Mütze geht,
Der braucht's ja nicht zu lesen.
Worüber man einst in der Jugend gelacht,
Im Alter hat's seine Mucken.
Die schönsten Verse, die ich gemacht,
Die lassen sich leider nicht drucken!"

Es ist aber nichts Minderwertiges, was Bolhöfer geschaffen hat. Das heimatliche Dorf ist der Mittelpunkt von seinem Leben und Streben. Überall kommt sein Bauernblut zum Vorschein, die herrlichen Quellgründe in Berg und Tal und Feld und Wald haben sich in ihn ergossen, und daher ist seine Muse auch wie altbacken Bauernbrot, derb, kräftig und gesund.



Wilhelm Oesterhaus
1840—1927

August Bolhöfer
1849—1917

Ulrich Volkhausen (Korl Biegemann)
* 1854

Friedrich Wienke
1863—1930

Landesbibliothek Detmold

Friedrich Wienke (1863–1930)

Der Zieglerdichter

Von den andern lippischen Volksdichtern, von denen in diesem Buch erzählt wird, unterscheidet sich Wienke wesentlich dadurch, daß die andern gebildete Männer sind, die sich infolge starker Volksgemeinschaft so in das Denken und Leben des Volkes eingefühlt haben, daß sie ihre Werke schaffen konnten. Hier aber ein Ziegler, der keinerlei Art Bildung als die von der Volksschule vermittelte besaß und der sich in nichts vom Durchschnitt der anderen Ziegeleiarbeiter unterschied. Aber die dichterische Begabung war so stark, die Schaffungskraft so lebendig und der Drang, die dichterisch geschaute Umwelt zu gestalten, so mächtig, daß die Lieder ganz unmittelbar und urwüchsig hervorsprudelten wie ein lebendiger Quell aus hartem Gestein. Sehr treffend kennzeichnet er sich selbst:

Wer düt kleune Beok will lesen,
es doch up hauger Scheol' nich wesen? —
För söke Lue kann ek nich dichten,
mot mui no muinen Stanne richten.
För Tichlers, Murkers un Biuernknechte,
do dicht' ek ollerhand teorechte;
öwwer, wer up höcht'rer Stufe steuht,
loiwer met Schiller un Goethe ümmegeuht
un lött sök bleoß wat hauchduitsk söjjen —
de kann dat Beok man buisuite löjjen.
Ek häww' muine Grütte in'er Volksscheole getten
un nau nich mol an'n böwersten Enne setten;
met Reken, Buiwelske Geschichte un Schruiben,
do moßt'n se mui van'n Halse bluiben.
Weltgeschichte, Naturkunne un Geographie,
dä mak ek jümmer gerne mi.
Vör ollen Dingen häw'k gern sungen,
un dorümme es mui düt Beok gelungen.

Bezeichnend ist auch die Art, wie dieser Dichter, schon 36 Jahre alt, entdeckt wurde: Dem Schreiber dieses Lebensbildes waren einige in der Landeszeitung veröffentlichte Gelegenheitsgedichte aufgefallen. Beim Nachfragen fanden sich dann zwischen Schneidernotizen (im Winter war unser Dichter Schneider) und Ziegler-Kommuniebüchern eine solche Fülle urwüchsiger Volkslieder, daß aus ihnen die erste Auflage der „Zieglerlieder" zusammengestellt werden konnte, die mit einem Schlage ihn im Kreise der Arbeitskollegen bekanntmachten und auch sofort in der literarischen Welt Aufsehen erregten. Es sind dann in den nächsten neun Jahren vier Auflagen dieser „Zieglerlieder" gedruckt worden, zuletzt Doppelauflagen, erschienen im Verlage der Meyerschen Hofbuchdruckerei, Detmold. In jeder dieser Auflagen unter Weglassung weniger wertvoller Gedichte wurden die neu entstandenen aufgenommen.

Wienke ist ein wirklicher Dichter, seine Lieder sind rechte Volkslieder. Gewiß hat er nach seiner „Entdeckung" auch die Werke anderer Dichter gelesen und seinen allgemeinen Bildungsstand gehoben; aber diese Dichtervorbilder und seine Teilnahme an der Bildung seiner Zeit waren so wenig Quelle seiner Schöpfungen, daß sich ihre dichterische Gestalt keineswegs durch diese neue Bildung gehoben hat. Seine besten Gedichte befinden sich in der ersten Auflage. Alles war unmittelbarstes Ergebnis des Blutes, das ihm die Natur mitgegeben, und des Bodens, dem er entsprossen war. Seine Gedichte fügen sich durchaus dem deutschen Volksliederschatz an.

Sein äußerer Lebensweg ist schnell erzählt; dieser unterscheidet sich in nichts von dem anderer Arbeiter. Man konnte überhaupt lange mit Wienke verkehren, ohne etwas zu merken von dem Feuer, das in ihm lohte, von dem Geistesdrang, seine Gedanken anschaulich zu gestalten. Er wurde am 20. September 1863 als Sohn eines armen Flickschneiders in Brakelsiek bei Schwalenberg geboren; im Kreise von sieben Geschwistern wuchs er in Dürftigkeit auf. In der Dorfschule zeichnet er sich kaum vor anderen aus. Vierzehnjährig ging er als Zieglerjunge ebenso wie die anderen in die Fremde. Jahr für Jahr, bis in seine fünfziger Jahre, trug er, schweren Herzens von der geliebten Heimat scheidend, sein Bündel in die verschiedensten Gegenden Norddeutschlands.

Zieglerlos.

Hörst du nicht das Vöglein, wie lieblich es singt?
Siehst du nicht das Lämmlein, wie freudig es springt?
Sie ahnen's, sie merken's, der Frühling rückt her,
Es plagt sie die Kälte des Winters nicht mehr.

Siehst du nicht im Tale die Blümlein erblühn?
Siehst du nicht nach Norden die Kraniche ziehn?
Sie künden's, sie sagen's: „Der Frühling ist nah,
Wir sind nun entgangen der Wintergefahr!"

Die Knospen der Bäume, sie melden es auch,
Es kündet's der grünende Stachelbeerstrauch,
Es sprießet im Felde und Walde zugleich,
Wie wird doch die Heimat an Schönheit so reich!

Da möcht' ich auch bleiben auf heimischer Flur
Und singen und preisen die schöne Natur,
Ich dichtete, schriebe und sänge dazu:
„O Heimat, o Heimat, wie herrlich bist du!" —

Nun aber ertönt uns ein anderer Chor,
Zum Abschied, zum Wandern ruft er uns ins Ohr:
„Laß singen, was singet, laß blühen, was blüht,
Du mußt in die Fremde!" — so endet dies Lied.

Die Trennung von seinen Lieben und von der Heimat wurde ihm zuletzt so schwer, daß er die letzten Jahre eine kleine Zement-Dachstein-Fabrik in seinem Heimatdorf anfing. Seide hat er bei seinem Beruf nicht gesponnen. Beruflicher Ehrgeiz oder Erwerbsdrang lag ihm meilenfern. Mit Sorgen für das tägliche Brot hat er gelebt, bis er gestorben ist.

„In den Sielen" ist er ganz plötzlich am 14. Februar 1930 einem Schlaganfall erlegen.

Wienke war zweimal verheiratet und hatte eine Reihe wohlgeratener Kinder. Seine erste, sehr geliebte Frau war so schlicht und einfach, daß sie ihm geistig wohl kaum etwas hat sein können; sie ging ganz in den häuslichen Sorgen auf; dagegen seine zweite Frau war ihm geistig ebenbürtig und hat ihn nicht nur verstanden, sondern geistig stark angeregt und gefördert.

Blut und Boden waren allein die Wurzel, denen die Dichtergaben, die er dem Volk, insonderheit seinen Arbeits- und Wandergenossen in so reichem Maße spenden durfte, entsprossen sind. Und zwar verdankt er sein Dichtertum dem Blut seiner Mutter. Die väterlichen Vorfahren waren zum Teil minderwertig. Die Mutter entstammt dem Meierhof Nr. 7 in Brakelsiek, einem alten, niedersächsischen Bauerngeschlecht von hervorragender Tüchtigkeit, welches Ende der vierziger Jahre (Hungerjahre) auf eine Farm nach Nordamerika ausgewandert ist und dort noch blüht. Sein ganzes Dichtertum entsproßt also wie beim echten Volkslied unmittelbar dem Blut und Boden. Nichts ist entlehnt, anerzogen, angelernt. Aus diesem Grunde beherrscht er von den zahlreichen Gebieten der Dichtkunst nur ein einziges: das lyrische. Gegen die Form ist er in gleichem Sinne gleichgültig, wie es das Volkslied ist. Alles ist ohne weiteres singbar. Über ein Dutzend seiner Lieder sind vertont. Beim Dichten kommt ihm zuerst eine Volksweise in dem Sinn, mit der dann Form und Rhythmus gegeben ist.

Die vielen sprachlichen Härten und Formfehler rühren daher, daß Wienke zwar nur plattdeutsch dachte und sprach, aber doch auffallenderweise, mit Ausnahme der späteren Jahre, nur hochdeutsch dichtete. Wie erklärt sich das? — Eigentümlicherweise hat sich unser lippisches Volk bis in die letzte Zeit, wo die Mundartdichter Oesterhaus, Korl Biegemann usw. sowie die Bestrebungen des plattdeutschen Vereins und die Volksschule das Plattdeutsche volkstümlich gemacht haben, sich seiner heimatlichen Mundart allgemein geschämt, im Gegensatz zu den Bremern und Hamburgern. Daher hat Wienke oft gesagt, daß er jedesmal von seinen Kollegen Vorwürfe erhalte, wenn er einmal ein plattdeutsches Gedicht veröffentlicht habe; damit schände er den Zieglerstand als einen ungebildeten. So ist es gekommen, daß der Niedersachse Wienke erst ganz spät, 1927, es gewagt hat, ein Bändchen wundervoller und jetzt natürlich formvollendeter Gedichte herauszugeben, dem er den feinen Titel gab: „Bleomen twisken Steunen". Die enge Verbindung mit Blut und Boden zeigt sich aber nicht nur durch Beschränkung auf das Lyrische, sondern auch darin, daß auch die Auswahl der Stoffe beschränkt ist, beschränkt nämlich auf die enge Umwelt, die ihn unmittelbar umgibt und die er lebensnah erlebt. Seine alle dem Boden der Heimat entnommenen Stoffe sind ausschließlich folgende: die Natur, die Liebe zwischen Mann und Weib, das Berufsleben und die Religion.

Die im Lenzesschmuck prangende Natur weckt immer wieder seine Muse.

Hinaus, hinaus in die schöne Natur,
Hinaus in den sonnigen Morgen!
Im schattigen Walde, auf lichter Flur
Entfliehen die drückenden Sorgen.
Da jauchzet das Herz
Und fühlt keinen Schmerz:
Da lernst du den Schöpfer erkennen.

Hinaus in den dichtbelaubten Wald,
Den fröhlich die Hirsche durchspringen,
Wo aus tausend Kehlen Gesang erschallt,
Da muß dir's am Ende gelingen,
Auch fröhlich zu sein
Wie die Waldvögelein:
Da lernst du den Schöpfer erkennen.

Hinaus, hinaus in die Blumenau,
Wenn den Tau abtrocknen die Lüfte,
Wo die Blumen erwachen gelb, rot und blau,
Und schweben balsamische Düfte,
Wo es grünt und lacht
In üppiger Pracht:
Da lernst du den Schöpfer erkennen.

Die Liebe besingt er wie alle echten Dichter; aber gerade auf diesem Gebiet hat seine Harfe ihre eigenartigsten und ihm ganz besonders eigentümlichen Saiten: Wohl besingt auch er die Liebe des Jünglings, den Liebesfrühling, aber diese Lieder haben alle, ich möchte fast sagen ein wenig spöttischen Unterklang; er nimmt diese Liebe nicht so ernst wie die meisten Dichter. Dafür findet seine Muße den hellsten Ton und erhebt sich zum begeisterten Schwung, wenn sie den Preis der ehelichen Liebe besingt.

Ich bete jeden Abend
Für dich im fremden Land,
Wenn Abendruhe labend
Zur Ruh bracht' Fuß und Hand.

Ich bete jeden Morgen
Für dich aus voller Brust;
Ich denk' an dich mit Sorgen,
Ich denk' an dich mit Lust.

Wenn tags ich mit den andern
Bei meiner Arbeit bin,
Laß ich mein Herz oft wandern
Zu dir, du Traute, hin.

Ihm hemmen keine Schranken
Den weiten Weg zu dir,
Daheim mit den Gedanken
Und mit den Gliedern hier!

Ich tu' für dich mit Freuden,
Was mir die Pflicht gebot.
O fürchte keine Leiden,
Trau fest auf deinen Gott!

Dem Wolken, Wind und Stürme
Und Wetter folgsam sind,
Der schütze und beschirme
Mein Häuschen, Weib und Kind!

Im Hochflug tragen ihn die Fittiche seines Geistes, wenn er in zahlreichen Liedern den Preis der liebenden, mutigen, opfernden, sorgenden Zieglerfrau besingt.

Wienke ist der „Frauenlob" unter den Arbeiterdichtern. Von jenem Minnesänger des Mittelalters, der das Lob der Ritterfrauen so hell besungen, daß die Geschichte ihm den Namen „Frauenlob" gegeben hat, wird erzählt, daß die Ritterfrauen nach seinem Tode sich ausgebeten haben, den Sänger ihrer Ritterfrauentugend in weißen Gewändern zu Grabe zu tragen. Das haben die Zieglerfrauen mit dem Herold der Arbeiterfrauentugend freilich nicht getan; aber ich weiß noch einen bessern Weg, ihren „Frauenlob" zu ehren: Sorget dafür, daß eure Söhne die Lieder Wienkes fleißig lesen und daß kein junger Arbeiter aus dem Elternhause in die Fremde zieht, ohne die beiden Liederbücher des Arbeiterdichters im „Pucken" zu haben.

Doch die Mehrzahl aller seiner Lieder besingen den scheinbar so poesielosen, harten, von sauerstem Schweiß und schwerster Last bedrückten Zieglerberuf.

Wie weiß er diesem Beruf die innigsten, hoffnungsreichen Züge abzugewinnen! Wie lebensvoll weiß er ihn den Arbeitsgenossen unter der Last des Berufes zu schildern!

Wui sind dat lust'ge Tichlervolk,
in oller Welt bekannt,
wui schiuet keune Regenwolk
un keunen Sunnenbrand,
wenn't gelt, för Öllern, Wuiw un Briut
int frömde Land teo ton.
Wer hät ösk, wenn wui goht heriut,
ol mol bedreuwet sohn!

De Pflichten, de ösk uperlegt,
deo wui met frisken Meot,
un geuht dat Ticheln nich teo schlecht,
denn werd de Pruis auk geot.
Könn'n wui man jümmer Arbeut kröhn
bui frömden ruiken Herrn,
denn will wui feuder lustig söhn
un ticheln auk recht gern.

De Frömde es ösk nich teo wuit,
de Arbeut nich teo schwor,
met Singen druiw wui iuse Tuit,
de Arbeut met Humor.
De eune makt de annern frauh,
et süe wann un wu.
Seo bluiwe auk in Teokonft nau
de lust'gen Tichlerlue.

Indem er so jede Arbeit als die höchste Ehre des deutschen Mannes und ihre überragende Bedeutung für das Volksganze besingt, ist er schon vor fünfzig Jahren ein Künder unserer neuen Zeit geworden, ein Herold der Hitlerbewegung, deren Sieg er nicht mehr erlebt hat. Auch darin vertritt er die Grundsätze der heutigen Hitler-Volksbewegung, daß er, wie seine vaterländischen Gedichte, besonders seine zahlreichen Gewerkvereinslieder beweisen, die Arbeiterbewegung als solche und einen gesunden Sozialismus begeistert bejaht, den Marxismus aber ebenso entschieden bekämpft.

Keine Arbeit übertreiben,
Immer recht genügsam bleiben,
Soll das Trachten aller sein!
Dann zufrieden weiter leben
Und nach einem Ziele streben,
Endlich bis zum Himmel ein!

Wie warm unser Dichter bei all seinem Schaffen von dem Drang getrieben wurde, das Volk für den Adel der Gesinnung, für seelische Gesundung zu erwärmen, geht daraus hervor, daß er oft erzählte, wie er sich selbst „entdeckt" hat und sich seiner Gaben bewußt geworden ist: er habe sich

oftmals über die vielen schlechten und schmutzigen Lieder, die besonders unter den Zieglern im Schwang gewesen waren, geärgert. Da sei ihm der Gedanke gekommen: Versuche, die schmutzigen Lieder zu verdrängen, indem du ihnen bessere Lieder dichtest und unter ihnen verbreitest. Und tatsächlich sind bald seine Lieder gelesen und gesungen worden.

Neben diesen volkserzieherischen Bestrebungen und sie unterstützend, hatte er einen prachtvollen, urwüchsigen Humor. Als Beispiel diene das folgende, weitverbreitete und besonders bei Festen als lebendes Bild dargestellte Gedicht:

Dat fraue Wedderseun.

Met den Pucken up den Nacken,
Met den Gelle in de Jacken
Kümmt de lippske Tichlersmann
Niu in suinen Dörpe an.

Freudig tritt heu van de Stroten,
Kann dat Necken auk nicht loten,
Kloppt ant Fenster, kiekt'er dür:
„Is denn ollens munter hür?"

Röpt de Aulske achtern Owen:
„Kumm man hastig inne Stowen
Ümme iusen grauten Disk;
Kinner sind nau olle frisk!"

Jo, niu löt heu sik erschuinen,
Hängt met ganz vergneugten Muinen
Suine Tasken an de Wand,
Reiket jeuden dann de Hand.

„Auk willkommen, Friuwe, Muinken,
Hennerk, Fritze, Herm un Luinken,
No, niu süt man ganz teofrie,
Ollen brocht' ek jök wat mi.

För de Grauten düsse Stiuten,
De Lüttken kruit wat iut de Tiuten,
Doch dat Beste, dat erhölt
Wal de Mömme, de kriggt Geld!"

Freude hersket niu domanken,
Un se deut den Herrgott danken,
Dat seu, Friuwe, Mann un Kind
Wie'r gesund teohaupe sind.

Unter den geistigen Lebenswerten, durch die dieser in schwerem Arbeits- und Lebenskampf ringende und doch unbedingt lebensbejahende Arbeiterdichter sein Leben stützt, nimmt sein innig gläubiges, ernstes und doch so fröhliches Christentum den ersten Platz ein. Im lebendigen Christusglauben sieht er die Wurzel seiner starken Lebensbejahung. Aus seinen vielen frommen Liedern die folgende Probe:

Pfingstlied der Ziegler in der Fremde.

Komm auch zu uns, du Heil'ger Geist,
Der du den Weg zur Wahrheit weis'st,
Komm auch zu uns hernieder.
Stärk uns durch deine Wunderkraft
Und lehr' uns, deine Jüngerschaft,
Belehren unsre Brüder.
Komm auch zu uns, du großer Gast,
Und halt in Gnaden bei uns Rast,
Denn wo du weilst ist Segen,
Und Segen, der vom Himmel fließt,
Sich auf der Hände Werke gießt,
Der kommt uns stets gelegen.

Komm auch zu uns, du wertes Licht,
Du Strahl, der durch die Wolken bricht,
Erleuchte unsre Seelen.
Mach' unsre Blicke hell und klar,
Daß wir den Weg durch viel Gefahr
Zur Heimat nicht verfehlen.

Komm auch zu uns, du Trost von Gott!
Wenn Mühsal, Stürme, Kampf und Not
Uns diese Welt verengten,
So laß durch deine Gegenwart
Uns wissen, daß der Himmel harrt
Am schönsten der Bedrängten.

Die wesentliche Bedeutung, welche dieser so überaus schlichte und einfache und doch so empfindungstiefe und gedankenreiche Volks- und Heimatdichter nicht nur für die Vergangenheit, sondern besonders für die heutige Zeit hat, besteht daher offenbar darin, daß er diese seine hohe Gesinnung mit seinen Liedern in die Herzen seines Volkes gesungen hat.

Am 17. Februar 1930 waren mehr als 800 Menschen vom lippischen Boden, vom Landespräsidenten bis zum einfachsten Volksgenossen, vor dem durch seiner Hände Arbeit erworbenen Häuschen um den Sarg des Sängers der lippischen Heimat versammelt, um mit dem Psalmwort: „Deine Rechte sind mein Lied im Hause meiner Wallfahrt", und beim Klange von ihm gedichteter frommer Lieder das, was sterblich an ihm war, im Heimatboden zu betten. Seine zahlreichen Freunde haben ihm in seinem Heimatort ein schlichtes, von Bildhauer Henkel in Horn geschaffenes Denkmal errichtet. Sein schönstes Denkmal aber ist es, wenn unvergessen seine Lieder, Freude und Kraft schaffend, in seinem Volke weiterklingen.

Stammbaum
der Edlen Herren, Grafen und Fürsten zur Lippe

Das geschichtliche Dunkel über den Ursprung der Edelherren zur Lippe ist auch heute noch nicht einwandfrei erhellt. Ihre angebliche verwandtschaftliche Verbundenheit mit den Geseker Haolds oder den Grafen Haold ist jedenfalls nicht erwiesen, vgl. jetzt Näheres darüber bei Kiewning: Untersuchungen über die Anfänge der Geschichte des Landes Lippe und seiner Regenten in „Mitteilungen aus der lippischen Geschichte", Band XV, Detmold 1935. Zum ersten Male im Jahre 1123 treten Edelherren zur Lippe mit ihrem Familiennamen aus dem geschichtlichen Dunkel. Ihre Stammburg lag damals an dem Lippefluß, ihr altväterliches Eigentum um diese Burg herum und weit verstreut im Sauerland, in den Bistümern Münster, Paderborn und Osnabrück. Aber auch auf dem Boden des heutigen Lippe hatten sie Eigentum. Hoheitsrechte wurden indessen erst allmählich erworben.

Ihre nachweisbare Reihenfolge bis auf den heutigen Tag war die folgende:

Bernhard I. kämpfte unter Kaiser Lothar und starb bald nach 1158. Sein Bruder war

Hermann I., einer der Getreuen Heinrichs des Löwen, Herzogs von Sachsen, gestorben im August 1167, Vater von

Bernhard II., dessen Lebensbild als erstes in der Reihe der „Menschen vom lippischen Boden auf Seite 17 dargestellt worden ist.

Hermann II., Sohn Bernhards II., trat schon bei Lebzeiten des Vaters 1196 die Herrschaft an, hielt in der Burg Lippe Hof und fiel 1229 in der Schlacht gegen die Stedinger.

Bernhard III. wurde im Jahre 1230 regierender Herr und wohnte wechselnd auf der Burg Lippe, in Engern und Rheda.

Bernhard IV., Sohn des Vorgenannten, hielt in den Jahren 1264 und 1271 zu Engern und Brake Hof und hinterließ einen Sohn

Simon I. Vermutliche Regierungszeit dieses Simon von 1275—1324. Regelmäßiger Aufenthalt Simons I. in den Schlössern zu Brake und Blomberg. Aus seiner Ehe mit der Gräfin Adelheid zu Waldeck stammten drei Söhne, von denen gemeinschaftlich regierten:

Otto, der in Blomberg und Brake bis zu seinem im Jahre 1360 erfolgten Tode residierte;

Simon II., der sich mit dem vorgenannten Otto bis zu seinem im Jahre 1334 erfolgten Ableben in der Regierung teilte;

Bernhard V. begann seine Regierung im Jahre 1334 mit seinem Bruder Otto, residierte wechselseitig in der Burg Lippe, zu Rheda und in Horn. 1364 oder 1365 verstarb er ohne Leibeserben.

Simon III., Begründer des pactum unionis von 1368, nach welchem nur ein regierender Herr in der Person des Erstgeborenen zur Herrschaft berufen sein sollte. Simon starb 1410.

Bernhard VI. residierte auf der Burg Blomberg bis 1415.

Simon IV. hatte auf der Burg Blomberg sein Hoflager und starb unter geheimnisvollen Umständen 1430 oder 1431.

Bernhard VII. bellicosus. Geboren 1429, gestorben 1511. Sein Leben und seine Regierung sind in diesem Werke dargestellt auf Seite 39.

Simon V. Geboren 1486, gestorben 1536. Bestätigt als Reichsgraf 1528.

Bernhard VIII., geboren 1527 oder 1530, gestorben 1563, wurde in der lippischen Geschichte durch die Einführung der Reformation bekannt.

Simon VI., geboren 1554, gestorben 1613. Sein Leben ist auf Seite 57 dieses Werkes geschildert.

Simon VII. oder der Jüngere erblickte 1587 das Licht der Welt, machte Detmold zu seiner ständigen Residenz. Er starb am 26. März 1627 und stiftete durch seinen jüngeren Sohn Jobst Hermann die im Jahre 1897 zur Regierung gekommene Linie Lippe-Biesterfeld.

Simon Ludwig, geboren am 14. März 1610, vermählte sich im Jahre 1631 mit Catharina, Gräfin zu Waldeck, über die Seite 70 Näheres zu lesen ist, gestorben 1636.

Simon Philipp regierte von 1636—1650 unter Vormundschaft. Seine Brüder starben vor ihm in jungen Jahren. Damit starb die ältere Linie aus.

Johann Bernhard, zweiter Sohn Simons VII., war unvermählt; er regierte in den Jahren 1650—1652.

Hermann Adolf, dritter Sohn Simons VII., geboren 1616, gestorben 1666. Ihm folgte sein Sohn

Simon Henrich, geboren 13. März 1649, gestorben 1697.

Friedrich Adolph, geboren am 2. September 1667, gestorben am 18. Juli 1718. Näheres über sein Leben auf Seite 83 dieses Werkes.

Simon Henrich Adolph, geboren 1694, gestorben 1734.

Simon August, „Vater des Vaterlandes", folgte seinen verschwenderischen Vorfahren und rettete durch ein langes sparsames Leben das Land vor dem Untergang. Er starb 1782. In seine Regierungszeit fiel die Gründung zahlreicher gemeinnütziger Institute, des Landeslehrerseminars, der Brandkasse, der Landesspar- und Leihekasse u. a. Er vermählte sich am 9. November 1769 in dritter Ehe mit Casimire, Prinzessin von Anhalt-Dessau, über dessen Wirkungskreis Näheres auf Seite 104 dieses Werkes zu lesen ist.

Leopold I. (Friedrich Wilhelm) wurde am 2. Dezember 1767 geboren und starb am 4. April 1802. Er erwarb den Fürstentitel im Jahre 1789. Er war der Gemahl der Fürstin Pauline. Näheres über das Leben dieser Fürstin auf Seite 161 dieses Werkes.

Leopold II. (Paul Alexander) regierte von 1802—1820 unter der Vormundschaft seiner Mutter und von da bis zu seinem 1851 erfolgten Tode.

Leopold III. (Paul Friedrich Emil) regierte von 1851—1876.

Woldemar, Bruder des Vorgenannten, regierte von 1876—1895.

Karl Alexander, letzter Fürst aus dem regierenden Hause, von 1895—1905. Durch Geisteskrankheit an der Ausübung der Regierung behindert, übten für ihn die Regentschaft aus

Adolph, Prinz von Schaumburg-Lippe, von 1895—1897.

Ernst Graf und Edler Herr zur Lippe-Biesterfeld, von 1897—1904.

Leopold IV. von 1904—1905. Von da ab nach dem Leipziger Schiedsspruch vom 25. Oktober 1905 als regierender Fürst zur Lippe. Entsagte für sich und seine Nachkommen dem Thron am 12. November 1918.

Namen-Verzeichnis

Abschlag 73, 74
Adams 264
Ahr, Heilwig v. 18, 31
Ahr, Ulrich v. 18
Albert, Bischof von Münster 41
Alexander de Villa Dei 36
Alexander IV., Papst 28
Altenbernd, Ludwig **359 f.**
Althaus, G. Fr. 234
Althaus, Ph. Hch. 240
Althaus, Theod. 209, 231, 235, **240 f.**
Althusius, Joh. 240
Alting, Meno 58
Amelen, Bartholomäus 53
Anderssen 347
Andree, Karl 242
Anemüller, Ernst 256, 308
Anhalt-Dessau, Leopold v. 104
Anhalt-Dessau, Leopoldine v. 104
Anton, Amtmann von Brake 41
Antze 185
Arensberg, Dr. 228
Arnim, Achim v. 136
Arnim, Bettina v. 240
Arnold v. Lübeck 21
Arnsberg, Heinrich I. v. 18
Aschen, v. 130
Asemissen, Oskar 249, 319 **325 f.**
Auerbach, Barthold 233
Authenrieth 184

Baer, Christina de 72
Baer, Erich de 72
Baer, Wilhelm de 72
Baldenecker, Alois **329 f.**
Ballhorn-Rosen 214, 254
Ballhorn-Rosen, Fr. Ernst 156
Ballhorn, Ludw. Wilh. 156
Bandel, Ernst v. 160, 188, 197
Bardin 140
Baring 156
Barkhausen 36
Barkhausen 189
Bary, Anton de 331
Basedow 106, 125
Basse 136
Baumgarten, Alexander 101
Bayern, Ludwig der Reiche, Herzog von 280
Bayern, Herzog Wilh. III. v. 280
Becker, Emil 262
Becker, Franz 80
Becker, Karl 170
Beckerath, v. 274
Beethoven 210
Begemann, Friedr. **211 f.**, 289
Behrens, Conrad 92
Bennigsen, Rudolf v. 339
Benzler, Bürgermeister 102
Berg, Wilh. v., Bischof von Paderborn 29, 37
Berg, Graf Wilh. v. 33, 34, 35
Bergmann, Alfred 205
Bernard, Kanzler mag. 41
Berner 72 f.
Berthold 262
Besserer 117
Bethlen Gabor 60
Bisbal La, Graf 169
Bismarck, v. 137, 203, 318, 324
Blanc, Louis 237
Blankenburg, Rudolf **356 f.**
Blankenburg, Friedrich **337 f.**
Blankenburg, Louis 337
Blattgarst 75
Blomberg, Frhr. v., Alexander **172 f.**
Blomberg, Frhr. v., Wilh. 63
Blonay, v. 282
Blücher 281
Blumenthal, Oskar 264
Bodenstedt, Friedr. 219
Böckelmann 302
Böger, Anton Lothar 168
Böger, Friedr. Adolf **168 f.**
Böger, Hermann 168
Böger, Hermann Adolf 168
Böger, Johann 168
Böger, Simon Henrich 168
Böhmer, Pf. 193
Bömers, Karl **314 f.**
Böndel 73, 74
Bohlen, Peter v. 215
Bolhöfer, August 371 f.
Bonifacius IX., Papst 29
Bopp, Franz 215
Borchwede, Toni 55
Borghorst, Bernard v. 47
Borghorst, Berta v. 47
Borghorst, Hatwiga v. 47
Bornemeier, Wilhelmine 222
Borries auf Eckendorf, Wilh. v. 318, 336, **339 f.**
Brakel, Hermann v. 26
Bran 212
Brand, Pastor 225
Brand-Lieme 249
Brand-Möllenbeck 178
Brandes, Gottlieb 187
Brandes, Bergrat 278
Brandes, Rud. 165, **187 f.**, 197, 348
Braunschweig, Bernhard v. 35
Braunschweig, Carl Wilh. Ferd. v. 165
Braunschweig, Friedr. Wilh. v. 165
Braunschweig, Heinrich der Löwe v. 17, 18, 22, 30
Braunschweig, Heinrich v. 35
Braunschweig, Julius v. 52
Braunschweig, Karl v. 165
Braunschweig, Margarete v. 42
Braunschweig, Otto v. 34
Brehm 299
Brehmer, v. 172
Brenner, A. 238
Brinkhoff 291
Brockhausen, Georg **227 f.**
Brockhausen, Heinrich Georg 227
Bröffel, Rektor 307
Bröffel, Landger.-Rat 314
Bronkhorst, Walburg v. 41
Bruck, Sophie van den 135
Brüggemeyer, Familie 336, 351
Brüggemeyer, Friedr. Herm. 115
Brüggemeyer, Friedr. Moritz **114**
Brüggemeyer, Joh. Fr. Wilh. 115
Brüggemeyer, Joh. Hch. 115
Brüggemeyer, Joh. Herm. Ad. 115
Brüggemeyer, S. F. W. **114**
Bruno-Helinghausen 178
Bruns, Joh. Conr. 115
Bucher, Lothar 237
Bührnheim, Heinrich 337
Bülow, v. 166
Büxten, Wilh. 178, 249, 278
Busche, v. d. Familie 37
Busche, v. d. Albrad 29, 38
Busche, v. d. Sweder 38
Busse-Heerse 178
Busse, Wilhelm 302, **303**
Busse-Wistinghausen 133

Caesar 178
Cambridge, Herzogin v. 177
Campe, Julius 209
Campe, v. 169, 247
Cappel, Wilhelm 55
Capelle, Friedrich 327
Cathermann, Hermann 72
Chappon, Friedr. 104
Clarence, Herzogin v. 159
Clarke 168
Claus, David 74
Clausewitz 281
Cleve, Johann v. 39, 40, 44, 45
Clostermeier, Christ. Gottl. 96, 109, **121 f.**, 204.
Clostermeier, Luise 123, 207
Clüsener, Pfarrer 257
Cölln, Hermann v. 51
Cölln, v. 130, 153
Colebrooke 216

Cothmann (Kothmann) 38
Cothmann, Anna 63
Cothmann, Diederich 72
Cothmann, Hermann **72 f.**
Cothmann, Johann Franz 72
Corvey, Margarete 200
Cotius 51
Christine, Königin v. Schweden 66
Credé 133
Credé-Kassel 177
Croix, de la 251
Cronemeyer 178
Cronemeyer, Dr. med. 115
Cronemeier-Hovedissen 345
Cruel, Pf. 211
Cruel, Rudolf 257
Cuyer, Edouard 272

Damaschke, Adolf, 311, 312
Danckelmann, v. 93
Darwin 271, 300
Delbrück 203
Denecke, Hermann 351
Deppe, Georg **327 f.**
Devrient, Eduard 262, 263 265
Diede, Charlotte **146 f.**, 366
Diede-Kassel 147
Diekmann 187
Diepholz, Rudolf v. 47
Dierking, 73, 74
Diesterweg 295
Dietrich III., Bischof v. Münster 31
Disselhof, Pf. 288
Dohm, Christ., Wilh. v. 89, **125 f.**
Dohna, Amalia v. 83
Donop, Dietrich Christ. v. 83
Donop, Gabriel v. 64
Donop Levin v. **64 f.**
Donop, Hofm. v. 283
Dornheim 273
Dräseke, Bischof 240
Dreckmeier, Heinrich 68
Dresel 307
Dreyer, Bernhard 53
Dreyer, Hermann 53
Dreyer, Johann **53**, 54
Dreves, J. F. L. 132, 137
Ducasse 168
Duchenne 272
Düstersiek, Helene 225
Düstersiek-Nienhagen 288
Duhamel du Monseau 112
Duller, Eduard 207, 208
Dust 213

Ebrard, Prof. 278
Echterling, Joh. Bernd Henrich **189 f.**, 249, 251
Eckhardt 145
Eliges, Nolte 40
Ellers 187
Einhof 176
Eisendreher, Charlotte, 96, 163
Emanual & Sohn 247
Engel, Gust. 136
England, König Eduard VII. von 220
England, Königin Viktoria v. 220

Erbach, Graf v. 140
Eschenburg, Arnold 167
Eschenburg, August 167, **274 f.**, 291
Eschenburg, Joh. Joachim 165
Eschenburg, Wilh. Arnold **165 f.**, 274, 256
Eßlinger 140
Eulenburg, Dr. 270
Everard 31
Everstein, Hermann v. 34, 35
Ewald, Lieschen 132
Ewald, Joh. Ludw. 121, **131 f.**, 133, 141, 147, 150
Exter, Albert v. 41

Falckmann-Siekholz 146
Falkenstein, v. 96
Falkmann, August 57, 84, 95, **252 f.**, 254, 308
Falkmann, Chr. Friedr. 130, **171**, 204, 211, 254, 262
Ferdinand II., Kaiser 71
Ferdinand, Prinz v. Preußen 125
Feuerbach 166, 234, 241
Feuerberg, Johann 93
Feye 329
Fleischer, Leberecht 215, 218
Florencourt 212
Flottwell, v. 323, 351
Fichte 152
Fischer, Hannibal 159, 183, 201, 251, 275
Fink 130
Firdusi 215
Fortlage, H. 311
Foucroy 112
Franzos, K. E. 221
Freckenhorst, Eberwin v. 17
Frederking 269
Freiligrath 123, 171, 209, 213, 237, 246, 271, **232 f.**, 365
Fresenius 223
Friedrich, Dechant v. Freckenhorst 31
Friedrich Barbarossa, Kaiser 17
Friedrich II., Kaiser 24
Friedrich I., König von Preußen 86, 93
Friedrich d. Gr., König 105
Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen, 130, 135, 167, 195, 218, 220, 241, 242, 277
Fries, Jakob Friedr 212
Fries, Graf v. 141
Fritzeler, Rektor 36
Fritzsch, Dr. 172
Fröbel, Friedr. 237
Fröbel, Julius 236, 242, 243
Fröbel, Karl 236, 243
Frohne, Barthold 61
Froriep 184

Garibaldi 237
Gehrts, Karl 284
Geibel, Emanuel 233
Geiger, Ludw. 137
Geikhop 38
Geller, Pf. 144
Gellert 125

George, Henry 311
Gercken, Tilman (v. Menzel) 55
Gerhard, Bischof von Osnabrück 23
Gerstein, Johann Daniel v. 83
Gerstung 307
Gertrud, Äbtissin von Metelen 31
Gesenius 211
Geva 31
Gevekot, Max v. **320 f.**
Gevekot, Hermann Philipp 320
Glanzow 135
Gleichen, Margarete v. 41
Gleim 125, 126, 161
Gobelin Person 37
Golhausen, Catharina 72
Golhausen, Hermann 72
Goethe 126, 128, 131, 133, 136, 140, 142, 149, 188, 211, 213
Golius, Jakobus 215
Golstein, Graf v. 112
Gothe 191
Gottschalk 76
Gneisenau 152, 181, 281
Grabbe, Adolf Heinrich 204
Grabbe, Chr. Dietr., 123, 196, 199, **204 f.**, 208, 211, 217, 271, 264, 365.
Grabbe, Luise 208
Gräfe, Albrecht v. 269
Gratiolet 272
Gregor IX., Papst 24, 54
Grillparzer 136
Grimm, Jakob 366
Grimm, Wilhelm 367
Gröne, Ilsabein 168
Gronau 127
Groskopff, Karl 159, 277
Grotegut 132
Grüttemeier, Christoph 204
Grüttemeier, Dorothea 204
Gundert 145
Günther, Joh. Chr. 211

Haccius 91
Härtel 135
Häser 229
Häusser, Ludwig 279, 281
Hafiz 221
Hagemann 251
Hain, Madame 263
Hake 41
Halbmann, Sophie 263
Halevat, Hermann 55
Haller, Albrecht v. 91
Hallermund, Otto v. 35
Hamburg, Heinrich v. 35
Hamelmann, Herm. 21, 47, **51 f.**, 94
Hamelmann, Johannes 51
Hameln, Heinrich v. 53
Hamilton, William 141
Hanfstaengl 184
Hanke 170
Hansel, Ernestine 234
Hanstein, v. 148
Hardenberg 176
Harrison 358
Hartmann, M. 242

Hartwich II., Erzbischof v. Münster 23
Hasse, Heinr. **184 f.**, 229, 278, 288
Hauser 128
Hausmann, Bernhard **359 f.**
Hausmann, Christoph 359
Hausmann, Ernst 360
Hausmann, Franz 202, **249 f.**, 278, 351
Hausmann, Konrad 175
Hausmann, Peter Ambrosius **175 f.**
Hausmann, Ulr. Friedr. 177
Haym, Rudolf 146
Hebbel 242
Hecker, Gerhard 53
Heigel 280
Heine, Heinrich 205, 209
Heinrich VI., Kaiser 18
Heistermann, Friederike 208
Heldman, Bürgermstr. 102
Heldman, Carl Albert 200
Heldman, Friedrich 200
Heldman, Theodor **200 f.**
Helwing, Chr. Fr. **101 f.**, 125
Helwing, Clemens 351
Hengstenberg 240
Henkel, Robert 376
Heppe 55
Hermensen 75
Herrmann, Erzbischof von Köln 40, 55
Herrmann II., Bischof v. Münster 18
Hertzberg 125
Herwegh, G. 240
Herz, Henriette 240
Herzen, Alexander 238
Herzen, Olga 237
Hessel-Kassel, Wilhelm v. 57, 64
Hessen-Kassel, Kurfürst Wilhelm I. von 234
Hessen-Kassel, Moritz v. 66
Hessen-Kassel, Sophie v. 66
Hessen-Darmstadt, Georg I. v. 57
Hessen-Darmstadt, Georg II. v. 70
Hessen, Philipp v. 47
Hildebrand 76, 78
Hildebrand, Friedr. Ernst 146
Hinrichs, Hans 351
Hitler, Adolf 325
Hölderlin 63
Hoerde, v. 61
Hoffmann, Dr. 76
Hoffmann, Edler v. 105, 109, **117 f.**, 269
Hoffmann, Eduard 114, **348 f.**, 362
Hoffmann, E. T. A. 211
Hoffmann, Heinrich 348
Hoffmann, Hofrat 93
Hoffmann, Leberecht 324
Hoffmann v. Fallersleben 144, 145, 233, 240
Hoffmann & Campe 209
Hogendorp, Graf 156
Hohenlohe, Philipp v. 59
Holbein, Franz v. 263
Holstein-Gottorp, Herzöge v. 66
Holstein-Schaumburg, Grafen v. 42
Holstein-Schaumburg, Otto VI. v. 66
Holstein-Sonderburg, Herzog Phil. Ludw. von 71
Hoppe & Co. 348
Hornhardt, Alexander 178
Horsley, Fanny 217
Horsley, Sophie 217
Horsley, William 217
Hoya, Jodocus v. 47
Hoya, Johann v., Bischof v. Osnabrück 35
Hoya, Otto v. 34, 47
Humboldt, Alexander v. 218, 220
Humboldt, Wilhelm v. 146 f., 214, 215, 218
Hummermeier 291
Hunnäus 348
Hunschius, Johannes 55
Hortensius, Johann 54

Ilgen, v. 93
Immermann 136, 207
Iwan, Großfürst von Rußland 89
Ixen, Constantine v. 107
Jacobi, Stephan Ludwig **111 f.**
Jacobi 126
Jacobi-Haue 178
Jaffe-Sandefor 113
Jenin 133
Jerome, Bonaparte 127, 148, 165
Jobstharde, Joh. Barthold **222 f.**
Johann XXII., Papst 29
Jordan, Albrecht 305 f.
Jülich, Eleonore v. 57
Jüngst 189
Junghe, Johann 26
Junker, Karl **368 f.**
Justinus, Magister **20 f.**, **28**

Kähler, Pf. 290, 291
Kämpfer, Engelbert 73, **89 f.**
Kaempfer, Engelbert 125, 271
Kätzler, Rektor 328
Kaiser, Apoth. 159
Kanne 170
Karl d. Große, Kaiser 22, 337, 343
Karl IV., Kaiser 34, 36
Karl VI., Kaiser 86
Karlstadt, Andreas Ludolph 54
Karschin 205
Karstian 51
Kayser 52
Kellner 227
Kemper (Kämpfer), Magister 73
Kerkmann, Bürgermstr. von Lemgo 72, 73
Kerner, Justinus 184
Kerßenbrock, Herrm. v. 318, 335, 339, 342
Kerßenbrock, Gerlach v. 45
Kerßenbrock, Johann v. 45
Kerßenbrock, Rickwien v. 45
Kettembeil, Georg Ferd 205, 206, 207, 263
Keyßer, Adolf 341, 342
Keyser, Eleonore 109
Kielmannsegg, v. 177
Kielmeyer 184
Kieser, Prof. 229
Kiewning, Hans 161, 278
Kinkel, G. 237, 240
Kinkel, Johanna 237
Kittel, Musikdir. 128
Klaßmeyer, Ernst 353
Kleinsorge, Christian 41
Kleinsorge, Dietrich Adolf 73
Kleinsorge, Bürgermstr. von Lemgo 72, 73
Kleist, Heinrich v. 176
Klemme, Mathilde 282
Klingemann-Braunschweig 206
Klingemann, Karl 159, 217
Klingenberg 272
Klingenberg, Gebr. **351 f.**
Klingenberg, August 351
Klingenberg, Wilhelm 351
Kluckhohn, August v. **279 f.**
Kluckhohn, Pastor 281
Kluckhohn, Organist 281
Knoch, Ludwig **107 f.**, 121
Kny 300
Koch, Andreas 73
Koch, Robert 317
Kock, Hendrick 85
Köchy, Karl 205
Köhler 189
König, Rektor 36
Körner, Theodor 184
Koiten (Kothe), Hermann 55
Koppe, Anna 237
Koppen, Gen.-Sup. 193, 282
Koppen, Luise **366 f.**
Kordt, Marie 370
Korven, gen. Schmising 34
Kossuth, Ludwig 237
Kotzebue 159
Kotzenberg, v. 93
Kracht, Bernhardus 260
Kracht, Christ. Wilh. **260 f.**
Krafft, Pf. 133
Kramer 354
Kraus, Marianne 140, 141
Krawinkel, Joh. Herm. **144 f.**
Krawinkel, Simon Henrich 144
Krecke 278
Krecke-Uffeln 178
Kreinjobst, F. 329
Kreuschen, Max v. 272
Kreymeier, Georg Chr. 207
Kröner, Chr. 284
Krohn, Conrad 204
Kropp, Gottschalk **54**
Krücke, S. E. **138 f.**
Krüger, Pf. 223
Krünitz 140
Krummacher, Wilh. 134
Krupp 348
Kruse 38
Kuckuck 73
Küster, Anton Heinrich **95 f.**
Küster, Ernst **362 f.**
Küstermann, Carl 358
Küstermann, Gustav **358**
Küstermann, Robert 358
Kulemann, Rudolf **231 f.**
Kulraven, Gottschalk 41

Ladegast 354
Lampe, Friedrich Adolf **76 f.**
Lampe, Pastor 76
Landois 299
Lange, Helene 237
Landsermann, Wilh. 194
Lassen, Christian 217
Lavater 134
Lefevre 169
Leibnitz 52, 91
Leidgen, Jakob 55
Leiningen-Westerburg, Graf v. 107
Leitzmann, Albert 146
Lellmann, Charlotte 345, 347
Lengerke-Steinbeck, v. **318 f.**, 339
Leseberg 342
Lesede, Hermann v. 36
Lettland, Heinrich v. 21
Lichnowsky, Fürst 247
Liebewohl, Prof. 101
Liese 41
Limburg, Anna v. 47, 53, 54
Lippe, Haus

Haus Lippe

Anna, Gräfin von Hoya 47
Adelheid, Äbtissin von Elten 18
Alexander, Fürst 317
Beatrix, Gräfin von Lauterberg 18
Bernhard I. 255
Bernhard II. **17 f.**, 20, 21, 22, 26, 28, 31, 33, 42, 172, 337, 371
Bernhard III. 20
Bernhard V. 33
Bernhard VI. 34
Bernhard VII. bellicosus 28, 29, **39 f.**, 43 f., 47
Bernhard VIII. 30, 39, 51, 52, 57, 68
Bernhard IV., Bischof v. Paderborn 18, **26 f.**, 22
Bernhard V., Bischof v. Paderborn **28 f.**
Bernhard, Domherr zu Köln 47
Casimire, geb. Prinzessin v. Anhalt 100, **104 f.**, 118, 120, 191, 366
Christine, Fürstin 100
Dietrich, Propst v. Deventer 18, 23
Elisabeth 39
Elisabeth, Gräfin v. Diepholz 47
Elisabeth, Gräfin v. Schaumburg-Holstein 66
Elisabeth, Fürstin 192, 193, 226, 288
Ernst, Grafregent zur Lippe-Biesterfeld **316 f.**, 319, 320 f., 324
Friedrich, Prinz 156
Friedrich Adolph **83 f.**, 93
Ferdinand Christian 83, 84
Gerhard, Erzbischof v. Bremen 18, **22 f.**, 26, 28
Gertrud, Äbtissin v. Herford 18
Hedelinde, Äbtissin v. Bassum 18
Heilwig, Gräfin v. Ziegenhain 18
Heilwig, Gräfin v. Tecklenburg 33
Hermann I. 17
Hermann II. 18, 23, 28
Hermann Adolph 69, 86
Irmgard, Gräfin v. Hoya 35
Irmgard, Gräfin v. Hoya 47
Johann Bernhard 70
Julius Graf zur Lippe-Biesterfeld 316
Karl Simon 86
Katharina, geb. Gräfin v. Waldeck **70 f.**, 104, 366
Kunigunde, Äbtissin v. Freckenhorst 18, **31 f.**
Leopold I. 100, 103, 109, 120, 161, 165, 168
Leopold II., Paul Alexander 166, 181, 200, 201, 250, 262, 263
Leopold III. 183, 201, 249, 250, 251, 265, 288 f.
Leopold IV., Fürst 270, 320
Luise 287
Magdalena 47
Magdalena, Landgräfin v. Hessen 57
Margareta, Äbtissin v. Herford **47**
Margareta, Gräfin v. Rietberg 47
Mechthild, Gräfin v. Holstein 33
Otto 33, 39
Otto, Bischof v. Utrecht 18, 19, 22, 23, 26
Otto, Domherr zu Köln 33, 43, 44
Otto II., Bischof v. Münster 28
Otto 64
Pauline, Fürstin 119, 122, 123, 142, 152, 153, 156, 157, **161 f.**, 169, 171, 176, 181, 191, 204, 229, 240, 249, 262, 288, 290, 317, 331, 366
Philipp **66 f.**
Reinhold 20
Simon III, **33 f.**, 36, 44
Simon IV. 29, 39, 43, 44
Simon V. 41, 42, 47, 255
Simon VI. **57 f.**, 61 f., 64, 65, 66, 68, 76, 253, 329
Simon VII. 68, 70
Simon Henrich 76, 83, 84, 86, 87
Simon Henrich Adolf 86
Simon August 95, **99 f.**, 103, 107, 108, 109, 118, 119, 138, 168
Simon I., Bischof v. Paderborn 20, **28**
Simon III., Bischof v. Paderborn **29 f.**, 40
Simon (Bruder Bernhards VII.) 39, 40, 43, 45
Sophie, Fürstin 278
Woldemar, Fürst 226, 251, 275, 319

Lippe-Brake

August 92 f.
Georg 92
Ludwig Ferdinand 93
Rudolf 93

Liszt, Franz 209
Livland, Meinhard v. 18
Lodenstein, Jodocus v. 76
Löffler, Clemens 52
Lohmeyer, Werner 323
Longshore, Lucretia 357
Lonner (Loniceaus), Albert 54
Lortzing, Albert 264
Loth, Friedrich 192
Lucius 129
Luden, Hch. 212
Ludwig XIV., König von Frankreich 84, 92
Lübke 337
Lüttmann 291
Lützow, v. 177
Luise, Königin von Preußen 127, 142, 152, 281
Luise, Prinzessin von Preußen 256
Luther, Martin 53, 54

Malthus 311
Mandelslo 41
Mann, Theodor 354
Mansfeld, Magdalena v. 47
Mansfeld, P. E. v. 59
Marburg, Konrad v. 24
Mark, Engelbert v. d. 34, 44
Mark, Richardis v. d. 33
Matthias, Kaiser 60
Mautner 242
Maximilian I., Kaiser 40
Mazzini, Josef 237
Meier, Dr. **187**
Meier-Herm 291
Meier, H. C. 269
Meier-Otto 290
Meißner, A. 242
Melanchthon 51, 53
Mellin, Gerhard 39
Melm, Christine 148
Melm, P. 135, 148
Menkhausen, Ilsabein 168
Mensching 151, 163
Menzer, Prof. 68
Merkel 178, 192
Metternich, 158
Meyer, Anton 54
Meyer, B. 201
Meyer, Hermann 80
Meyer, Marg. Elisab. 101
Meyersche Hofbuchh. 101, 140, 208, 219, 253, 255, 264, 272
Meysenbug, Malwida v. 159, **234 f.**, 241, 269, 366
Miesitschek v. Wischkau 320, 324
Milinchtorp 38
Möbius, Minna 159
Molenbeck, Cord v. 43, 45
Molenbeck, Hermann v. 43
Molenbeck, Johann, d. Ältere 43
Molenbeck, Johann, d. Amtmann 39, **43 f.**
Molenbeck, Johann, d. Jüngere 45
Molenbeck, Sophie 45
Möllenbeck, Revelin 53
Moeller, Hermann Justus 209
Mönch 189
Mörs, Dietr. v. 29, 30, 37, 39, 43 f.
Mohamed ben Musa 215
Monod, Gabriel 238
Moritz 249

Mosel 191
Montanus, Jakob 53
Montez, Lola 247
Motte-Fouque, Frhr. de la 172, 213
Müller, Bürgermstr. von Lemgo 72
Müller, Bruno 336, **343 f.**
Müller, Johannes v. 127
Müller, Max 216
Müller-Oelentrup 175
Münchhausen, Frhr. v. 342

Nacke-Ehrsen 323
Napoleon I. 127, 168, 169, 178
Nassau, Ludwig v. 57
Nassau-Schaumburg, Johanne, Elisabeth v. 84
Naumann, Friedrich 311
Neander, Joachim 88
Neer, Johannes 53
Neese, Louis 358
Neubourg, Pf. 291
Niebuhr, Carsten 90
Niederkrüger, Elisabeth 135
Niem, Dietrich v. 36
Niemeyer, Hermine 275
Nietzsche 238
Nöller, Agathe 284
Nolte, Pf. 187

Oberg, Margarete v. 64
Oeynhausen, Frhr. v. 175
Oheimb, v. 201, 202, 251, 288, 289
Ohle, Ernst 351
Oldenbarneveld 59
Oldenburg, Burchard v. 24
Oranien, Moritz v. 59
Oranien, Wilhelm III. v. 84, 92
Oertzen, v. 101
Oesterhaus, Bertha 370
Oesterhaus, Wilh. 183, 370
Österreich, Johann v. 194, 274
Österreich, Erzherzogin Maria Anna v. 86
Ostfriesland, Enno v. 57
Otto-Hedderhagen 291
Oxentjerna, Axel 67

Pählig, Pf. 294
Pagendarm, Johann 41
Paget de Bragard, Pierre 83
Pape, Wilhelm 341 f.
Pape, Eduard 342
Parma, Alexander v. 59
Parve, Daniel 91
Passavant, Jak. Ludw. **133 f.**
Passavant, Joh. Karl 134
Passavant & Co. 245
Paulsen, Carl 345
Paulsen, Wilfried 336, 339, **345 f.**
Pecher 351
Pestalozzi 152
Peter der Große, Zar 86, 89
Peters, L. O. 237
Petri 309
Petri, Justus 192, 193
Petri, Moritz Leopold 167, **196 f.**, 204, 207, 208, 212, 213
Petri, Friedr. Simon Leopold 196
Petri, Geh.-Rat 254
Peucker, v. 274
Pezel, Christian 58
Pfalz, Friedrich III. von der 280
Pfalz, Friedrich der Fromme von der 76, 280
Pfalz, Karl Gustav von der 66
Pfeiffer, v. 140
Pflüger, Deppe **61 f.**
Pichler 143, 206, **262 f.**
Pichler, Anton 264
Pichler, August, der Jüngere 264
Pichler, Franz 264
Piderit, der Chronist 17, 20, 69, 95
Piderit, Pastor in Blomberg 51
Piderit, Dietr. Karl **181 f.**
Piderit, Karl **191 f.**, 229
Piderit, Theodor **271 f.**
Pierius, Urban 58
Pierri, Pastor 111
Pius II., Papst 41
Platen 136
Plitt, Sophie 329
Pohlman-Hohenaspe, Adolf **310 f.**
Post 337
Pothmann, P. 101
Preine, Engelbert 53
Preine, Hermann 53
Preuß, Franz Ludwig 204, 208, 254
Preuß, Fritz 167
Preuß, Otto 167, 210, 253, **254 f.**, 258, 283, 308
Priester, Pf. 288
Prigsheim 300
Prott, Klara 51
Pütter, Joh. Stephan 165
Pufendorff, Esaias 89
Pufendorff, Samuel 89
Pulsky 237
Pustkuchen, Friedr. Wilh. 130, **135 f.** 211
Pustkuchen, Anton Heinrich **128 f.**
Pustkuchen, Kantor 144, 232

Quentin, Georg 302
Quentin, Ludwig **302**
Quentin, Max 351

Rampendahl, Maria 75
Ranke, Leopold v. 281
Raumer, v. 205
Rebbe, Adolf 194, **294 f.**
Rheden, von 35
Rheden, Klaus v. 176
Reineke 170
Reinert, Friedrich **163 f.**, 175, 181, 184, 191
Reinold, Dr. 229
Rée, P. Dr. 238
Rembert, Bischof v. Paderborn 51
Rembrand 306
Rendorf, Catrina 279
Reuß, Heinrich XXIV. v. 305
Reuter, Fritz 269
Reymann, Kanzler 117, 118
Ribbentrup 176
Ricardo 311
Rietberg, Johann v. 47, 55
Rietberg, Irmgard v. 57
Rietberg, Walburg v. 57
Rittershaus, Emil 233
Rochow, Frau v. 106
Rodenberg, Julius 233
Rodewald 163
Rohdewald, Pastor 225
Rohdewald-Varenholz 178
Röhr, Simon 87
Roist, Eberhard 39
Rolland, Romain 239
Rollin, Ledru 237
Romberg, Johann 55
Ronge, Johannes 236
Root, Erastus 358
Rose, Christoph 187
Rosen, Bodo 159
Rosen, Emilie 159
Rosen, Felix **331 f.**
Rosen, Friedrich August 159, **214 f.**
Rosen, Georg 159, **218 f.**
Rosen, Gilbert 150, 158
Rosen, Hermann 159
Rosen, Sophie 217
Rotberg 109, 117, 119, 206
Rottmann 73, 74
Rudbeck 89
Rudolf, Kaiser 58, 59, 60
Rudorff, Sophie 159
Rüchel, v. 172
Rückert, Friedr. 218
Ruge 242
Ruprecht, König 35
Ruprecht, Erzbischof v. Köln 40

Saadi 221
Sachsen-Weimar, Karl August von 188
Sackmann, Jobst 81
Salzkotten, Johann v. 55
Sand, Karl Ludwig 159, 191
Sander 41
Sauerländer, Wilhelm **225 f.**
Savigny, Karl v. 205
Savoyen, Viktor Amadeus v. 140
Schacht, Prof. 306
Schacht, Heinrich 251, **298 f.**
Schack, von 95
Schaffy, Mirza 219
Schanz, Frida 366, 367
Scharnhorst, 146, 152, 181, 281
Schaumburg, Anna v. 39, 42, 47
Schaumburg, Otto v. 39
Schaumburg, Elisabeth v. 57
Schaumburg, Otto v. 57
Schaumburg-Lippe, Adolf v. 319
Schemmel, Wilhelm 320, **323 f.**
Schenk, v. 172
Scherer (Latomus), Hermann 21
Scherf 191
Scheuchzer, J. C. 89
Schierenberg, Bürgermeister 349, 250
Schierenberg, Bürgermeister 249
Schierholz, Rektor 350

Schill, v. 173
Schiller 142, 149
Schilling 204
Schlegel, Aug. Wilhelm 214
Schlegel, Friedr. v. 156
Schleiden, Prof. 270
Schleiermacher 87
Schleinitz, v. 166
Schliemann 285
Schmidt-Phiseldeck, v. 166
Schönemann, Lili 131
Schönfeld, Dorothea 148
Schönfeldt, Pf., 147, 148
Schreiner, J. H. C. 207
Schreiter 142
Schröder (Pastor) 76
Schubert, Prof. 212
Schuchardt 308
Schuddekromen, Gerhard 29, **36 f.**
Schuddekromen, Hermann 36
Schücking, Levin 233
Schünemann 241
Schultz, Bürgermeister 337
Schultz, Karl 148
Schumann, Robert 158
Schwab, Gustav 184
Schwalenberg, Günther v. 28
Schwanold, Heinrich 296, 328, **333 f.**
Schwarz, Eleonore 107
Schweimer, Marie 370
Seebach, Marie 209
Segherdes, Geseke 41
Seiff, Karl 159
Seiff 115
Simson, v. 194
Sloane 89
Sluderkoken 36
Smid, Bürgermeister 318
Soest, Daniel v. 55
Solms-Braunfels, Graf v. 107
Solms, Eberhard v. 59
Solms-Hohensolms, (Gräfin) v. 85
Solyman, Schah 90
Spalatin 54
Spiegel, Jürgen 30
Spiegel, Herren von 40
Sprute 73
Stade, Albert v. 21
Stapperfenne 368
Starke, Marie 298
Stedinger Bauern 22 f.
Steffen, P. 231
Stein, Frhr. vom 122, 146, 152, 176, 181, 281
Steinhagen, Kantor 307
Steinhagen, Ober-Kons.-Rat 327
Steneberg 114
Steneberg, August Christian **335 f.**
Steneberg, August 336
Steneberg, Heinrich 335
Steneberg, Walter 336
Sternberg, Grafen von 43, 341
Steuber, Karl August 128
Steusloff, Bernh. **285 f.**
Stietencron, Iwan Frhr. v. 183, 201, 324
Stolte, Bernard 41
Stonebuckius, Thomas 51
Strauß, Fr. 234, 241
Strombeck, Elisabeth v. 167
Stuart 170
Sybel, v. 280
Süersen, Gottlieb 269
Süersen, Wilh. **269 f.**
Süvern, Joh. Wilh. **151 f.**
Süvern, W. 152
Sundermann 336
Sustmann 77
Swager, Hermann 55

Tankred 18
Tappe 294
Tayllerand 127
Tecklenburg, Nikolaus v. 34, 37
Tecklenburg, Oda v. 18, 28
Tecklenburg, Otto v. **34 f.**
Tecklenburg, Simon v. 17, 28
Tempel, Olivier v. (53—66)
Tendering, Betty 247, 248
Tenge, Alfred 352
Tersteegen 88
Tesdorpf 311
Tettenborn, v. 173
Thaer 175, 177
Thelemann, Otto **277 f.**, 290, 324, 327
Theopold, Abraham **68 f.**
Theopold, Heinrich **229 f.**, 288
Theopold, Johannes 68
Theopold Pf. 278
Thimme, Friedr. 281
Thodenus 57, 58
Thorbecke 114, 133
Tholuk, Prof. 225
Tieck, Ludwig 136 205, 206, 212
Tilhen 73
Timmermann 337
Tischbein, Hch. Wilh. 141
Tönjering, Heinrich 53
Topstensohn 66
Tötemeyer 278
Topehlen, August **288 f.**
Topehlen, Frl. 291
Topp, Reg.-Rat 125
Torbeck-Vlotho 178
Torgler, Dr. 185
Torrentinus, Wilh. 51
Toskana, Leop. v. 140
Traun, Bertha 236
Treitschke, Hch. v. 136
Treviranus 178
Trump, Ilse 41
Tunte, Jonas 52

Uechtritz, Friedrich v. 205
Uhland, Ludwig 184
Valentini, v. 117
Valentini, Ernst v. **140 f.**
Varnhagen 136
Vehmeyer, Theodor 327
Vette, Pf. 145
Vierling, Organist 128
Vieweg & Sohn 271
Vigelius, Charlotte 131
Vincke, Ludwig v. 263
Vlatten 51
Voechting, Friedr. 300
Voechting, Hermann v. 281, **300 f.**, 307, 331
Vogelsang, Hardnak v. 340
Vorberg, P. 231, 290, 291, 292
Volkening 223
Volmar, Magister 20

Wackerhagen, Emma 159
Wachsmuth 187
Wächter 80
Wagener 227, 326
Wagner, Richard 210, 238, 369
Wahl, v. d. 71
Waitz, Gg. 279, 281
Waldeck, Catharina v. 57
Waldeck, Christian v. 70
Waldemar, A. Herdag 36
Wallbaum, Wilhelmine 207
Warberg 38
Warsberg, Frh. v. 234, 239
Wartensleben, Graf v. 93
Wartensleben, Karoline v. 316
Wasserbach, Ernst Kasimir 62, **92 f.**
Wasserbach, Johann Bernhard 93
Wasserfall, Archivar 252
Weber, Carl d. Alt. 114, 336, **343 f.**
Weber, Carl d. Jüng. 344
Weber, Marianne 366
Weerth, Karl 232, 248, 298, 307, 308
Weerth, Ferdinand **153 f.**, 254, 307, 327
Weerth, Georg 209, 231, **245 f.**, 307
Weerth, Marie 83
Weerth, Otto 190, 283, 300, 307 f.
Weerth, Wilhelm 307
Wegscheider 211
Wehrhan 334
Weigelt 243
Weise, Hermann 36
Weizsäcker, Jul. 281
Welchert 326
Wellmann 73
Wendt, Herren von 329
Wend, Friedrich v. 39
Wend, Familie de 45
Wenk, Hofrat 121
Werner 304
Wessel, Ferdinand 358, **373 f.**
Wessel, Pf. 288
Westermann, Johann 54, **55 f.**
Westmacot, Richard 216
Westphal, Lubbert v. 45
Westphalen, Graf v. 177
Weßel, Apotheker 307
Weßel, Johanna Luise 188
Weßel, Luise 188
Weßel, Otto 189, 300
Wichelshausen 88
Wichman, Erzbischof v. Magdeburg 17
Wiemann, August 334
Wienke, Friedrich 365
Wierborn, Herren v. 43
Wilhelm I., König v. Preußen 177, 256, 270

Wilhelm II., Kaiser 270, 317
Will-Rasing 265
Wilstach 91
Winand, Joachim 79
Winzingerode, Johann v. 41
Wippermann (Bürgermeister von Lemgo) 72, 73
Wippermann (Kanzleidirektor) 76
Wippermann (Hofrat) 93
Wippermann 187, 336
Woldenburg, Ludger v. 18
Wolf 163
Wolf, Friedr. August 151
Wolfenbüttel, Julius v. 57
Wolff, Pf. 228
Wolkenhaar, Marie Magd. 156
Woodcock, Miß 245
Wrede, von 71
Wrede 280
Wüstenfeld, Emilie 236
Wukadinowitsch, Spiridion 264
Wyttenbach 156

Ysenburg, Valentin v. 59

Zacher 263
Zeiß, Adam 282
Zeiß, Alexander 325
Zeiß, Emil **282 f.**
Zeiß, Wilhelm 282
Zeller, Johann Jakob **76 f.**, 87
Zeller, Elisabeth 87
Zeller-Zürich 162
Zerßen, Johann v. 40
Zick, Organist 128
Ziegler, Carl 204, **208 f.**, 211, 212, 213
Ziegler, Ernst 208
Ziegler, Friedr. Wilhelm 210
Ziegler, Joh. Karl Friedr. 210
Ziegler, Sophie 209
Zinzendorf, Nikolaus v. 88

Quellen-Verzeichnis

Quellen und Literatur zur Geschichte lippischer Familien

Viel Lebensgeschichte lippischer Menschen steckt auch in den familiengeschichtlichen Quellen und Veröffentlichungen. Sehr reiches Material, verarbeitetes und unverarbeitetes, gedrucktes und geschriebenes, besitzt das Lippische Landesarchiv in Detmold. Wir nennen daraus das Wichtigste:

1. Die älteren Kirchenbücher einer größeren Anzahl lippischer Gemeinden.
2. Eine große Sammlung von Auszügen aus lippischen Kirchenbüchern, nach Familien geordnet, eine Arbeit des verstorbenen Professors O. Weerth.
3. Ein Paket „Stammbäume und Ahnentafeln" von etwa 60 lippischen Familien, in der Hauptsache handschriftlich, zumeist auch von O. Weerth zusammengestellt.
4. Druckschriften zur Geschichte einzelner Familien, darunter die beiden Prachtwerke „Chronik der Familie Sievert" von Reg.-Oberinspektor H. Sievert und „Der Rodewalde Geschlecht" von Ed. Rohdewald, sowie Arbeiten über die Familien Begemann, Clausing, von Coelln, von Dithfurth, Grothe, Krohn, Lütge, von der Lippe, von Mengersen, von Ribbentrop, Schemmel, Schwabedissen, Süvern, Stock, Theopold, Thümmel, Uekermann, Wessel, von Wistinghausen, Wippermann.
5. Bd. 72 des „Deutschen Geschlechterbuchs", hrsg. von B. Koerner (Lippischer Band), sowie eine Anzahl Bände des „Gotha-Kalenders".
6. In Vorbereitung ist eine alphabetische Kartothek zu den an das Landesarchiv abgegebenen Kirchenbüchern lippischer Gemeinden.

Weitere gedruckte Materialien findet man in der Landesbibliothek zu Detmold, vor allem die sämtlichen bisher erschienenen Bände vom Deutschen Geschlechterbuch, von denen außer dem 72. noch mancher andere Band für lippische Familien in Frage kommt.

Mancherlei Arbeiten zur lippischen Familiengeschichte finden sich in Zeitschriften verstreut, wie in den „Mitteilungen aus der lippischen Geschichte und Landeskunde" und in den „Blättern für lippische Heimatkunde"; hier besonders die über zahlreiche Nummern der Jahrgänge 1900—1904 sich erstreckende Schrift „Die von Donop" von Fr. Henkel.

Über lippische Geistliche

Drewes, Geschichte der Kirchen, Pfarren, geistlichen Stiftungen und Geistlichen des lippischen Landes, Lemgo 1881.

Über die Lehrer

Burre, Das lippische Lehrerseminar, hrsg. vom lippischen Lehrerverein. Detmold 1925.

Quellen zur allgemeinen lippischen Geschichte

O. Preuß und A. Falkmann: Lippische Regesten. Lemgo und Detmold 1860.
O. Weerth und E. Anemüller: Bibliotheca Lippiaca. Detmold 1886.
O. Preuß: Die lippischen Familiennamen. Detmold 1885.
O. Preuß: Die lippischen Flurnamen. Detmold 1893.
O. Preuß: Die baulichen Altertümer des lippischen Landes. Detmold 1881.
A. Falkmann: Beiträge zur Geschichte des Fürstentums Lippe. Lemgo und Detmold 1856.
Freiherr v. Blomberg: Geschichte des 6. Westf. Inf.-Regts. Nr. 55. Detmold 1877.
Schultz: Inf.-Regt. 55 im Weltkrieg. Detmold 1928.
„Lippisches Magazin" 1835—43.
„Vaterländische Blätter" seit 1844.

Quellen zu Einzeldarstellungen

Theodor Althaus

Literatur: Friedrich Althaus: Theodor Althaus. Bonn 1888, hierin Gedichte von Althaus. — Dr. Dora Wegele: Theodor Althaus und Malwida von Meysenbug. Marburg. 1927. Im Anhang des letzteren Werkes sind sämtliche Schriften Althaus' angegeben.

Oskar Asemissen

Quellen: Asemissen, „Kleinstädte und Kleinstaaten auf industriellen und gewerblichen Gebieten" (August Helmich, Bielefeld 1885). — „Vorschläge zur Verminderung der Militärlasten" (August Helmich, Bielefeld). — „Die Bedeutung des Grundbesitzes für das Wohl der arbeitenden unteren Volksklassen" (Karl Heymann, Berlin 1892). — Die Lage der Eisenbahnverhältnisse in Lippe und die Zukunft der rechtlichen Beziehungen Lippes zu Preußen, Eisenbahnen betreffend" (H. Welchert, Lage). — „Der lippische Thronstreit, die Grenzen der kaiserlichen Macht und deutsche Zustände" (H. Welchert, Lage 1898). — „Das Bedürfnis eines Staatsrats und einer Verfassung im Spiegel der jüngsten lippischen Politik" (H. Welchert, Lage 1899). — „Das Wasserrecht und einheitliche Ausführung der Gewerbeordnung" (F. L. Wagner, Lemgo 1884). — „Die Folgen des Verhaltens der höchsten Organe des Deutschen Reiches in dem lippischen Thronfolgestreit" (H. S. Hermann, Berlin 1897).

Friedrich Begemann

Quellen: Friedrich Begemann: „Blumen von der Saale", Episches und Lyrisches. Buchhandlung Bran in Jena, 1828. — „Lippisches Magazin", 1841, Sechster Jahrgang, Nr. 46—50: M. L. Petri „Die Hermann-

schlacht", Episches Gedicht von Friedrich Begemann. Mit einer Nachricht über das Leben und die Schriften des Verfassers.

Literatur: Carl Ziegler: „Aus vergangenen Tagen", Lemgo 1862, Buchhandlung Wagener. Charakterskizze über Friedrich Begemann. — Dr. Heinrich Begemann: „Familie Begemann", Genealogische Mitteilungen, Heft 1—5, Neuruppin 1918, 1919, Hameln 1927, 1929. — Dr. Alfred Bergmann: „Grabbe, Begegnungen mit Zeitgenossen", Weimar 1930, Verlag Hermann Böhlaus Nachfolger.

Rudolf Brockhausen

Quellen: Rudolf Brockhausen ist der Verfasser folgender Dichtungen: „Anakreons und Sapphos Lieder, in deutschen Versen nachgebildet" (1828), „Louise, die Königin, sechs Gesänge" (1832) (beide bei Meyer, Lemgo), „Die Hermannsschlacht", ein vaterländisches Schauspiel (Hannover 1864). Weitere Kinder seiner Muse finden sich in Zeitungen und Zeitschriften verstreut.

Gräfin Casimire zur Lippe

Quellen: Nachlaß der Gräfin im Lippischen Landesarchiv. — Hoffmann: Meine Dienstgeschichte.

Literatur: Catharina Staercke: Gräfin Casimire zur Lippe. Detmold 1934.

Hermann Cothmann

Literatur: Karl Meier-Lemgo, „Maria Rampendahl und der Hexenbürgermeister", Erzählungen. Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung, Detmold 1935.

Friedrich Adolph zur Lippe

Literatur: W. Weerth, Das Leben des Grafen Friedrich Adolph zur Lippe bis zu seiner Thronbesteigung. 1667—1697. Bd. VII der Mitteilungen aus der lippischen Geschichte und Landeskunde. — Hans Kiewning, Pöppinghausen-Friedrichstal. Bd. XIII der Mitteilungen aus der lippischen Geschichte und Landeskunde.

Gerhard zur Lippe, Erzbischof von Bremen

Literatur: W. von Bippen. Gerhard II. von Bremen, in der Allgemeinen Deutschen Biographie, Bd. 8 (1878, S. 743 ff.); H. A. Schumacher. Die Stedinger. Bremen 1865 (dort weitere Literatur); W. von Bippen. Geschichte der Stadt Bremen, Bd. 1, S 122 ff.; G. Dehio. Geschichte des Erzbistums Hamburg-Bremen, Bd. 2, S. 142 ff. — Hinrichs. De Stedinge.

Christian Dietrich Grabbe

Literatur: Die Literatur über Grabbe ist äußerst umfangreich. Die Grabbe-Bibliographie zählt heute außer den Gesamtausgaben, Auswahlen und Ausgaben einzelner Werke nahezu an hundert Veröffentlichungen und Einzelabhandlungen. Eine Übersicht über die Grabbe-Literatur geben: 1. Das Kapitel „Grabbe-Bibliographie" von Dr. Alfred Bergmann im „Grabbebuch", Detmold 1923, Meyersche Hofbuchhandlung (Max Staercke). 2. Der Aufsatz „Grabbeforschung und Grabbeprobleme 1918 bis 1934 I" von Dr. Bergmann in einem Sonderabdruck aus dem Jahrgang 1934 der „Germanisch-Romanischen Monatszeitschrift" (Verlag von Carl Winters Universitätsbuchhandlung in Heidelberg).

Hermann Hamelmann

Quellen: Büchereien Wolfenbüttel, Oldenburg, Hamburg. — Bouterweckſche Collectaneen, VIII. — Hamelmanns Werke (Ausg. Wasserbach und krit. Neuausgabe Löffler).

Literatur: J. H. Leuckfeldi, Antiquitates Gandersheimenses, Wolfenbüttel 1709. — J. G. Leuckfeldi, Historia Hamelmanni, Quedlinburg und Aschersleben 1720. — Rauschenbusch, Hamelmanns Leben, Schwelm 1830. — Zeitschrift für niedersächsische Kirchengeschichte, I, Braunschweig 1896. — Jahrbuch des Vereins für die evangelische Kirchengeschichte der Grafschaft Mark, I, Gütersloh 1899.

Edler von Hoffmann

Quellen: Hoffmann: Treuer Rath für gute Regierungsführung von 1786. Mskr. — Hoffmann: Meine Dienstgeschichte vom Mai 1799. Mskr. — Das weitschichtige ungedruckte und gedruckte Prozeßmaterial. — Lippische Landesverordnungen. — Staercke: Gräfin Casimire zur Lippe, Detmold 1934.

Stephan Ludwig Jakobi

Literatur: August Meier-Böke; Stephan Ludwig Jacobi, der berühmte Sohn des lippischen Berglandes; Lippischer Dorfkalender 1935.

Karl Junker

Literatur: Karl Meier-Lemgo, „Das Junkerhaus und sein Erbauer", mit vielen Photos, Verlag E. Weege, Lemgo. — G. Kreyenberg, „Das Junkerhaus zu Lemgo. Ein Beitrag zur Bildnerei der Schizophrenen." Zeitschr. für die gesamte Neurologie und Psychiatrie, 1928, 1. u. 2. Heft.

Engelbert Kämpfer

Quellen: Kämpfers Handschriften im Britischen Museum in London. Sein Stammbuch in der Landesbibliothek in Detmold. Akten im Lemgoer und Detmolder Archiv. „Eng. Kämpfers ... Geschichte und Beschreibung von Japan", herausgegeben von Chr. W. Dohm, Lemgo, Meyersche Hofbuchhandlung 1777—79. „Amoenitates Exoticae", 1712, Lemgo, Meyersche Hofbuchhandlung.

Literatur: „Seltsames Asien", eine Übersetzung (in Auswahl) und Bearbeitung der „Amoenitates" von Karl Meier-Lemgo, Meyersche Hofbuchhandlung, Detmold 1933.

Johann Ludwig Knoch

Quellen: Prozeßakten.

Literatur: Kiewning: Das Lippische Landesarchiv in Detmold in „Archivalischer Zeitschrift" 1934 Seite 281 ff.

Malwida von Meysenbug

Quellen: Gesammelte Werke, 5 Bände. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, Berlin, Leipzig 1922. — Briefe von und an v. M. Schuster und Löffler, Berlin 1920. — M. v. M. Im Anfang war die Liebe. Briefe an ihre Pflegetochter. München 1927. 3. Aufl. (C. H. Beck). — M. v. Meysenbug und Sigismund Ruhl. Mär-

chenfrau und Malerdichter. Ein Briefwechsel. C. H. Beckſche Verlagsbuchhandlung. München 1929. — Romain Rolland. — M. v. M. Ein Briefwechsel 1890—91. Mit einer Einleitung von Romain Rolland „Dankgesang". Erinnerungen an M. — J. Engelhorns Nachfolger, Stuttgart 1932. — Alle herausgegeben von B. Schleicher.

Literatur: B. Schleicher: M. v. Meysenbug. Ein Lebensbild zum 100. Geburtstag der Idealistin. Schuster und Löffler, Berlin, 3. Aufl. 1922. — Dora Wegele: Theodor Althaus und Malwida v. Meysenbug. Zwei Gestalten des Vormärz. N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, Marburg/Lahn 1927.

Johann von Molenbeck

Quellen: Lippische Regesten. — Akten des Barntruper Schloßarchivs und verschiedener Lehnsarchive. — Hansen: Die Soester Fehde, Leipzig 1888. — Die Chroniken der westfälischen und niederrheinischen Städte, Bd. 2 Soest, Leipzig 1889.

Fürstin Pauline zur Lippe

Literatur: Hans Kiewning: Fürstin Pauline zur Lippe. Detmold 1930.

Anton Heinrich Pustkuchen

Literatur: Gustav Engel, in der Zeitschrift „Niedersachsen", Septemberheft 1932 (bei Gustav Winter-Bremen).

Graf Simon VI. zur Lippe

Literatur: Aug. Falkmann: Graf Simon VI. zur Lippe und seine Zeit. Detmold 1882.

Ernst von Valentini

Quellen: Meusel: Teutsches Künstlerlexicon oder Verzeichniß der jetztlebenden Teutschen Künstler, 2. Auflage, Band 2, Lemgo, Meyer'sche Buchhandlung 1809, S. 471 ff. (Wörtlich übergegangen in Füßli: Allgemeines Künstler-Lexicon, Zürich 1818.) — Kraus, Tagebuch einer Italienreise aus dem Jahre 1791 in Neue Heidelberger Jahrbücher 1931, S. 95 ff. — Leopold Gast: Ein Gast auf Erden und sein Pilgerlauf in der alten und neuen Welt, Band I, Gütersloh 1894. — Hofstaatsakten und Akten der lipp. Oberschulbehörde.

Paderborner Bischöfe

Literatur: Friedrich Gerlach: Das Archidiakonat Lemgo im Mittelalter. Aschendorffsche Buchhandlung, Münster.

3391

3974101